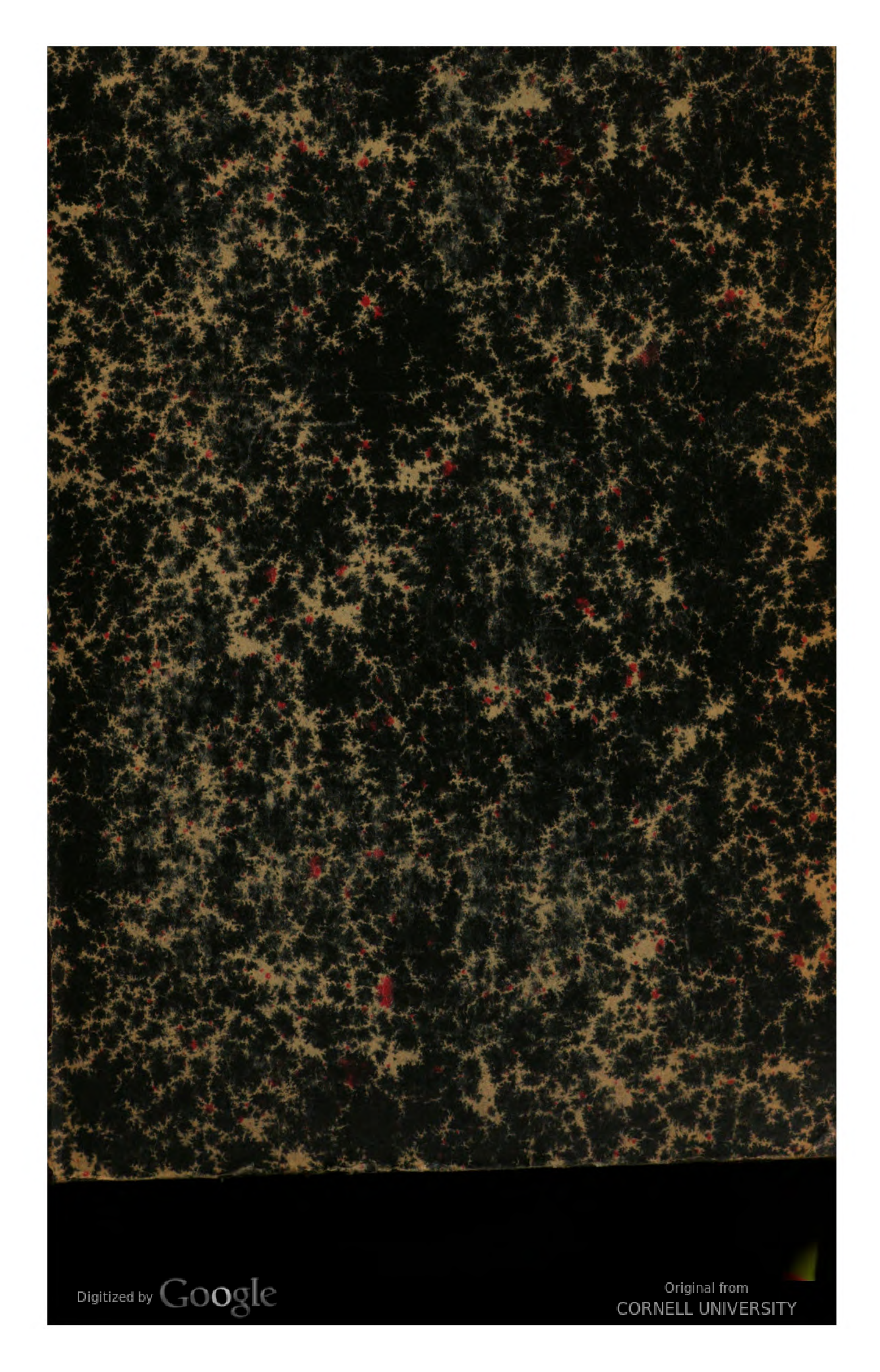
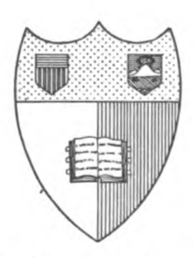





CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 365 731

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE



ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.)

DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER

WIENER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

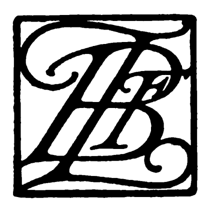
HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

VIERTER JAHRGANG

ERSTE HÄLFTE



VERLAG UND DRUCK VON W. DRUGULIN IN LEIPZIG

1912



Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Abbildungen.



Beilagen.



II. Beiblatt.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Briefe.

Rundschau der Presse.

Von Prof. Dr. *Adalbert Hortzschansky*.

Von den Auktionen.

Neue erschienene und angekündigte Bücher.





Kleine Mitteilungen.



Literatur und Justiz.



Kataloge.



Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1912/1913

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D



H

I

J

K



L

Luppenberg, J. M. 115.

M

N

O

P

Q

R

S

T

U



V

W

X

Y

Z



Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1912/1913.

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D

E

F

G

H

I

J

K

L



M

N

O

P

R

S

T

U

V

W

Z

Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke.

Von

J. H. Scholte in Amsterdam.

Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln.

I.

„Worte und Bild sind Korrelate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balanciren." Dieses Balancement zwischen Wort und Bild, von dem Goethe spricht, diese gegenseitigen Beziehungen zwischen dem geschriebenen beziehungsweise gedruckten Text und der bildlichen Vorstellung ist in hohem Grade für Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen bezeichnend; nicht bloß, daß er fortwährend bemüht ist, durch „wol inventirte Kupfferstück" die Wirkung seiner Schilderungen zu heben, sondern manchmal geht auch von einer plastischen Vorstellung der Impuls zu einer Auseinandersetzung oder Schilderung aus. Eine Erzählung aus seinem „Ewigwährenden Calender" — dieser für die Grimmelshausenforschung so bedeutungsvollen Schrift — möge das verdeutlichen: „dieweil ich den Abend zuvor" — so erzählt der Verfasser eine Geschichte aus seinem Leben — „etlichen glatthärigen jungen Schwämen zu gefallen mit meinem Hauswirth in eine Kunckelstuben zu Liecht gangen war, und (in) der alleranmuhtigsten Dirne-Kunckel ein Kupfferstück auf einem Bogen Papier gefunden, worüber ich mich eben so sehr als über die liebliche Spinnerin selbst vernarrete; Denn weil ich noch kein solches Exemplar gesehen, kam mirs so frembd vor, und nachdem ichs mit Consens seiner Possessorin herab genommen, setzte ich mich darhinter, und carresirte an statt der schönen Spinnerin in jhren Kunckel-Brieff, und lobte bey mir selbst die artliche Invention des Autoris, indem mich bedünckete, die verkehrte Welt könte sinnreicher, kürtzer und besser nicht abgemahlet werden, als sie auff selbigem Brieffe entworffen war; Ja, ich bildete mir die Sach so steiff ein, daß mir auch darvon träumte, dann da kam mir vor, wie der Ochse dem Metzger metzelte, das Wild den Jäger fällete, die Fisch den Fischer frassen, der Esel den Menschen ritte, der Lay dem Pfaffen predigte, das Pferd den Reuter tummelte, der Arme dem Reichen gabe" — nicht „gace", wie Kurz in seiner Grimmelshausenausgabe, Band IV, Seite 214, nach der ersten Ausgabe des Calenders abdruckt und als „g'ätzte, das heißt zu essen gab, speiste" erklärt — „der Bauer kriegte und der Soldat pflügte". (Ausgabe 1677, Seite 108.)

Es ist deutlich, daß sich die mitgeteilte Stelle auf die Entstehung von Grimmelshausens phantastisch-satirischer Sittenschilderung von der Verkehrten Welt bezieht: „Des Abenteuerlichen Simplicii Verkehrte Welt, Nicht, wie es scheinet, dem Leser allein zur Lust und Kurtzweil: Sondern auch zu dessen aufferbaulichem Nutz annemlich entworffen von Simon Lengfrisch — er meint „Leugfrisch" — von Hartenfels." Die Schrift war bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur in der Fassung der Gesamtausgaben bekannt — noch Bobertag schreibt in seiner



Ausgabe von Grimmelshausens Werken (Kürschners National-Litteratur), Band III, Einleitung Seite 13: „Eine Einzelausgabe scheint nicht bekannt zu sein" — es findet sich aber jetzt ein Exemplar in der Kgl. Bibliothek in Berlin, dessen Titelkupfer ich nebenstehend wiedergebe. (Vgl. auch „Zeitschrift für Bücherfreunde", Jahrgang II, Seite 149). Man sieht, daß fast alle Vorstellungen des Kupfertitels uns schon aus der Beschreibung im Calender bekannt sind: der Ochs und der Metzger, das Wild und der Jäger, der Bauer und der Soldat, der Arme und der Reiche. Die Erklärung des Titelkupfers hält sich natürlich eng an das in Rede stehende Bild:

Der Hirsch den kühnen Jäger legt,
Der Ochs manchmahl den Metzger schlägt,
Der Arm dem Reichen Steuer trägt,
Zur Arbeit der Soldat sich regt,
Der Bauer in Waffen sich bewegt,
Solch Ding die Welt zu üben pflegt.

Ist es also nicht im geringsten zweifelhaft, daß die Erzählung von dem „Kunckel-Brieff der schönen Spinnerin" in Grimmelshausens Calender zu seiner „Verkehrten Welt" in Beziehung gebracht werden muß, so erhebt sich jetzt eine andere Frage, nämlich, ob wir für die Erzählung auch Beziehung zur Wirklichkeit vorauszusetzen haben. Da ist nun zweierlei zu unterscheiden: erstens ob wir annehmen müssen, daß die Anregung zu Grimmelshausens „Verkehrter Welt" tatsächlich von einem Kupferstich ausgegangen sei, zweitens ob die Umstände, unter denen er das Kupferstück aufgefunden haben will, mit der Wahrheit übereinstimmen. Daß Grimmelshausen mit seiner Erzählung eine bewußte Anspielung auf seine „Verkehrte Welt" machte, kann man nicht bezweifeln; wenn man dabei weiter beachtet, daß der Calender überhaupt viel Persönliches und auch Kontrollierbar-Wahres enthält, wenn man bedenkt, daß ähnliche Kupferblätter von der „Verkehrten Welt" auch zu seiner Zeit nicht selten waren und sich fürs XVII. Jahrhundert ein paar starkverwandte Darstellungen nachweisen lassen, dann ist die Annahme berechtigt, daß eine bildliche Vorstellung von der „Verkehrten Welt" bei Konzeption oder Ausführung der Grimmelshausenschen Schrift eine Rolle gespielt haben wird. Die andere Frage, ob man den näheren Umständen, unter denen der Fund geschehen sein soll, auch Glauben beimessen darf, scheint mir äußerst zweifelhaft; der humoristische Gegensatz zwischen dem lebhaften Interesse des jungen Mannes für das tote Bild und der Vernachlässigung der schönen Besitzerin weist hier meines Erachtens auf eine rein-literarische Einkleidung hin. Nur ist es möglich, daß Grimmelshausen für die Lokalisierung seiner anekdotenhaften Erzählung in einer Spinnstube eine bestimmte Veranlassung hatte. Die Bezeichnung „Kunckel-Brieff" könnte uns da den Weg zeigen.

Über dieses Wort *„Kunckel-Brieff"* findet sich an der Stelle, wo man zunächst sich zu orientieren geneigt ist — dem vorzüglichen K-Band des großen deutschen Wörterbuchs — leider nichts. Es läßt sich aber wohl etwas darüber nachweisen. Eine zweite Stelle, aus der mir das Wort bekannt ist, bildet zu der Grimmelshausenschen Erzählung eine erwünschte Ergänzung, da es da wirklich als Bezeichnung eines Kupferstichs — eine richtigere Vorstellung bekommt man vielleicht durch das Wort Bilderbogen, wenn man nur nicht außer acht läßt, daß es sich um ein in Kupfer gestochenes Blatt handelt — verwendet wird. Von diesem *„Kunckel-Brieff"* ist sowohl in dem Germanischen Museum in Nürnberg als im Königlichen Kupferstichkabinett in Berlin ein Exemplar vorhanden; er enthält in vier Reihen sechzehn kleine Bilder, die durch die Unterschriften genügend charakterisiert werden:

Ein dorff in einem Bauren saß,
Der gerne leffel mit milch aß,
Sampt einem grossen Wecke,
Vier häuser hat sein Ecke,
Vier wagen spandt er für sein pferdt,
Sein küch stundt mitten in dem herd,





Titelkupfer zur „Verkehrten Welt" (1672). Nach dem Original in der Königlichen Bibliothek in Berlin. (1/1 Größe.)

Vol stadel war sein hewe,
Sein hoff lag in dem strewe,
Sein stall stundt mitten in dem Roß,
Sein offen in das brod er schoß,
Auß keß macht er gutt Milche,
Von Juppen war sein zwilche,
Er schlug die haw auß der gruben,
Vnd Feldacker auß den Ruben,
Mitt garben Tröscht er Flegel,
Auff der spitz stellt sein kegel.

Auch hier handelt es sich, wie man sieht, um eine Art „Verkehrte Welt", wenn auch die Art der Vorstellungen eine ganz andere ist. Der Titel dieses Blatts, von dem sich eine Nachbildung bei H. Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit, 1900, Tafel zu Seite 72, und in dem neuerdings erschienenen reichhaltigen Werk von Van Heurck und Boekenoogen: Histoire de l'Imagerie Populaire Flamande et de ses Rapports avec les Imageries étrangères, Bruxelles, 1910, p. 609, findet, lautet: „Ein Newer Kunckelbrieff Die widersinnige Weldt genandt".

Diese „widersinnige Welt" hat eine literarisch interessante Vorgeschichte; derselbe Gegenstand findet sich nämlich schon in stark übereinstimmender Form bei Hans Sachs in dem Gedicht: „Der verkert pawer", 1531.

Ein dorf in einem pauren sas,
Der geren milch vnd loffel as
Mit einem grosen wecke;
Vier wegen spant er an ein pfert.
Sein küch stant miten in dem hert,
Vier haws so het sein ecke;
Wol vmb sein zaun so ging ein hof,
Aus kes macht er vil milich,
In das prot schos er sein packof;
Von gippen war sein zwilich.
Miten in seinem offen stand sein stueben,
Felt grueb er aus den rueben,
Vol stadel lag sein hay,
Aß zwey pad auf ein ay.

Das Gedicht besteht aus drei Strophen und findet sich in der Ausgabe von Goetze und Drescher: Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, im dritten Band unter Nummer 23. Ob eine zeichnerische Vorlage dieses Stoffs zu Hans Sachsens Zeit schon existierte, ist nicht nachgewiesen; denkbar ist es immerhin, daß Hans Sachs in einem humoristischen Holzschnitt Anregung für sein Gedicht gefunden hat, sicher ist es jedenfalls, daß umgekehrt der Wortlaut des Hans Sachsischen Gedichts die bildliche Darstellung dieser „Widersinnigen Welt" beeinflußt hat. Daß das oben beschriebene Kupferblatt aus dem XVII. Jahrhundert auf eine ältere Vorlage zurückgeht, kommt mir in diesem Zusammenhang wahrscheinlich vor. (Vgl. auch „Bildergedichte des XVII. Jahrhunderts, gesammelt von Camillus Wendeler", nach dem Tod Wendelers veröffentlicht in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" von J. Bolte, XV. Jahrgang, Seite 27ff. und Seite 150ff.)

Aus den beiden Kunkelbriefen aus dem XVII. Jahrhundert, die wir oben kennen gelernt haben, geht also mit Gewißheit hervor, daß Bilderbogen in der Spinnstube eine bestimmte Verwendung fanden; aus Grimmelshausens Erzählung ergibt sich weiter, daß der Kunkelbrief irgendwo befestigt war, denn er sagt: „nachdem ichs mit Consens seiner Possessorin herab genommen". Woher er es genommen hat, sagt er nicht; er durfte das bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen. Wir, die wir über so vieles, was Sitten und Gebräuche der Spinnstube betrifft, trotz Beham und Fischart, trotz Scherzgedichten und Kupferstichen, nur unvollständig orientiert sind, stoßen bei der genauen Deutung dieses Wortes auf Schwierigkeiten. Das Wort *„Brief"* kann zur Verdeutlichung des Begriffs nur wenig beitragen; es ist etymologisch be-



kanntlich die germanische Entwicklung einer gedehnten Form des lateinischen „brevis" (zu ergänzen etwa „libellus") und heißt ursprünglich „kurzes Schreiben, Urkunde"; durch Begriffserweiterung wird es dann für „Geschriebenes" überhaupt verwandt, und daneben auch für „Gezeichnetes" respektive „Gestochenes"; Grimms Wörterbuch gibt dafür folgende Umschreibung: „bemahltes pergament oder papier,[1] wie im mittelalter große buchstaben und verzierungen zu der schrift gemahlt wurden, und die wörter *mahlen* und *schreiben* sich berühren." — Mehr Stütze haben wir von dem bestimmenden Teil des Kompositums zu erwarten; „*Kunkel*" ist bekanntlich für den südwestlichen Teil von Deutschland die gewöhnliche Bezeichnung für den zu spinnenden Flachs mit oder ohne Kunkelstock oder auch für den Stock selbst also derselbe Begriff, der in andern Gegenden Deutschlands durch „Rocken" und in einem kleineren Teil von Niederdeutschland durch „Wocken" angedeutet wird. Für „Kunkelbrief" darf man also auch „Rockenbrief" bezw. „Wockenbrief" — beide Formen finden sich — einsetzen und das eine durch das andere erklären. Das Wort „Rockenbrief" ist mehrfach belegt; in Diefenbachs Glossarium latino-germanicum, Frankfurt a. M., 1857 wird es mit „colifolium" übersetzt und in Jacobssons Technologischem Wörterbuch, Berlin 1781–1795 findet man eine Erklärung; man hat darunter ein Blatt steifes Papier zu verstehen, welches um den Flachs am Spinnrocken gebunden wurde, um ihn vor dem Zerzausen zu bewahren. (Vgl. Grimms Wörterbuch i. v. Rockenbrief, Rockenpapier, Rockenfell, Rockenblatt.) Daß das Wort „Rockenbrief" auch mit Bezug auf bildliche Darstellungen in der Spinnstube gebraucht worden ist, kommt mir wahrscheinlich vor, um so mehr als mir für das Wort „Wockenbrief" eine beweiskräftige Stelle bekannt ist. „Dieses Wockenbriefchen bestes Kind wird Dir heut zugeschickt; Nimmst Du ihn gütig auf, so bin ich ganz beglückt", so heißt es auf einem mit Rosen- und Blättergirlanden geschmückten Blatt, das im Anfang des XIX. Jahrhunderts in der Offizin von D. F. Gerlach in Halle a. S. gedruckt wurde. Es handelt sich hier um eine ganz andere Art Arbeit und die Verwendung dieses „Wockenbriefchens" wird auch eine ganz andere gewesen sein, aber bei der Erklärung der Bezeichnung „Wockenbriefchen" wird man die Bedeutung des Wortes „Kunkelbrief" nicht vernachlässigen dürfen. Von dem „Wockenbrief" aus dem Verlag Gerlach werden vermutlich noch viele Exemplare bewahrt sein; mir liegt eins vor aus der reichen Sammlung Bilderbogen von Dr. G. J. Boekenoogen in Leiden (Holland); die Beschreibung findet sich in dem oben zitierten Werk von Van Heurck und Boekenoogen, L'Imagerie Flamande, Seite 614 und 626. Es wäre erwünscht, wenn Gelehrte und Sammler über die Begriffe „Kunkelbrief, Rockenbrief, Wockenbrief" Näheres zur Veranschaulichung unserer Vorstellung beibringen könnten, daß sie im Anschluß an das obenstehend Mitgeteilte ihre Ergänzungen veröffentlichten.

Zur Verdeutlichung des Begriffes „Colifolium" erlaube ich mir noch ein paar Stellen aus der Beschreibung der Spinnstube zu zitieren, die sich in Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahren (Drittes Buch, fünftes Kapitel, Lenardos Tagebuch) befinden: „Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten dasselbe mit über einander gelegten Füßen in festem Stande, Andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Be-

[1] Auch im Holländischen hat das Wort „brief" dieselbe Entwicklung durchgemacht; das „Woordenboek der Nederlandsche Taal" sagt darüber ungefähr Folgendes: „Die allgemeine Bedeutung: beschriebenes oder bedrucktes Blatt Pergament oder Papier konnte auch auf Kupferdruck angewandt werden; so scheint „brief" früher überhaupt in der Bedeutung Bild, sei es Kupferstich, Holzschnitt oder Radierung, sei es farbig oder schwarz, sei es mit oder ohne Unterschrift in Buchdruck, gebraucht worden zu sein. Das Wort wurde mithin für diejenigen Bilder respektive Bilderbogen gebraucht, die von alters her unter dem Volk verbreitet waren und als Wandschmuck benutzt wurden; ob es auch für ein Gemälde auf Leinwand oder Holz angewandt wurde, läßt sich aus den erhaltenen Stellen nicht ermitteln." Das genannte Wörterbuch zitiert unter anderem eine Stelle aus Bredero (1585—1618): „Maer watte moye brieven heb gy hier! jemy, dit is ien reyn taferiel!" — Als deutsche Parallele könnte man daneben folgendes Beispiel aus Paulis „Schimpf und Ernst" stellen: „da knüwt sie nider für ein brieff, da was ein crucifix an gemalt." — Vgl. auch die in der Kulturgeschichte so bekannte Bezeichnung „Briefmaler", wofür ich nachstehende Stelle aus Fischarts Gargantua anführe: „eben wie ein predigkauzischer briefmaler malet und dicht."



wegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr malerischen Kontrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten. . . . Dem beschriebenen Rädligarn ist jedoch das Briefgarn vorzuziehen. Hiezu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und diese nachher an der Kunkel befestigt. Aus einer solchen Düte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn."

Ich möchte nun für die Ausdrücke *„Kunkelbrief"*, *„aus dem Brief spinnen"*, *„Briefgarn"* folgende Bedeutungsentwicklung vermuten. Die ursprüngliche Bezeichnung für die Düte am Kunkelstock mag „Kunkelblatt" oder „Kunkelpapier", vielleicht auch „Kunkelband" oder „Kunkelschnur" gewesen sein, und die Bezeichnung „Kunkelbrief" wird erst dann aufgekommen sein, als man für die Düte nicht beliebiges Papier, sondern vorzugsweise bezeichnetes oder bedrucktes verwandte. War zunächst also der Begriff „Brief" der hinzukommende Bestandteil, so wird allmählich vermutlich das Wort „Kunkelbrief" die gewöhnliche Bezeichnung geworden sein, wobei das Kennzeichen des Bemalten nicht mehr als wesentlich empfunden wurde; so gewöhnlich wurde die Bezeichnung „Kunkelbrief", daß man in gewissen Verbindungen den bestimmenden Teil fortlassen und einfach „aus dem Brief spinnen" ohne Furcht vor Mißverständnis sagen konnte, so daß das aus dem Brief gesponnene Garn den Namen „Briefgarn" erhielt. Die Weiterentwicklung, daß der „Brief" dann auch für die Quantität des Garns gebraucht wurde, findet vielleicht eine Fortsetzung in dem Ausdruck „ein Brief Stecknadeln", es sei denn, daß man hier Anlehnung an die alltägliche Bedeutung von Brief mit besonderer Beziehung auf das Gefaltetwerden annehmen will. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß das vom Kunkelbrief Gesagte sich mutatis mutandis auch auf Rockenbrief respektive Wockenbrief anwenden läßt, und daß Ausdrücke wie die von Goethe erklärten sich ebensowohl in einem Gebiet, wo man von Rocken oder Wocken sprach, entwickelt haben können, als in den Gegenden, wo Kunkel die gewöhnliche Bezeichnung war.

Die oben angeregte Frage, woher der junge Mann in „der alleranmuhtigsten Dirne-Kunckel" den Kunkelbrief genommen habe, läßt sich also jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit dahin beantworten, daß er ihn von dem Kunkelstock herabnahm. Weitere Fragen, wie der Kunkelbrief an dem Kunkelstock befestigt war, und wie man es sich vorstellen muß, daß der Kunkelbrief trotz der Dütenform genau zu betrachten war, vermag ich nicht zu beantworten. Auch über die interessante Frage, ob der Kunkelbrief nicht auch, wie so manches in der Spinnstube, in dem Verkehr zwischen den jungen Mädchen und den jungen Männern, eine besondre Bedeutung gehabt hat, wäre mehr Licht erwünscht. Denkbar ist es, daß ein hübsch gezeichneter, ein witzig entworfener Kunkelbrief ein beliebtes Geschenk für eine begünstigte Spinnerin gewesen ist; die spätere Entwicklung des „Wockenbriefchens", die ich oben andeutete, und bei der wir sehen, daß sich der junge Mann auf dem Wockenbrief an die Spinnerin richtete, sei es, um sich Einlaß für die Spinnstube zu erbitten, sei es, um seine Liebe zu erklären (Van Heurck und Boekenoogen, a. a. O. Seite 626), läßt es vermuten.[1]

[1] Zu obenstehender Vermutung stimmt die Erklärung des Wortes Spinnrockenblatt aus Krünitz' „Ökonomisch-technologischer Encyclopädie", 159. Theil, Berlin 1833, Seite 99: „ein Blatt Papier, welches entweder nur einfarbig ist, oder mit verschiedenen bunten Schnörkeln, Figuren etc. ist bemalt worden, und um den Flachs etc. auf dem Rocken gewunden und mit einem Bande befestiget wird . . . dergleichen Rockenblätter werden auch wohl mit Leinwand gefüttert und mit farbigem Bande rund herum eingefaßt. So wie man sie ehemals auch mit Gold, Silber, Flittern etc. verziert fand, an deren Stelle jetzt eine einfache Malerey getreten ist; obgleich es auf dem Lande noch hin und wider sehr bunte und mit Silber und Gold geschmückte Rockenblätter giebt, welche den Spinnerinnen von ihren Freunden und Geliebten verehrt werden."



Es wäre interessant, wenn sich ein Exemplar des Kunkelbriefs, den Grimmelshausen in der Stelle aus seinem Kalender beschreibt, auffinden ließe. Kurz sagt mit Bezug darauf: „Bilderbogen, auf denen die „Verkehrte Welt" dargestellt wird, wo zum Beispiel das Schwein den Metzger schlachtet, das Kind den Greis wiegt usw. kommen schon früh vor, doch kann ich leider Näheres nicht nachweisen." (Band IV, Seite 442). Das Germanische Museum in Nürnberg bewahrt ein Blatt aus dem XVII. Jahrhundert, das unter seinen 25 Einzelbildern einige von den von Grimmelshausen erwähnten enthält; ein jüngerer und in Einzelheiten etwas abweichender Druck dieser „Verkehrten Welt" mit dem Stechervermerk: „Paulus Fürst excudit" ist im Besitz des Herzoglichen Museums in Braunschweig und wird von Bolte in der oben zitierten Veröffentlichung von Wendelers hinterlassener Studie über die „Bildergedichte des XVII. Jahrhunderts" beschrieben; ein drittes Exemplar befindet sich in der Kartensammlung in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Nach diesem Exemplar ist das Faksimile angefertigt worden, das als Beilage I dieses Heft begleitet. Wenn es auch nicht auf dasselbe Exemplar zurückgeht, das Grimmelshausen vorgelegen haben mag, so gibt es doch von dem Blatt, das ihn so stark interessierte, eine annähernd richtige greifbare Vorstellung.

Außer der „Verkehrten Welt" bewahrt das Germanische Museum in Nürnberg noch zwei Blätter, die offenbar desselben Ursprungs sind: „Die Widerwertige Welt" und „Die Torechte Welt". Die „Widerwertige Welt" zeigt, wie aus nachstehender Mitteilung der Unterschriften genügend hervorgeht, mit der „Verkehrten Welt" stofflich eine große Übereinstimmung:

1. Ein zigainerin läst ihr warsagen.
2. Der glehrte thut den bauren fragen.
3. Ein alter thut wol kindisch thaten.
4. Das Kind dem alten gibt auf zurathen.
5. Der knecht sicht zu, der Herr arbeit.
6. Der Esel seinen meister reitt.
7. Die Fraw der magdt folgt vnd serviert.
8. Der baur der pflügt, der Ochs regiert.
9. Die Kuh dem Esel auff hoviert.
10. Der wagen hie die Ochsen füert.
11. Die Saw dem Metzger sengt vnd plagt.
12. Der Esel seinen Meister zwagt.
13. Auff dissem Meer dieser hie Mäht.
14. Auff grüner heidt zu Fisschen geht.
15. Der Fisch den fisscher offt erlangt.
16. Das hun den Hünerfänger fangt.
17. Ein hauß auff dem Eijß dieser bawt.
18. Ein grub er in dem waßer hawt.
19. Der Han den Fuchsen überlist.
20. Die Mauß der Katzn ein falstrick rüst.
21. Das hun hie nach dem Habicht flücht (zu lesen: fleucht).
22. Die Daube nach dem Falken steigt.
23. Der hund vorm Haasen forchtsam laufft.
24. Der Raab sich mit dem Adler Raufft.
25. Daß königlein ihn auch erschreckt.
26. Die Geiß den Löwen hart anbleckt.
27. Der Amboß fleugt nun unverhofft.
28. Der mülstein schwimt empor gar offt.
29. Der thurn hie in der klocken schwanckt.
30. Der Galgen an dem diebe hangt.

Ein späterer, etwas abweichender Druck befindet sich in dem Herzoglichen Museum in Braunschweig und wird von Wendeler-Bolte a. a. O. beschrieben. Das Kupferblatt von der „Torechten Welt" hat einen ausgesprochen satirischen Charakter und geißelt die verschiedenen Torheiten der Menschen.

Vermutlich werden die bildlichen Darstellungen der „Verkehrten Welt" wohl noch weiter als in den Anfang des XVII. Jahrhunderts hinein zurückgehen; wie wir gesehen haben,



wird in der Literatur (Hans Sachs) das Thema schon viel früher in mannigfaltiger Ausarbeitung behandelt — Einzelzüge lassen sich noch viel weiter zurückverfolgen, vgl. Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrgang XV, Seite 158 ff. —; und in anderen europäischen Ländern haben sich Darstellungen aus dem XVI. Jahrhundert bewahrt. Für Holland kenne ich ein Bild aus dem Jahre 1579, welches das „Prentenkabinet" des Reichsmuseums in Amsterdam besitzt und das bei Drugulin im „Atlas Historique" unter Nr. 563 verzeichnet wird. Es hat nicht die charakteristische bilderbogenartige Einteilung der besprochenen Bilder, sondern enthält *eine* Komposition, eine Satire auf den religiös-politischen Zustand in Holland; Heuchelei und Despotismus haben die Weltkugel (mit dem Jahr 1567) umgestürzt, Treue und Liebe schlafen, in der Ferne sieht man eine Landschaft auf den Kopf gestellt. Das Blatt hat die Bezeichnungen: M. v. Cleef nv., W. Haecht comp., A. Wierix sc. — Auch in Italien greifen die Darstellungen der „Verkehrten Welt" bis in das XVI. Jahrhundert zurück; das Königliche Kupferstichkabinett in Berlin besitzt einen großen Kupferstich von Ferdinando Bertelli mit der Überschrift: Il mondo alla riversa, auf dem sich fünf Reihen Bilder, unter anderem der reitende Knecht und der gehende König befinden. Und Van Heurck und Boekenoogen machen auf einen Katalog der Firma Vaccari aus dem Jahr 1614 aufmerksam, in dem auch eine Darstellung der „Verkehrten Welt" vorkommen soll.

Eine viel größere Entwicklung haben die Darstellungen der „Verkehrten Welt" natürlich *nach* dem XVII. Jahrhundert erfahren; im XVIII. Jahrhundert sind sie in allen europäischen Ländern häufig; sie haben dann schließlich die Wandlung durchgemacht, welche alle Kupferstiche und Holzschnitte dieser scherzhaften Gattung über sich haben ergehen lassen müssen, daß sie nämlich das Interesse der Erwachsenen auf die Dauer nicht mehr zu fesseln vermochten, und nur noch zur Unterhaltung der heranwachsenden Generation als Kinderbilderbogen ihren Zweck erfüllten. In dieser Gestalt lebten die Vorstellungen von der „Verkehrten Welt" noch in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, sind sie vielleicht noch nicht ausgestorben oder werden sie sonst leicht wieder aus zeitweiliger Vergessenheit auferstehen.

Ist also der Einfluß dieser Vorstellung von der „Verkehrten Welt" auf die Grimmelshausensche Schrift unzweifelhaft, so soll damit nicht gesagt sein, daß sich der Inhalt dieser Schrift ohne weiteres aus diesen Vorstellungen entwickelt hätte; im Gegenteil bin ich mehr geneigt, anderen Einflüssen, zum Beispiel dem Moscherosch's, größere Bedeutung in dieser Hinsicht einzuräumen; daneben enthält die Schrift auch Motive, die sich in Grimmelshausens Erstlingswerken, den satirischen Gesichten und Traumgeschichten, finden. Die Verknüpfung mit den bildlichen Darstellungen der „Verkehrten Welt" scheint mir also eine sekundäre zu sein; ob der Zufall, daß ein bestimmtes Kupferblatt dem Dichter während seiner Arbeit an dieser Schrift unter die Augen gekommen sein mag, dabei modifizierend eingegriffen hat, oder ob von vornherein eine seitliche Berührung mit diesem Stoff geplant gewesen ist, läßt sich schwer entscheiden; bezeichnend bleibt jedenfalls, daß der Titel eine bewußte Anlehnung an die Darstellungen von der „Verkehrten Welt" ausdrückt. Wie also einerseits die bildliche Darstellung von der „Verkehrten Welt" die Grimmelshausensche Schrift der Einkleidung nach beeinflußt hat, so hat der Dichter andrerseits die Wirkung dieser Einkleidung durch sein charakteristisches Titelkupfer mit der Seite 2 mitgeteilten Erläuterung zu heben gesucht. Mit diesem Titelkupfer der „Verkehrten Welt" (Faksimile-Reproduktion Seite 3) und den dazu gehörigen Versen ist also der Ring geschlossen.

II.

Eine ähnliche korrelative Beziehung findet sich bei einer früheren Schrift „Der Erste Beernhäuter", einer Erzählung über das bekannte Motiv von dem Mann, der sich infolge eines Versprechens jahrelang nicht reinigen darf. Dieses weitverbreitete Sagenmotiv, das seine bekannteste Bearbeitung wohl in Grimms „Kinder- und Hausmärchen", Nr. 100 und 101, gefunden hat, wird von Grimmelshausen an die Schlacht bei Nikopolis (1396) angeknüpft. Er



erzählt, wie ein aus dieser Schlacht entronnener Landsknecht so arm geworden sei, daß er sich dem Teufel ergeben und versprochen habe, ihm sieben Jahre zu dienen, dadurch daß er sich während dieser Zeit nicht reinige, niemals bete, jede Nacht in der Gespensterstunde eine Stunde Schildwache stehe und eine Bärenhaut als ausschließliche Kleidung und als Bettzeug gebrauche. Der Bärenhäuter hält sein Versprechen und wird dafür am Ende der sieben Jahre belohnt. Ein vornehmer Herr besitzt drei schöne Töchter, die sich so ähnlich sehen, daß sogar die Mutter sie oft nicht zu unterscheiden vermag. Wenn es dem Bärenhäuter gelingt, sie auseinanderzukennen, soll er eine zur Frau wählen dürfen, wo nicht, so soll er samt seinem Eigentum dem betreffenden Herrn mit Leib und Leben verfallen sein. Der Teufel hilft ihm aus der Schwierigkeit: „Wisse, dieser Herr pflegt auf solche Fäll die Jüngste in die Mitte und die Aelteste auff der lincken, die Mittlere aber auf ihre rechte Seite zu stellen.“ Als der Bärenhäuter die Töchter richtig nach dem Alter unterscheidet und die Jüngste zur Frau begehrt, ist diese sehr traurig; der Vater aber schwört, daß er sein Wort halten wolle. Der Bärenhäuter geht, nachdem er seiner Braut ein Stück eines auseinandergeschraubten Ringes gegeben hat, und läßt sich vom Teufel reinigen, aufs prächtigste kleiden und mit Schätzen und Dienerschaft reichlich ausstatten. Darauf kommt er zurück und wird, unerkannt, zwischen die zwei ältesten Töchter gesetzt: er gibt sich aber zu erkennen und heiratet zur Enttäuschung der zwei älteren die jüngste Tochter.



Holzschnitt aus dem „Ersten Beernhäuter“ (1670).
Nach dem Original in der Universitätsbibliothek-Göttingen.
(Jost Amman's Kartenspielbuch, 1588, Blatt 50.)
(¹/₁ Größe.)

Grimmelshausen will durch diese Erzählung den „Ursprung des Namens Beernhäuter“ aufgedeckt haben, wie sich aus der Einleitung seiner Erzählung zeigt: „Aber auff dem Schloß Hohen-Roth hat sich ein uhraltes Gemähld gefunden, davon auch beygefügtes Bildnüß copirt worden, mit nachfolgendem Bericht, woraus dieser Name entsprungen“. Über die Deutung dieses „Hohen-Roth“ sind die Meinungen sehr geteilt. Heinrich Kurz, Simplicianische Schriften IV, Seite 454, fragt: „Ist es das Dorf Hohenrod ein Hannover, Landdrostei Hildesheim, oder das Dorf gleichen Namens in Kurhessen, Landgerichts Rinteln, oder Hohenroth in Bayern, Provinz Unterfranken, Landgerichts Neustadt?“ — Julius Tittmann sagt, Simplicianische Schriften I, Seite 247: „Sollte eine bestimmte Örtlichkeit gemeint sein, so ist dieselbe in der Nähe des Rheins zu suchen; ein kleines Dorf des Namens liegt in Nassau, Amt Herborn“. — Professor Gaismaier aus Wien, der in einer interessanten folkloristischen Studie „Die Bärenhäuter-Sage“ (Jahresberichte des K. K. Staatsgymnasiums Ried für 1903/04) auf Grund von Pfaffs Ausgabe von Arnims „Trösteinsamkeit“ (Freiburg i. B., zweite Auflage 1890, Seite 218) noch eine neue Lokalisierung, eine Burg „Hohinrot“, bei Obrigheim, gegenüber Neckarelz, anführt, sagt mit Bezug auf diese Lokalisierung: „Mit der Ortsangabe Grimmelshausens läßt sich kaum viel anfangen, wenn man nicht überhaupt vielmehr annehmen muß, daß man es hier mit einer Fiktion zu tun habe. Denn es ist ja keine Seltenheit, daß gerade in der volkstümlichen Literatur die Autoren vorgeben, ein Buch oder eine Handschrift in irgendeinem Schlosse gefunden zu haben, das sie nun an den Tag brächten“.

Daß die Angabe Grimmelshausens, wenigstens teilweise, fiktiv ist, wird durch die Tatsachen bestätigt: „beygefügtes Bildnüß", welches einen Landsknecht darstellt, der in der rechten Hand eine Pistole hält, während er die linke erhebt, ist keineswegs eine Kopie eines uralten Gemäldes auf Schloß Hohen-Roth, sondern ein Holzschnitt von dem bekannten Nürnberger Zeichner Jost Amman (1539—1591). Im Jahre 1588 war im Verlag von Leonhardt Heußler, Nürnberg, ein Werk erschienen: „Künstliche vnd wolgerissene Figuren in ein new Kartenspiel, durch den Kunstreichen vnd weitberümten Jost Amman, Burger in Nürnberg". Von diesem Kartenspielbuch, auf das wir bei einem andern Werke Grimmelshausens noch zurückzukommen haben, gab Georg Hirth in München im Jahre 1880 in seiner „Liebhaber-Bibliothek alter Illustratoren in Facsimile-Reproduction" eine Neuausgabe: „Jost Amman's Kartenspielbuch". Blatt 50 dieser „künstlichen vnd wolgerissenen Figuren" ist das obenerwähnte Landsknechtsbild; von demselben Holzstock, von dem dieses Kartenspielblatt genommen wurde, stammt „Des ersten Bernhäuters Bildnus" (Reproduktion S. 9), womit der Verleger, ohne Zweifel Wolff Eberhard Felßecker in Nürnberg, die Grimmelshausensche Schrift illustrierte.

Ist damit nachgewiesen, daß die Angabe über das „uhralte Gemähld" auf Schloß Hohen-Roth als eine Täuschung anzusehen ist, so bleibt es immerhin möglich, daß Grimmelshausen für die Lokalisierung seiner Erzählung auf Schloß „Hohen-Roth" bestimmte Gründe hatte. Welches Schloß „Hohen-Roth" von Grimmelshausen gemeint wurde, dürfte jetzt nach den reichern Kenntnissen, die wir, dank den Funden in Schauenburgischen Familien- und Badischen und Bayrischen Landesarchiven (zu vergleichen diese Zeitschrift, Neue Folge, II. 2, Bechtold, Grimmelshausen-Urkunden) besitzen, kaum mehr zweifelhaft sein. Wissen wir nun doch, daß Grimmelshausens Leben aufs engste mit der mittelbadischen Gegend: Offenburg, Oberkirch, Renchen verknüpft ist.[1] Unweit dieser Ortschaften erheben sich die Trümmer einer Burg, von welcher Wilhelm Jensen in seinem bekannten Werk „Der Schwarzwald" (dritte Auflage, Seite 141) folgende Schilderung gibt: „Die Hornisgrinde fällt steil ab, dann erhebt sich ihr gegenüber wieder eine mit gewaltigem Granitgeblöck überdeckte Berghöhe bis zu 762 m, die auf schroffem Fels den letzten kargen Überrest der ehemaligen Burg Hohenrode, gewöhnlich „das Brigittenschloß" genannt, aufragen läßt. Es war wohl die höchst belegene Burg des gesamten Schwarzwaldes, mit Ausnahme solcher, die sich auf dem südlichen Hochlande desselben da und dort auf geringen Angipfelungen finden. Von Achern aus gesehen, ragt sie mächtig, wie fast zu der Hornisgrinde, empor. — Hohenrode gilt als die älteste Stammburg des Geschlechts der Roeder (wohl schon im XI. Jahrhundert erbaut), das, ursprünglich im Elsaß seßhaft, wo noch die Namen Rödern, Rodern, Hohenrodern, Rodersdorf daran erinnern, später mehrere Schlösser in der alten Ortenau besaß. Jedenfalls war Hohenrode ein Felsenhorst frühester, ursprünglichster und unzugänglichster Art. Kaum ist zu begreifen, wie die Bewohner selbst einen Zugang gefunden, es sieht aus, als könne fast nichts als ein Bergfried auf der Schroffe Platz gehabt haben — —. Natürlich umkreist die Sage die wolkenhoch ragenden alten Trümmer mit besonderer Vorliebe, und zwar die zwiefache von einer Brigitte, einer guten und einer bösen; daher der Name „Brigittenschloß". Die Burg lag danach zu Anfang drunten am Fuß des Berges, als Eigentum einer Zauberkünste betreibenden Edelfrau Brigitte, welche Gewitter, Überschwemmungen und Seuchen veranlaßte und, deshalb von den Umwohnern bedroht, sich durch Teufelskunst mitsamt ihrem Schloß auf die Felsenspitze emporhob. — Die zweite Brigitte war die Frau des letzten Burgherrn von Hohenrode, die er aus Liebe zu einem schönen Edelfräulein Gertrud von Bosenstein ermorden zu lassen befahl. Doch wie seine Trauung mit der letzteren stattfinden sollte, trat die nur Totgeglaubte plötzlich inmitten der Hochzeitsgäste zwischen sie, so daß ihr Gatte, starr vor Schreck, überwältigt ihr zu Füßen fiel und ihre Vergebung erflehte. Diese gewährte sie, doch blieb sie nicht mehr bei ihm, sondern ging in ein Kloster, wo sie, nach ihrem Tode wie eine Heilige verehrt, starb, während er gleichfalls den Rest seines Lebens bei einem Klausner in der Waldeinsamkeit verbrachte."

[1] Näheres über diese Beziehungen findet man in meinem Werk: „Probleme der Grimmelshausenforschung", Band I, Groningen 1912.



Dieses von der Sage „mit besonderer Vorliebe“ umkreiste „Hohen-Roth“ wird Grimmelshausen gemeint haben: es lag nur einige Stunden von den Örtern entfernt, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte, so daß es für diese Gegend ohne Zweifel das Schloß Hohen-Roth κατ᾽ ἐξοχήν war; außerdem hatte Grimmelshausen zu den Besitzern von Hohen-Roth, den Freiherren Roeder von Diersburg, durch seine Brotherren, die Freiherren von Schauenburg, persönliche Beziehungen gehabt. Das Freiherrlich von Schauenburgische Familienarchiv in Gaisbach, für dessen Benutzung ich Herrn Legationsrat Freiherrn Dr. Rudolf von Schauenburg in Palermo zu verbindlichstem Dank verpflichtet bin, enthält unter anderem eine von Grimmelshausen geschriebene Urkunde, die als Beilage zu einem Lehensgesuch von Hans Reinhard von Schauenburg[1] aus der Luxemburger Linie bestimmt war, und in welchem die Ausbezahlung eines Lehens beantragt wird, das die Freiherren von Schauenburg und die Freiherren Roeder von Diersburg durch Vererbung eine Zeitlang gemeinschaftlich besaßen. Die von Grimmelshausen auf Grund älterer Rechnungsauszüge aufgesetzte Urkunde hatte den Zweck, die Verpflichtung der Markgrafschaft Baden darzutun, den Freiherren von Schauenburg jährlich 50 fl. Manngeld zu bezahlen und die Verwirrung zu lösen, die mit Bezug auf die Ausbezahlung dieses Manngelds zwischen der Baden-Badenschen und der Karlsburgschen Landschreiberei existierte. Die Ursache dieser Verwirrung war nach Grimmelshausens, respektive Von Schauenburgs Angabe, daß am Ende des XVI. Jahrhunderts aus Bequemlichkeit ein Tausch bei der Ausbezahlung stattgefunden habe; auf der einen Seite stehen da die Freiherren von Schauenburg, die für 50 fl. und die Freiherren Roeder von Diersburg, die für 10 fl. an der Ausbezahlung beteiligt sind, auf der andern Seite die Erben eines Dr. Paul Wohnackher, die zusammen 60 fl. jährlich zu fordern hatten; da nun „die von Schawenburg und Röderische den oberbadischen Landtschreybereyen Näher gesessen“, und andrerseits eine Familienbeziehung zwischen dem unterbadischen Landschreiber und Dr. Paul Wohnackhers Erben bestand, sei der Lehenszins „ad interim“ ausgetauscht worden; nach dem Tod des unterbadischen Landschreibers sei die Auswechslung „wider cassirt“ worden, so daß — so lautet die Beweisführung Hans Reinhard von Schauenburgs beziehungsweise die seines Schaffners Von Grimmelshausen — nun „Die Schawenburgischen und Röderischen 60 fl.“ wieder „von Carolspurgischen gefellen zu entrichten vnd selbiger Landtschreyberey-Rechnung einzuverleyben“ seien.[2]

Darf man also mit Bezug auf den angeblichen Fund des Bärenhäuterbildnisses auf Schloß Hohen-Roth zwei Fragen als gelöst betrachten, nämlich die: welches Hohen-Roth gemeint sei, und die: was der Ursprung des beigefügten Bildes sei, so muß eine dritte Frage, ob Grimmelshausen eine besondere Veranlassung gehabt habe, seine Erzählung zu dem Schloß der Roeder von Diersburg in Beziehung zu bringen, noch offen bleiben. Vielleicht dürfte die Parallele zwischen dem Auffinden des fliegenden Blatts von der „Verkehrten Welt“ und dem angeblichen Auffinden des Bärenhäuterbildnisses zu der Hypothese führen, daß Grimmelshausens Technik es mit sich brachte, bei der Erzählung der Veranlassung seiner Schriften möglichst konkret zu sein; bei der „Verkehrten Welt“ könnte man, wie gesagt, die Begründung der fiktiven Lokalisierung in dem humoristischen Gegensatz erblicken, daß der junge Mann, der bei einer „lieblichen“ Spinnerin „zu Liecht geht“, mehr Interesse für das tote Blatt, als für die „alleranmuhtigste Possessorin“ zeigt; bei der Lokalisierung der Bärenhäutersage wäre es leicht denkbar, daß der Renchener Schultheiß und frühere Schauenburgische Schaffner ohne spezielle Veranlassung das ihm so bekannte, durch seine Lage imponierende und außerdem die Volksphantasie beschäftigende Schloß Hohen-Roth im Achertal als Ausgangspunkt seiner Bärenhäutererzählung auswählte.

[1] Vgl. Dr. Ernst Batzer: „Johann Reinhard von Schauenburg der Jüngere“, Die Ortenau 1910/11, Seite 103—114.

[2] Von Schauenburgisches Familienarchiv in Gaisbach, Corp. V., Fasc. 15, „Badisch Lehen, der 50 fl. Manngeld betreffender Bericht von dessen Beschaffenheit“, 1652—1658; die hier vorhandenen Angaben werden durch Urkunden vervollständigt, die sich im Großh. Bad. General-Landesarchiv in Karlsruhe befinden: „Activlehen von Schauenburg“, 1636—1659.

III.

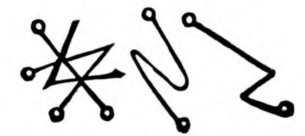
Der „Erste Beernhäuter" erschien zusammen, wie es die Titelangabe dieser Schrift beweist und uns die erhaltenen Exemplare (vgl. meine „Probleme der Grimmelshausenforschung" I, Seite 44) bestätigen, mit der „Gauckel-Tasche". Auf dem Titel des beide Schriften enthaltenden kleinen Bandes aus dem Jahre 1670 heißt es nämlich: „Der Erste Beernhäuter, Nicht ohne sonderbare darunter verborgene Lehrreiche Geheimnus, so wol allen denen die so zuschelten pflegen, und sich so schelten lassen, als auch sonst jedermann (vor dißmal zwar nur vom Ursprung dieses schönen Ehren-Tituls) andern zum Exempel vorgestellet, Sampt Simplicissimi Gauckeltasche. Von Illite rato Ignorantio, zugenannt Idiota", wobei dann die an zweiter Stelle genannte Schrift noch den besondern Titel führt: „Simplicissimi wunderliche Gauckel-Tasche, Allen Gaucklern, Marckschreyern, Spielleuten, in Summa allen denen nöhtig und nützlich, die auf offenen Märckten gern einen Umbstand herbey brächten, oder sonst eine' Gesellschaft lustig zu machen haben. Verwunderlich und lustig zusehen. Entworffen durch obigen Autorem. Gedruckt im Jahr, 1670". Diese „Gauckel-Tasche" ist ein mit Holzschnitten geschmücktes Buch, das der „Weltberuffene Abentheurliche Simplicissimus", dem Vorwort zufolge, „wie einer Gauckel-Taschen gebraucht hat", aus der er dem Volk wahrsagte und manche Kurzweil dadurch „anrichtete". Eine Schilderung, wie das Buch gebraucht werden kann, eine Volksmenge zeitweilig zu beschäftigen, gibt Grimmelshausen im siebenten Kapitel seines Springinsfeld. Überhaupt hängt die „Gauckel-Tasche" mit letztgenannter Schrift in auffälliger Weise zusammen: zuerst benutzt Simplicissimus das Buch in der Ausübung seines damaligen Berufs als Straßenverkäufer, dann schenkt er es dem Springinsfeld in der Hoffnung, ihn durch die guten Lehren, die er ihm dabei gibt, innerlich zu bessern, und schließlich sehen wir, wie Springinsfeld dann das Buch einem Dritten erklärt, und dabei zeigt, daß er den Gebrauch richtig erfaßt und sich die Lehren, die Simplicissimus damit verband, zu Herzen genommen hatte. Vermutlich sind „Beernhäuter" und „Gauckel-Tasche" einerseits und „Springinsfeld" andrerseits ungefähr gleichzeitig entstanden; eine Bestätigung dafür könnte man in dem Umstand sehen, daß der Dichter die Ausdrücke, „auf der faulen Bärenhaut liegen", „ein geringer Bärenhäuter sein" (die überhaupt zu seinen Lieblingsausdrücken gehören) im Springinsfeld mit einer gewissen Vorliebe anzuwenden scheint. Auch die Stellen, wo Springinsfeld sagt, daß er in seiner Jugend von seinem Vater „mit einer Gauckeltaschen" ausgerüstet worden sei und später, daß er „zu seiner Gauckeltaschen etliche Puppen" bekommen habe, während Springinsfeld sich nach Jahren den Gebrauch der „Gauckeltasche" noch erklären lassen muß, zeigen, wie die „Gauckel-Tasche" fortwährend in den „Springinsfeld" hineinspielt. Auch die angebliche Entstehung der gedruckten Ausgabe dieser Schrift bestätigt den innigen Zusammenhang mit dem Springinsfeld; Grimmelshausen läßt den sogenannten Autor von „Courasche" und „Springinsfeld" nach der Erklärung der Gauckeltasche, der er beigewohnt hat, sagen, daß er so gut zugesehen habe, als Simplicius dem Springinsfeld das Buch zeigte, daß er auch imstande sei, eine Gauckeltasche zu fabrizieren, „wie ich dann", so fährt er fort, „etliche Tage hernach thät, um solche Simplicianische Gauckeltasch



Holzschnitt aus „Simplicissimi wunderlicher Gauckel-Tasche" (1670).
Nach dem Abdruck in der „Ersten Gesamtausgabe" (1683/1684).
(Jost Amman's Kartenspielbuch, 1588, Blatt 6.)
Klischee des Insel-Verlags in Leipzig.
(1/1 Größe.)

der gantzen Welt gemain zu machen". So wirft meines Erachtens dieses Hineinspielen der „Gauckeltasche" in Springinsfelds Lebensgeschichte ein interessantes Streiflicht auf Grimmelshausens Arbeitsweise; überhaupt scheint mir der Springinsfeld durch den stofflichen Zusammenhang mit der „Courasche" und dem „Simplicissimus" einerseits, mit dem „Vogelnest" andrerseits, wie auch durch das viele Persönliche, das wir sowohl in der Milieuschilderung im Anfang, wie in der Erzählung von Springinsfelds letzten Erlebnissen im Dreißigjährigen Krieg bei Wasserburg, einer Festung auf einer Insel im Inn, annehmen dürfen, für die Kenntnis von Grimmelshausens schriftstellerischer Technik von großer Wichtigkeit.

Die Art, wie Simplicissimus auf dem Marktplatz einer größeren Stadt — ich habe in meinen Problemen I, Seite 175, den Nachweis zu führen versucht, daß Grimmelshausen dabei wohl an Straßburg gedacht hat — durch Vorzeigung seiner „Gauckeltasche" die Umstehenden zu ergötzen suchte, um nachher an ihnen kauflustige Abnehmer seiner Ware zu finden, gibt eine kulturhistorisch interessante Schilderung und zu gleicher Zeit eine gute Beschreibung der betreffenden Schrift. Nachdem der Springinsfeld durch Geigen und Singen, durch Nachahmung von „allerhand Thierer Geschrey, von dem lieblichen Waldgesang der Nachtigallen an bis auff das forchterlich Geheul der Wölffe" mehr als 600 Menschen beisammen hatte, redet Simplicissimus die Menge an: „Ihr Herren, ich bin kein Schreyer, kein Storger, kein Quacksalber, kein Arzt, sonder ein Künstler! Ich kann zwar nit hexen, aber meine Künste seynd so wunderbarlich, daß sie von vilen vor Zauberey gehalten werden; daß aber solches nit wahr sey, sonder alles natürlicher weis zugehe, ist aus gegenwertigem Buche zu ersehen, als worinnen sich genugsame glaubwürdige Urkunden und Zeugnussen dessentwegen befinden werden". Wie er, der „Artifex", dem Publikum sein Zauberbuch zeigt, läßt er nur die weißen Blätter sehen. Darauf läßt er zwei Stutzer in das Buch hineinblasen, von denen der eine offenbar den Krieg, der andre die Liebe liebt. Für ersteren ist das Doppelblatt „Die Soldaten und Kriegs-Gurgeln betreffend" bestimmt, für letzteren das Doppelblatt „Die Courtisanen und Jungfern-Knechte betreffend". Von den zwei „kriegerischen" Bildern enthält das eine eine Zusammenstellung damals gebräuchlicher Waffen: eine Kanone, Gewehre, Morgensterne, eine Hellebarde, eine Lanze, Schwerter und in der Mitte ein paar Pauken; das andre zeigt eine Gruppe von Zelten mit den Überschriften „Venus, Firbas, Stet, Ere, Trüw, Abenthür, Scham, Gut, Zucht, Liebe". Von beiden Bildern sind mir die Vorlagen unbekannt, ersteres dürfte speziell für diese Ausgabe geschnitten worden sein, für letzteres ist der Holzstock wohl von einer früheren Ausgabe her im Besitz des Verlegers gewesen. Die zwei „galanten" Bilder stammen, wie das Bild des „Ersten Beernhäuters", aus dem schon erwähnten Kartenspielbuch Jost Ammans; das erste Bild (Kartenspielbuch Blatt 5) stellt einen Spielmann mit Pfeife und Handtrommel neben einem Liebespaar vor; auf dem andern Bild (Kartenspielbuch Blatt 29) nimmt ein Herr zu Pferd Abschied von einer Dame; in der Gesamtausgabe 1683—84 ist das Bild mit dem Liebespaar durch ein anderes Spielmannsbild (Kartenspielbuch



Holzschnitt aus „Simplicissimi wunderlicher Gauckel-Tasche" (1670).
Nach dem Abdruck in der „Ersten Gesamtausgabe" (1683/1684).
Klischee des Insel-Verlags in Leipzig.
(1/1 Größe.)

Blatt 19) ersetzt; die Gründe dafür lassen sich wohl nicht mehr auffinden. — Nach den Stutzern läßt Simplicissimus einen angesehenen Bürger hineinblasen, der auf eine bedeutende Erbschaft hofft; „hernach umblättert er das Buch und wise ihm und dem Umstand lauter Thaler und Ducaten“. Die betreffenden Bilder stammen vermutlich aus einem numismatischen Werk; es wäre schwierig und wenig lohnend, nach der Vorlage zu suchen. — Dem Geldgierigen folgt der Spieler, dem „eitel Würffel und Karten“ erscheinen. Die beiden Bilder „die Gauckler, Spitzbuben und Spieler betreffend“ stammen, was den untern Teil betrifft, wieder aus Ammans Kartenspielbuch (Blatt 8 und 45): „Eine Frau“ — so beschreibt Becker in seinem bekannten Werk „Jost Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher“, Leipzig 1854, das eine Bild — „kauft von einem Manne einen Hahn, während hinter ihrem Rücken ein Knabe ihr den Geldbeutel abschneidet“, das andre Bild zeigt zwei Männer beim Brettspiel. Bezeichnend ist es, daß zu Grimmelshausens Zeit das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung der Ammanschen Spielkartenblätter völlig verloren gegangen war; es wurde nämlich für nötig gehalten, auf der obern Hälfte des Bildes die damals gebräuchlichen Figuren zweier Spielkarten (Eichel und Herz) hinzuzufügen. Wir dürfen hieraus vielleicht den Schluß ziehen, daß die Ammanschen Holzstöcke, die zu Grimmelshausens Zeit den obern Teil, welcher in der Regel die Angabe des Kartenwertes enthielt, nicht mehr besaßen, schon früher, also ohne Beziehung auf die Verwendung für die Gauckel-Tasche, so abgeschnitten worden waren, daß die speziellen Spielkartenandeutungen weggefallen und nur die bildlichen Darstellungen übrig geblieben waren. Bei den Bildern, wo die Bezeichnung des Spielkartenwertes noch als integrierender Teil des Bildes vorhanden war, — zum Beispiel der „Humpen“, über den der „Beernhäuter“ hinwegschreitet (vgl. die Reproduktion auf Seite 9), die zwei „Becher“, die der Koch auf dem Bild „An die Umstehenden“ bei sich hat —, hat man damals offenbar diese Andeutung nicht mehr verstanden. Bei einem der Bilder „die Possenreißer und Schalcks-Narren betreffend“ sind in der Originalausgabe der Gauckel-Tasche die zwei „Druckerballen“ noch beibehalten; als die Holzstöcke für die Erste Gesamtausgabe (1683/84) aufs neue verwendet wurden, hat man offenbar versucht, die Druckerballen zu entfernen; die Abtrennung ist aber nicht gut gelungen, so daß die untern Teile als störende Objekte noch auf dem Holzschnitt sichtbar sind (vgl. die Reproduktion auf Seite 12). Zur Erklärung füge ich hier hinzu, daß Amman die vier Farben des Kartenspiels durch „Buchdruckerballen“, „Bücher“, „Becher“ und „Humpen“ vorgestellt hat.



Holzschnitt aus „Simplicissimi wunderlicher Gauckel-Tasche“ (1670).
Nach dem Abdruck in der „Ersten Gesamtausgabe“ (1683/1684).
(Jost Amman's Kartenspielbuch, 1588, Blatt 44.)
Klischee des Insel-Verlags in Leipzig.
(1/1 Größe.)

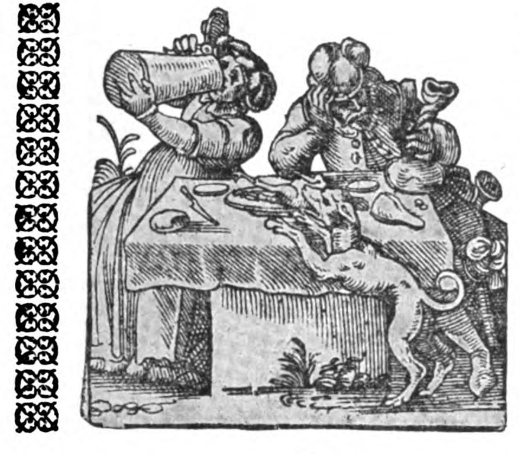
Nach dem Spieler läßt Simplicissimus, der Erzählung im Springinsfeld zufolge, einen Mann hineinblasen, den er als Narren hinstellen will; er schlägt das Doppelblatt „die Possenreißer und Schalcks-Narren betreffend“ auf. Das erste schon oben angedeutete Bild zeigt, wie ein Narr von einer nackten Frau in eine Badewanne gezogen wird. Es ist unbegreiflich, wie Tittmann, Simplicianische Schriften I, Seite 262, hierfür die Erklärung geben kann: „Ein nackter *Mann* auf dem Rand einer Badewanne sitzend, der einen bekleideten Narren mit Kappe hinein-

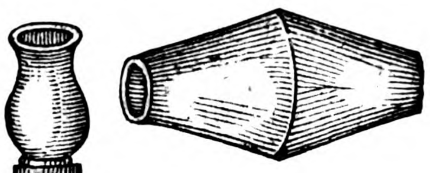
zwängt"; wenn ihm das Bild nicht deutlich genug war (vgl. die Reproduktion auf Seite 12), so hätte doch das erklärende Gedicht zu Ammans Spielkartenblatt ihn eines Bessern belehren können:

Gleich wie ein vnuernünfftig Thier,
Seins Bulen schönheit oder Zier
Gar nicht thut achten, sondern sich,
Eim jedem macht vnterthänig.
Also auch ein ehbrechrisch Weib,
Ihren geraden stoltzen leib
Wie dise Figur zeyget an,
Offt eim Narren macht vnterthan.

Das zweite hierher gehörige Bild, von dem sich eine Reproduktion auf Seite 13 findet, hat keinen künstlerischen Wert, aber eine um so interessantere Vorgeschichte. Im Jahre 1494 gab Sebastian Brant sein „Narrenschiff" heraus, „das Werk", wie Zarncke in der Einleitung seiner Ausgabe sagt, „welches nach jahrhundertlangem verfall die deutsche poesie wieder zu achtung im in- und auslande erhob"; unter den Holzschnitten, womit die Erstausgabe dieses Werkes geschmückt war, und die teilweise zu den schönsten des XV. Jahrhunderts gehören, stellt einer einen Narren vor, der mit ausgestreckten Armen in einer Straße steht; auf beiden Armen und auf dem Kopf sitzen Raben, über denen das Wort „Cras" steht; das Bild bezieht sich auf die Zeilen:

Wer singt Cras Cras
glich wie eyn rapp
Der blibt eyn narr
biß jnn syn grapp
Morn hat er noch
eyn grösser kapp.





Holzschnitt aus „Simplicissimi wunderlicher Gauckel-Tasche" (1670).
Nach dem Abdruck in der „Ersten Gesamtausgabe" (1683/1684).
(Jost Amman's Kartenspielbuch, 1588, Blatt 42.)
Klischee des Insel-Verlags in Leipzig.
(1/1 Größe.)

Diesen Holzschnitt hat sich ein wenig geübter Zeichner zur Vorlage genommen und so das Bild gezeichnet, das, vermutlich erst in zweiter Verwendung, in der „Gauckel-Tasche" Aufnahme fand: alle Einzelheiten des ursprünglichen Holzschnitts, die drei Vögel, die Haltung des Narren, das größere Tor zur Rechten, das kleinere zur Linken, die Häuser im Hintergrund, finden sich, vergröbert, auf dem Bild der „Gauckel-Tasche" wieder. Bezeichnend ist dabei der Umstand, daß der Nachzeichner „Cras" in „Crab" verändert; genauere Kenntnisse von dem Narrenschiff scheint er also nicht gehabt zu haben, sonst hätte die betreffende Stelle des Textes ihn vor diesem Irrtum bewahrt. Die Erklärung desselben wird wohl darin zu suchen sein, daß er das Schluß-s respektive ß für b angesehen hat, und die ihm vermutlich geläufige dialektische Bezeichnung „Krabben" respektive „Krappen" für Raben die Idee eines Irrtums gar nicht in ihm aufkommen ließ. Eine andere Deutung dieser veränderten Inschrift, eine absichtliche Veränderung in „crab, crab, crab", wofür dann wohl „grab, grab, grab" zu lesen wäre — in Anlehnung an Geiler von Kaiserspergs Ausführung dieser Stelle: „dum juvenis est, cantat tibi: cras cras; dum senex est, cantat: grap, grap" — scheint mir kaum annehmbar, um so weniger, als auch die Ausgabe Nicolaus Hönigers von Tauber-Königshoffen, die den Versen Brants jedesmal den Kommentar Geilers beifügt, auf dem betreffenden Bild,

das in der Vorstellung erheblich von dem Original abweicht, die Inschrift „Cras, cras, cras" beibehält.

Nachdem Simplicissimus die Umstehenden über die Stutzer, den Geizhals, den Spieler und den Narren hat lachen lassen, zeigt er dann einem unter ihnen die Bilder, die „Weinschläuch und Bier-Brüder betreffend", zwei schöne und interessante Ammansche Holzschnitte, deren Reproduktionen sich auf Seite 14 und 15 befinden. Das linke Bild auf Seite 14 (Ammans Kartenspielbuch Blatt 44) zeigt Bacchus auf einer Tonne stehend, daneben steht links ein Weinbauer, der ihm Trauben anbietet, rechts ein Satyr; auf dem andern Bild (Kartenspielbuch Blatt 42) sieht man links eine Frau, die aus einem Humpen trinkt, rechts einen Mann, der ein „Zwiebelglas" in der Hand hält. Über dieses Bild und die Verwendung des „Zwiebelglases" macht Wilhelm Seibt, der erste, der über die lange Zeit unbekannte Originalausgabe der „Gauckel-Tasche", wovon er ein Exemplar besaß, genau berichtet, auch auf die Beziehung zu Jost Ammans Kartenspielbuch aufmerksam macht, in Nummer 230 der „Frankfurter Zeitung" vom Jahre 1876 interessante Bemerkungen. Von den fünf Humpen als Kartenzeichen sind auf dem linken Bild zwei übrig geblieben; auf dem rechten Bild sind sämtliche Humpen weggefallen; die Ranken, die sie umgaben, sind gleichfalls geschickt von dem Holzstock abgetrennt.

Der letzte, den Simplicissimus in sein Buch hineinblasen läßt, ist ein junger Student; da zeigen sich „lauter Schriften". Darauf muß sich wohl das Bild beziehen, das einen Gelehrten zeigt, der von Grillen geplagt wird, ein Holzschnitt aus dem Kartenspielbuch Blatt 17; für die Beschreibung des Bildes zitiere ich das mehrerwähnte Buch von Becker: „Ein Gelehrter am Schreibtisch unter Büchern, mit einem Fliegenwedel in der Hand, um die Mücken (Grillen) abzuwehren; neben ihm auf einem Tisch ein großer Humpen mit Buckeln und ein Apfel". Das Bild hat für die „Gauckel-Tasche" offenbar nicht dieselbe Bedeutung als die andern, es hat keine poetische Unterschrift, sondern bildet eine Illustration zu dem Vorwort: „Der Autor an den Käuffer und sonst Jederman", in dem er sagt, daß er früher seine „Gauckel-Tasche" dazu benutzt habe, „das Volck dardurch zu seinem Stand zu bringen", daß er aber jetzt, als man ihm „in die Karte gesehen" und er „nunmehr solche seine Profession abgelegt" habe, auf Zureden guter Freunde „dieses sein wunderbarliches Gauckelbuch" herausgegeben habe, „damit sich auch ohne ihn ehrliche und lustige Köpffe in ihren Zusammenkunfften mit einander dardurch ergetzen könten".

Noch einige Bilder des interessanten Werkchens sind im Obenstehenden nicht berücksichtigt worden. Außer dem Bildnis des „ersten Beernhäuters" hat diese Schrift auf dem Titelblatt noch einen Holzschnitt: drei Musikanten mit Flöte, Baß und Harfe; das Bild ist ein Abdruck des Holzstocks, der zu Blatt 28 von Ammans Kartenspielbuch gedient hatte. Das Titelbild der „Gauckel-Tasche", einen Jäger mit vier Hunden darstellend, hat denselben Ursprung (Blatt 32). Nach dem oben schon beschriebenen Bild des Gelehrten folgt dann das Blatt „An die Umstehenden", auf dem ein Koch, umgeben von Küchengeräten, zu sehen ist (Ammans Kartenspielbuch, Blatt 33); die Beziehung dieses Bildes zum Text ist nicht sehr deutlich, man wird dabei wohl an den Vergleich zwischen geistiger und körperlicher Nahrung zu denken haben: wie ein Koch Speisen hat, die mehr oder weniger gut gefallen, so hat auch die Gaukel-Tasche Bilder, die einem mehr oder weniger angenehm sein können. — Es folgt dann eine Vorrede: „Gebrauch dieses Buches, so in der linken Hand gehalten werden soll". Die zwei Holzschnitte am Anfang und am Ende der Vorrede sind die untern Teile von Blatt 7 und 4 von Ammans Kartenspielbuch: „ein Mann mit einem Korb in der Linken bedroht eine Frau, welche abwehrend den Arm gegen ihn ausstreckt, mit einem Prügel, den er in der Rechten hält" und „zwei Männer mit einer Tragbahre mit einem Ballen Papier; darauf ein großer Humpen mit Buckeln"; die Bedeutung des ersten Holzschnitts scheint mir eine ähnliche zu sein, wie das Bild „an die Umstehenden", während der zweite Holzschnitt wohl nur die Entstehung des Buches andeuten soll. — Am Schluß des Buches steht dann noch auf dem Blatt „Des Autoris poetische Erinnerung an den Leser" ein Holzschnitt (Kartenspielbuch Blatt 20), auf dem eine Dame die Orgel spielt, wobei ein Knabe die Bälge zieht.

Die Gedichte unter den verschiedenen Figuren der „Gauckel-Tasche“ sind durchweg recht mangelhaft; was uns die Schrift interessant macht, ist, von kulturhistorischem Gesichtspunkt aus, die naive Art, wie sich die Umstehenden mit solchem Büchlein amüsierten, und daneben, vom kunstgeschichtlichen Standpunkt, die überraschende Weise, wie die Holzstöcke, die zu Jost Ammans Kartenblättern gedient hatten, hier, fast ein Jahrhundert später, wohl gleichfalls in Nürnberg — es liegen genügend Gründe vor, Wolff Eberhard Felszecker für den Verleger zu halten — ihre Verwendung fanden. Eine interessante Frage ist dabei die, ob man annehmen muß, daß die Bilder die Gedichte der „Gauckel-Tasche“ veranlaßt haben, oder ob sie nur als Illustrationen aufzufassen sind. Ich glaube nicht, daß Grimmelshausen seine Unterschriften im Anschluß an die Bilder verfaßt hat, er würde dann mehr auf Einzelheiten der Vorstellung eingegangen sein; es würden auch nicht so starke Diskrepanzen zwischen Wort und Bild vorkommen; dies fällt um so mehr ins Auge, wenn die Gebrauchsanweisung der „Gauckel-Tasche“ und die Schilderungen im Springinsfeld zum Vergleich herangezogen werden. Danach hätte man bei den Narren, statt der oben besprochenen und reproduzierten Bilder, „lauter Haasen-, Esels- und Narrenköpfe“ erwarten dürfen; auch die Unterschriften stehen zu den Narrenbildern in keinem innigen Verhältnis; ähnlich ist es mit den Bildern „Die Weinschläuch und Bier-Brüder betreffend“: die Gebrauchsanweisung und die Erzählungen im Springinsfeld sprechen hier von „sonst nichts als Trinckgeschirr“, die Bilder stimmen hierzu nicht; der Verleger hat dann, um eine etwas bessere Beziehung herzustellen, noch zwei Gefäße unter dem einen Bild abdrucken lassen (Vgl. die Reproduktion auf Seite 15). Zu beachten ist dabei ferner, daß diese Diskrepanz sich nicht bei den Bildern findet, auf denen keine Personen vorkommen, die nämlich nicht auf eine bestimmte Vorlage zurückgehen und sich nicht durch eine interessante Vorvergangenheit auszeichnen, zum Beispiel auf den Bildern der Waffen und Münzen. Auch in der schon herangezogenen Stelle aus dem Springinsfeld, wo gesagt wird, daß er „zu seiner Gauckeltaschen etliche Puppen bekommen“ habe, liegt eine Bestätigung dieser Ansicht. Natürlich darf man dies auch auf das Bärenhäuterbildnis ausdehnen, so daß man auch darin nur eine nachträglich zu der Erzählung ausgesuchte Illustration zu sehen hat.

Der Verleger von Grimmelshausens Werken fand die Ammanschen Holzstöcke für die Illustrierung der Grimmelshausenschen Schriften offenbar sehr geeignet; denn in mehreren Werken bringt er sie an: Blatt 21 aus Ammans Kartenspielbuch, ein Mann und eine Frau, aus einem Notenblatt singend, fand sogar zweimal Verwendung: auf dem Titelblatt der „Verkehrten Welt“ (1672) und auf dem Titelblatt einer Ausgabe des „Keuschen Joseph“ (1671). Geradezu humoristisch ist die Verwendung des Blattes 24, das einen angehenden Studenten vorstellt und als Porträt des „treuen Josephs-Schaffners“ Musai dienen mußte.

IV.

Für die Beziehung zwischen Bild und Wort kommen bei Grimmelshausen auch die Unterschriften in Betracht, die er für die Bilder vornehmer Herren verfaßt zu haben scheint. Das geht wohl aus einer Stelle aus der „Reiß-Beschreibung nach der obern neuen Monds-Welt“ (Erste Gesamtausgabe Band III, Seite 801) hervor: „Ich halte dennoch viel von einem guten Poeten, der eben so selten zu finden ist als ein guter General, denn er wehlet ihm einen Herrn zu loben, der es würdig ist und wann je ein jeder nicht allerdings wäre, wie er ihn beschreibt, so bedeut er ihn doch, wie er seyn solte; des Poeten Belohnung ist, daß er das Lob wol gestellt hat und ist vergnügt in ihm selbst, daß seine Lobung gelobet wird. Ich habe meines Tags dergleichen viel geschrieben, und bin allezeit meines Zwecks theilhafftig worden, daß ich nichts bekommen, weil ich nichts begehrt habe; wann es mancher auch dahin stellete, so würde er zwar nicht reicher werden, aber auch über niemand zu klagen haben, weil man ihme nicht mehr giebt als er begehret“. Von diesen Unterschriften ist uns eine bewahrt geblieben, sie steht unter dem Bild seines Verlegers „Wolff Eberhard Felszecker von Bamberg, geborn A. 1626 den 8. 18. Januarii. Buchdrucker in Nürnberg“, und lautet:





Der vieler Nahmen Ruhm durch manche Welt geschicket,
Des Nahm und Bildnus wird auf diesen Blat erblicket,
Du, Neider, neide nur! Ihn fehlts an Sorgen nie:
Was Gott Jhn gönnt, das kommt durch Wachsamkeit und Müh.
Zu stets beharrlicher Gunst Bezeugung aufgesetzt von
Joh. Jacob Christoff von Grimmelshausen.

Die erste Nachricht von der Existenz dieses für die Grimmelshausenforschung so interessanten Kupferstichs ist schon von W. A. Passow erbracht worden, in einem Nachtrag zu seinen verdienstlichen Aufsätzen „Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des Abenteuerlichen Simplicissimus" in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1843, Nr. 259, 260, 261, 262, 263, 264. Der erste Nachtrag, der das obenerwähnte Bild bespricht, findet sich im Jahrgang 1844, Nr. 119; ein zweiter über die Renchener Mühlenordnung und die Todeseintragung im Renchener Kirchenbuch, Jahrgang 1847, Nr. 273 Von dem Bild selbst befinden sich Exemplare im Germanischen Museum und in der Stadtbibliothek in Nürnberg; da es in weiteren Kreisen Interesse erregen dürfte und auch als Porträt nicht ohne Verdienst ist, lasse ich eine Reproduktion desselben folgen (vgl. S. 19).

Den Namen des Stechers, in diesem Falle wohl auch des Zeichners, findet man rechts unten: I. A. Böner. Der Träger dieses Namens, der Nürnberger Kupferstecher, Radierer und Zeichner Johann Alexander Böner (1647—1720) war ein außerordentlich produktiver, talentvoller, aber manchmal etwas handwerksmäßig schaffender Künstler, dessen bekannteste Arbeiten die reichhaltigen Prospektenfolgen „Des heiligen Römischen Reichs Stadt Nürnberg Zierdte, etc." (erste Ausgabe ohne Jahr, zweite 1702, dritte 1708, vierte 1722); die Trachtenbilder „Wahre Abbildung derer Trachten und Handwercks-Umbzügen in . . . . Nürnberg" (erste Ausgabe 1688, zweite 1689, dritte 1690, vierte 1700) und „Neu-Figuren ABC-Büchlein, mit Nürnberger Kleidertrachten gezieret", (Nürnberg, ohne Jahr), sind. Daneben hat er eine große Anzahl Porträte berühmter Nürnberger Zeitgenossen gestochen. (Näheres in dem Artikel von W. Schmidt im dritten Band der Allgemeinen Deutschen Biographie, Seite 122; und in dem sachkundigen Aufsatz im vierten Band des Allgemeinen Lexikons der bildenden Künste von Thieme und Becker, Leipzig 1910, Seite 203, gez. Th. Hampe.) Das vorliegende Porträt Böners stammt aus seiner ersten Künstlerzeit; da aus den hinzugefügten Versen hervorgeht, daß sie für die Verbreitung des Bildes als Kupferstich bestimmt waren, und wir also für die Entstehung der Verszeilen und des Stichs ungefähr dieselbe Zeit annehmen dürfen, besitzen wir in dem Tod des Dichters einen Terminus ante quem. Grimmelshausen starb bekanntlich am 17. August 1676; das Bild Felszeckers muß also aus den zwanziger Jahren des Künstlers stammen. — Inwieweit Böner sich an der Illustrierung der in Felszeckers Verlag erschienenen Grimmelshausenschen Werke beteiligt hat, läßt sich schwer ermitteln, da die Stiche, beziehungsweise Radierungen, — beide Arten finden sich — durchweg keine diesbezügliche Angabe enthalten. Es ist allerdings möglich, daß Böner sich an der Herstellung der ersten Gesamtausgabe (1683—1684), deren Bilder künstlerisch höher stehen als die der Einzelausgaben, beteiligt hat; jedenfalls stammt das Titelkupfer des ersten Bandes von seiner Hand. Es ist ein Doppelkupfer; auf dem linken Blatt sieht man die fünf Medaillonporträte des alten Simplicissimus, des Knans und der Meuder, des jungen Simplicissimus und des frommen Ursule, weiter die bekannten Symbole: Helm mit Kalbskopf, Wappenschild mit den drei Masken, Degen und Dreschflegel, Zirkel, Rosenkranz, Tintenfaß und Feder, und unten die Verse:

Simplicius sein Sohn sein Knan, und die Meuder stehen,
Samt der frommen Ursel hie wie sie Naturäl aussehen;

das rechte Blatt zeigt zwischen symbolischen Figuren und Schnörkeln den Gesamttitel des Werkes: „Deß Teutschen Simplicissimi Redi-vivi Lust- und Lehr-reicher Schrifften-Marck. Verlegts Joh. Jonathan Felszecker." Es ist bedeutend besser ausgeführt als das entsprechende Titelkupfer der Simplicissimus-Ausgaben C und D und hat ausnahmsweise eine Bezeichnung



des Künstlers: J. A. Baener fec. Neben Baener und dem gewöhnlichen Boener findet sich auch Bönner. Daß man nicht alle Kupfer dieser Gesamtausgabe dem Stecher des Titelkupfers zuschreiben darf, geht schon daraus hervor, daß sich im dritten Band ein Kupfer findet, das die Bezeichnung Joh. Meijer fecit trägt. — Jedenfalls darf es als ein Zeichen der besondern



Porträt Wolff Eberhard Felszeckers von Johann Alexander Böner (1647—1720).
Nach dem Original im Germanischen Museum in Nürnberg.

Sorgfalt für die erste Gesamtausgabe der Grimmelshausenschen Schriften betrachtet werden, daß der Verleger den damals schon angesehenen Künstler Johann Alexander Böner dafür zu verpflichten suchte.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, in diesem Zusammenhang etwas über den Mann zu sagen, „des Nahm und Bildnus auf diesen Blat erblicket wird". Wie das obenerwähnte Bild angibt, wurde Wolff Eberhard Felszecker im Jahre 1626 geboren; seine Offizin in Nürnberg gründete

er, wie ich aus einem Werk über Nürnberger Buchdrucker, „J. H. G. Ernesti: Die wol-eingerichtete Buchdruckerey, Nürnberg, 1724", Blatt g 4 verso entnehme, im Jahre 1658. Grimmelshausensche Werke, die seinen Verlegernamen tragen, sind: Dietwald und Amelinde, 1670; Ratio Status, 1670, wo er auch als Drucker bezeichnet wird; Joseph, 1670; id. 1671; id. 1675; Simplicissimus 1671 D und id. J. Daß es auch vorkam, daß der Verleger Felszecker anderswo drucken ließ, geht aus der Andeutung am Schluß des „Ewigwährenden Calenders" hervor; in der ersten Auflage, 1670, heißt es daselbst: „In Nürnberg verlegt und zu finden bey Wolf Eberhard Felszecker, Gedruckt in der Fürstlichen Residentz-Stadt Fulda bei Marcum Bloß" und in der zweiten, 1677: „In Nürnberg verlegt und zu finden bey Wolff Eberhard Felszecker, gedruckt zu Altenburg bei Georg Conrad Rüger". Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, warum Felszecker bei diesem Werk andere mit dem Druck beauftragte, aber die Vermutung liegt nahe, daß für diesen komplizierten sechsspaltigen Druck mit den vielen Zeichnungen und astronomischen Zeichen Felszeckers Druckerei nicht eingerichtet war. In meinen „Problemen der Grimmelshausenforschung", I, Seite 62 flg. habe ich ausführlich zu begründen gesucht, warum ich die Angabe Ernestis: „Wolff Eberhard Felszecker starb Anno 1670, und hinterließ die Offizin mit allem wol versehen, wie auch den Buchhandel, seinem Sohn Johann Jonathan, welcher Anno 1693 das Werk auf seine Söhne und Erben vererbete, bis Anno 1710 der annoch lebende Sohn Adam Jonathan Felszecker dasselbe zu besorgen übernommen" mit Bezug auf den Tod des Wolff Eberhard für nicht zuverlässig halte; ich kann mich also hier auf die Mitteilung beschränken, daß meine dahin zielenden Untersuchungen als Resultat ergeben haben, daß wir als das Todesjahr Wolff Eberhard Felszeckers nicht 1670, sondern 1680 anzunehmen haben. Daneben habe ich die Vermutung ausgesprochen, wie es allerdings möglich wäre, daß Ernestis Angabe, daß im Jahr 1670 in der Offizin Felszecker eine Firmenänderung stattfand, nicht völlig unbegründet sei, insoweit, als vielleicht in diesem Jahr der Sohn Johann Jonathan Felszecker in die Firma mit aufgenommen wurde; wenigstens scheint mir das Buchdruckerzeichen, das in einigen von seinen Ausgaben, nicht in allen, aber zum Beispiel in Dietwald und Amelinde 1670, Ratio Status 1670 und Calender 1670 und 1677, vorkommt, darauf hinzuweisen, daß damals der Sohn, wenn er auch nicht auf dem Titelblatt genannt wird, mit an der Firma beteiligt war. Das Buchdruckerzeichen zeigt ein aufgeschlagenes Buch, auf dem fünf Buchstaben stehen: in der Mitte ein F, darunter und darüber ein W und ein E, links und rechts ein J; was man doch wohl als: Felszecker, Wolff Eberhard und Johann Jonathan zu deuten hat. Das Figürchen, das man über dem E erblickt, halte ich für eine Andeutung des Begriffs „Eck", um so eher, als der Hintergund, gegen den das Buch ruht, ohne Zweifel als ein „Fels" anzusehen ist. Zu beiden Seiten des Mittelstücks sieht man, gleichsam als Schildhalter, zwei Frauenfiguren als Symbole buchhändlerischer Tugenden und über dem Mittelstück das „Vigilantiâ et labore", womit auch Böner das Porträt Felszeckers gekennzeichnet hat. — Auch später haben die Felszecker zur Verbreitung von Grimmelshausens Werken viel beigetragen: der schon erwähnte Johann Jonathan Felszecker veranstaltete die erste und auch wohl die zweite Gesamtausgabe[1]; dessen Sohn, Adam Jonathan Felszecker, ließ die drei stattlichen Bände der Gesamtausgabe 1713 noch einmal wieder in die Welt hinauswandern. Aber am wichtigsten bleibt für die Grimmelshausenfreunde der erste Felszecker, zu dem Johann Jacob Christoph wohl in persönlicher Beziehung gestanden haben mag; und es ist ein interessantes Dokument, das Böners Kunst in dem Seite 19 reproduzierten Kupferstich auf die Nachwelt vererbt hat, indem er die Züge des Verlegers und die Worte des Dichters auf einem Blatt vereinigte.

Eine anders geartete Verbindung von Bild und Text auf einem Blatt finden wir bei dem Flugblatt: „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des Weltstreichenden Artzts Simplicissimi, Darinnen Er als ein landstörtzender Vagant aus eigener Experientz und Practic zuvernemen gibt, Wie etlicher Leute imaginirte Haupt-Kranckheiten zu Curiren seyn möchten. Allen Sorg-

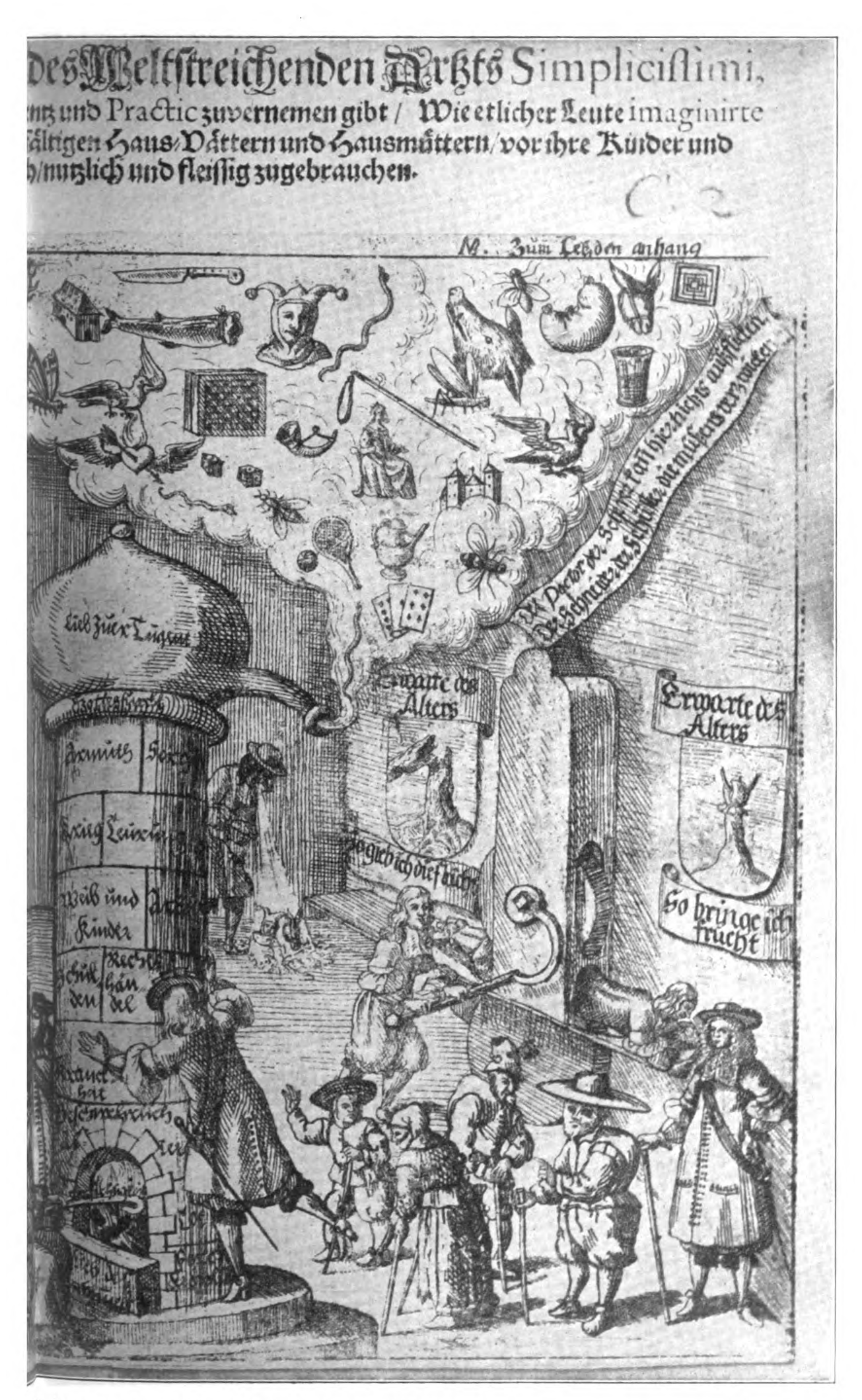
[1] Über das Verhältnis der posthumen Gesamtausgaben zueinander verweise ich auf meine mehrerwähnten „Probleme der Grimmelshausenforschung", Band I, S. 1—57.




Digitized by Google



Flugblatt der „Wunderbarlichen Werckſtatt des Welt
Nach dem Original im Königlichen K



…streichenden Artzts Simplicissimi" (17. Jahrhundert).
…upferstichkabinett in Berlin. (1/1 Größe.)

fältigen Haus-Vättern und Hausmüttern, vor ihre Kinder und Gesinde höchstdienlich, Sinnreich, nutzlich und fleißig zugebrauchen." Die erste Nachricht über dieses Flugblatt verdanken wir Adelbert von Keller, der ein Exemplar in der Universitätsbibliothek in Tübingen vorfand, und den Text — leider ohne das Bild[1] — im Jahre 1862 in Broschürenform herausgab: „Simplicissimus als Arzt, ein Flugblatt von Grimmelshausen", gedruckt bei L. F. Fues in Tübingen. Das Tübinger Exemplar ist seitdem, wie sich mir aus einer Korrespondenz mit der Bibliothek ergab, abhanden gekommen; es findet sich aber im Kupferstichkabinett in Berlin ein Flugblatt mit genau demselben Titel, das man wohl als identisch ansehen darf. Daß der Text des Flugblatts zweifelsohne von Grimmelshausens Hand herrührt, geht besser noch als aus der Erwähnung des Simplicius Simplicissimus, aus der Tatsache hervor, daß sich der Text, gleichfalls ohne Bild, als Nachtrag zu den Continuationen des Simplicissimus am Ende der Simplicissimus-Ausgabe D aus dem Jahre 1671 unter dem Titel „Zugab des wunderbarlichen Weltstreichenden Artzts Simplicissimi" findet und als solcher auch in den Ausgaben von Kurz (II, Seite 309), Bobertag (II, Seite 345) und Keller (II, Seite 1043) abgedruckt wurde. In der Tat gehört der Inhalt des Flugblatts mit den Kontinuationen, überhaupt mit Simplicissimus' Tätigkeit als landfahrender Arzt, Theriakkrämer und Kalenderverkäufer, zusammen. Auf dem Kupferstich erblickt man die Verschönerungswerkstatt des Wunderarztes, in deren Mitte der große „Distilir-Ofen" alle „Würm, Mucken, Grillen, Dauben" aus dem Kopf heraus „gleichsam wie Rauch, Nebel und Wolcken" verschwinden läßt; darum herum sieht man Schleif-, Hobel- und Streckapparate, wodurch alle möglichen körperlichen Fehler radikal beseitigt werden. Über die Entstehung des Stiches ist weiter nichts bekannt; der hinzugefügte Text bezweckt eine Verspottung der Wunderkuren landfahrender Charlatane und herumziehender Quacksalber. Das fliegende Blatt scheint mir für das Bild von Grimmelshausens literarischer Tätigkeit außerordentlich bedeutend; wenn wir auch nicht mehr glauben, daß Grimmelshausen selbst ein landfahrender Storger gewesen ist, so liegen genug Anzeichen dafür vor, daß er den „Fahrenden Leuten" seinerzeit ein außergewöhnliches Interesse entgegentrug; ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß er bestimmte Typen persönlich gekannt, vielleicht sogar studiert hat. Dies hängt mit meiner Auffassung zusammen, daß man Grimmelshausen immer weniger als Abenteurer, immer mehr als Literaten betrachten muß; wenn sich die Fäden, die ich in meinen „Problemen" anzuknüpfen versucht habe, weiter fortspinnen lassen, so glaube ich, daß neben dem vielen Autobiographischen und Entlehnten in den Grimmelshausenschen Schriften, sich eine ziemlich selbständige Abenteurerfigur herausschälen läßt. Nicht bloß für Grimmelshausens literarhistorische Stellung, sondern auch für die kulturhistorisch so bemerkenswerte Erscheinung des Vagabundentums des XVII. Jahrhunderts scheint mir die „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des Weltstreichenden Artzts Simplicissimi" von allgemeinerem Interesse zu sein. Eine Faksimile-Reproduktion begleitet als Beilage diese Arbeit. (Schluß folgt.)

Angekettete Bücher.

Von

Dr. Karl Konrad in Breslau.

In Schankstuben niederer Gattung ist es üblich, Messer und Gabeln durch Ankettung vor Entwendung zu sichern. In alten Bibliotheken hielt man dieselbe Schutzmaßregel dem geistigen Tischgerät gegenüber für angebracht. Ursprünglich bewahrte man die Bücher in Kästen und Truhen sorgfältig verschlossen auf. Später, als etwa um die Mitte des XIV. Jahr-

[1] Umgekehrt veröffentlicht Theodor Hampe das Bild ohne Text in seinem interessanten Werk: „Fahrende Leute", Band X der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Leipzig 1902, Seite 106.



hunderts einzelne Kirchen durch Fürsten und Bischöfe mit Büchern beschenkt wurden, schuf man besondere Bibliothekssäle und stellte die Werke unter Kettenschutz. Noch heut läßt sich aus den Beständen einzelner Büchereien erkennen, welche Bücher so an die Kette gelegt waren. Meist ist freilich diese selbst nicht mehr da, sondern nur noch deren Schlußstück am Einbanddeckel. Oft fehlt auch dieses, und nur die zurückgebliebenen Rostspuren und Löcher am Einband zeigen an, wo früher die Ketten befestigt waren. Nicht nur Handschriften (wie zum Beispiel in der Königlichen Universitätsbibliothek zu Breslau) und Inkunabeln (so zum Beispiel in der Hof- und Staatsbibliothek in München und in der Stadtbibliothek in Breslau), sondern gelegentlich sogar spätere Drucke lassen auf diese Weise die alte Übung erkennen, die für die Besucher der Bibliotheken alles andere als bequem gewesen sein muß. — Ganz eigene Gedanken beschleichen uns, wenn wir die rostigen Zeugen der Vergangenheit durch unsere Hände gleiten lassen. Hallende Büchersäle, die ob ihrer dicken Mauern und kleinen Fenster fast den ganzen Tag in kühler Dämmerung liegen, steigen vor unserm Innenauge auf. Wir sehen, wie ernste Mönche, so Martin Luther, hinter deren Stirn sich unirdische Gedanken ballen, über die angeschmiedeten Bücher gebeugt sitzen, wie bleiche Gelehrte in Talar und Barett sich in die alten, so seltsam behüteten Folianten einbohren, wie die Sabbatstille nur da und dort durch ein knisterndes Blättern unterbrochen wird, wie die Wogen des Alltags vergeblich um diesen friedlichen Hafen branden. Tempi passati . . .

Zwei Gründe mögen, soweit die spärlich rinnenden Quellen es erkennen lassen, die geschilderte Maßnahme veranlaßt haben. Das Streben, *wertvolle Werke zu schützen* und die Notwendigkeit, bestimmte Werke der allgemeinen Benutzung vorzubehalten, für eine *Präsenzbibliothek* zu sorgen. Vor der Erfindung der „Schwarzkunst" waren die Bücher zu wertvoll, als daß sie jeder Bildungsbeflissene erwerben konnte. Lieh man zum Beispiel ursprünglich in den englischen Colleges die Bücher für ein Jahr an die Studenten aus, so sah man sich in Kürze aus Billigkeitsgründen veranlaßt, mit Hilfe der Ankettung die wissenschaftlichen Werke jedem Interessenten zugänglich zu machen. Daß noch andere Erwägungen mit hineingespielt haben, ist wahrscheinlich, läßt sich aber nicht immer mit Sicherheit erschließen. Karl Stieler (Gartenlaube 1878, S. 662) erzählt, daß im Kloster Benediktbeuren(Bura) in den bayrischen Voralpen der Codex buranus „strenge verschlossen" gewesen sei und an einem „eisernen Kettlein" gehangen habe. Er schwelgt dabei in der romantischen Vorstellung, wie in der weltentlegenen Möncherei die lebensprühenden Lieder unter Schloß und Riegel gehalten werden mußten, etwa wie ein Plautus im Nonnenkloster oder Dr. Fausti Hollenzwang, damit nicht jeder unberufene Neuling darin blättere und seine Seele mit sündigen Vorstellungen fülle, und wie nur die würdigen Alten, denen der Teufel nicht mehr so leicht ein Garn stellen konnte, in lauer Sommernacht manch köstlich Stündlein damit vertaten. Eduard Grützner-Stimmung — aber Poesie ohne Wirklichkeit. Schon A. P. v. Bärnstein (Carmina burana selecta, 1879, S. 3 A.) hat in den ihm zugänglich gewesenen reichen Quellen nichts hierüber gefunden. Und auf eine Anfrage bei der Leitung der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München, die jetzt den Hort der wunderbaren Vagantendichtung herbergt, erhielt ich durch den Vorsteher der Handschriftenabteilung Erich Petzet den Bescheid, daß sich jene Behauptung durch nichts erweisen lasse; der Einband sei viel neueren Datums und könne mit jener alten Sitte der Ankettung nichts zu tun gehabt haben.

Was die *Technik* des Ankettens anlangt, so hat William Blades in zwei Heften seiner „Biographical Miscellanies" (Nr. 2—5, London, July und August 1890) „Books in chains" wertvolle Aufschlüsse in Wort und Bild gegeben. Die Ketten bestehen aus „rod-iron" (Stabeisen), die einzelnen Glieder in Form einer 8, das eine Ende der Verstärkung wegen um die Mitte gebogen. Jede Kette (es handelt sich zumeist nur um englische Bibliotheken) ist ungefähr drei Fuß lang und hat an einem Ende einen Ring nach Art eines Gardinenringes, der, an einem Eisenstabe gleitend, beträchtlichen Spielraum gewährt. So kann man jedes Buch von seinem Standplatze zu einem Pulte in einer kleinen Entfernung nehmen und es benutzen, ohne es fortschaffen zu können. An dem Buche ist die Kette an einer Seite des mit einem Eisenplättchen beschlagenen Einbandes befestigt. Vorteile und Nachteile stehen sich bei dieser Methode



gegenüber: Wenn die Werke auch kaum entwendet werden konnten, so litten sie doch, wie der Augenschein lehrt, durch die Wucht des unverhältnismäßig schweren Anhängsels. Während die Catenaten der englischen Bibliotheken übereinander in mehreren Reihen auf Bücherbrettern standen, was den Gebrauch unbedingt erschwerte, so geht aus den Abbildungen der Universitätsbibliothek in Leyden und der Laurentiana in Florenz die praktischere Methode hervor, daß nur eine Reihe vorhanden war, die sich unterhalb der Pulte befand.

Die *Vorschriften* über die alte bibliothekstechnische Gepflogenheit bieten manche wertvolle Belehrung.

In der Bibliothek des „Spitals zum heiligen Geist" in Nürnberg bestand zum Beispiel nach dem zugehörigen „Laitbuch" während des XV. Jahrhunderts die Verordnung: „So sol der Spitalmeister die slüzzel behalten zu den do die pücher an den keten hangen".

Von besonderem Interesse sind hier einige Einzelheiten aus der Geschichte der Universitätsbücherei in Freiburg i. B. H. Schreiber erwähnt in seiner „Geschichte der Alb.-Ludw.-Universität" (1857) eine (ungedruckte) Rede des Rektors Hummel aus dem Jahre 1460, worin auch der Bibliothek gedacht wird: „Und damit Niemand einen Andern bei der Benutzung störe, liegen die kostbaren Werke an Ketten, umgeben von Tischen und Bänken". Es ist nicht leicht, sich einen solchen Zweck der Ankettung vorzustellen, so daß wir wohl füglich annehmen dürfen, es handle sich hier um eine sophistische Verbrämung der alten durch die Besorgnis vor Entwendung diktierten Schutzmaßregel. — Die Artisten(Philosophen-)fakultät hatte von ihrer Stiftung an eine eigene Bibliothek gegründet, einen Magister aus ihrem Rate mit der Aufsicht betraut und schon im Jahre 1462 für Bücherei und Instrumentensammlung ein Zimmer in ihrer Burse ausgemittelt. Der Bibliothekar war streng angewiesen, keins der wichtigeren angeketteten Bücher nach auswärts zu verleihen, „nur minder wichtige durften regierenden Fakultäts-Mitgliedern, in gleicher Weise durfte auch nur solchen der Schlüssel zur Bibliothek gegen eine Gebühr von acht Pfennigen eingehändigt werden". Die hier angezogenen Stellen aus den Satzungen der Artistenfakultät vom Jahre 1467 lauten (wie mir der Bibliotheksassistent Dr. S. Rest gefällig mitteilt — ich gebe der Einfachheit halber gleich die Übersetzung): „Es wurde zum zweiten beschlossen, daß der Bücherwart zwei gleiche rottuli (Rädchen-Verzeichnisse?) anfertigen sollte, die alle Bücher enthielten, ob angekettet oder nicht, wovon das eine dem Bücherwart, das andere dem Prodekan der Fakultät ausgehändigt werden sollte. — Zum dritten wurde beschlossen, daß der Bücherwart fürder keinem mehr ein angekettetes Buch aus der Bibliothek leihen, hergeben oder auf irgendeine Weise entfernen dürfe, ohne ausdrückliche Genehmigung der Fakultät, andere aber, die nicht angekettet sind, kann er gegen Bürgschein herleihen". — Leider ist es Dr. Rest bis heute nicht gelungen, diese geheimnisvollen „Rottuli" aufzufinden, die wohl gezeigt hätten, welche Bücher zur Präsenzbibliothek gehören sollten, ob es besonders wertvolle oder aber Handbücher waren.

In den Rechnungen des Syndikus fand sich (gleichfalls durch Nachforschen Dr. Rests) zu dem Jahre 1495/96 eine Stelle, aus der hervorgeht, daß „um 60 Kattenen zů den buocher doctoris Rotpletz (der seine Bibliothek der Universität vermacht hatte) 2 fl." in Gold ausgeworfen wurden.

Auch die Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen (über die F. Wilken 1817 gehandelt hat) bietet uns mehrere bemerkenswerte Beispiele. Wir erfahren, daß die codices, die nicht in Schränken aufgestellt, sondern auf Pulten ausgelegt waren, dadurch vor Entwendung geschützt wurden, daß sie im Bereiche jedes Pultes durch eine Kette verbunden waren, die wahrscheinlich durch ein Schloß an dem Pulte befestigt war (Wilken S. 174 f.). Bei Gelegenheit einer Sitzung der philosophischen Fakultät im Jahre 1545, die aus Anlaß einer Bücherschenkung tagte, wurde beschlossen (ich gebe wieder gleich die Verdeutschung): „Und da die Bücher, die D. Martinus Brechtel, der Theologie Licentiat, durch Gelehrsamkeit und Unbescholtenheit gleicherweise berühmt, der Fakultät geschenkt hatte, noch nicht durch Ketten angeschlossen waren, beschloß man einstimmig, dem Manne, der unserem Gemeinwesen so sehr geneigt war, ehestens zu willfahren" (Wilken S. 90). — Die ältere Bibliothek der Heil. Geistkirche in Heidelberg war in derselben Weise geordnet. In der Vermächtnisurkunde hatte Kurfürst Ludwig III. unter

anderem bestimmt, „daß die erwähnten Bücher alle ... in der Bücherei der Kirche z. h. G. aufgestellt und zusammengekettet werden sollten und, so zusammengekettet, ständig in der gen. Bücherei zu bleiben hätten". — Auch in der 1524 von Eberbach gestifteten Büchersammlung der Neuen Burse war eine Vorschrift des Inhalts: „... deßhalb sollen diesilbigen Bücher, der er (der Schüler des Stipendiums) nit nottdürftiglich bedarff, Inn das klein liberey kemmerlein Inn der newen bursch an Ketten gelegt, damit sie nit verendert oder verloren werden vnd die Regenten den Schlüssel darzu haben biß der Schüler derselbigen nottürftig sey" (Wilken S. 145 f. A.).

Besonders waren es *Kirchen- und Klosterbibliotheken*, die ja in der älteren Zeit fast ausschließlich als Büchersammlungen in Frage kommen, die des Kettenschutzes sich bedienten. So stammen auch die libri catenati der Universitätsbibliothek in Rostock, meist Inkunabeln, in der Regel aus alten Kirchenschätzen. Und in der Kirchenbibliothek zu Goldberg in Schlesien, die in einem Turmstübchen der alten Stadtkirche untergebracht ist, sind die meisten Bücher, einst ihrer Seltenheit wegen an Ketten gelegt, noch jetzt zu sehen. Auch zahlreiche englische Kirchenbibliotheken rufen durch ihre mit schweren Ketten an Gestelle angeschlossenen Bücher noch heut die Erinnerung an die Vergangenheit wach. Blades berichtet, daß, wenn einer mittelalterlichen Bibliothek ein Buch gestiftet ward, zuerst eine Kette dazu gekauft wurde und, wenn es besonders wertvoll war, ein paar Haken. Dann wurde der Schmidt bestellt, es anzuschmieden, und zuletzt ein Maler, um Titel und Rubrum auf den Schnitt zu schreiben. Zahlreiche Kirchen weisen die Spuren des ehemaligen Usus noch heut auf, desgleichen die meisten Colleges. Blades bringt ein Verzeichnis sämtlicher ihm erreichbarer Catenaten, das für den Bibliophilen hohen Wert hat. In den Rechnungen vieler Colleges finden sich noch heut Posten über Ketten und Eisenstäbe, Ringe und Schmiedelohn. (Vergleiche auch Arch. d. Vereins f. d. Gesch. d. Herzogt. Lauenburg VII, S. 128 f.) Die Kathedrale zu Hereford vor allen, die um 1100 in Bau genommen wurde, enthält 2000 meist theologische Werke, darunter sehr seltene Manuskripte, und 26 Ausgaben der Bibel in verschiedenen Sprachen. Desgleichen waren in der sogenannten „Gärbekammer" (Sakristei) der Kirche zu Mölln im Lauenburgischen früher zahlreiche Bücher unter Kettenverschluß, großenteils aus der Bücherei des nahen Brigittenklosters Marienwold dahin geschafft, kurz bevor das Kloster um die Mitte des XVI. Jahrhunderts zerstört wurde.

Die zur Rede stehende Art der Sicherung läßt sich, wie schon erwähnt, hie und da auch *aus neuerer Zeit* nachweisen. So spricht zum Beispiel der Hallische Theologe J. S. Semler in seiner Lebensbeschreibung (1781, I, 15) davon, daß in der Schulbücherei in Zelle bei Suhl aus der Zeit des Klosters noch viele Bücher mit kleinen Ketten verwahrt seien. Zur Zeit des Streites zwischen Nominalisten und Realisten waren, wie er aus seinen Beobachtungen schließt, oft Bücher der einen Partei durch Kettensicherung geschützt, — vermutlich wohl, um sie gegen Entwendung oder Unbrauchbarmachung durch die Gegner zu wahren.

In England wurde im XVI. Jahrhundert in jeder Kirche — eine interessante Einzelheit in der Geschichte des Bibellesens — ein Exemplar der Bibel von Coverdale großen Formats aufgelegt, um den Gläubigen Gelegenheit zu geben, sie zu lesen; Eduard VI. hatte nach einer Visitation von 1547 die Anweisung gegeben, daß binnen drei Monaten jede Gemeinde dafür zu sorgen hätte, daß binnen zwölf Monaten die „Paraphrasis" von Erasmus in gleicher Weise zugänglich gemacht werden sollte. Wenngleich auch von einer Ankettung in diesem Erlasse sowie dem der Königin Elisabeth von 1559 nicht die Rede ist, so werden doch die Kirchenvorsteher von selbst die allgemeinübliche Methode, das Büchereigentum zu schützen, angewandt haben. Während ursprünglich nur die Bibel und die „Paraphrasis" den Pfarrkindern, die des Lesens kundig waren, zur Einsicht dargeboten wurden, kamen mit der Zeit noch Fox' „Book of Martyrs" sowie die verschiedenen Werke des Bischofs Jewel und anderer Theologen hinzu.

Daß auch die *Sage* durch den geschilderten Usus Nahrung erhielt, geht aus einer drolligen Anekdote hervor, die sich (nach Blades a. a. O. II, 10) an die Kirche von St. Wallberg bei Zütphen in Holland knüpft. Dort befindet sich eine große Sammlung von Büchern, die ursprünglich seltsamerweise ohne Kettenschutz waren und ob ihrer religiösen Richtung den Zorn des — Teufels erregten, der zu öfterenmalen Zutritt gewann und die besten von ihnen stahl



Der Tatbestand war unbestreitbar, denn die Spuren seiner Klauenfüße auf den Fliesen ließen deutlich nicht nur die Persönlichkeit des Diebes erkennen, sondern auch den Weg, den er bei seinen gotteslästerlichen Besuchen eingeschlagen hatte. Die Sache war ernst, denn keiner konnte sagen, wie die Plünderungen aufhören würden. Deshalb wurde Rat gehalten und der Beschluß gefaßt, den ganzen Rest durch Ketten zu sichern, die mit Weihwasser besprengt waren, worauf Seine Satanische Majestät Sich vorsichtig fernhielt. Und seitdem sind die Bücher dort verblieben, ohne daß sie jemand, die allgegenwärtigen Reisenden ausgenommen, gestört hätte ...

Von einer derartigen handgreiflichen Büchersperre ist jetzt nicht mehr die Rede, so daß wir nicht mit Musander („Der Studente in seinen Probejahren" 1739) darüber zu klagen brauchen, daß „die Bücher wie arme Gefangene an unmenschlichen großen Ketten liegen oder mit eisernen Gegittern so scharff verwahret werden". Die fortschreitende Geistesbildung hat im Verein mit der Buchdruckerkunst die Ketten gesprengt; ein allgemein zugängliches Buch ist nach Blades' treffendem Vergleich ein starker Mann, ein angekettetes ist wie Simson unter den Philistern. Trotzdem wären die Eisenbande gegenüber den Büchermardern, die nach wie vor in unseren Lesesälen nisten, recht wohl noch am Platze. Der Überwachungsdienst hat aber mildere Formen angenommen. Mutatis mutandis ist die alte Sitte freilich auch heut noch im Schwange; zensurierte und konfiszierte Schriftsteller werden mit einem Seitenblick auf den Herrn Staatsanwalt bestätigen, daß „nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten".

Die Brüder Grimm und die Weimarische Bibliothek.

Von

Professor Dr. Reinhold Steig in Berlin.

Die Brüder Grimm sind ihr Leben hindurch unübertroffene Bücherfreunde gewesen, nicht nur als Gelehrte, sondern auch als Sammler eigener Bücherschätze und als Verwalter öffentlicher Bibliotheken. Es hat etwas Rührendes in ihren Jugendbriefen zu lesen, wie sie schon als Studenten mit schmalen Mitteln planvoll sich Bücher anschafften, die sie unablässig dem Gange ihrer Studien gemäß vermehrten. Ihr eigener Vorrat an Büchern wäre aber für ihre Arbeiten nicht ausreichend gewesen, hätten ihnen nicht zugleich die Bibliotheken in Kassel und Göttingen, an denen sie zusammen, Jacob 30, Wilhelm fast 25 Jahre als Bibliothekare angestellt waren, zu unbeschränkter Verfügung gestanden. Nach der früheren Art der Bibliothekare betrachteten sie sich nicht nur als Hüter der ihnen amtlich anvertrauten Bücher, sondern zugleich auch als ihre vorzüglichsten Benutzer. Ihre Schriften weisen aus, was ihnen die Bibliotheken zu Kassel und Göttingen an Wissens- und Arbeitsstoff geboten haben. Mit der Kasseler Bibliothek waren sie von Anfang an gleichsam verwachsen, mit der zu Göttingen trat Jacob schon in der westfälischen Zeit als Staatsratsauditor und Bibliothekar des Königs, besonders durch Benecke, in Verbindung. Seine amtliche Stellung erleichterte ihm die Anknüpfung mit der Bibliothek in Heidelberg durch Wilken und die mit den Bibliotheken zu Weimar und Jena durch Goethe. Sie alle enthielten gedruckte und handschriftliche Bücher, die die Brüder für ihre Arbeiten brauchten. Es wären in diesem Zusammenhange auch wohl noch andere Bibliotheken geringerer Bedeutung zu nennen. Aber um Goethes willen, unter dessen Schirm die Brüder Grimm ihre literarischen Anfänge stellten, den sie auch nach seinem Tode als den Stern der deutschen Dichtung verehrten, wird eine Darstellung ihrer Beziehungen zur Weimarischen Bibliothek während und nach der Goethezeit gerechtfertigt sein.

I.

Als erster von den drei Brüdern Jacob, Wilhelm und Ludwig Grimm erschien Wilhelm in Weimar. Sie waren sämtlich durch ihre Brentano-Arnim-Savignysche Freundschaft Goethe wohl empfohlen, und Wilhelm sah sich 1809 von ihm und den Seinigen recht gut aufgenommen.



Er galt als ein angehender junger Gelehrter, der schon in den Heidelbergischen Zeitschriften Proben seines Wissens und Könnens abgelegt hatte, und dem die königlich westfälische Dienststellung seines Bruders Jacob ebenfalls eine Art beamtenmäßigen Rückhalts gab. Er besuchte auch in bestimmter Arbeitsabsicht die Bibliothek in Weimar, der Goethes Schwager Vulpius vorstand. Indessen fand er keine Bücher, die er mit Jacob brauchen konnte, dagegen zwei Manuskripte, eins mit Fabliaux und Erzählungen von Teichner und andern, sowie eine Sammlung Lieder, unter denen es auch dem ersten Anschein nach an guten Minneliedern nicht fehlte. Aber die Benutzung machte Schwierigkeit. Die Bibliotheksordnung gestattete nicht, die Handschriften mit in die Wohnung zu nehmen, und Wilhelm hätte verzichten müssen, wenn nicht durch Goethes Vermittelung die Übersendung der Handschriften ermöglicht worden wäre. Der Akt ging aber in streng formeller Weise vor sich. Jacob, nicht Wilhelm mußte ein Gesuch einreichen. Goethe befürwortete es beim Geheimen Rat von Voigt, nicht allein aus Teilnahme an den jungen Grimms, sondern auch aus Politik, da ihm von Göttingen aus alle und jede Bücher auf sein Verlangen bis auf die neuesten Zeiten (das heißt bis auf die königlich westfälischen Zeiten) mitgeteilt worden seien, wogegen er dorthin (das heißt nach dem Königreich Westfalen) auch etwas Freundliches zu erzeigen wünsche. Das Gesuch wurde genehmigt. Unter Goethes persönlicher Bürgschaft und mit einem Begleitbriefe von ihm (Goethe und die Brüder Grimm Seite 64) gingen die Handschriften am 19. Januar 1810 nach Kassel an Jacobs dienstliche Adresse ab. Dem früher gelieferten Nachweise, wie und wo die Brüder Grimm in ihren Büchern von den weimarischen Handschriften Gebrauch gemacht haben, namentlich in der Schrift über den altdeutschen Meistergesang und in den Altdeutschen Wäldern, füge ich noch die Mitteilung hinzu, daß sich in ihrem Nachlasse auch eine von Wilhelms Hand gefertigte Abschrift der wichtigeren Inhaltsstücke vorgefunden hat.

Die Rückgabe dauerte Goethe aber zu lange. Selbst abgeneigt, die Empfänger zu mahnen, übertrug er dies unangenehme Geschäft dem Bibliothekar Vulpius. Im Begriff, nach Karlsbad zu reisen, schrieb er diesem am 13. Mai 1810 (Weimarer Ausgabe IV 21, 293): „Sollte Herr Staatsratsauditor Grimm in Cassel jene ihm zugesendeten Manuskripte zur rechten Zeit nicht zurückschicken, so erinnern Sie solche höflich und beziehen Sich darauf, daß ich nicht gegenwärtig bin". Das letzte Sätzchen beweist, daß Goethe auch die kleine Kunst verstand, das Fatale einer Sache, das er sich fernhalten wollte, einem nachgeordneten Beamten aufzulasten.

Ehe aber eine Mahnung erlassen wurde, kamen die Handschriften von Kassel zurück, mit folgendem Briefe an Vulpius (dessen Mitteilung ich Herrn Max Kahlbeck in Wien verdanke):

Wohlgeborener Cassel, am 8. Jun. 1810.
Hochgeehrtester Herr.

Ew. Wohlgeboren übersende ich hierbei die beiden Manuscripte zurück, mit der Bitte, mir den richtigen Empfang derselben, nur mit ein paar Worten, zu bescheinigen. Zugleich ersuche ich Sie, die Einlage an S. Excellenz abgeben zu laßen.

Mit vollkommener Hochachtung
Ew. Wohlgeb. gehors. D(iene)r W. C. Grimm.

Die Einlage ist das ausführlichere Schreiben Wilhelm Grimms vom gleichen Tage an Goethe (Goethe und die Brüder Grimm, Seite 67); hätte Vulpius schon gemahnt und Goethes Abwesenheit erwähnt, so würde Grimm nicht eine Einlage an Goethe beigeschlossen haben.

Im Sommer des nächsten Jahres machte Jacob Grimm aus persönlichem Anlaß eine sächsisch-thüringische Studienreise und berührte Weimar. Über seinen dortigen Aufenthalt berichtete er Wilhelm aus Dresden am 5. Juni 1811[1]: „In Weimar war Göthe schon vierzehn Tage fort, der Herzog soeben, Madame Schopenhauer verreiste noch denselben Tag, daher ich nicht hinging; andere wie Majer, Schütz und Falk mochte ich nicht besuchen. Blos der alte Bertuch war da, der mir ganz im Stil seines Sohns erzählte, daß dieser nach Dessau gegangen wäre,

[1] Diese Briefstelle, die dem Grimmschen „Briefwechsel aus der Jugendzeit" fehlt, gebe ich hier nach dem Original; über des fußreisenden Antiquars Arendt Verhältnis zu Weimar darf ich auf „Goethe und die Brüder Grimm", Seite 42, 44, verweisen.

um seine gute Frau zu holen. Vulpius ist sehr fatal, war aber neben einer gewissen Einbildung, womit er an seine planlosen Excerpte und sein rühmliches Gedächtniß denkt, äußerst höflich. Von Arendts wunderbarer Gelehrsamkeit in allen Fächern hat er mir viel erzählt, die ganze Göttinger Bibliothek ist nach Arendt eine bloße Lumperei gegen Upsala. Übrigens ist sein Codex der Edda wirklich auf Pergament und also keine schlechte Copie, schreib doch dem Rask darüber, wie mag er wohl dazu gekommen sein?" Er hatte sich aber von der Weimarer Bibliothek eine bestimmte Ausgabe des Pentamerone von Basile geborgt, die er unterwegs durchzulesen und auf der Rückreise abzugeben gedachte. Er und Wilhelm bedurften der Ausgaben des Basile für ihre Märchen, und im dritten Bande (1822 Seite 276) kann man einen Bericht über die Weimarischen, von Fernow auf die dortige Großherzogliche Bibliothek gebrachten Ausgaben lesen. Aber anstatt des Buches empfing Vulpius folgenden Brief (dessen Abschrift ich Herrn Albert Cohn verdanke):

An/ Herrn Bibliothecar/ Doctor *Vulpius*/ Wohlgeb./ *Weimar.*/ frei. Gotha am 26ten Juni 1811.

Auf meiner Rückreise von Dresden kam ich bei Nacht und so schnell über Weimar, daß es mir nicht erlaubt war, Ihnen, hochgeschätzter Herr Bibliothecar, aufzuwarten und Ihnen eine kleine Bitte vorzulegen, welche ich nun, weil ich in Gotha einige Tage raste, nicht einmal bis nach Caßel verschieben will. Sie ist: mir das gütigst geliehene Buch: il Pentamerone del cavalier G. B. Basile, overo lo cunto de li cunte. Napole 1714. 12mo noch einige Zeit zu laßen; ich dachte es in Dresden auszulesen, habe aber dort so viel zu thun gefunden, daß ich gar nicht daran kommen konnte; Ihre gefällige Verstattung, dieses nicht gemeine, und mir in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Buch zu gebrauchen, würde also keinen Erfolg für mich haben, wenn Sie nicht den Termin prorogiren wollten; welches wohl um so statthafter ist, da Sie noch eine andere Ausgabe in neapolitanischem und dazu eine in bolognesischen Dialect auf der Bibliothek besitzen. Die letztgenannte würde mir leichtlich minder Schwierigkeit beim Verständnis machen, als es der neapolitanische Text thut, besonders ohne Galianis vocabulario; um welches ich jedoch, der bekannten Bibliotheksregel eingedenk, nicht zu bitten wage.

In Jena konnte ich mich umgekehrt erst bei meiner Rückkunft verweilen und Herr Färber hat mir die Schloßbibliothek, die wirklich im glottischen und botanischen Fach recht schöne Sachen enthält, bereitwilligst gezeigt. Freilich hat mich die Universitätsbibliothek mehr beschäftigt, deren neuer Verwalter, Prof. Güldenapfel, mir äuserst gefällig und behilflich war.

Wenn sich Gelegenheit zeigen sollte, wo ich Ihnen, hochgeehrtester Herr, mit meinem geringen Dienst an Hand gehen kann, so rechne ich darauf, daß Sie mich nicht verschonen. Ich habe die Ehre mit besonderer Hochachtung zu seyn Ew. Wohlgeb. gehors. D(iene)r Grimm.

N. S.

Sollte Ihnen gelegentlich das mir vorgezeigte, von einer Bücherdecke abgelöste Pergamentblatt vorkommen, welches ich gleich für eine altdeutsche Bearbeitung des trojan. Kriegs erkannte und das mit den Worten angeht:

Daz bůch kan auch mer sagen
eyn konig sant den ersten wagen pp

so wünschte ich sehr zu wißen, (denn ich habe mir in der damaligen Eile nur die 23 ersten Zeilen copirt) ob *bald darauf* ein neuer Abschnitt folgt, etwa mit folgenden Worten:

Ecuba vil sorgen pflag
do si bi hertzeliebe lag
an Priamo irem werden man
gros wunder twingen do began
das wunderschöne süße wib
so das ir kuscher süßer lib
von schrecken jamers not gewan
sy ducht ein vackel wunnesan
wer ir gewachsen an der stunt ppp.

In diesem Fall wäre das Fragment bestimmt aus dem Wolfram-Eschenbachischen troj. Krieg. Ich nehme obige Stelle aus der Dresdner Abschrift des alten codicis gotwicens., der etwa 26,000 Reimzeilen hat, so daß Ihnen manche Blätter fehlen. Merkwürdig aber wäre, daß Ihr Fragment gerade noch einige Vorworte aufbewahrte, denn jene Handschrift hebt gleich mit: Ecuba vil pp an.

Sehr erbaut scheint Vulpius von Jacob Grimms neuerlichem Überschreiten der Leihfrist nicht gewesen zu sein. Die Antwort lautet ziemlich kurzsilbig:

Weimar, d. 9. Jul 1811.

Wenn Ew. Wohlgeboren von den Mscpt. Blättern die ersteren 23 Verse kopirt haben, so heißt der 24ste, 25ste nicht

Ecuba vil sorgen pflag,

sondern

Syn schon Wip hiz Ekkuba
Die was reyne vnd kusch da.
Eynes nachtez die frauwe enslif
Eyn troum in ir herze lif u. s. w.

Sie werden die Gefälligkeit haben des Basile Pentamerone zurückzusenden, so bald es Ihnen möglich ist.
Ew. Wohlgeboren gehors. Diener Vulpius.

Aber Jacob Grimm sandte den Basile sobald doch nicht zurück; wahrscheinlich am Jahresschlusse gemahnt, suchte er um weitere Verlängerung der Leihfrist nach, unter Mitsendung eines neuen Leihscheines. Worauf er von Vulpius das folgende ärgerliche Schreiben zurückerhielt:

Weimar, den 26. Febr. 1812.

Ich sende Ihnen hierbei Ihren alten Schein über des Basile Pentamerone zurück, und habe freilich nicht geglaubt, daß Ihnen das Buch so lange nöthig wär, da Sie es nur auf einige Wochen verlangten. Nun freilich ist es etwas lange, von vier Wochen her, daß Sie daßelbe noch $^1/_2$ Jahr zu behalten wünschen, ich muß es also Ihnen überlassen, mir daßelbe so bald als es Ihnen möglich ist, zurückzusenden, denn wenn es noch einmal von einem andern verlangt wird, so bin ich der Gefahr ausgesetzt, daß ich Verantwortung habe, da Sie nicht, wie ich Ihnen rieth, den gesetzlichen Weg einschlugen, und Ihr Gesuch schriftlich der Bibliotheks-Commission vortrugen, weil Sie, wie Sie sagten, das Werk so bald wieder zurückgeben wollten. Ich überlasse daher alles Ihrer eigenen Ansicht und Einsicht, da der Fall mir noch nicht vorgekommen ist, auch nicht wieder vorkommen durfte. Mich bestens empfehlend
Dero ergebenster Diener Vulpius.

Hiermit endigen die nachweisbaren, unmittelbaren Beziehungen zwischen Vulpius und den Brüdern Grimm. Grimms Arbeiten konnten auch aus Weimarischen Büchern und Handschriften keine Nahrung mehr ziehen, und der „Bibliothekar des Romantisch-Wunderbaren", wie ihn Wilhelm 1817 öffentlich bezeichnete, war ihnen persönlich nicht besonders ans Herz gewachsen.

II.

In Goethes allerletzte Lebenszeit fiel die Übersiedelung der Brüder Grimm von Kassel an die Bibliothek zu Göttingen. Er war fünf Jahre tot, als die sogenannten Göttinger Sieben, darunter die Brüder Grimm, aus politischen Gründen ihrer Ämter entsetzt wurden. Die großartige Teilnahme, die sich allenthalben für die Göttinger Sieben kund tat, fand auch in der Weimarischen Gesellschaft ihren Widerhall. Goethes Schwiegertochter erklärte sich öffentlich für sie.

Im Grimmschen Nachlasse befindet sich ein (soviel ich weiß) unbekanntes Gedicht der Frau Ottilie von Goethe, das Jacob, als er 1838 amtlos in Kassel lebte, von Dr. J. H. Chrn. Schubart, dem nachmaligen Kasseler Bibliothekar, zugeschickt bekam. „Auf der letzten Maskerade in Weimar", schrieb ihm dieser am 30. April 1838, „circulirte beiliegendes Gedicht, für dessen Verfasserin Fr. v. Göthe gehalten wird. Da ich glaubte, daß dasselbe für Sie von einigem Interesse sein könnte, habe ich es mir geben lassen, um es Ihnen mitzutheilen." Das Gedicht lautet:

Traurige Geschichte der Sieben.
(In Weimar auf einer Maskerade ausgetheilt.)

Kingleku, ich glaub in China,
Wo man stets gar sehr bemüht,
Daß kein Saamenkorn Gedanke
In dem Kopfe Funken sprüht,
Dachte drauf, des Reichs Gesetze
Umzustoßen keck und frei,
Daß sein unumschränkter Wille
Künftig ohne Fessel sei.
Des Confucius große Seele
War schon längst der Erd' entflohn,
Doch noch liebt er seine Brüder,
Nahte sich des Fo-to Thron,
Fleht um Segen für sein Land,
Und des Fo-to hohe Gottheit
Reicht gewährend ihm die Hand:
„Als den Lohn für hehre Tugend
Sollst du wirken fort auf Erden;
Sieben deiner weisen Lehren
Sollen plötzlich Menschen werden."
So entstanden *sieben* Männer
Reich an Muth und Kraft und Wahrheit,
Standhaft und voll hoher Mäß'gung,
Feurig, doch voll milder Klarheit.
Aber Kingleku verblendet,
Hat sie aus dem Reich vertrieben, —
Ist ihr Wirken dort geendet,
Sind sie doch der Welt geblieben, —
Hat verbannt die Götterfunken,
Die in Form der Menschen kamen,
Und es deckt nun seinen Namen
Stets mit Schmach Historia.[1]

[1] Jacob Grimm hat über das erste Wort geschrieben: „Kinglefu", und unter das ganze Gedicht: „verfaßt von Frau von Göthe". — Ein Einzeldruck (1 Blatt 8°), mit andern Maskengedichten zusammengebunden, befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv. (D. Red.)



Der Meinung dieses weimarischen Gedichtes entspricht auch eine briefliche Mitteilung des damals jugendlichen Rudloff aus Berlin, 12. August 1838 (ungedruckt), an die Frau Dorothea Grimm, die Frau v. Meusebach rate Jacob und Wilhelm, bis die Berufung nach Berlin erfolgen könne, zu interimistischem Aufenthalte in Jena: „Sie wissen wohl, wie die Großfürstin von Weimar — oder Großherzogin, wenn man nicht Berlinisch reden will — im Sommer den Sieben das Wort geredet hat; sie ist eine gescheute Frau und gewiß nicht abgeneigt, ihr kleines Land durch Deutschlands erste Gelehrte noch einmal zu verherrlichen." Wie eine etwaige Verwendung der Brüder Grimm im Weimarischen Staatsdienste gedacht war, konnte nicht zweifelhaft sein. Nach Vulpius war Riemer, Goethes ehemaliger Sekretär und ständiger Hausgast, Bibliothekar in Weimar geworden. Träte der Fall ein, daß seine Stelle neu zu besetzen wäre, worauf man schon damals zu rechnen schien, so sollten die Brüder Grimm an die Bibliothek berufen werden. Muße zu eignen Arbeiten würden sie dann im Überfluß haben und in dieser Hinsicht viel besser als in Göttingen, ja in Kassel gestellt sein.

Diese Aussicht schien sich schnell zu verwirklichen. Am 24. Januar 1840 schrieb Dahlmann aus Jena an Jacob (Ippel 1, 375): „Vor ein paar Tagen ist Riemer in Weimar gestorben. Sie können sich denken, wie mir der alte Plan durch den Kopf geht, Sie beide durch diesen Anlaß nach Weimar versetzt zu sehen. Blutwenig Amtsgeschäfte und eine doch immer achtbare Bibliothek zu Ihrem Gebrauche; der eigentliche Gehalt ist freilich nur 800 Taler; Riemer hat auf anderem Wege mehr gehabt. Der Kanzler Müller tut gewiß das Äußerste dazu. Weisen Sie, wenn er kommen sollte, was doch nicht unmöglich ist, es doch ja nicht ab, und lassen Sie mich gleich von etwanigen Anstößen wissen." Die Todesnachricht war jedoch verfrüht, und Jacob bemerkte darauf launig: „Riemern wollen wir von Herzen das längste Leben gönnen." Riemer hatte im Gegenteil noch Leben genug, ein neues Buch, die „Mittheilungen über Goethe", herauszubringen, worin mit alter Mißgunst Bettina wegen ihres neuen Buches „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" hergenommen war, die sich darüber bei Jacob Grimm beklagte. Ein guter Scherz ist es von Jacob, wenn er daraufhin Dahlmann schreibt: „Wäre ich vor zwei Jahren nach seinem Tode Bibliothekar in Weimar geworden, so hätte das ihr wahrscheinlich den Ärger erspart." Die Stelle darf eben nur als Scherz, nicht wörtlich (wie geschehen ist) verstanden werden.

Riemer starb wirklich am 20. Dezember 1845. Es ist verwunderlich genug: während er seinem Unbehagen gegen die Frau von Arnim Luft machte, stand der Erbgroßherzog Karl Alexander in vertrautestem Verkehr und Gedankenaustausch mit ihr. Wäre dergleichen Unstimmigkeit wohl zu Goethes Lebzeiten möglich gewesen? Die Frau von Arnim hatte sich früher offenbar auch dem Erbgroßherzog gegenüber ihrer Freunde Grimm mit Eifer angenommen. So kam es, daß er ihr am 19. Januar 1846 einen (ungedruckten) Brief schreiben konnte, in dem er zweimal in bedeutsamer Weise der Brüder Grimm erwähnte. Erstens: er lasse ein dickes Buch über die Geschichte der Wartburg schreiben. Es solle seinen Restaurationsarbeiten auf seinem alten Stammschlosse als Supplement dienen. Die Geschichte der Minnesänger werde dabei natürlich nicht fehlen, und eifrig lasse er Notizen über dieselben und ihre Werke sammeln: „wo könnte ich aber mehr Nachrichten einsammeln, wo leichter zu meinem Zwecke kommen, als bei dem gefeierten Brüderpaar Grimm, die so rühmlich sich auch gerade mit diesem Theile unserer Litteratur beschäftigt haben, und an deren bloße Namen sich die ganze weite Welt der Phantasie und der Träume des Mittelalters zu knüpfen scheint. Da Sie die beiden Herrn Grimm wohl kennen, ich denselben aber fremd bin, so bitte ich Sie, so gütig sein zu wollen, mir zu meinem Zwecke zu verhelfen und die Herrn zu ersuchen, ob und welche Werke dieser Zeit der Minnesänger nicht publicirt, ob und welche Notizen, auf die alten Meister bezüglich, den schon bekannten Nachrichten nachzutragen, anzunehmen seien."

Und zweitens schreibt der Erbgroßherzog: „Durch den Tod des Oberbibliothekars Riemer haben wir einen Verlust erlitten, dem Sie auch Ihren Antheil gewiß nicht versagt haben werden, da das Leben des Verstorbenen sich an das Goethes knüpfte. Von Herzen hoffe und wünsche ich, daß die beste Wahl, die dem Namen Weimars würdigste, den Verlust ersetzen könnte.

Wie wünschte ich die Gebrüder Grimm in Weimar. Mit aufrichtigster Anerkennung und Liebe sollten und würden sie aufgenommen werden." So war hier der lange gepflegte Plan, die Brüder Grimm an die Weimarische Bibliothek zu ziehen, von höchster Stelle des Staates angenommen und zu entschiedenem Ausdrucke gebracht worden.

Die Anfrage des Erbgroßherzogs kam, wenn man die damalige Lage der Brüder Grimm ins Auge faßt, zu spät für sie. Sie waren nun schon seit sechs Jahren in Berlin angesessen; ihre Berufung faßten sie immer als einen persönlichen Akt des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf, dem sie sich treu verpflichtet fühlten. Sie konnten sich daher nicht zur Annahme des Weimarischen Rufes entschließen. Bettina hat den Auftrag des Erbgroßherzogs ausgerichtet; Beweis dafür ist, daß Jacob Grimm sich mit eigener Hand eine Abschrift des erbgroßherzoglichen Briefes genommen hat, die der Nachlaß aufbewahrt. Das Ergebnis der für Grimms gewiß nur kurzen Überlegung entnehme ich einem (ungedruckten) Briefe Bettinens an ihren ältesten Sohn, dem sie mitteilte: „Gestern schrieb mir der Erbgroßherzog von Weimar (d. h. empfing ich den Brief des Erbgroßherzogs von Weimar), mit der Bitte, den Grimm den Antrag zu machen, in Weimar den Platz als Oberbibliothekare anzunehmen. Es ist doch selten, daß immer mir die Chancen ihrer Geschicke in die Hände kommen. Sie haben in Gnaden abgeschlagen mit der Bemerkung, vor sechs Jahren würden sie es mit Dank angenommen haben, aber jetzt seien sie zu sehr an den König attachirt."

Damit sind der Brüder Grimm Beziehungen zur Weimarischen Bibliothek zu Ende. Verübelt hat man ihnen an maßgebender Stelle ihre Haltung nicht, ebensowenig Herman Grimm, als der Versuch mißlang, ihn in jungen Jahren in den weimarischen Dienst zu ziehen. Im Gegenteil sind die weimarischen Herrschaften bis zuletzt gegen ihn von persönlichem Wohlwollen beseelt gewesen und haben in vielen wichtigen Fragen, die Dinge wie Personen betrafen, seine Ansicht eingeholt und ihre Entscheidung danach getroffen.

Ein unvollständiges Gedicht von Heinrich Heine.

Durch die liebenswürdige Vermittlung von Herrn *Charles Andler*, Professor an der Sorbonne in Paris, sind wir in der Lage unsern Lesern ein bisher nur als Fragment bekanntes Heinesches Gedicht vollständig mitzuteilen, welches er, gemeinsam mit unserm Mitarbeiter Herrn *Otto Grautoff*, im Besitze der Witwe des Herrn Etienne Hecht in Paris (Boulevard Haussmann 140) entdeckte. Das Manuskript besteht aus zehn Blättern von verschiedenem Format, vollständigen Blättern in Großquart und halben, zerrissenen in Oktav; die Verse sind mit Bleistift in einer bis zu den letzten Worten festen und schönen Schrift geschrieben. Der Anfang des Gedichtes ist unter dem Titel „Zur Teleologie" seit Strodtmanns Ausgabe der „Letzten Gedichte", Hamburg 1869, Seite 140, bekannt, vgl. Elsters Ausgabe II, 75, Tempel-Ausgabe II, 151. Unser Manuskript enthält als Schluß 45 bisher unveröffentlichte Verse; daneben aber eine große Anzahl von Streichungen und Korrekturen, durch die Heine nach seiner auch sonst bekannten Art den ersten Entwurf veränderte und die in unserm Abdruck buchstabengetreu wiedergegeben sind. An einigen Stellen erkennt man, daß der Dichter mit dem Radiermesser Worte ausgekratzt hat, um die Verbesserungen darüber zu schreiben. Das Manuskript gehörte ursprünglich dem Verlagshaus Calman-Levy; auf verschiedenen Blättern findet sich der Name des früheren Chefs von Calman-Levys eigener Hand eingetragen.

Die Verse 105 ff. enthalten, nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Otto Weiß in Weimar, eine offenbare Anspielung auf die Hegelsche Philosophie, welche gerade durch die Vereinigung polar entgegengesetzter Funktionen die höhere Stufe und somit den Sinn der Teleologie erklärt. So weist Hegel zum Beispiel in seiner Naturphilosophie (Encyklop. ed. Mich. II, 585) auf den Gegensatz



der animalen und ideellen Funktion des Mundes (Essen, Trinken und Lachen, Sprechen, Küssen) und der Augen (Sehen und Weinen) hin. Auch diese Beziehungen dürften die Mitteilung der bisher unbekannten Schlußverse rechtfertigen.

[Blatt 1] Beine hat uns zwey gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben,
Wollte nicht daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle.
Um ein Stillstandsknecht zu seyn
Gnügte uns ein einzges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben was wir lesen,
Wär *ein* Auge g'nug gewesen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwey Händen
Daß wir doppelt gutes spenden.
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute thun —
(Ihren Namen auszusprechen
Dürfen wir uns nicht erfrechen, —
Hängen würden wir sie gern
Doch sie sind so große Herrn,
Philantropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.)

Gott gab uns nur eine Nase
Weil wir zwey in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

[Blatt 2] Gott gab uns nur *einen* Mund
Weil zwey Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppeltmäulig wär
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brey
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwey,
Löge er sogar beim Fressen.

[Blatt 3] Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabey die Symetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haiden,
Meisterstücke anzuhören —
Gäb es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer
Schon *ein* Ohr hinlänglich wär!

[Blatt 4] Als zur blonden Teutolinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritisiren unsern Schöpfer,

---

2 *um* nach gestrichnem *damit*
10 Darnach gestrichen:
Mit den beiden <über *lieben*> *Augen* <*beiden*> *jetzt*
Blicken <über *Schauen*> *wir in weite Ferne* aus *bis* <*nach*> *in den Himmel* <*in die Weite*>
Und am Himmel uns ergötzt
Sonne, Mond und auch die Sterne.
Die endgiltige Fassung von V. 11—20 auf einem besondern halben Blatt
11 Nach gestrichnem: *Augen gab uns Gott die beide*
15 Nach gestrichnem: <*Ganz*> *In den Kopf setzt er*
Ganz besonders hat er Augen
(*Die des Kopfes*) *U ns geg*<*eben*?>
Be
23 Nach gestrichnem:
Nicht um doppelt einzustecken
Fremde Hab in unsren Säcken.
(*Diesen Missbrauch beider Händ*
Rügt das neue <über *alte*> *Testament,*
Und es sagt uns, dass <über *das neue sagt:*> *der Frommen*
Linke <für *Rechte*> *Hand niemals erfahre* <nach *erfahre nie*>
Was die rechte Hand genommen
Weiß nicht, ob ich recht zitire <nach *Ich citiere*>.)
Die endgiltige Fassung von Vers 23—34 auf einem besondern halben Blatt
23 *Nicht* nach gestrichnem *Um* *zuzugreifen* nach gestrichnem *einzustecken*
31 *Philantropen* nach gestrichnem *Si*<*nd*?>
45 *Hat* nach gestrichnem *Hatt*
48 Hier folgt die gestrichne Strophe:
Gleichfalls nur ein einz'ges Glied
Gab dem Menschen Gott damit
Er fortpflanze seine Raçe
Und zugleich sein Wasser lasse.
56 *Gluck und* nach gestrichnem *Haendel,* dieses über *Gluck u.;* darauf folgt:
Anzuhören die Musik
Gäb es nur die Gluck, R und Weber die Musik
<*Einge*> *Alle Tage anzuhören*
Gäb' es nur der Meyerbeere
Anzu<*hören*> *Tonkunstwerke*
59 *Hemeroihdal-Musik*
62 Nach gestrichnem: *So zur blonden Teutolinde*
Sprach ich
65 Zuerst: *Wunderbar sind Gottes Gründe*
Wenn der <*Wahrlich wenn der*>
Seh ich wie der <über *ein*> *Menschenkopf*
Kritisiret <*so*> *unsern Schöpfer*
Seh ich einen <über *wie der*> *Menschenkopf*
Krisisiren <*d*> *unsern Schöpfer,*
Welcher kritisirt d<*en*>
<*Wenn*> *Doch der arme Menschenkopf*
Kritisiret unsern
65 *Grübeln über* für gestrichnes *Kritisieren*



Ach! das ist als ob der Topf
Klüger seyn wollt als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht daß etwas dumm.
Blatt 5] Freund ich hab dir zugehört
Und du hast mir gut erklärt
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein,
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott der Schöpfer der Natur
Warum schuf er einfach nur
Das skabröse Requisit
Das der Mann gebraucht damit
Er fortpflanze seine Race
Und zugleich sein Wasser laſse.
Theurer Freund, ein Duplikat
Wäre wahrlich hier von Nöthen
Um Funkzionen zu vertreten
Die so wichtig für den Staat
Wie für's Individuum,
Kurz für's ganze Publikum.

Eine Jungfrau von Gemüth
Muß sich schämen, wenn sie sieht
Wie ihr höchstes Ideal
Wird entweiht so trivial!
Wie der Hochaltar der Minne
Wird zur ganz gemeinen Rinne!
Psyche schaudert, denn der kleine
Gott Amur der Finsterniss
Er verwandelt sich beim Scheine
Ihrer Lamp' — in Mankepiss.

Also Teutolinde sprach,
Und ich sagte ihr: Gemach!
Unklug wie die Weiber sind,
Du verstehst nicht, liebes Kind,
Zwei Funkzionen die so gräulich
Und so schimpflich und abscheulich
Mit einander kontrastieren
Und die Menschheit sehr blamieren.
[Blatt 6] Gottes Nützlichkeitssystem,
Sein Oekonomie-Problem
Ist daß wechselnd die Maschienen
Jeglichem Bedürfniß dienen,
Den prophanen wie den heilgen,
Den pikanten, wie langweilgen, —
Alles wird simplifizirt;
Klug ist alles kombinirt:
Was dem Menschen dient zum Seichen
Damit schafft er Seinesgleichen.
[Blatt 7] Auf demselben Dudelsack
Spielt dasselbe Lumpenpack.
Feine Pfote, derbe Patsche,
Fiddelt auf derselben Bratsche
Springt und singt und gähnt ein jeder,
Und derselbe Omnibus
Führt uns nach dem Tartarus.

67 *Ach!* nach gestrichnem *Als*
69 *Doch* nach gestrichnem *Aber Ja*
71 *Freund* nach gestrichnem *Ja*
74 Zuerst: *Gott in der blo<ß?> uns*
Gott der Schöpfer doppelt schuf
Augen, Ohren, Arm u. Beine
Das mag <während er nur>
Gott der Schöpfer der Natur
Zwiefach, doppelfältig schuf
78 Zuerst: *Doch nun sage mir — der Schöpfer der Natur, Sage mir*
82 Zuerst: *Das der Mann*
Das dem Manne dient
85 Zuerst: *Ach, es wär ein du<plicat>*
O, mein W Wahrlich, O mein
88 Zuerst: *Die zugleich wie für den Staat*
92 *Muss* nach gestrichnem *Schämt*
97 *kleine* nach gestrichnem *Gott*
98 Zuerst: *der ein*, dann: *Ihrer süssen Finst<erniß>*
101 *Teutolinde* nach gestrichnem *Th*
105—107 Zuerst: *Und dabey*
Zwey Funkzionen, die gleichzeitig
Sich blamieren beiderseitig,
Durch den schnödesten Contrast!
105 *so gräulich* nach gestrichnem *zugleich*
108 *Und* nach gestrichnem *Dass wir* *sehr* nach gestrichnem *höchst* über *fast*
111 *Ist dass wechselnd* für gestrichnes *Wo abwechselnd <die einfachsten> Maschinen*
112 Zuerst: *Zu verschiednen Zwecken*, dann: *Combin<irten>*, endlich: *Ganz verschiednen Zwecken dienen*
113 *wie* über *und*
114 *Den Pikanten wie* aus *Amusanten und*
115 *simplifizirt* nach gestrichnem *so*
117—125 Nach gestrichnem
Menschen zeugt man, urinirt
Auf derselben Violine
Spielt Panofka, Paganini
Mozart und den Bären-Meyer
Gleichfalls auf derselben Leyer <zuerst *Bühne*>
Spielt man Meyerbeer, Rossini.
Alles musizirt <über *komponirt*> *und fiddelt*
Die Extreme sind vermittelt
Und derselbe Omnibus
Führt uns nach dem Tartarus.
122—123 Hier scheint ein Vers (mit dem Reim auf *jeder*) zu fehlen.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr 10

Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke.

Von

J. H. Scholte in Amsterdam.

Mit 13 Abbildungen.

V.

Stand bei den obenerwähnten Schriften das Bild entweder im ersten Plan oder übertraf es den Text an Bedeutung, — in der Regel ist dem Dichter Grimmelshausen natürlich das Wort Hauptsache und bildet das Kupfer nur eine Zugabe. Deutlich ist das beim „Simplicissimus"; nachdem einige Drucke eine rasche Verbreitung gefunden hatten, kamen Verfasser und Verleger überein, durch das Aufnehmen von „20 anmuthigen Kupffern" den Vertrieb des Werkes noch zu fördern. Es ist dies der „gantz neu eingerichtete, allenthalben viel verbesserte Abentheuerliche Simplicius Simplicissimus", der im Jahre 1671 bei W. E. Felszecker in Nürnberg erschien, eine für die Textkritik der Simplicissimusdrucke höchst wichtige Ausgabe, eben wegen der erwähnten zwanzig Kupfer. „Gibt mich dannoch nicht Wunder", sagt Grimmelshausen mit Bezug auf diese Bilder in seinem Wunderbarlichen Vogelnest (Erster Theil, Kapitel 11, Ausgabe des Litterarischen Vereins zu Stuttgart, Band III, Seite 413), „daß der alte Simplicissimus in alle Kupfferstück, so sich in seiner Lebens-Beschreibung befinden, gesetzt hat: Der Wahn betrügt, vornemlich wann ich mich erinnere, daß ich auf dieser Reise einsmals seinen Sohn beym Leben erhalten, weßwegen er dann diesen Spruch vielleicht so oft andet und vor sein Symbolum erwehlet hat, als nemlich ein Eyfersichtiger Hanrey ihn und sein eigen Weib Ehebruchs halben anklagte, welche Histori dann, wie unten folgen wird, meine obige Meinung von Ursach der Menschlichen Urtheil Betrug bezeugen wird". Dieser Passus bildet eine vorläufige Hindeutung auf die Ereignisse, die Grimmelshausen im 14. und 15. Kapitel des Vogelnests erzählt, wo der junge Simplicius zweimal einem unschuldigen Verdacht anheimfällt, zunächst, als er von eifersüchtigen Mönchen im Kloster angeschwärzt wird, dann, als ein unbegründeter Argwohn eines eifersüchtigen Gatten ihn in große Schwierigkeiten bringt. Die Episode im Kloster hat vermutlich einen historischen Hintergrund, weswegen dem Verfasser die Erzählung und der dabei ausgesprochene Grundgedanke so besonders wichtig sind. Schon Tittmann machte darauf aufmerksam, als er in der Einleitung seiner „Simplicianischen Schriften" (Band II, Einleitung Seite 11) sagt: „Das Schicksal des jungen Simplicius im Kloster, die verleumderische Verdächtigung desselben durch neidische Mönche, scheint auf einem thatsächlichen, den Vater tief berührenden Ereigniß zu beruhen. Für eine Erfindung wäre sie an sich zu unbedeutend. In der Scene mit der Wirthin und deren Folgen hätten wir dann eine burleske Illustration des Gemeinplatzes zu erblicken, daß für den schwersten Verdacht der leichteste Anhaltspunkt genügen kann". Und Bechtold geht noch einen Schritt weiter, wenn er die Episode in Allerheiligen im Schwarzwald zu lokalisieren versucht[1], und im Anschluß daran die Vermutung ausspricht, daß Grimmelshausens Sohn das Gymnasium des Klosters besucht haben wird.

Aus der dem Vogelnest Kapitel 11 entnommenen Stelle geht zweierlei mit Sicherheit hervor: erstens, daß die Bilder mit der Inschrift „Der Wahn betreügt" einer von Grimmels-

[1] „Zeitschrift für Bücherfreunde", N. F. II, Seite 58.

hausen als echt anerkannten Ausgabe angehören, wodurch die Ausgabe D (1671) — die erste, in der diese Kupfer vorkommen — unumstößlich als rechtmäßig bezeichnet wird, und dann, daß dem Dichter die Illustrationen wie der Grundgedanke, den sie aussprechen, sehr am Herzen liegen; die Stelle bildet einen Beweis für den innigen Zusammenhang zwischen dem Text der Simplicissimus-Schriften und den erwähnten Bildern.

Auch ohne diesen auffälligen Hinweis im Vogelnest liegt die Bedeutung dieser Kupfer auf der Hand. Es war deshalb ein anerkennenswertes Prinzip vom Herausgeber von Grimmelshausens Werken in der Deutschen National-Litteratur, daß er die Bilder mit aufnahm. Auch die prachtvoll ausgestattete Insel-Ausgabe, der wir ein erneuertes und hochgestimmtes Interesse für Grimmelshausen verdanken, bringt Illustrationen, allerdings nicht die zwanzig Radierungen der Ausgabe 1671 D, sondern die zeichnerisch bedeutenderen, aber literarisch weniger interessanten Kupfer der posthumen Gesamtausgabe 1683/84. Schön sind die Bilder der Ausgabe D nicht, und von diesem Gesichtspunkt aus kann man es verstehen, wenn andere Herausgeber sie nicht aufnehmen. Heinrich Kurz zum Beispiel motiviert dies in der Einleitung zum ersten Band seiner Ausgabe (Seite 69): „Endlich haben wir die Kupfer der alten Ausgaben nicht wiedergegeben; man wird dieß hoffentlich nur billigen, da sie in Composition wie in Ausführung durchaus schlecht sind“. Und ähnlich äußert sich in allerneuster Zeit der Herausgeber der Kleinen Ausgabe des Insel-Verlags Reinhard Buchwald (Einleitung Seite 16), wo er sagt: „Auch die Bilder der Originalausgaben verdienten nicht, wiederholt zu werden“. Vom künstlerischen Standpunkt vertragen diese Behauptungen keinen Widerspruch: als Buchschmuck steht ein Titelblatt von Walter Tiemann ungleich höher, darf man an eine Vergleichung der unbeholfenen Radierungen einer offenbar nicht berufsmäßigen Hand und der vollendeten Radierungen eines Klinger („Intermezzi“) garnicht denken. Die Bedeutung der Simplicissimus-Bilder liegt eben nicht in ihrer Ausführung, sondern in ihrer Idee. Sie hängen unmittelbar mit dem Text zusammen und sind aus denselben Anschauungen erwachsen, aus denen der Text entstand.



Radierung aus dem „Simplicissimus“, Ausgabe D (1671). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Es ist eine an sich äußerst interessante Aufgabe, zu verfolgen, wie der Illustrator seine Bilder zu gleicher Zeit als Ergänzungen des Textes und als aus dem Text geschöpfte Begründungen seines Grundsatzes „der Wahn betrügt“ hat dienen lassen. Sie verraten ein so intimes Vertrautsein mit dem Text, ein so inniges Versenken in die Gedanken- und Gefühlswelt des Dichters, daß dies allein schon die Herausgeber hätte stutzig machen sollen. Untenstehende Andeutungen mögen die Zusammengehörigkeit mit dem Werke wie mit dem Grundsatz „der Wahn betrügt“ begründen.

Liber 1, caput 6: Simplicissimus, der von seinem Knan eine Beschreibung des Wolfes gehört hat, *hält den betenden Einsiedler,* dem er das Leben verdankt und dem er noch vieles zu verdanken haben wird, *für einen Wolf:*

Der Thor sucht Trost in Eitelkeit
Der Klug in Gott die Himmlisch freud.

Liber 1, caput 19: Simplicissimus *hält den Offizier*, dem er in Hanau Rede und Antwort stehen muß, seiner Kleidung und Barttracht wegen *für einen Hermaphroditen* (eine Reproduktion des zeichnerisch und kulturhistorisch interessanten Bildes findet sich auf Seite 34):

Alßdan dein Vrtheil am Ehisten Leügt,
Wan dich deines Nechsten Kleidung betreügt.

Liber 2, caput 7: Simplicissimus, *der von seiner Umgebung für einen Narren gehalten wird*, benutzt die Gelegenheit, den Anwesenden harte Wahrheiten zu sagen und sich über sie lustig zu machen:

Zusehender, gebe dein Vrthel hervor;
Wer ist vnder diesen der gröseste Thor.

Liber 2, caput 17: Simplicissimus nähert sich zwei Holzhauern, *um ihnen von einer erbeuteten Geldsumme eine Handvoll Dukaten zu geben, aber diese entfliehen*, weil ihnen die Sache nicht geheuer ist:

Vmbs holde Golt wagt mancher Leib und Leben
Vnd diese gehn durch da ichs Ihn wolt geben.

Liber 2, caput 22: Der junge Hertzbruder wird in große Schwierigkeiten gebracht, dadurch daß ein vergoldeter Becher, der zum Zweck der Verdächtigung von dem bösen Olivier gestohlen worden war, bei ihm wiedergefunden wird (vgl. nebenstehende Reproduktion):

Die vnschuld wird mit Straff belegt,
Wo sich der Neid und Mißgunst Regt.



Radierung aus dem „Simplicissimus“, Ausgabe D (1671). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Diese Szene, wo aus „Neid und Mißgunst“ der junge Hertzbruder in unschuldigen Verdacht gerät, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Seite 33 besprochenen Episode aus dem Vogelnest, wo aus Neid und Mißgunst zwei Mönche den jungen Simplicissimus verdächtigen, der deswegen aus dem Kloster fortgeschickt wird.

Liber 2, caput 31: Simplicissimus als „Jäger von Soest“ rettet sich beim „Speckdiebstahl“ aus einer mißlichen Lage, *dadurch daß er den Teufel spielt:*

Die Fromkeit ist balt Zubetriegen
Wann die Boßheit anfängt Zulügen.

Liber 3, caput 2: Simplicissimus, der „Jäger von Soest“, überlistet den bösen Olivier, der ihm als der „Jäger von Werle“ unerlaubte Konkurrenz macht und läßt ihm von seinen Gesellen, *die sich als Teufel vermummt haben*, eine derbe Abstrafung geben:

Wiltu dein Listigen Feinde besiegen,
So mustu Ihn auch mit Lüsten bekriegen.

Liber 3, caput 8: Bei der Bestürmung eines Städtchens und der darauffolgenden Durchsuchung eines Hauses bekommt Simplicissimus einen großen Schrecken, als er in einem Trog einen Mohren entdeckt, den er zuerst für den „Lucifer selbst“ ansieht:

Der Nackent Erschreckte, Erwachent vom Schlaffen,
Erschrecket mit Zittern *die Sighaffte Waffen.*

Liber 3, caput 21: Ein Obrist-Leutnant, der begreiflicher- aber doch irrtümlicherweise

meint, Simplicissimus habe seine Tochter verführt, läßt das junge Paar stehenden Fußes im jungfräulichen Bette, wie die Reproduktion auf dieser Seite zeigt, kopulieren:

Offt mancher Verboster, der nur denckt Zuschertzen,
Muß endlich mit ernste Es meinen von Hertzen.

Liber 4, caput 4: „Simplex, Beau Alman geheißen", *der meint, daß er zu einem Herrn berufen sei,* um dessen Sohn „auf der Laute zu informiren", *sieht sich plötzlich gezwungen, einer* vornehmen unbekannten *Dame Liebesdienste zu erweisen:*



Radierung aus dem „Simplicissimus", Ausgabe D (1671).
Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen.
(1/1 Größe.)

Was darff es mit Waffen Zu
dingen ZuZwingen,
Darnach doch so mancher
von selbsten thut Ringen.

Liber 4, caput 10: Simplicissimus, *der* mit seinen Gefährten *ein Rheinschiff plündern wollte,* gerät ins Wasser (vgl. die Abbildung auf Seite 37) und *wird* in äußerster Lebensgefahr *von der Bemannung eben dieses Schiffes* unter großen Schwierigkeiten *gerettet;* um sein Leben zu erhalten, sucht er durch lügnerische Erzählungen das Mitleid der Bemannung zu erregen:

Schaw! denen ich wolt nach
dem Ihrigen Streben,
Dieselbe erhalten mir Jetzund
das Leben.

Liber 4, caput 22: Olivier erzählt, wie er, um die Forderung seiner Maitresse zu erfüllen und zu gleicher Zeit „eine treffliche Kurtzweil" zu haben, eine Katze den Hunden preisgegeben habe; die Katze sei aber in ihrer Angst auf seinen Kopf gesprungen, wodurch er sowohl von den Hunden wie von der Katze zerkratzt und zerbissen worden sei:

An Statt (O Fürwitz) *der
hoffenden Freüden
Muß Ich mich von Katzen
und Hunden so leijden.*

Liber 5, caput 1: Simplicissimus, der Hertzbruder auf seiner Pilgerfahrt nach Einsiedeln begleiten will, stellt sich, als ob er aus Reue über seine Sünden auch das Bedürfnis nach einer Wallfahrt empfinde; er *hüllt sich,* wie sein Freund, *in ein Pilgergewand* (siehe Abbildung auf Seite 38), *während doch seine Gedanken dazu gar nicht passen:*

Die Kleijdung ist Zwar gleich,
mit nichten doch die Hertzen,
Das Ein voll andacht steckt,
das ander thut nur schertzen.

Liber 5, caput 7: Simplicissimus *hält das Mädchen im Sauerbrunn für ein unschuldiges, sprödes, einfaches Landmädchen*; zu spät bemerkt er, daß er sich eine lockere, verschwenderische Dirne ins Haus geholt hat:

Begierde der Augen betrüben die Hertzen,
Erregen nachrewen, Geberen nur Schmertzen.

Liber 5, caput 8: Simplicissimus, der Kavalier im Sauerbrunn, begegnet einem Bauern, der eine Ziege zu verkaufen hat; *es stehen sich unerkannt der reich gewordene Bauernjunge und sein armer Pflegevater aus dem Spessart gegenüber:*

Die Zeit verändert vns, das Kind Macht sie Zum Mann,
Einen bringt sie vom Glück, den anderen bringt sie dran.

Liber 5, caput 18: Simplicissimus, der durch die Zauberkraft des Mummelseeprinzen auf

einem ihm fremden Grundstück einen Sauerbrunnen aus der Erde erweckt hat, will ihn den erstaunten Bauern schenken, aber *diese verschmähen seine Gabe, die ihnen doch zum Wohlstand hätte verhelfen können*:

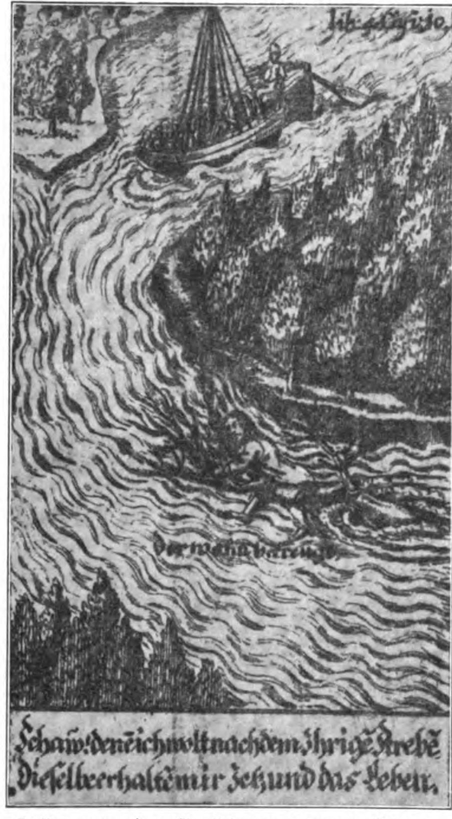
Wo Einig Mißtrauen die Leuthe vergifftet,
Da wird weder Freundtschafft noch Glücke gestifftet.

Liber 6, caput 18: Simplicissimus, der in Ägypten von arabischen Räubern gefangen genommen worden ist, *wird* von diesen Räubern *als „wilder Mann“* den Menschen *gezeigt*:

Gewinnsucht mit betrug, waß
thut doch diese nicht,
Sie macht dich gantz Zu
nichts vnnd ein Schelmstück
außbricht.

Liber 6, caput 26: Jean Cornelissen von Harlem, der mit seiner Mannschaft auf eine verlassene Insel kommt, wird von dem Einsiedler Simplex, dem sie die schlimmen Einflüsse der Insel zugeschrieben haben, unterstützt, belehrt und beschenkt:

Dem, so man das Vnglück
offt Pflegt Zu Zuschreiben,
Ist öffter die Hülffe, Pflegt
es Zu vertreiben.



Radierung aus dem „Simplicissimus“, Ausgabe D (1671). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Sind die achtzehn beschriebenen Bilder sämtlich unter dem Grundgedanken „der Wahn betrügt“ entstanden, so fehlt dieses Leitmotiv bei den zwei noch zu besprechenden. Das eine dieser Bilder weicht von den andern sehr ab, schon dadurch daß es eine Zusammensetzung von zwei Vorstellungen ist; oben sieht man einen Tisch mit Büchern und dahinter auf einer Bank den Verkäufer, umgeben von Zuschauern; der untere Teil des Bildes zeigt eine Gespenstererscheinung in einem Stall. Das obere Bild bezieht sich auf eine Stelle aus der *ersten Continuatio*, wo Simplicissimus von seiner Tätigkeit als Kalendermacher und Kalenderverkäufer erzählt: „Wie nun der angeneme Tag erschienen war, daran ich meiner Sache eine löbliche Probe thun solte, da beflisse ich mich nicht anders, als ein Meistersänger, meine Kähle hell und gelauffig außzurüsten, zu dem Ende mir dann mein Wirth mit einem Paar Kannen Bier trefflich behülflich war. Also ausgestaffiret und wol versehen machte ich mich im Namen Mercurii des Gottes aller Quacksalber und Leutbetrüger auf den Marckt, legte meine herrliche Autores auf das zierlichste aus, verfügte mich auf meine Banck als auf einen Predigstuhl und machte solche Minen mit Hin- und Herstreichung meines Barts, der meinen Mund und Kühn als ein vestes Pollwerck umschantzet hatte, daß auch die meisten vorüber gehenden Leute nur demselben zu gefallen stille stunden, um zu sehen, was ich doch endlich nach langem reuspern anfangen und verrichten würde. Die Anzahl Zuschauer gemahnte mich nicht anders als ein grosser Hauffe Fliegen um einen Milchtopff. Als ich nun meine Nachtigallen Stimm annehmlich und hell genug erschallen liesse, da fieng einer unter dem Hauffen, seines Handwercks ein Schlotfeger, also von Hertzen über meine liebliche Stimme an zu lachen, daß er das Maul aus der Gabel brachte und also nicht mehr zusammen bringen konte“.[1] Diesen Schlotfeger sieht

[1] Man vergleiche hiermit die parallellaufende Schilderung im siebenten Kapitel des Springinsfeld, auf welche Episode ich in dieser Arbeit schon einmal, gelegentlich meiner Besprechung der „Gauckel-Tasche“ (Seite 12), hingewiesen habe. Da ist es Springinsfeld, der „allerhand Thierer Geschrei, von dem lieblichen Waldgesang der Nachtigallen an

man links im Vordergrund des Bildes und auf ihn beziehen sich die unter dem Bild befindlichen Verszeilen:

Simplicissimus kan machen
Daß man unerhört mus Lachen
Ein Schlotfeger ob den Dingen
Kan das Maul nicht mehr Zubringen.

Die untere Hälfte dieses Bildes, das Gespenst im Stall, bezieht sich auf eine Stelle aus der *zweiten Continuatio*. Simplicissimus, als fahrender Arzt oder vielmehr Quacksalber, kommt in die Nähe von Frankfurt, wo er für sein Nachtlager in einem Stall vorlieb nehmen muß. „Da es aber nach Mitternacht würde, erweckte mich ein Gerümpel, welches die Pferdte machten, und als ich die Augen aufthät, erschreckte mich ein Geist eines dicken Corpulenten Weibsbildes, welches ein dunckelbrennende Kertze in der Hand und ein Kleid an hatte, wie die Weiber selbiger Orten zu tragen pflegen, wann sie traurten oder in Leid gehen. Sie stunde gerad im Eck vor der Krippen, allwo ich mit dem Kopff lag, und zindet mit dem Liecht ins Eck über der Krippen, wandte auch ihre Augen so steiff dahin, als wann sie hätte Flöh dort fahen wollen. Ich betrachtete sie gar genau und merckte gleich, daß es ein Gespenst war, dann meine Haar regten sich meinem Beduncken nach auf dem Kopff, als wolten sie lebendig werden, oder als wann mir ein Hauffen Würm darauf herum kriechen; die Pferdte hupfften zuruck und machten neben ihren Reuspern ein groß Gerappel mit den Ketten, daran sie gebunden waren". Dies alles sieht man auf dem Bild, das die Unterschrift hat:



Radierung aus dem „Simplicissimus", Ausgabe D (1671). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Simplicissimus beij Nacht
Hört, daß poltern wird gemacht,
Ein gespenst Er vor Ihm siehet,
Morgens Er den Schatz heim Ziehet.

An der Stelle, wohin der Geist geblickt hatte, entnahm nämlich Simplicissimus am andern Morgen der Mauer einen Schatz von dreihundert Dukaten, von dem ihm die Hälfte zufiel. — Die Beschreibung dieses Doppelbildes, die Beziehung zum Text und die zugehörigen Verse zeigen schon, daß der Plan, der alle achtzehn bisher besprochenen Bilder zusammenhält und wofür das Leitmotiv „der Wahn betrügt" maßgebend war, hier nicht durchgeführt worden ist. Das Bild gehört denn auch nicht mehr zum eigentlichen Simplicissimus, sondern veranschaulicht, wie ich oben auseinandergesetzt habe, zwei Episoden aus den Continuationen.

bis auff das forchterlich Geheul der Wölffe, beydes inclusive" nachahmt und so den erwünschten „Umstand" herbeilockt. Mit Bezug auf meine Seite 21 ausgesprochene Behauptung, daß Grimmelshausen bei seiner Schilderung des Vagabundentums bestimmte Typen im Auge hatte, scheint mir dieser *gemeinsame* Zug bei Simplicissimus und Springinsfeld äußerst wichtig. In diesem Zusammenhang zitiere ich aus meinen „Problemen der Grimmelshausenforschung" Folgendes: „Der landfahrende Storger und Leutebetrüger, Theriakkrämer und Steinschneider, Zeitungssinger und Kalenderverkäufer war für den Schriftsteller Grimmelshausen eine scharf geschaute und in Handlungen und Eigentümlichkeiten genau begrenzte Figur, die er planmäßig und bewußt für seine schriftstellerische Tätigkeit verwertete" (Seite 249). In diesem Licht wird das reproduzierte Fliegende Blatt: „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des Weltstreichenden Artzts Simplicissimi" für das Bild von Grimmelshausens literarischer Arbeitstechnik noch bedeutungsvoller.

Das bisher noch nicht erwähnte Bild (vgl. die Reproduktion auf dieser Seite) erfordert eine ausführlichere Besprechung, da die Beziehung zum Text keineswegs feststeht. Es zeigt einen kleinen von Bäumen umgebenen Platz, eine liegende menschliche Gestalt und einige stehende und sich bewegende höllische Figuren. Die Unterschrift lautet:

Simplicissimus ist worden
Ein glied im Einsiedler Orden
Sieht viel ungeheure Sachen
Die Ihm angst und bange machen.

Bobertag bezieht in seiner Grimmelshausen-Ausgabe in der deutschen National-Litteratur dieses Kupfer, wie es die Reihenfolge seiner Bilder beweist — er setzt das Bild zwischen die Kupfer *Liber 5, caput 18* und *Liber 6, caput 18* auf Seite 195 seines zweiten Bandes — auf den Anfang des Sechsten Buchs, offenbar auf folgende Stelle: „Daselbst[1] hat der geliebte Leser verstanden, daß ich wiederum ein Einsidler worden, auch warum solches geschehen: gebühret mir derowegen, nunmehr zu erzehlen, wie ich mich in solchem Stand verhalten.“ . . . . . „Einsmahls faullentzte ich unter einer Thanne im Schatten, und gab meinen unnützen Gedancken Gehör . . . . . Womit einer wachend handieret, damit pflegt einer gemeiniglich auch traumend vexirt zu werden, und solches widerfuhr mir damals auch; dann so bald ich die Augen zugethan hatte, sahe ich in einer tieffen abscheulichen Grufft das klingende höllische Heer und unter denenselben den Groß-Fürsten Lucifer zwar auf seinem Regiments-Stul sitzen, aber mit einer Ketten angebunden, daß er seines Gefallens in der Welt nicht wüten könte: die viele der höllischen Geister, mit denen er umgeben, begnügten durch ihr fleissiges Aufwarten die Grösse seiner höllischen Macht. Als ich nun dieses Hof-Gesind betrachtete, kam unversehens ein schneller Postillion durch die Lufft geflogen, der ließ sich vorm Lucifer nider und sagte“ usw.



Radierung aus dem „Simplicissimus“, Ausgabe D (1671). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Für Bobertags Auffassung spricht, daß im Text wie in der Unterschrift vom Einsiedlertum des Simplicissimus die Rede ist, und daß die Gestalten, die den ausgestreckten Simplicissimus umgeben, direkt an teuflische Vorstellungen erinnern. Im übrigen widerspricht sich manches. Das Bild zeigt weder eine höllische Gruft — die Ausgabe E, die an dieser Stelle in auffälliger Weise von der obenstehenden nach D respektive A zitierten Lesart abweicht, spricht von einer „tieffen abscheulichen Klingen“ (Talschlucht), welche Fassung ich für die ursprünglichere halte — noch die Tanne, unter der Simplicissimus eingeschlafen ist. Auch die Beschreibung des höllischen Großfürsten stimmt nicht, da keiner von den Geistern auf einem

[1] Das heißt im Fünften Buch des Simplicissimus. Die hier zitierte Stelle findet sich im ersten Kapitel des Sechsten Buchs, Ausgabe Kurz II Seite 125, beziehungsweise Bobertag II Seite 194, beziehungsweise Keller II Seite 826; die Fortsetzung im zweiten Kapitel des Sechsten Buchs, Kurz II Seite 127, beziehungsweise Bobertag II Seite 197, beziehungsweise Keller II Seite 830.

„Regiments-Stul“ sitzt, noch einer durch eine „Kette“ in seinen Bewegungen gehemmt wird. Alles zusammengenommen, glaube ich, daß Bobertags Auffassung von diesem Bild eine falsche ist, weshalb ich sie durch eine befriedigendere Deutung ersetzen möchte.

„Als ich einsmals ungefähr auf einer Insul, deren ich gleichsam wie im Schlauraffenland gelebt, mich mit Fischen um etwas zu viel bemühet und nach eingenommenem Trunck Palmwein meiner Gewonheit nach unter einen lustigen Baum in Schatten schlaffen gelegt hatte,“ — so fängt Grimmelshausen die *andere* Continuation seiner Simplicianischen Wundergeschichten an — „da weckten mich sechs abscheuliche Männer mit grosser Ungestümme ohnversehens auf, welche ich ihrer heßlichen Gestalt wegen, die so wol in ihren Angesichtern, als der Proportion ihrer Leiber erschiene, anfänglich vor böse Geister hielte und dessentwegen wol 1000 Creutz vor mich machte.“ Hier stimmt die Szenerie besser als bei der oben zitierten Beziehung, die Landschaft hat einen südländischen Charakter; auch manche von Grimmelshausen beschriebene Einzelheit, „sie kollerten mit mir und unter sich selbsten eine Sprache daher, wie erzörnete Kalekuttische Haanen“, gaben mir „ungeheure Rippstösse“, korrespondiert mit der Vorstellung auf dem Kupfer; das Auffällige ist bloß, daß der Illustrator nicht die Wirklichkeit zum Gegenstand des Bildes genommen hat, sondern daß er die subjektive Vorstellung, die Simplicissimus im Moment des Erwachens von den Männern bekommt, auf dem Bild zum Ausdruck bringt. In Wirklichkeit wird Simplicissimus nicht von Teufeln, sondern von Wilden überfallen; er hält sie aber, wie er sagt, anfänglich für böse Geister, und diesen Moment hält der Zeichner fest. Diese Auffassung findet in den äußeren Umständen mehr als eine Stütze. Die Bilder haben rechts oben, über oder in dem Kupfer, eine Andeutung, zu welchem Buch und Kapitel sie gehören; die Angabe auf dem in Rede stehenden Bild ist wohl nicht anders als als „2. Continuatio“ zu deuten. Auch durch das Fehlen des Leitmotivs „Der Wahn betreügt“ gehört das Bild mehr mit dem Doppelbild der ersten und zweiten Continuation zusammen, als daß man anzunehmen hätte, daß die Reihe der oben beschriebenen achtzehn Bilder dadurch hätte unterbrochen werden sollen. Schließlich weicht auch der Charakter der Unterschriften der zuletzt beschriebenen Bilder von den achtzehn zuerst beschriebenen ab; die achtzehn Bilder haben als Unterschriften die mitgeteilten Reimpaare mit jambischem Versmaß; die drei Unterschriften auf dem Doppelbild und dem Bild, das ich auf den Anfang der zweiten Continuation beziehen möchte, sind trochäische Vierfüßler; alle drei Strophen fangen mit dem metrisch bezeichnenden Wort *Simplicissimus* an, während in den andern Unterschriften der Name des Helden nicht vorkommt; im Gegenteil sind diese möglichst allgemein gehalten. Alles in allem scheint es mir nicht zweifelhaft, daß die zwei zuletzt beschriebenen Bilder unter sich eng zusammengehören. Auch Adelbert von Keller, der sich sonst um die Kupfer sehr wenig kümmert, hat es in unbefangen-richtiger Auffassung mit dem Doppelbild in Zusammenhang gebracht, wie aus Seite 1005 seiner Simplicissimus-Ausgabe hervorgeht. — Ich vermute, daß die zu den Continuationen gehörigen Bilder später als die andern entstanden sind; vielleicht erst in dem Augenblick, wo der Dichter sich entschloß, die drei Continuationen, für die er anfänglich wohl eine andre Verwendung im Auge hatte, (vgl. meine „Probleme der Grimmelshausenforschung“ I, Seite 249) seiner Simplicissimus-Ausgabe beizufügen.

Der innige Zusammenhang, welcher bei den achtzehn zuerst besprochenen Bildern zwischen Text und Bild einerseits und andrerseits zwischen den Bildern unter sich mit Bezug auf den gemeinschaftlichen Grundgedanken besteht, führt mich zu der Hypothese, daß der Dichter an der Illustrierung seines Werkes einen intensiven Anteil genommen habe, daß sicher die Konzeption der Bilder, vielleicht aber auch ein Teil der Ausführung derselben von ihm stamme.

Daß Grimmelshausen sich als Sekretär des Offenburgischen Regiments zeichnerisch betätigt habe, hat Dr. A. Bechtold in dieser Zeitschrift (Neue Folge II, Seite 59) wahrscheinlich zu machen gesucht. Es handelt sich um vier Zeichnungen, die unter den Akten des Dreißigjährigen Krieges im Reichsarchiv zu München in Tom. 576 unter Nr. 30 und 31, 53 und 54 bewahrt werden; sie bilden Beilagen zu der Korrespondenz des Obersten Hans Reinhard von Schauenburg an den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern (1573—1651), den Gründer



der katholischen Liga. Als Kommandant von Offenburg hatte der Oberst von Schauenburg dem Kurfürsten regelmäßig Kriegsberichte zu senden; diese von dem Obersten unterzeichneten Kriegsberichte sind, wie die Schriftvergleichung unwiderleglich bezeugt, von seinem Sekretär Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen geschrieben. Wieweit wir hier einfaches Diktat oder größere Selbständigkeit des Sekretärs anzunehmen haben, bedarf noch einer nähern Untersuchung.

In einem Schreiben vom 25. Januar 1645 bespricht der Oberst den Stand der Fortifikation der Festung Offenburg und Verbesserungsvorschläge für dieselbe; die zwei Beilagen, von denen die erste von Walter in seiner „Geschichte der Stadt Offenburg" (1880 flg.), dann von Wingenroth in den „Kunstdenkmälern des Kreises Offenburg", auch von Bechtold in dieser Zeitschrift (N. F. II, Beilage zum zweiten Heft) und schließlich von Batzer in der „Ortenau" (1910/11) veröffentlicht wurde, sind zunächst ein „Abriß hießigen Postens, wie derselbe Sich anietzo befindet", und sodann ein „Abriß, wie ermelter Posten meines geringfüegigen erachtens vollents Zue fortificirn were." Die zwei andern Zeichnungen, von denen erstere gleichfalls von Wingenroth und Bechtold an den erwähnten Stellen der Öffentlichkeit übergeben wurde, sind Ansichten von Hohengeroldseck, das auch zum Schauenburgischen Regimentskommando gehörte.[1]

Die von Wingenroth angedeutete und von Bechtold näher ausgeführte Hypothese, daß die Zeichnungen von Grimmelshausens Hand herrühren, hat eine große Wahrscheinlichkeit für sich. Die Schrift der Briefe wiederholt sich in den Erklärungen auf den Zeichnungen: auch Tinte und Federführung weisen auf den Zusammenhang mit dem von Grimmelshausen geschriebenen Text hin. Für den Plan von Offenburg scheint der Zeichner eine ältere Vorlage benutzt zu haben; verschiedene Teile der Zeichnung sind, was perspektivische Richtigkeit und überhaupt zeichnerisches Talent anbelangt, durchaus nicht gleichwertig; die Teile, wo der Zeichner die Vorlage verläßt, besonders offenbar auf der Kinzigseite, im Westen, haben für die Kenntnis von Grimmelshausens Zeichenkunst den meisten Wert. Daß der Plan von einem Dilettanten gezeichnet respektive nachgezeichnet wurde, geht ja zur Genüge aus dem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian von Bayern, wozu die Zeichnung eine Beilage bildet, hervor. Da der bis jetzt unveröffentlichte Brief in mancher Hinsicht interessant ist, teile ich ihn in extenso mit:

Durchleüchtigster Churfürst, Gnedigster Herr,

Ew. Churfürstl. Durchl. an mich abgelassen Gnedigstes rescript auß München vom 13. Januarij dißes negst angetrettenen 1645. Jahres hab Jch Vnderthenigst empfangen, Vnnd darauß dero Gnedigstes Gesinnen Gehorsambist vernommen; Jenem dan Zue schuldigstem folg Ew. Churfürstl. Durchl. Jch hiebeij durch vnderschidliche beijlagen, alß mit lit. A den Abriß hießigen Postens, wie derselbe Sich anietzo befindet, so guet Es alhier gemacht werden könden; So dan mit Lit. B wie ermelter Posten meines geringfüegigen erachtens vollents Zue fortificirn were; mit Lit. C waß ane Stückh vnnd munition Vorhanden, waß dauon der Röm. Kaijs. Maij., wie auch Ew. Churfürstl. Durchl. vnnd dann auch hießiger Statt Offenburg Zuegehörig, vnnd mit Lit. D eine specification alhießiger Guarnison Gnedigst begehrtermassen Gehorsambist überschickhe; da nun Ew. Churfürstl. Durchl. Gnedigste intention in Ein- oder anderem Jch nicht erreichen solte, Erwarte Jch dero fernere Gnedigste information vnnd befelche, deme alßdan gleichfahls von mir Gehorsambist nach gelebt werden solle;

Sonsten erfordert dießer an Sich selbsten zimblich weitläuffiger Posten Zue seiner nothwendigen besatzung auf begebende Occasion (wan sonsten alle Übrige requisiten Vorhanden) weniger nicht als Ein taußent Mann, Vnd kan Ew. Churfürstl. Durchl. Jch Vnderthenigst Versichern, daß, so lang Jch alhier commandire, die Notturfften Vnd abgang ermelten Postens beij dem Kaij. hoff gleichsamb ohne Vnderlaß nicht allein durch schrifftliche remonstrationes sondern auch Zue mehrmahlen durch Vnderschidliche mit meinen großen Costen dahin abgeschickte Officier (allermassen Sich der Vrsachen nach auf diße Stundt Ein hauptman meines Regiments darunder aufhalten vnnd eijffrig sollicitiren thuet) mündtlich aller- Vnd Vnderthenigst Vortragen lassen, So hat jedoch, solches alles biß dahero wenig unterfangen mögen, dahero der Posten gleichsamb continuirlich, sonderlich aber beij ietziger Ew. Churfürstl. Durchl. negsthin Vnderthenigst Überschribener beschaffenheit, in höchster gefahr; Zuemahlen Ew. Churfürstl. Durchl. auß denen beijlagen F und G Gnedigst Zue ersehen,

[1] Ausführlichere Angaben bezüglich des Schauenburgischen Regiments finden sich in meinen „Problemen der Grimmelshausenforschung" I, Seite 231 flgg.

waß mir von einem Vertrawten correspondenten auß Straßburg feindtshalber notificirt worden, Welches von dero GeneralVeldtmarschalckh, Freijherren Von Mercij, Jch auch also bald berichtet; Vnnd demnach Jch der Post Eins vnnd anders auffzuegeben bedenckhens getragen, Alß hab Ew. Churfürstl. Durchl. solches durch aigenen Gehorsambist übersenden, vnnd Zuegleich deroselben Zue Churfürstl. Hulden und Gnaden mich Vnderthenigst empfehlen sollen.

Offenburg, den 25. Januarij Anno 1645.

Ew. Churfürstl. Durchl.
Vnderthenigster vnd Gehorsambster
Hanß Reinhard von Schawenburg.

P. S.
Auch Gnedigster Churfürst vnnd Herr.
Gleich nach Verfertigung dißes, werde Jch per Expressum von Meinem Correspondenten auß Straßburg berichtet, daß der duc d'Anguin mit 12000 Mann in Heraußmarch bereits vor seine Persohn beij Thues Vnnd die Vortrappen beij Pfaltzburg angelangt, were aber ohn Vorsehens contramandirt worden, stehet also die Gewißheit Eins oder ander mit nechstem Zue vernemmen.

Dem Schreiben sind außer den beiden Plänen von Offenburg samt einer „Außlegung der in dießen Abrissen mit lit. A. und B notirter Ziffer" eine Spezifikation der Mannschaft von Offenburg und zwei Extrakte aus Schreiben der „Vertrawten Persohn aus Straßburg" beigefügt. Alles ist von Grimmelshausen geschrieben worden, mit Ausnahme der Unterzeichnung Hanß Reinhard von Schawenburg und der drei vorhergehenden Worte. Da der Kommandant von Offenburg bei den Plänen besonders hervorhebt *„so guet Es alhier gemacht werden könden"*, ist es wohl sicher, daß sie im Bureau des Kommandanten entstanden sind. Die Möglichkeit, daß der Kommandant selbst die Zeichnungen verfertigt haben könnte, fällt schon dadurch weg, daß die Federführung Hans Reinhards eine viel spitzigere und ungelenkere ist als die, welche die Zeichnungen verraten.

Bechtold hat auf Seite 60, Jahrgang II der Neuen Folge dieser Zeitschrift, Fußnote, darauf hingewiesen, daß Grimmelshausen seinem Simplicissimus und damit wohl sich selbst Ingenieurkenntnisse nachrühmt. Besonders beweiskräftig scheint mir hier die Stelle im vierten Kapitel des Fünften Buchs, wo die Lokalisierung in Bad Griesbach, damals oft „der Schawenburgische Brunnen" genannt, stark auf persönliche Erlebnisse des Helden hinweist („Probleme I" Seite 233 flgg.). Simplicissimus wird da folgendermaßen charakterisiert: „er sei nit allein ein guter Soldat, der Pulver riechen könte, sondern auch ein zimlicher Reuter, ein perfecter Fechter, ein trefflicher Büchsenmeister und Feurwercker und über diß alles einer, *der einem Ingenieur nichts nachgeben würde.*" Daneben dürften auch die Stelle Buch I, Kap. 21 (Ausg. Keller I, Seite 127), wo Grimmelshausen mehr als oberflächliche Kenntnisse von Malertechnik zeigt, und die Stelle Buch V, Kap. 12 (Ausg. Keller II, Seite 740), wo Grimmelshausen seinem Helden geometrische Fertigkeit zuschreibt, ins Gewicht fallen. Schließlich scheint mir in diesem Zusammenhang das Titelkupfer mit den Medaillonporträten von Bedeutung zu sein, welches ich bei meiner Besprechung von J. A. Böner auf Seite 18 erwähnte, und das sich in ursprünglicherer Form in den Simplicissimus-Ausgaben C und D findet. Außer den fünf bekannten Medaillons sind auf diesem Stich folgende Wappen und Embleme abgebildet: links oben ein geschlossener Helm und über diesem eine Figur ohne Arme, deren Kopf von der Haut eines Kalbskopfes mit langen Ohren eingehüllt ist, so daß nur das Gesicht zu sehen ist; rechts oben ein in drei Felder eingeteiltes Wappen mit je einer Maske; in der Mitte ein Schwert und ein Dreschflegel kreuzweis gelegt, welche da, wo sie sich berühren, durch einen Rosenkranz gezogen sind; über demselben der Kalbskopf, aber hohl und ohne Gesicht; zwischen Dreschflegel und Schwert unten Tintenfaß und Federkiel, oben ein ausgespannter Zirkel. (Eine Reproduktion dieses Bildes folgt nebenstehend auf Seite 43.) Aus zwei Elementen setzen sich diese Wappenzeichen und Embleme zusammen: Scherz und Ernst. Die „drey rothen Larven in einem weissen Feld" und auf dem Helm das „Brustbild eines jungen Narrn in Kälbernem Habit, mit einem paar Hasen-Ohren" (Simplicissimus, Buch I, Kap. 11, Ausgabe Keller I, Seite 437) vertreten das scherzhaft-närrische Element; der Degen und der Dreschflegel, Federkiel, Tinte und Zirkel verdienen eher ernst genommen zu werden: von



einfach-ländlichem Herkommen, hatte Grimmelshausen unter der Ausbildung Hans Reinhards von Schauenburg nicht bloß den Degen, sondern auch Feder und Zirkel führen gelernt; auch den Rosenkranz als ernstes Symbol für Grimmelshausens Religion zu nehmen, dürfte nach Overmanns Ausführungen in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, Neue Folge, Band XIV, Seite 486—489 weniger schwer fallen. Ich glaube, daß auch die beschriebenen Embleme für die Hypothese verwertet werden dürfen, daß Grimmelshausen nicht nur auf seine Federgewandtheit, sondern auch auf seine *zeichnerische* Fähigkeit sich etwas zugute tat.

Alle diese Erwägungen drängten mich zu der Annahme, daß die Radierungen der Simplicissimus-Ausgabe D für unsre Kenntnis von Grimmelshausens Persönlichkeit eine größere Bedeutung haben, als man ihnen bisher beigemessen hat. Liegt nicht die Vermutung nahe, daß der Mann, der, wie wir annehmen dürfen, imstande war die Briefe seines Kriegsherrn nötigenfalls mit Zeichnungen zu versehen, wovon die Reproduktionen in dieser Zeitschrift (Neue Folge II, Seite 57 und Beilage zum zweiten Heft) ein Bild geben, auch für sein Hauptwerk Feder und Zirkel, Schreib- und Zeichenkunst vereinigt habe?



Titelkupfer zum „Simplicissimus“, Ausgabe C (1670).
Nach dem Original in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar.
(1/1 Größe.)

Die Vergleichung der vier handschriftlich überlieferten Zeichnungen aus dem Münchener Reichsarchiv mit den Simplicissimus-Radierungen bietet natürlich manche Schwierigkeit, zumal da man bei letzteren der Hand des Stechers einen nicht genau zu bestimmenden Einfluß einräumen muß. Auch erschwert die Verschiedenartigkeit des Gegenstandes die Vergleichung. Ähnlich wie bei dem besprochenen Stadtplan, verraten auch die Simplicissimusbilder eine starke Ungleichmäßigkeit in der Ausführung; bezeichnend sind in dieser Hinsicht unter andern das Bild *liber I, caput 6* (Bobertag I, Seite 21) mit seiner äußerst naiv gezeichneten Simplicissimusfigur, das Bild *liber III, caput 21* (Bobertag I, Seite 285 und in diesem Heft Seite 36) mit seiner völlig falschen Perspektive und das Bild *liber II, caput 31* (Bobertag I, Seite 199) mit mehreren perspektivischen Fehlern. Im allgemeinen darf man ruhig behaupten, daß die zeichnerische Fertigkeit bei mehreren Simplicissimus-Radierungen — daß sie mit der Radiernadel verfertigt sind, kann nicht zweifelhaft sein, wenn auch hier und da besonders markante Striche mit dem Grabstichel nachgraviert wurden — nicht höher zu stellen sei als die Münchener Zeichnungen. Und da Felszecker sonst für seine Ausgaben über gute Zeichner und Stecher verfügte (man denke nur an die Gesamtausgabe und die Beteiligung Böners an derselben), ist man versucht, in mancher Unzulänglichkeit der Bilder die Dilettantenhand des Verfassers zu sehen. Vielleicht dürfte auch das Fehlen jeder Namenszeichnung auf den Bildern mit ins Gewicht fallen, wie ferner der Umstand, daß der Verleger bei der Herstellung der obenerwähnten posthumen Gesamtausgabe die Radierungen ausnahmslos durch völlig andre ersetzte. Im Zusammenhang

damit hat der Herausgeber der Gesamtausgabe die oben zitierte Stelle aus dem Vogelnest I, Kap. 11 geändert: „Gibt mich dannoch nicht Wunder, daß der alte Simplicissimus *hiebevor in seinen ersten Exemplaren*“ — dem Herausgeber waren die Ausgaben A und B, welche der illustrierten Ausgabe vorangingen, offenbar nicht bekannt — „in alle Kupfferstück so sich in der Lebens-Beschreibung befinden, gesetzt hat: Der Wahn betreugt.“ Schließlich darf man nicht unbeachtet lassen, daß diese Worte, auch rein plastisch betrachtet, mit dem Stich so sehr eine Einheit bilden, daß man an ein späteres Hinzufügen nicht denken kann; Text, Grundgedanke und Ausführung sind so innig verschmolzen, daß man sie gern *auf einen Mittelpunkt zurückführen* möchte.

Da drängt sich uns denn unwillkürlich die Frage auf, ob Grimmelshausen sich nicht über sein Verhältnis zu diesen Radierungen ausgesprochen habe, und zwar zunächst, ob sich aus der Seite 33 angeführten Stelle: „Gibt mich dannoch nicht Wunder, daß der alte Simplicissimus in alle Kupfferstück, so sich in seiner Lebens-Beschreibung befinden, gesetzt hat: Der Wahn betrügt“ nicht bestimmtere Anhaltspunkte gewinnen lassen. Wenn man sich bei der Erklärung dieser Stelle an den Buchstaben hält, dann allerdings, denn dann enthielte die Stelle die direkte Aussage, daß der Verfasser selbst diese Worte in die Bilder hineingesetzt, also auch die Bilder wohl eigenhändig komponiert hätte. Dennoch möchte ich auf diese Deutung nicht allzu großen Wert legen.

Eine andre Stelle, die in diesem Zusammenhang zu analysieren ist, findet sich in der „Wolgemeinten Vorerinnerung an die Großgünstige Leser“, womit Grimmelshausen die Ausgabe D, die erste, welche die „20 anmuthigen Kupffer“ enthält, einleitet. „Hiermit erscheinet meine Neue gantz umbgegoßne, mit schönen von mir, meinem Knan, Meuder, Ursule und Sohn Simplicio inventirten Kupfferstücken ausgezirte, Lusterweckende und sehr nachdenckliche Lebens-Beschreibung, worzu mich ein kühner und recht verwegner Nachdrucker veranlasset, in dem er meinem Herrn Verleger seine höchstruhmwürdige Mühe und Unkosten, Fleis und Arbeit, die er in erster Einrichtung und annemlicher Vorstellung dieses meines ihme allein mitgetheilten Werckleins, und den daraus erhobenen geringfügigen Gewinn, weiß nicht ob aus selbst eignem neidischen Hertzen, oder, wie ich eher darvor halte, aus tollkühner Anreitzung etlicher Mißgönner verwegner weiß sich unterstanden, aus den Händen zu reissen, und gantz unrechtmässig ihme selbst zuzueignen.“ Theoretisch sind zwei Erklärungen der in Betracht kommenden Worte möglich. Man könnte die *„schönen von mir, meinem Knan, Meuder, Ursule und Sohn Simplicio inventirten Kupfferstücke“* auf die fünf Medaillons des Titelkupfers beziehen; „von“ hieße dann ungefähr soviel wie „über“, und „inventirt“ hieße einfach „gezeichnet“. Es wäre dafür zu sagen, daß die fünf genannten Personen gerade den fünf Medaillons des Titelkupfers entsprechen; dagegen möchte ich anführen, daß diese Deutung sich mit meinem Sprachgefühl weder für das jetzige noch für das damalige Deutsch verträgt; weiter, daß die Bezeichnung „Kupfferstücke“ für *ein* Kupfer, sei es denn auch mit fünf Medaillons, doch weniger passend ist, und endlich, daß die Bezeichnung „schöne“ in dieser Anwendung doch viel weniger Berechtigung hat — vom Standpunkt des Autors wohlverstanden — als wenn man dieses Wort auf die zwanzig Radierungen bezieht. Letztere Erklärung scheint mir denn auch annehmbarer; sprachlich ist nichts dagegen einzuwenden, denn der Urheber der Handlung wird bei Grimmelshausen fast noch häufiger mit „von“ als mit „durch“ bezeichnet, und *inventieren* war bekanntlich der technische Ausdruck, dessen sich der Zeichner bediente, um seine Arbeit im Gegensatz zu der des Stechers anzudeuten; allerdings findet sich „invenit“ auch neben „delineavit“ auf demselben Blatt, und hat man dann also den „Entwerfer“ dem „Zeichner“ gegenüberzustellen; dies hat aber auf die Wahrscheinlichkeit der Deutung keinen Einfluß, wohl natürlich auf die Konsequenzen, die man, diese Deutung einmal angenommen, für Grimmelshausens Anteil daraus ziehen kann. Daß zu der Zeit „inventieren“ oft einen bedeutenden Teil der technischen Ausübung in sich schloß, geht zum Beispiel daraus hervor, daß das Titelblatt des Wunderbarlichen Vogelnests in der Gesamtausgabe 1683/1684 (Band II, Seite 281 und Seite 437) von den „Kupffer-Inventiones“ spricht, womit das Buch geschmückt ist. Nimmt man also für die in Rede stehende Stelle die zuletzt besprochene Deutung an, so



ist sie eine nicht zu unterschätzende Stütze für die Hypothese, *daß Grimmelshausen für die Radierungen seines Simplicissimus die Zeichnungen selbst hergestellt habe.* Es könnte vielleicht befremdend erscheinen, daß Grimmelshausen nicht bloß seinem Hauptthelden, sondern der ganzen Simplicissimusfamilie die Urheberschaft der Zeichnungen zuerkenne; indessen scheint mir das Heranziehen der vollzähligen Simplicissimusfamilie auch hier ein bewußter Kunstgriff zu sein, die Zusammengehörigkeit des Werkes mit allem, was zur Simplicissimusfigur gehört, zu veranschaulichen. (Vgl. zum Beispiel Springinsfeld Kapitel 9 und die Einkleidung vom Erfinder des Calenders.) Es hat auch etwas Humoristisches und zugleich etwas Rührendes an sich, wenn man sich die ganze Simplicissimusfamilie um den Familientisch vereinigt vorstellt, Bilder zeichnend für das Buch, um mit gemeinsamen Kräften den „Nachspickern" das Handwerk zu legen. So macht auch die Mitarbeiterschaft des Sohnes, der im Dienste derselben guten Sache seine „Nägelbeschneidung" verfaßt, einen ähnlichen Eindruck. — Als Argument dafür, daß Grimmelshausen mit den „von mir usw. inventirten Kupfferstücken" nicht das Titelkupfer, sondern die zwanzig „anmuthigen Kupffer" meint, möchte ich noch anführen, daß, wo es ihm offenbar darum zu tun ist, seine Ausgabe herauszustreichen, er doch auch an dieser Stelle nicht versäumen würde, auf die zwanzig Illustrationen, die er auch auf dem Titelblatt besonders erwähnt, aufmerksam zu machen. Schließlich weise ich noch darauf hin, daß das Titelkupfer mit den fünf Medaillonbildern sich nicht bloß in der Ausgabe D, sondern auch in der Ausgabe C befindet; wenn man mit mir der Meinung ist, daß diese Ausgabe C nicht als unberechtigter Nachdruck, sondern als rechtmäßige und frühere Ausgabe — vgl. „Probleme" I, Seite 245 — angesehen werden muß, so wird man es für undenkbar halten, daß Grimmelshausen bei der *zweiten* Veröffentlichung dieses Titelkupfers und der *ersten* Veröffentlichung der zwanzig Radierungen, dieses Titelkupfer *wohl* und die Radierungen in seinem Vorwort *nicht* erwähnen sollte.

Alles zusammenfassend, was ich im Vorhergehenden über die Radierungen der Simplicissimus-Ausgabe D gesagt habe, ergibt sich für mich die größte Wahrscheinlichkeit, daß Grimmelshausen mehr als die Angabe des Grundgedankens allein geliefert hat, daß wohl die Zeichnung, die dem Stecher vorlag, vom Autor, vielleicht unter Zuhilfenahme älterer Vorlagen, hergestellt worden ist.

VI.

Als Schlußabschnitt dieser Arbeit habe ich über die wichtigsten Titelkupfer, womit die Grimmelshausenschen Originaldrucke geschmückt sind, noch einige Worte zu sagen. Von seinem Hauptwerk, dem Simplicissimus, ausgehend, erinnere ich zuerst an das Seite 42 flgg. beschriebene und Seite 43 reproduzierte Bild:

> **Simplicissimus sein Sohn, Sein Knan und die Meuder, stehen,**
> **Sambt der frommen Ursel hier, wie sie Naturäl aussehen.**

Dieses Kupfer findet sich in den zwei Ausgaben: „Der Abentheurliche Wiederum gantz neu umgegossene Und Mit seinem ewigwehrenden wunder-barlichen Calender, auch anderen zu seinem Lebens-Lauff gehörigen Neben-Historien, vermehrte und verbesserte Simplicissimus Teutsch. Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr 1670." (Ausgabe C), und: „Gantz neu eingerichteter allenthalben viel verbesserter Abentheurlicher Simplicius Simplicissimus. Gedruckt bey Johann Fillion, Nürnberg zu finden bey W. E. Felszeckern." (Ausgabe D). Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß die Kupfer, die ich aus C- und D-Exemplaren unter den Augen gehabt habe, von derselben Platte genommen worden sind und die Platte bei den D-Kupfern einen abgenutzteren Eindruck macht. Für die Frage nach den Beziehungen zwischen den verschiedenen Simplicissimus-Ausgaben — eine Frage, die ich in dieser Arbeit nur gelegentlich streife — sind natürlich die Verhältnisse der Titelkupfer unter sich von Bedeutung; allerdings ist es bei diesen verwickelten, so schwankenden und vielfach falsch beleuchteten Verhältnissen geboten,



Kupfertitel des „Ewigwährenden Calenders" (1670 und 1677). Nach dem Original in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. (1/1 Größe.)

definitive Schlüsse erst dann zu ziehen, wenn mehrere — innere und äußere — Merkmale übereinstimmend zu dem Schluß berechtigen.

Dieselben Medaillons und Embleme finden sich in stark verwandter Ausführung, aber anderer Anordnung auf dem Seite 46 reproduzierten Titelkupfer des „Ewigwährenden Calenders". Die Schlange auf der unteren Hälfte des Bildes ist ein Symbol der Zeit; die vier Figuren auf ihr repräsentieren natürlich die vier Jahreszeiten, links und rechts oben Frühling und Sommer, links und rechts unten Herbst und Winter. In dem Kreis fällt als Hauptfigur der junge Simplicius auf, der auf einen großen Stoß Kalender hinweist. Den übrigen Raum des Kreises füllt eine bunte Menge Gestalten, unter denen der Knan und die Meuder, König und Kaiser, Krieger und Mönch, Mohr und Muselmann usw. zu erkennen sind. Für die Deutung der Embleme kann ich nach dem oben Mitgeteilten verweisen, wobei ich bloß erwähnen möchte, daß der Zirkel, den ich oben argumentierend hervorgehoben habe, auf dem Titelkupfer des Calenders nicht vorkommt, also auf diesem fortgelassen beziehungsweise auf dem des Simplicissimus hinzugefügt worden ist. Dies stellt uns vor die Frage, welche Anordnung wir als ursprünglicher anzusehen haben. Legt man die zwei Kupfer nebeneinander, so läßt es sich eher denken, daß aus der größeren Komposition reduzierend und arrangierend das kleinere entstanden ist, als daß das kleinere Kupfer der Ausgangspunkt für die größere Komposition gewesen wäre; dabei fällt meines Erachtens besonders ins Gewicht, daß die Anordnung des Wappens „drey rothe Larven in einem weissen Feld und auff dem Helm ein Brustbild eines jungen Narrn in Kälbernem Habit, mit einem paar Hasen-Ohren, vornen mit Schellen geziert" (vgl. oben Seite 42) auf dem Kupfer des Calenders als die natürliche Form, die Trennung des Helmes vom Wappenschild auf dem Simplicissimus-Kupfer als eine notgedrungene Teilung anzusehen ist; auch beim Zirkel läßt es sich eher denken — und ist es zugleich bezeichnender — daß er ergänzend hinzugefügt wird, als daß er aus einem vermutlich wohlüberlegten Arrangement nachträglich entfernt worden wäre. Auch dürfte die geschmackvollere Anordnung der Medaillons auf dem Calender-Kupfer die Originalgruppierung durchblicken lassen.



Titelkupfer zum „Viridarium Historicum" (um 1670). Nach dem Original in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. (1/1 Größe.)

Die fünf Medaillons, die also wohl zunächst für den Calender gedient haben, die dann für die Simplicissimus-Ausgabe C und D in anderer Gruppierung verwertet wurden, die später von Böner auf dem mehrfach erwähnten Titelkupfer des Ersten Bandes der Gesamtausgabe 1683/1684 mit herübergenommen werden sollten, haben eine merkwürdige Weiterentwicklung gehabt. Das auf dieser Seite reproduzierte Kupfer, wo man auf dem obern Teil die fünf Medaillons und das Wappen, auf dem untern den im Lenôtreschen Stil angelegten Lustgarten sieht, ist das Titelkupfer eines Werkes: „Viridarium Historicum das ist Historischer Lustgarten, aus welchem An statt heilsamer, frischer Menschen und Vieh erquickender Gewächse, hundert außerlesener Geist-Hertz und Gemüth erfreuender Geschichten Mit höchstanmuhtigem Wachsthum hervor kommen, Und sich einem jeden Historien-Liebhaber mit sonderlicher Belustigung praesentiren durch Vorschub und Anleitung, deß weit und breit Berühmten Simplicii Simplicissimi. zu finden bey Wolff Eb. Felszecker." Die fünf Medaillons und das Wappen mit den drei Masken samt dem mehr-

fach beschriebenen Helm sind offenbar unter dem Bestreben nachgezeichnet, die Ähnlichkeit mit dem Vorbild, dem Titelkupfer des Simplicissimus oder wahrscheinlicher dem des Calenders, soviel wie möglich festzuhalten; der untere Teil des Kupfers stellt den Zusammenhang zwischen dem Bild und dem Titel des Buches dar. Die Verwendung der fünf Medaillons und des Simplicianischen Wappens (Simplicissimus Buch III, Kapitel 11, Ausgabe Keller I, Seite 437) auf dem Titelkupfer des „Viridarium" muß offenbar mit der Titelerwähnung „durch Vorschub und Anleitung deß weit und breit Berühmten Simplicii Simplicissimi" parallel laufen. Es fragt sich also zuerst, in welcher Beziehung mag dieses „Viridarium Historicum" zum weit und breit berühmten Simplicissimus, das heißt zu Grimmelshausen stehen? Hat der Inhalt der Schrift etwas Simplicianisches an sich, oder darf man in dem Autor sogar Grimmelshausen selbst vermuten? Wie ich in meinen „Problemen der Grimmelshausenforschung" (Seite 118 ff.) ausführlich nachgewiesen habe, liegen genügend Gründe vor, anzunehmen, daß die Schrift weder mit den Simplicianischen Schriften noch mit Grimmelshausen irgend etwas zu schaffen habe. Auffallend bleibt es bei diesem Resultat, daß das Titelblatt den „Vorschub" und die „Anleitung" des weit und breit berühmten Simplicii Simplicissimi erwähnt und das Titelkupfer sogar das Wappen des Simplicissimus, sein Bild und die seiner nächsten Verwandten bringt. Denkbar wäre es, daß Grimmelshausen einem Schützling, Bekannten oder Verwandten, Anleitung und Vorschub in schriftstellerischer Arbeit gegeben hätte, aber höchst unwahrscheinlich bleibt es denn doch, daß er diesem die Verfügung über das Wappen und das Bild seines Haupthelden, über die Abbildungen von dessen nächsten Anverwandten, unter Hinzufügung ihrer so charakteristischen Bezeichnungen, eingeräumt haben sollte. Eher glaube ich, daß wir die Lösung des Rätsels in dem Namen des Verlegers zu suchen haben, mit andern Worten, daß Felszecker einen buchhändlerischen Vorteil darin sah, diese Anekdotensammlung mit der Bezeichnung „durch Vorschub und Anleitung deß weit und breit Berühmten Simplicii Simplicissimi" und mit einer Erinnerung an das besprochene Kupfer des Simplicissimus und des Calenders auszustatten. Inwieweit dies im Einverständnis mit dem geistigen Vater der Simplicissimusfamilie geschehen sein mag, läßt sich nicht mehr erforschen. In diesem Sinne ausgelegt ist das Titelkupfer und das Titelblatt des „Viridarium" ein kräftiger Beweis für die buchhändlerische Bedeutung des Grimmelshausenschen Simplicissimus; zu gleicher Zeit wirft es ein interessantes Streiflicht auf die Art, wie im XVII. Jahrhundert — in nicht allzu feinfühliger Weise — Reklame gemacht wurde. Jedenfalls mag man in dem Titelblatt und dem Titelkupfer dieser Schrift eine direkte Anlehnung an die *Grimmelshausensche* Simplicissimusfigur erblicken, und hat die Schrift für die Fortführung einer etwaigen ständigen *Simpliciusfigur*, für die ich Seite 218 meiner „Probleme" einige Linien gezogen habe, keinen selbständigen Wert.

Bekannter als das Titelkupfer mit den fünf Medaillons ist der Kupfertitel des Simplicissimus geworden, der dieses Buch in allen uns überlieferten vollständigen Originalexemplaren begleitet. Er findet sich mit zweierlei Überschrift: „der Abenteüerliche Simplicissimus Teütsch" und „Abenteuerlicher Simplicissimus", und entsprechend mit in kleinen Abweichungen systematisch verschiedenen Versen, die ich zur Vergleichung nebeneinander abdrucke:

der Abenteüerliche
Simplicissimus Teütsch

Ich wurde durchs Fewer wie Phoenix geborn.
Ich flog durch die Lüffte! wurd doch nit verlorn,
Ich wandert durchs Wasser, Ich raißt über Landt,
in solchem Umbschwermen macht ich mir bekandt,
was mich offt betrüebet und selten ergetzt,
was war das? Ich habs in diß Buche gesetzt,
damit sich der Leser gleich wie ich itzt thue,
entferne der Thorheit und lebe in Rhue.

Abenteuerlicher
Simplicissimus.

Ich ward gleich wie Phoenix durchs Feuer geboren
Ich flog durch die Lüftte? ward doch nicht verloren
Ich wandert im waßer ich streiffte Zu Land,
in solchem Umschwermen macht ich mir bekant
was oft mich betrubet und selten ergetzet.
was war das? Ich habs in dies Buch hier gesetzet,
Damit sich der Leser gleich wie ich itzt thu,
entferne der Torheit, und Lebe in Ruh.

Der Kupfertitel „der Abenteüerliche Simplicissimus Teütsch" (Ich wurde usw.) findet sich in den Ausgaben: „Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch" Mompelgart, Gedruckt bey



Johann Fillion, Im Jahr 1669 (Ausgabe B), und in den oben angeführten Ausgaben C und D, und zwar, wie ich auf Grund von vielerlei Anzeichen — Anzahl der Schraffierungsstriche in einem bestimmten Teil, abgebrochene Striche, unregelmäßige Zwischenräume zwischen den Buchstaben und ähnliches — konstatiert habe, stets von derselben Platte. Eine Faksimile-Reproduktion begleitet diese Arbeit auf dieser Seite. Der Kupfertitel „Abenteuerlicher Simplicissimus" (Ich ward usw.) findet sich in der Ausgabe „Neueingerichter und vielverbesserter Abentheurlicher Simplicissimus", Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr 1669 (Ausgabe A). Der Stich folgt in Faksimile-Reproduktion auf Seite 50. Während ich die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Ausgaben A und B, und die Resultate, zu denen ich auf Grund anderweitiger, hauptsächlich sprachlicher Untersuchungen (vgl. auch „Probleme" I, Seite 192, Note) in dieser Hinsicht gekommen bin, auf sich beruhen lasse, möchte ich an dieser Stelle bloß die, in den Rahmen dieser Abhandlung fallende, Frage näher ins Auge fassen, ob sich auf Grund einer genauen Vergleichung zwischen den Kupfern „der Abenteüerliche Simplicissimus Teütsch" und „Abenteuerlicher Simplicissimus" etwas über das Prioritätsproblem dieser Kupferstiche konstatieren läßt.



Kupfertitel des „Simplicissimus", Ausgabe B (1669).
Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel.
(1/1 Größe.)

Die Vorstellung, die auf beiden Kupfern annähernd dieselbe ist, hat in ihrer Häßlichkeit etwas sehr Typisches, ist aber in Einzelheiten schwer zu deuten. Ausgehend von der seit alters beliebten Phantasiebetätigung, die aus Vertretern der verschiedenen Tierklassen Zwitterwesen bildete, hat der Inventor dieses Bildes — ob Grimmelshausen eine detaillierte Ideenangabe oder gar eine Zeichnung zu diesem Stich geliefert hat, wird sich schwer ermitteln lassen — Körperteile von Teufel und Mensch (sowohl Mann wie Frau), Vogel und Fisch zu einer grotesken Gestalt zusammengesetzt, wobei er sich wohl von der Idee hat leiten lassen, daß sein Geschöpf gleichsam in allen vier Elementen zu Hause ist: durchs Feuer geboren, fliegt es durch die Lüfte, wandert es durchs Wasser, reist es übers Land. Was dieses Phantasiegebild in der Welt gesehen und erlebt hat, zeigt uns das hingehaltene Buch. Die Vorstellungen auf den zwei aufgeschlagenen Blättern beziehen sich natürlich auf den Inhalt des Simplicissimus: „in solchem Umbschwermen macht ich mir bekandt, was mich offt betrüebet und selten ergetzt. — Was war das? Ich habs in diß Buche gesetzt." Es sind dabei zwei Auffassungen denkbar: Vielleicht sind die Vorstellungen allgemein zu deuten und ist dabei an die Sphären zu denken, aus denen der Simplicissimus seinen Stoff nimmt, an die Schilderungen aus dem Leben der Edelleute und der Bauern, des Lebens im Krieg und bei der Arbeit, der Erlebnisse bei Spiel-, Becher- und Liebesfreuden, in Freiheit und Gefangenschaft, als Krieger und als Narr, zu Wasser und zu Land, in Krankheit und Gesundheit. Andrerseits wäre es möglich, daß Anspielungen auf bestimmte Episoden aus dem Simplicissimus zugrunde lägen;

die Vorstellung des Wickelkindes (Buch V, Kapitel 9), der Salbenbüchse (Buch IV, Kapitel 8) und der Narrenkappe (Buch II, Kapitel 3) scheinen darauf hinzuweisen; dann wäre der Baum wohl nach Buch I, Kapitel 16 zu deuten, die Stadt könnte Hanau sein, in dem Schiff hätte man das Rheinschiff von Buch IV, Kapitel 10 zu sehen, oder, wenn man auch das sechste Buch zur Deutung mit heranziehen wollte — was ich, da das Kupfer sich auch schon in der fünf Bücher enthaltenden Ausgabe B findet, lieber nicht tun möchte — das Schiff, auf dem er im Großen Ozean Schiffbruch leidet. Bei dieser Erklärungsweise liegt eine bestimmte Schwierigkeit meines Erachtens bloß vor mit Bezug auf die Figur rechts unten, die ich für einen gebratenen Vogel halte, ohne daß ich damit für die Spezialerklärung etwas Befriedigendes anzufangen wüßte. Die andern Figuren sind auch episodisch leicht zu deuten. Auf die weltabsagende Stimmung und die menschliche Torheit verachtende Tendenz des Werkes weist vielleicht in der Zeichnung der Umstand hin, daß Masken von der Figur zertreten werden, womit in dem erklärenden Gedicht die Schlußverse harmonieren:

damit sich der Leser gleich
wie ich itzt thue,
entferne der Thorheit und
lebe in Rhue.

Was nun die Frage der Priorität der Titelkupfer betrifft, so bietet die Deutlichkeit der Vorstellungen wenig oder keine Anhaltspunkte; allerdings sind bei dem Titelkupfer, das wir noch nicht in Einzelheiten beschrieben haben, dem mit dem Titel „Abenteuerlicher Simplicissimus“, auf dem Blatt rechts einige Figuren anders dargestellt. An der Stelle der Stadt sieht man einen Zauberring; der Komplex von Salbenbüchse und Baum stellt sich hier als Brennstoff enthaltendes Gefäß mit emporschlagender Flamme dar. An und für sich ist es ebenso gut denkbar, daß das brennende Gefäß und der brennende Ring das Ursprüngliche sind, als daß man sie als Überarbeitung anzusehen hat; allerdings scheinen mir für die Spezialerklärung die Vorstellungen auf dem rechten Blatt des Buches beim „Abenteüerlichen Simplicissimus Teütsch“ etwas charakteristischer.



Kupfertitel des „Simplicissimus“, Ausgabe A (1669).
Nach dem Original in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München. ($^1/_1$ Größe.)

Mit Sicherheit läßt sich aus den Kupferstichen allein die Prioritätsfrage derselben kaum lösen; die bessere Raumverteilung auf dem Bild „Simplicissimus Teütsch“, zum Beispiel der Abstand zwischen Schwanz und Schulter und Schwanz und Kopf, die richtigere Zuspitzung des Flügels, verleihen diesem Kupfer eher den Anschein der Ursprünglichkeit; entsprechend erregt auch die Plazierung der Einzelgegenstände auf den Blättern des Buches die Vorstellung, als ob beim „Simplicissimus“ ein Nachzeichner die Gegenstände etwas vergröbert und dabei dem Raumverhältnis hier und da geschadet hätte: die Figuren auf dem Buch des „Simplicissimus Teütsch“ sind alle durchgängig frei von einander, auf dem Buch des „Simplicissimus“ scheinen sie sich zu drängen. Wenn ich meiner Argumentierung in dieser Hinsicht auch nicht allzugroße Beweiskraft zuschreiben möchte, so scheint es mir doch eher annehmbar, daß der Kupferstich „Simplicissimus Teütsch“ für den andern die Vorlage abgegeben hat, als umgekehrt.

Von den Titelblättern der andern Schriften, die ich nicht vorhabe, alle in Einzelheiten zu

besprechen, möchte ich als allgemeines Charakteristikum hervorheben, daß sie ein besonderes Vertrautsein mit dem intimen Geist der Schilderungen verraten und durchgängig mit treffendem Scharfblick aus dem Verlauf einer Erzählung den bezeichnendsten Moment herausgreifen. Dies scheint mir darauf hinzuweisen, daß der Verfasser selbst die Frage nach der für die Titelkupfer geeigneten Vorstellung in sich erwogen und durch eine detaillierte Ideenangabe, vielleicht gar durch Lieferung einer Skizze, sich an der Herstellung der Titelkupfer beteiligt hat. Daß ich bei der Herstellung dieser Titelkupfer dem Verfasser nicht denselben Anteil zuschreiben möchte, wie bei den zwanzig Radierungen des Simplicissimus Ausgabe D, liegt daran, daß die Titelkupfer im allgemeinen eine gleichmäßig bessere Technik verraten. In sehr hohem Maße gilt das zum Beispiel von dem schön komponierten, Seite 52 mitgeteilten Titelbild der „Landstörtzerin Courasche", das in Vorwurf und Ausführung flüchtig an die Callotschen Zigeunerbilder erinnert. Es stellt die „Courasche" als Zigeunerkönigin dar, wie sie von dem „Schreiber", den sie „dem weit und breit bekanten Simplicissimo zum Verdruß und Widerwillen" ihre Schicksale aufschreiben läßt, geschildert wird; die Stelle findet sich im „Springinsfeld", wo der erwähnte junge Mann, der lebenskundige Simplicissimus und der immer mehr heruntergekommene Springinsfeld sich zusammenfinden, und der Schriftsteller, aus dessen Feder sowohl der „Simplicissimus" wie der „Trutz-Simplex" geflossen waren, das Fazit zieht, ob dem männlichen oder dem weiblichen Haupthelden der Sieg auf dem Gebiet der Intrige gebühre. Wir erfahren da, wie der Schreiber „negstverstrichnen Herbst" unter einen Zigeunertrupp geraten und mit der „Courasche" bekannt geworden sei; „sihe", so fährt der junge Mann fort, „da kam ein prächtige Zigeinerin auf einem Maulesel daher geritten, dergleichen ich mein Tage nicht gesehen noch von einer solchen gehöret hatte, Wessentwegen ich sie dann, wo nicht gar vor die Königin, doch wenigst vor eine vornehme Fürstin aller anderer Zigeunerinnen halten muste. Sie schiene eine Person von ungefehr sechzig Jahren zu seyn, aber wie ich seithero nachgerechnet, so ist sie ein Jahr oder sechs älter. Sie hatte nicht so gar, wie die andere, ein bechschwartzes Haar, sonder etwas falb, und dasselbe mit einer Schnur von Gold und Edelgesteinen wie mit einer Cron zusammen gefasst, an dessen Statt andere Zigeunerin nur einen schlechten Bendel oder, wanns wol abgehet, einen Flor oder Schleyer oder auch wol gar nur eine Weide zu brauchen pflegen. In ihrem annoch frischem Angesicht sahe man, daß sie in ihrer Jugend nicht heßlich gewesen. In den Ohren trug sie ein par Gehenck von Gold und geschmeltzter Arbeit mit Diamanten besetzt und um den Hals eine Schnur voll Zahl-Perlen, deren sich keine Fürstin hätte schämen dörffen. Ihre Serge war von keinem groben Teppich, sonder von Scharlach und durchaus mit grünem Plisch-Samet gefüttert, Nebenher aber, wie ihr Rock, der von kostbarem grünem Englischen Tuch war, mit silbernen Pasamenten verpremt. Sie hatte weder Brust noch Wams an, aber wol ein par lustiger Polnischer Stifel; ihr Hemd war Schneeweis, von reinem Auracher Leinwath, überall um die Näthe mit schwartzer Seiden auf die Böhmische Manier ausgenehet, woraus sie hervor schiene, wie eine Heidelbeer in einer Milch. So trug sie auch ihr langes Zigeuner-Messer nicht verborgen underm Rock, sondern offentlich, weil sichs seiner Schöne wegen wol damit prangen liesse; und wann ich die Wahrheit bekennen soll, so bedunckt mich noch, der alten Schachtel seye dieser Habit zu Esel (hätte schier: zu Pferd gesagt) überaus wol angestanden, wie ich sie dann auch noch bis auf diese Stund in meiner Einbildung sehen kann, wann ich will." (Springinsfeld Kapitel IV.) Mit dieser lebhaften, fast enthusiastischen Beschreibung der alternden, aber auch jetzt noch reizvollen Abenteurerin steht das Titelbild in völligem Einklang.

Auf dem Bild erregt weiter eine Nebenfigur, ein phantastisch gekleideter, lebenslustiger junger Zigeuner unsre Aufmerksamkeit; es ist wohl der „Leutenant", mit dem die Courasche als Zigeunerkönigin zusammenlebt. Der vom Zeichner festgehaltene Moment, wo sie aus ihrem Mantelsack Toilettengegenstände wie Puderquasten und Spiegel, Brennscheren und Kämme, Schminktöpfe und Salbenbüchsen herausstreut, entspricht ihrer Äußerung im 27. Kapitel ihrer Lebensbeschreibung: „Und in dem ich bey ihnen einen Leutenant antraffe, der gleich meiner guten Qualitäten und trefflichen Hand zum stehlen, wie auch etwas Geldes hinter mir wahr nam, samt andern mehr Tugenden, deren sich diese Art Leuth gebrauchen, Siehe! so wurde ich gleich sein





Kupfertitel der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche“ (1670). Nach dem Original in der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. (1/1 Größe.)

Weib, und hatte diesen Vortheil, daß ich weder Oleum Talci noch ander Schmirsel mehr bedorffte, mich weiß und schön zu machen, weil so wohl mein Stand selbsten als mein Mann die jenige Coleur von mir erforderte, die man des Teuffels Leibfarb nennet." Dazu stimmt die „Erklärung des Kupffers Oder die Den geneigten Leser anredende Courage:

Ob ich der Thorheit Kram hier gleich herunter streue,
So wirff ichs drum nicht weg, umb daß es mich gereue,
Daß Ich Ihn hiebevor geliebet und gebraucht,
Sondern dieweil Er jetzt zu meinem Standt nichts taugt.
Haar-Puder brauch ich nicht, noch Schminck, noch Haar zukräusen.
Mein gantzer Anstrich ist nur Salbe zu den Läusen.
Tracht sonsten nur nach Gelt und mach mir das zu nutz
Und was Ich möge thun dem Symplici zu Trutz."

Der Hintergrund des Bildes zeigt vereinzelte Gruppen wandernder Zigeuner, die vor einer hügeligen Landschaft vorbeiziehen. Das den oberen Teil des Kupfers im Halbkreis füllende und das Spruchband umgebende fliegende Getier, Basilisken und Insekten, Fledermäuse und Eulen, zur Seite ein Hirschgeweih, soll die Lebensführung der Courasche, ihre unlauteren Gedanken, ihr unbefriedigtes Gemütsleben, ihr nagendes Gewissen vorstellen.[1]

Das von uns beschriebene und Seite 52 reproduzierte Titelkupfer findet sich in beiden Ausgaben der „Courasche". Es gibt nämlich, ähnlich wie vom „Springinsfeld", zwei stark übereinstimmende Ausgaben, beide aus dem Jahr 1670, und nicht wie Keller, Kurz und Bobertag meinten, vom „Springinsfeld" zwei, und von der „Courasche" nur eine Ausgabe. Bei der Untersuchung verschiedener Grimmelshausen-Originale, die ich zum Zweck der vorliegenden Arbeit vornahm[2], zeigten sich mir zwischen dem Exemplar der „Courasche" aus der Universitätsbibliothek Göttingen (Fab. Rom. 6, 1755) und einem Exemplar der Herzogl. Sachsen-Meiningischen Bibliothek (Dd 484) trotz der großen Übereinstimmung so zahlreiche Unterschiede, die durch das ganze Buch hindurchgehen, daß ich darin Vertreter zweier von Haus aus verschiedenen Drucke zu sehen hatte. Neben zahlreichen orthographischen Verschiedenheiten, von denen einige mit auf die Priorität des Göttinger Exemplars hinzuweisen scheinen, und einigen fehlerhaften Kustoden, von denen der auf H 7a (Seite 177) in der Meininger Ausgabe auf Nachdruck aus der durch das Göttinger Exemplar repräsentierten Vorlage hindeuten könnte, unterscheiden die Ausgaben sich durch falsche Paginierung auf Bogen K und L: beim Göttinger Exemplar springt die Seitenzählung von 232 auf 239; beim Meininger Exemplar findet man hier eine grillige Paginierung: 231, 232, 233, 234, 241, 236, 243, 244 usw., die sich nur dadurch erklären läßt, daß zwei Prinzipien: *das Bestreben, richtig zu paginieren* (also auf Seite 232, Seite 233 und Seite 234 folgen zu lassen) und *die unbewußte Anlehnung an das falsch paginierte Original* (wodurch auf Seite 234 plötzlich

[1] Ich mache hier auf die verwandte Vorstellung auf der „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des Weltstreichenden Artzts Simplicissimi" aufmerksam. Bezüglich dieser „Abbildung" ist noch nachzuholen, daß dem Aprilheft dieser Zeitschrift nicht bloß ein Faksimile des dort erwähnten Berliner Exemplars, sondern auch eine Reproduktion nach einem Exemplar aus der Marienbibliothek zu Halle a. S. beigegeben worden ist. Es war dies erwünscht, da beide Blätter sich gewissermaßen ergänzen: das Hallenser Exemplar zeigt eine etwas lädierte und mangelhaft ausgebesserte Stelle in der Ecke links oben, dem Berliner Exemplar fehlt aber der für dieses Blatt so wichtige Text wie die hübsche Randverzierung. Im Zusammenhang damit muß die Angabe zu Anfang meiner Arbeit lauten: „Mit 20 Abbildungen und 3 Tafeln"; gleichzeitig berichtige ich ein paar Druckfehler im Aprilheft, die sich im letzten Augenblick eingeschlichen haben: Seite 8 Zeile 11 ist für „nv" zu lesen „inv", Seite 9 Zeile 39 „in" für „ein", Seite 13 Zeile 17 „Artzt" für „Arzt".

[2] Außer den an betreffender Stelle genannten und besonders auch den unter den Abbildungen erwähnten öffentlichen Bibliotheken, Archiven, Museen und Privatsammlungen sind noch folgende Anstalten meinen Untersuchungen förderlich gewesen: Universiteits-Bibliotheek Amsterdam, Koninklijke Bibliotheek 's Gravenhage, Hof- und Landesbibliothek Karlsruhe, Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg i. E., Germanisches Museum Meiningen, Universitätsbibliothek Leipzig, Stadtbibliothek Leipzig, Königliche Landes-Bibliothek Stuttgart, Stadtbibliothek Ulm, Stadtbibliothek Frankfurt a. M.; Großherzoglich Badisches General-Landesarchiv Karlsruhe, Bezirksarchiv Straßburg i. E., Königlich Bayerisches Kreisarchiv Nürnberg, Kaiserlich und Königliches Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Kaiserlich und Königliches Kriegsarchiv Wien, Bibliothèque Royale de Belgique Brüssel. Für das meinen Untersuchungen von so verschiedener Seite erwiesene Entgegenkommen fühle ich mich zu bleibendem Dank verpflichtet.





Kupfertitel des „Rathstübel Plutonis“ (1672). Nach dem Original im Besitz von Dr. A. Bechtold, Freiburg i. Br. (1/1 Größe.)

Seite 241, auf Seite 236 plötzlich Seite 243 folgt) in Kollision kamen. Ist es meiner Meinung nach auf Grund dieser Beweisführung nicht zweifelhaft, daß dem Druck des *Göttinger Exemplars* der „Courasche" die Priorität zuerkannt werden muß, so bin ich überzeugt, daß das Verhältnis zwischen den „Springinsfeld"-Ausgaben, die in beiden Exemplaren mit den angedeuteten Ausgaben der „Courasche" zusammengebunden sind, dasselbe ist; aus zahlreichen Einzelheiten des Druckes, besonders aus der Anwendung bestimmter Drucktypen, ist mit Sicherheit folgende Proportion aufzustellen:

Springinsfeld Meiningen : *Springinsfeld Göttingen* = *Courasche Meiningen* : *Courasche Göttingen*.

Ich komme hier zu dem entgegengesetzten Resultat als Kurz, der das Münchener Exemplar (Wm), womit nach seiner Wiedergabe zu urteilen das Meininger Exemplar übereinstimmt, für das ursprünglichere hält. Beim „Springinsfeld" an sich läßt sich diese Frage nur durch Argumente der inneren Kritik entscheiden; Kurz' Hauptargument (Band III, Einleitung Seite 11), die Tatsache, daß die Gesamtausgabe 1683 nach Wm druckt, beweise die Priorität dieser Ausgabe, ist nicht stichhaltig, denn wenn man beide Ausgaben als rechtmäßige Drucke betrachtet — wofür meines Erachtens alles spricht — läßt sich dieser Umstand mit ebenso viel Berechtigung dafür anführen, daß Wm die *letzte* rechtmäßige Ausgabe sei, daß nämlich, ähnlich wie beim „Simplicissimus" auch beim „Springinsfeld" *die letzte und nicht die erste* rechtmäßige Ausgabe dem Text der Ersten Gesamtausgabe zugrunde gelegt worden ist. Auf die hier angeregte Prioritätsfrage werde ich noch an geeigneterer Stelle, nachdem ich sämtliche bekannte Ausgaben soviel wie möglich in den Kreis meiner Untersuchungen hineingezogen habe, ausführlich zurückkommen. Zur Stütze meiner Ansicht, daß wir es sowohl beim „Springinsfeld" als bei der „Courasche" mit zwei *rechtmäßigen* Drucken zu tun haben, hebe ich noch hervor, daß das Titelkupfer von beiden Ausgaben zweifellos auf je dieselbe Kupferplatte zurückgeht.

Ungefähr so, wie die Courasche auf dem oben reproduzierten Titelkupfer festgehalten wird, erscheint sie auch in einer späteren Grimmelshausenschen Schrift, wo sich die wichtigsten Simplicianischen Figuren zusammenfinden, und zu welcher Gesellschaft auch die Courasche als alte Zigeunerin auf ihrem Maulesel dahergeritten kommt; sie nimmt teil an der Versammlung, in der wir außer ihr als alte Bekannte den Simplicissimus selbst mit Knan und Meuder und den Springinsfeld antreffen. Der Titel lautet: „Rathstübel Plutonis Oder Kunst Reich zu werden, Durch vierzehen underschiedlicher namhafften Personen richtige Meynungen in gewisse Reguln verabfasset, und auß Simplicissimi Brunnquell selbsten geschöpfft, auch auffrecht Simplicianisch beschrieben Von Erich Stainfels von Grufensholm, Sambt Simplicissimi Discurs, Wie man hingegen bald auffwannen: und mit seinem Vorrath fertig werden soll. Getruckt in Samarien, Jm Jahr 1672". Die dieser Schrift beigegebene Kupfertafel stellt die vierzehn Personen, die an den Verhandlungen übers Reichwerden teilnehmen, unter einem Baum sitzend dar. Eine Faksimile-Reproduktion dieses wegen der Zusammenstellung der Personen wichtigen Kupfers findet sich auf Seite 54. Den Vorsitz führt ein reicher Kavalier Martius Secundatus (1); ihm zur Rechten sitzen seine Gastgeber Alcmaeon Atheniensis (2), dessen Frau Cidona Corinthia (3) und Tochter Jungfraw Spes (4). Neben ihr sitzt „Der Satyrice Gesinnte" abentheurliche Simplicissimus (5), als alter Mann mit grauem Bart vorgestellt. Er vertritt in diesem Kreis das abgeklärt-philosophische Element und wird sowohl durch eine bezeichnende Handbewegung wie durch den ihn begleitenden Folianten als gedankenvoller, wissensreicher Mann gekennzeichnet. Dann folgt ein Handelsherr Collybius (6), als Repräsentant des Kaufmannsstandes und darauf der alte Knan (7), hier der typische altmodische, kleinlich-sparsame Bauer. Die folgende Figur (8), die uns den Rücken zukehrt, ist der angebliche Verfasser dieses „Tractätels". Neben ihm sitzt die an ihrem schönen offenen Haar und Band, sowie ihrer gestreiften „Serge" (vgl. Seite 51) kenntliche Courasche (13); als Nachbarn hat sie auf Anordnung des Vorsitzenden ihren alten Kumpan, den Stelzfuß Springinsfeld (14). Es folgt dann als Vertreter des Handwerkerstandes ein gewisser Laborinus (9); darauf die alte Meüder (10), eine Komödiantin Coryphaea (11)



und endlich Aaron, „ein sechtzig jähriger Jud“ (12), womit der Kreis geschlossen ist. Die vierzehn Mitglieder des Kreises verhandeln zuerst über die Mittel, reich zu werden und dann über die Arten, wie man in angenehmer Weise sein Geld wieder los werden kann; der Verfasser findet dabei Gelegenheit, die Einseitigkeit der Standesinteressen zu schildern und dabei sowohl den Golddurst wie die Verschwendungssucht satirisch zu beleuchten.

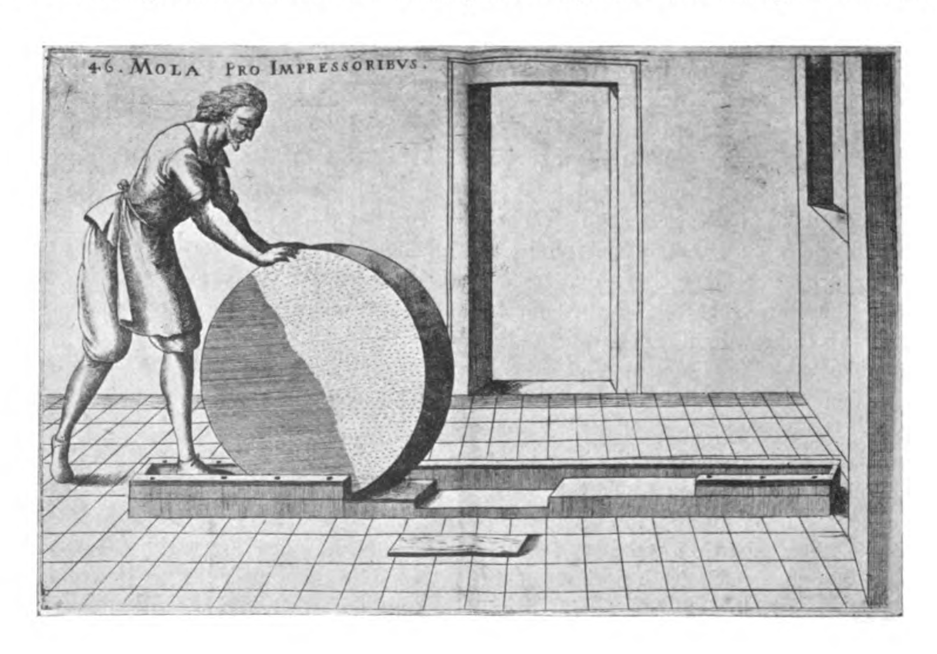
Wie im „Rathstübel Plutonis“ sich die wichtigsten Gestalten der Simplicianischen Schriften, mehr oder weniger ungesucht, zu der oben angedeuteten Beratung zusammenfinden, bei der jeder in der Stellung, die er zu einer wichtigen sozialen Frage einnimmt, sich selbst charakterisiert, so bringt auch die besprochene Kupfertafel noch einmal eine Zusammenstellung mehrerer Hauptpersonen, die man auf anderen Titelbildern getrennt (Courasche, Springinsfeld) oder gruppenweise vereinigt (Medaillonbilder zum Simplicissimus und Calender) abgebildet findet.

Eine Kupferdruckpresse von 1617.

Von

Franz M. Feldhaus in Friedenau.

In einem höchst merkwürdigen und heute äußerst seltenen Buch über Maschinen findet sich eine Kupferdruckpresse angegeben, deren Grundgedanke wesentlich von dem der gebräuchlichen Pressen abwich. Man findet sie in dem Buch „Machine Novae“, das ums Jahr 1617 von dem Italiener Fausto Veranzio in Venedig erschien. Die sechsundvierzigste, sehr große Kupfertafel dieses Buches zeigt eine Vorrichtung, die gewissermaßen als älteste, rotierende Presse gelten kann. Veranzio, der seinen Namen im Titel in der lateinischen Form Verantius schrieb, gab den neunundvierzig Kupfertafeln seines Werkes alle Erklärungen sowohl in französischer wie deutscher, spanischer, italienischer und lateinischer Sprache bei. Man kannte aber damals in Venedig recht schlecht die transalpinische Sprache und verfügte auch nicht über





deren eigentümliche Typen. Besonders fehlte dem Setzer der Buchstabe W. Es kam dadurch zu unserer Abbildung folgender merkwürdige Text zustande:

EIN RAD FVER DIE KVPFERDRVCKER.

Ich hab offt gesehen, vvie so vvol die Buchdrucker, alſ die, so manicherlei gestochene Kupfer auff daſ papier drucken, solcheſ mit grosser muehe verrichtē, und doch solche nit alzeit gleich, sondern ietz boesser, ietz ubler gerathē vvegen der unstaetigkeit der instrument, und vngleicheit der krefften Hab dero vvegē ein Rad zu diesem ende sehr tauglich erfunden, vvelche so manſ inſ vverk richtet, auch vvn ieden Knaben kan getriben vverden, und daſ eſ auch die bilder allezeit gleich vvirfft.

Zwei unbekannte Briefe von Bürger.

Mitgeteilt von

Dr. Georg Schaaffs in St. Andrews.

I. An Scheufler.

Ein Doppelblatt in fol., weißen Papieres mit einem von Arabesken umgebenen hängenden Horn als Wasserzeichen, im Besitz der Bodleian Library zu Oxford: *Ms. Montagu d. 20.*

P. P.

Madame □, welche hier nicht so gute zärtliche Pflege, als zu Wittmarshof gefunden, hat sich bald wieder aus dem Staube gemacht. Von der rothen Ruhr ist auch alles längst bis auf meinen Schwager wieder befreiet. Dieser aber ist so auf das äuserste gebracht, daß wol nicht mehr die Frage ist: Ob er wieder aufkommen, sondern wie lange er es noch treiben könne? Wenn Sie hätten kommen wollen, so hätten Sie es hübsch eher thun sollen. Denn nun scheint es ja vor künftigem Sommer gar nicht wieder aufhören zu wollen, mit Stürmen und Schlackern. Das sind höchst trübseelige Aspecten für diejenigen, die noch Gromt und Haber draußen haben.

Das Politische Journal erfolgt anbei zurück. Kann ich nicht die Folge davon bekommen? Von den übrigen ist mir die hessische Medicinal Ordnung am nachsten bei der Hand, die also auch zurückerfolgt. Ich habe einen ganzen Verschlag Bücher seit ich in Appenrode bin noch nicht ausgepackt, worunter vielleicht die übrigen fremden Schäflein mitstecken werden. Vossens Übersezung der 1001 Nacht habe ich nicht mehr bei der Hand. Was soll ich auch damit, da sie nichts ist, als eine wörtliche nur in besserm deutsch abgefaßte Übersetzung der französischen. Dafür liest sich die in dem alten Saalbaderteütsch viel anmuthiger.

Hole der Henker das 1001 Bescheid machen. Ich kan jetzt beinahe keine Citation mehr ausgeben, ohne zu borgen und hernach die 3 ngr. terminsweise bezahlt zu nehmen. Dafür lobe ich mir Versmachen, Musenalm. und Tausendeine Nacht. Dafür sezt es denn doch Louisdore. Es hat sich schon eine hübsche Anzahl Subscribenten auf 1001 Nacht gemeldet, die ja leicht irgend ein oder anderes Excitatorium poenale [leicht] übertragen können.

Wissen sie schon, daß wir nun endlich unsern Leonhartschen ErbschaftsPrceß gewonnen haben? Dadurch werde ich dem Himmel sey Dank! eines großen Theils Mühe und Sorgen quit.

Valefacio
tibi
G A Bürger.

A. d. 27 Septer
1781.

[vierte Seite des Doppelblatts: Reste des Siegels, darunter die Adresse:]

An
Herrn Amtmann Scheufler
Hochedelgebn
Wettmarshof



II. An ?

Ein weißes Blatt in 4°, ebenfalls in Oxford.

Lieber Freund

Jeder Tag, den ich hier verlebe, gibt dem Wunsche, der so allgemein geliebten und verehrten Frau Herzoginn persönlich aufwarten zu dürfen, neue Nahrung und Stärke. Ich möchte nicht gern das Land verlaßen, und genöthigt seyn, mir selbst den Vorwurf zu machen, daß ich nicht alles mögliche versucht hätte, die liebenswürdigste Fürstinn näher kennen zu lernen. Bisher hat sichs immer nicht fügen wollen, mich mündlich hierüber mit Ihnen zu besprechen. Verzeihen Sie mirs daher, daß ich Sie mit der schriftlichen Rathfrage behellige: Auf welche schickliche Art ich mir wohl die so sehnlich gewünschte Erlaubniß auswirke? — Ist sonst noch etwas hierbey zu beobachten, so schmeichle ich mir, daß Ihre Freundschaft, welcher ich vertraue, mich nicht unbelohnt laßen wird.

Immer und ganz
St. d. 7. October 1790. der Ihrige
G A Bürger.

Der Briefe an Scheufler, die sich erhalten haben, sind nur wenige, es müssen viel mehr gewesen sein: Bei Strodtmann stehen neun; von einem zehnten gab Schüddekopf Euphorion 3. Erg. 130 Nachricht, er wird einer der letzten gewesen sein, die Bürger überhaupt geschrieben hat. Scheufler war kurfürstlich hessischer Amtmann auf Wittmarshof, dem am Fuß der Gleichen im Gartetal gelegenen Gute. An Jahren und Erfahrung weit älter, ist er dem jugendlichen Kollegen in der Nachbarschaft häufig mit gutem Rat zur Seite gestanden, hat ihm auch mehrfach, wenn er in finanzieller Verlegenheit war, mit größeren oder kleineren Summen ausgeholfen. Im Tarock und L'hombre sind sie manchen Taler aneinander losgeworden. Ihr Verhältnis scheint immer gleich gut geblieben zu sein. Briefe Scheuflers an Bürger haben sich offenbar überhaupt nicht erhalten. — Der oben, so viel ich weiß, zum erstenmal bekannt werdende läßt uns tief in die Sorgen und Schmerzen hineinblicken, die der unbesonnene Mann mit dem Eintritt in die Familie Leonhart auf sich genommen hatte. Deren Verhältnisse waren, wie die seiner eigenen, von vornherein durchaus günstig gewesen: erst im Laufe der Zeit änderten sie sich infolge schlechten Wirtschaftens aller Beteiligten, und als der alte Leonhart 1777 starb und Bürger das Oberhaupt der Familie wurde, sah er sich einer überaus kompliziert gewordenen Lage gegenüber, die durch den Vormundschaftsprozeß noch unangenehmer wurde. Seine Beendigung war ein Lichtblick in den trüben Tagen, die das Haus sah, als der Brief geschrieben wurde: Carl Leonhart, der älteste Sohn der Familie, nur wenig jünger als Bürger, starb schon zwei Tage darauf, die epidemisch auftretende Krankheit, von der wir hier hören, hatte dem Lungenkranken den Rest gegeben. Auch die Schwierigkeiten und der Ärger, die das Amt mit sich brachte, waren nicht geringer geworden: paßte Bürger mit seiner Gutmütigkeit überhaupt schlecht zum Exekutivbeamten, so verstanden die Gerichtseingesessenen sie gehörig auszunutzen. Daß die dichterische Produktion und die Herausgabe des Almanachs lukrativer waren als die amtliche Tätigkeit, hat er auch sonst oft ausgesprochen. Wider alles Erwarten war der ersten Gedichtsammlung ein glänzender Erfolg beschieden gewesen, die bloße, nur von einer kleinen Probe begleitete Anfrage an das Publikum, ob es einen solchen Homer haben wolle, hatte in Weimar zu einer beträchtlichen Sammlung geführt, die Herausgabe des Musenalmanachs bot jahraus jahrein und in bedeutender Höhe eine sichere finanzielle Basis für den Hausstand. Wären nur auch alle Unternehmungen mit eben der Sicherheit ausgeführt, mit der sie angekündigt worden! Dem deutschen Homer war die Vollendung nicht beschieden gewesen, obwohl die Weimarer Louisd'ors eingelaufen und längst ausgegeben waren; aus der Modernisierung von Rollenhagens „Froschmäuseler" schien auch nichts werden zu wollen, und ebenso sollte es dem Unternehmen ergehen, das im Mai des Jahres 1781 in Lichtenberg und Forsters Göttingischem Magazin mit dem üblichen Stimmaufwand angekündigt war, und auf das unser Brief Bezug nimmt: der Bearbeitung von Gollands Übersetzung der „Arabischen Nächte". *Eure Stärke bestand von jeher in Ankündigungen*, schrieb ein paar Jahre später F. L. W. Meyer, als er wieder einmal eine solche in die Hände bekommen hatte. — Die Ankündigung von *„Tausend und einer Nacht"* ist, so viel ich weiß, nur in Max Hesses Ausgabe (3, 184) wieder abgedruckt



worden: dort finden sich Angaben, die zur Erläuterung von Einzelheiten des Briefs dienen. Vossens Übersetzung erschien in sechs Bänden von 1781 an: auf den ersten bezieht sich Bürgers Bemerkung; Scheufler wird ihn um den Band gebeten gehabt haben. Mit der *in dem alten Saalbaderteütsch* — man beachte die Schreibung des Wortes und vergleiche Grimm Wb. 8, 1682 — vorliegenden Übersetzung ist die von dem Liegnitzer August Bohse unter dem Pseudonym Talander in sechs Bänden von 1730 ab herausgegebene gemeint. Daß Bürger in seiner Ankündigung behauptet hatte, der erste Band seiner Bearbeitung — *bald in Versen bald in Prosa!* — sei schon unter der Presse, war natürlich, trotz der Verwahrung, es solle damit Vossens Arbeit durchaus nicht der Markt verdorben werden, nichts als eine Finte gewesen: Man wollte Voß wahrscheinlich überhaupt von seinem Unternehmen abbringen. Solche Dinge kommen ja auch heute noch vor. Wäre wirklich ein Band schon fast fertig gewesen und dann infolge von Bürgers Lässigkeit doch nicht vollendet worden: Was würde er alles und wie oft von Dietrich zu hören bekommen haben! Aber nicht ein Wort davon findet sich in dem Briefwechsel. — Wer mit der zu Anfang erwähnten Dame gemeint ist, weiß ich nicht.

Auch der zweite Brief wird willkommen sein: Er bietet uns einen charakteristischen, wenn schon wohlbekannten Zug in Bürgers Art und zugleich ein paar Einzelheiten von der verhängnisvollen Stuttgarter Reise, von der wir so wenig Nachricht haben. Denn der Brief, der sie gewiß in größerer Fülle geboten hat, am 11. Oktober an Dietrich gerichtet — vgl. Strodtmann 4, 83; es hätte den Wert von Ebsteins Sammlung erheblich erhöht, wenn auch die nicht erhaltenen Briefe namhaft gemacht wären — dieser Brief scheint nicht mehr vorhanden oder wenigstens nicht bekannt zu sein. Bürger ist bekanntlich zweimal in Stuttgart gewesen, im März und April 1790 zur Brautschau, im September und Oktober zur Hochzeit: kurz nach letzterer ist der Brief geschrieben. Aber an wen? Man denkt zuerst an Schubart. Mit dem war er schon im April intim bekannt geworden, wie aus D. F. Strauß, *Schubarts Leben in seinen Briefen* (= Gesammelte Schriften, 9. Band) 2, 281 f., zu ersehen ist: *Bürger war nur einige Tage hier; doch sprach ich ihn täglich ein paar Stunden. Er gewinnt noch durch persönliche Bekanntschaft, und man sieht es wohl, daß er das ätherische Dichtergepräge habe — jenes unwiderstehliche Feuer, das im Auge spricht, auf den Wangen blinkt, und den Dichterhanch zur Loh macht.*[1] Bürgers Brief an Riepenhausen vom 11. Oktober (Str. 4, 83) beginnt: *Umflüstert von den Freuden der Liebe, umrauscht von den Freuden des Weins kann ich deiner zwar täglich gedenken. . . .:* Wer denkt da nicht an Schubarts nach der Befreiung beginnendes Trinkleben, das jeden Besucher in seine Kreise zu ziehen bemüht war! Ferner hatte ein paar Tage vorher, wenige nach der Hochzeit, Schubart an seinen Sohn geschrieben: *Komm so bald als möglich ist; dein Lieblingsdichter Bürger ist noch hier, und erwartet dich mit Sehnsucht* (2, 286), und Ludwig traf ihn, wie ungefähr schon aus Strodtmann 4, 83. 84 verglichen mit Schubart 2, 288, mit Sicherheit aber aus Strodtmann 4, 212 hervorgeht, wirklich noch in Stuttgart an.[2] Anderseits standen die Schubarts in gewissen Beziehungen zum Hof. Aber beweisen kann das alles nicht, daß Schubart der Mann gewesen ist, an den sich Bürger mit der Bitte um Einführung bei der Herzogin gewendet hat: es könnte gradeso gut Ehrmann oder Haug gewesen sein.

[1] Merkwürdig verschieden lautet eines andern Schwaben Urteil, der ihn zwar nicht als glücklichen Bräutigam, aber auch in gehobener Stimmung und ein Jahr vorher, kennen gelernt hatte: *Bürger war vor einigen Tagen hier und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts auszeichnendes . . . der Karakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geists ist vorüber und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen.* Man vergleiche die beiden Stellen Wort für Wort: Sieht es nicht aus, als ob Schubart Schillers Urteil im Sinne habend jedem einzelnen Zuge darin widersprechen wolle? Aber es sieht eben nur so aus.

[2] Am 11. Oktober schreibt Bürger an Riepenhausen, er treffe wahrscheinlich auf den 26. schon in Göttingen ein. Aber am 20. ist das Paar erst in Heidelberg angelangt, kann also am 26. noch nicht nach G. gekommen sein. Vielleicht hat Bürger auf den jungen Schubart in Stuttgart eigens gewartet. Am 23. October schreibt der Alte an Wenner in Frankfurt: *Mein Sohn, der würklich hier ist . . .* Ludwig Schubarts Brief an Bürger vom 5. September 1792 beginnt: *Auch ohne die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft hätte ich keine andere Anrede für Sie finden können . . .*

Die künstlerischen Ideale von William Morris.

Von

Ernst Collin in Berlin.

Wenn wir auf die Spanne Zeit zurückblicken, die zwischen heute und dem Tode von William Morris vergangen ist, so sehen wir eine Zeit, die reich an Kämpfen und Wandlungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes ist, aber zugleich auch reich an Fortschritten und Errungenschaften. Man ist zwar, namentlich was das Kunstgewerbe anbetrifft, nicht immer auf den Spuren von Morris gewandelt, sondern hat andere Wege eingeschlagen. Und wenn auch die Richtigkeit der von Morris verfolgten Ziele nicht immer unbestritten blieb, so hat sich doch eines erhalten und in dem Kunststreben der letzten Zeit deutlich bemerkbar gemacht, nämlich die Ideale, die Morris vorgeschwebt haben, die sein Schaffen befruchtet und ihn zu dem größten Kunstreformator aller Zeiten gemacht haben.

Und wenn wir uns diese Ideale näher betrachten, dann werden wir nicht nur gepackt von den tiefen und ehrlichen Gedanken, die diesen Mann beseelten, sondern wir fühlen uns mehr vielleicht noch angezogen von seiner Persönlichkeit. Wir sehen dann, wie seine künstlerischen und kunstgewerblichen Aspirationen aus seinem Charakter und vor allem aus seinen sozialen Ansichten heraus geboren wurden.

Männer von der Art William Morris' hat die Welt immer nur wenige gekannt; denn aus der Zahl der Genies und Talente, die die Welt zu Tausenden erzeugt, ragen sie hervor als mächtige Kolosse, vor deren Größe wir erstaunt stehen, und deren Schaffen wir mit unseren Sinnen kaum begreifen. Ein Merkmal dieser Größten unter den Großen ist unzweifelhaft ihre Vielseitigkeit. Bewundernd müssen wir stehen vor den mannigfaltigen Interessen dieses Mannes, vor seinem tiefgehenden Verständnis und vor seiner wunderbaren Persönlichkeit, die gleichsam die Folie für seine Ideale bildet.

Das Hervorstechendste an dem Wirken von Morris ist seine ausschließliche, man kann ruhig sagen, einseitige Vorliebe für die Kunst des XV. Jahrhunderts. Alles, was mit dieser Zeit zusammenhängt, findet er nachahmenswert, die Kunst, die Sprache und die Arbeitsweise, und alles geht ihm in Fleisch und Blut über. Seine Entwürfe tragen sämtlich den Stempel jener Zeit, wenn er selbst auch hoch über dem Verdachte steht, nur nachgeahmt zu haben. Eine Folge dieser Vorliebe für das Mittelalter, „die Periode, in der die Kunst allen Menschen gemeinsam war", ist seine Verachtung des gegenwärtigen Zeitalters, das ihm häßlich und kunstlos erscheint. Zwischen dem Mittelalter und der heutigen Zeit kennt er keine Kunstform, die Wert hat. Es kommt ihm vor, als ob wir einer Vernichtung aller Kunst und Schönheit entgegengingen, und entsetzt steht er dabei mit dem heißen Bestreben zu helfen nach seinen Kräften und den Verfall aufzuhalten, wenn das noch möglich ist.

Die mannigfachen Anregungen, die Morris für seine Ideen fand, müssen bei ihm auf einen besonders fruchtbaren Boden gefallen sein. Von den Romanen Walter Scotts fühlt er sich mächtig angezogen, ein Werk John Ruskins über gotische Architektur bestärkt ihn in seiner Vorliebe für diese. Er nimmt Unterricht in der Architektur bei dem Gotiker G. E. Street, den er aber vor Ablauf der vereinbarten Zeit verläßt, um eigene Wege zu gehen. Seine Studienzeit in Oxford fällt mit der von Edward Burne-Jones zusammen, mit dem ihn bald eine enge Freundschaft verbindet, die sein ganzes Leben hindurch währt. Beide, beseelt von den gleichen Ideen, haben sich gegenseitig angeregt, und es ist sicher, daß ein nicht geringer Teil von dem, was jeder geleistet hat, der Einwirkung des Freundes zu verdanken ist.

Durch Burne-Jones kommt er mit den Präraffaeliten in Berührung, jener Künstlerschar, die auf den Spuren der Maler vor Raffael wandelte. Daß Morris und die Präraffaeliten zusammenpaßten, ist selbstverständlich, und daß sie zusammenkamen, mutet uns ganz natürlich an. Auch sie lieben das Mittelalter so, wie sie es sich zurechtgelegt haben, wenn es auch von dem der Wirklichkeit weit abwich. Morris, der Dichter, schreibt seine Gedichte in demselben Stile, wie die Präraffaeliten ihre Bilder malten. Die Illustrationen der Präraffaeliten zu den Dichtwerken von Morris sind das Ergebnis eines künstlerischen Gedankens.

Die Beschäftigung Morris' mit der Architektur war keine zufällige. Er wollte das Kunstempfinden der Zeit heben und die Wohnungen der Menschen verschönern. Deshalb mußte sein Schaffen von der Architektur ausgehen, die für ihn die Grundlage und die Krone aller Künste war. Und es zeigt das tiefe und allseitige Verständnis von Morris, das ihn über seine Freunde und Zeitgenossen erhob, wie ihn sein Forschen von der Architektur zu all dem führte, was er zur Verschönerung des menschlichen Lebens und zur Besserung der bestehenden Zustände für notwendig hielt. Auch auf dem Gebiete der Architektur bedeutet ihm die heutige Zeit nichts, er findet sie gedankenlos, da sie nur pedantische, häßliche Nachahmungen klassischer Architektur kenne. Für ihn ist der gotische der erste und letzte aller architektonischen Stile, den er für schön hält. Nach seinen eigenen



Worten ist die gotische Architektur die vollendetste Kunstform, die die Welt gesehen hat. Hand in Hand damit geht natürlich seine Vorliebe für alte Bauten. Auf seinen Reisen ziehen ihn die kleinen, alten Kirchen, die über das ganze englische Land verstreut sind, besonders an. So hat er sein ganzes Leben lang der englischen Gesellschaft zum Schutze alter Bauten sein regstes Interesse gewidmet. Er ist ihr Geschäftsführer gewesen, hat Vorträge gehalten für sie, kurz, er hat in seinem arbeitsreichen Leben nie die Sorge für diese Gesellschaft vergessen und hat ihr in seinem wundervollen Buche „Nachrichten von Nirgendwo" (News from nowhere) ein Denkmal der Liebe gesetzt. „Als," so berichtet einer der Bewohner von Nirgendwo im Jahre 2003, „einige von uns die Parlamentsgebäude niederreißen wollten, da war, so erzählt man mir, so eine sonderbare antiquarische Gesellschaft, die manches Gute in vergangenen Zeiten getan hatte. Die protestierte dagegen und war so energisch und wußte so gute Gründe anzuführen, daß man die Gebäude stehen ließ."

Diese Liebe zur Architektur ist die Wurzel seiner Ideen und seines Wirkens geworden. Es kennzeichnet Morris, daß er eine einmal gefaßte Idee logisch weiter dachte und nach ihr sein Schaffen einrichtete. So erscheint es uns, wenn wir die Gedanken dieses Mannes verfolgen, ganz selbstverständlich, daß ihn seine künstlerischen Bestrebungen zum Sozialismus führten. Morris war ein Enthusiast, und in diesem Enthusiasmus, der sich aus kühler Überlegung ergibt, und der vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückscheut, war er ein echter Sohn seines Landes.

Nun kommt Morris weiter zu der Forderung, daß alle Kunst, also auch die Architektur, ornamental sein muß. Der Präraffaelit spricht aus ihm, wenn er sagt, daß kein Gemälde vollkommen sei, wenn es nicht etwas mehr sei als eine bloße Darstellung der Natur oder der Erzähler einer Geschichte, d. h. wenn es nicht ornamental sei. In seiner Vorliebe für reiche Dekoration, die sich in allen seinen Werken ausspricht, folgt er wieder eng den alten Meistern. Es ist bezeichnend für seine Liebe zum Mittelalter, daß er der vornehmen, an Ornamenten armen griechischen Architektur völlig ablehnend gegenüberstand. Er haßt das Schmucklose und sieht in ihm eine Gefahr für die Menschheit.

Die Begriffe Schönheit, Kunst und Dekoration verschmelzen sich bei ihm. Es spricht selbst von Schönheit als von Dekoration im besten Sinne des Wortes. Um sein Verlangen nach Dekoration und damit sein Verlangen nach Kunst deutlich zu machen, wollen wir ihn selbst sprechen lassen: „Der Zweck, Kunst bei den nützlichen Dingen anzuwenden," führte er einst in einem Vortrage aus, „ist zweifach, erstens, die Werke der Menschen zu verschönern, die sonst häßlich sein würden, und zweitens, der Arbeit selbst Freude hinzuzufügen, weil sie sonst qualvoll und verächtlich wäre. Nun, als ersten Zweck habe ich angeführt, daß das Erzeugnis unserer Arbeit ohne Anwendung von Kunst häßlich wäre, und ich gebrauche das Wort häßlich (ugly), als das stärkste und deutlichste Wort der englischen Sprache. Denn die Werke der Menschen können nicht eine bloße Verneinung der Schönheit (a mere negation of beauty) sein. — Denn wenn wir aufhören würden, Kunst bei unsern Gebrauchsgegenständen anzuwenden, dann werden es nicht bloße Gebrauchsgegenstände sein, sondern solche, die in sich denselben Schaden tragen, wie Bettdecken, behaftet mit Pocken oder mit Scharlach. Jeder Schritt in solchem materiellen Leben und jeder Fortschritt würde zum intellektuellen Tod der menschlichen Rasseführen."

Diesen intellektuellen Tod fürchtet er, wie ein anderer eine Krankheit fürchtet. Aus dieser Furcht heraus lassen sich denn auch sein Enthusiasmus und seine nie ermüdende Arbeitskraft erklären. Auf mannigfache Weise sinnt er darüber nach, der Menschheit die Schönheit zu erhalten. „Wenn eine Eisenbahn", so meint er, „von einem Ort zum andern fahren müsse, dann sollte es selbstverständlich sein, daß dabei so wenig wie möglich natürliche Schönheit beschädigt werde, selbst wenn die Strecke dadurch teurer käme."

Dem Kampf für die Schönheit und für die Wiedereinsetzung der Künste und des Kunstgewerbes hat er sein Leben geweiht. Mit einem Enthusiasmus, der von Fanatismus nicht weit entfernt ist, hat er seine Ideen verfochten. Dieser Kampf für seine Ideale macht ihm das Leben lebenswert Man merkt, mit welcher Energie er zu Werke gegangen ist, wenn man die Worte liest: „Was ist denn wert auf der Erde gesehen zu werden? Alles. Dieses zu lieben und zu fördern, jenes zu hassen und zu vernichten." Dadurch, daß er sich auf einen Kunststil festgelegt hat, wird er einseitig in seinem Urteil. „Was wir nicht schön finden, ist häßlich", erklärt er, „und was nicht schön ist, hat kein Recht zu existieren."

Diese Einseitigkeit berührt uns aber nicht unangenehm, sondern wir verstehen sie als einen Teil seines sympathischen Wesens, als etwas Selbstverständliches an dieser Stürmer- und Drängernatur.

Den hauptsächlichsten Grund an dem Niedergange unseres Schönheitsideales sieht er in den heutigen sozialen Zuständen, in der Abhängigkeit des Arbeiters vom Unternehmer und in der Gewinnsucht des letzteren.

Es ist oft bemerkt worden, daß alles, was Morris schuf und alle seine Interessen, der reinste Ausdruck seiner Persönlichkeit sind, und daß der Dichter in ihm nicht vom Handwerker, und der Handwerker nicht vom Sozialpolitiker zu trennen ist. Wenn wir hören, daß er für seine sozialistischen Ideen durch Schriften, Vorträge und Reden auf offener Straße eingetreten ist, so finden wir das ganz selbstverständlich. Denn ebenso, wie er für seine Ansichten über Kunst und Handwerk mit Worten und Taten eintrat, mußte er es auch für seine politischen Interessen tun. — Es ist ja auch ganz klar, daß einen Menschen wie Morris, der stets nach Schönheit begehrte, und sie allen mitzuteilen suchte, das Elend und die Unsauberkeit, wovon er sich umgeben sah, zum Nachdenken und zum Verlangen nach Abhilfe reizen mußten.

An mehr als einer Stelle hat er seinem Hasse über unsere Gesellschaftsordnung Ausdruck gegeben. Er behauptet, daß ein allgemeines Verlangen nach den Künsten nicht eher eintreten werde, bis wir der Zivilisation andere Lebensformen gegeben haben. Die Tyrannei des Staates hat nach Morris auch unser heutiges kommerzielles System im Gefolge. Das unsinnig viele Produzieren von nutzlosen, häßlichen Dingen haßt er, da er doch verlangt, daß jeder Gegenstand mit Liebe gefertigt werde.

„Es ist nicht diese oder jene bestimmte Maschine," meint er, „von der wir uns befreien wollen, sondern die große, unfaßbare Maschine kaufmännischer Tyrannei, die unser aller Leben bedrückt. — Denn dieses mechanische und grausame Produktions-System, das ich verurteilt habe, ist so innig verwachsen mit der Gesellschaft, von der wir alle einen Teil bilden, daß es manchmal ihre Ursache, manchmal ihre Wirkung zu sein scheint." Aus seinem Kampfe für Schönheit und Kunst heraus ergibt sich sein Kampf gegen die heutige Gesellschaftsordnung.

Die große Änderung der Dinge, wie er sie ersehnte, hat er vorausgeahnt, in seinen „News from nowhere", in denen er sich eine Welt schafft, wie er sie haben will, und Menschen, wie er sie lieb hat. Alle Armut und alle Feindschaft sind verschwunden. Arbeit ist Vergnügen, und Vergnügen Arbeit geworden. — Die Zivilisation des XIX. Jahrhunderts ist vernichtet und vergessen. Keine Maschinen sind zu erblicken. Was verfertigt wird, sind Kunstwerke. Geld existiert nicht mehr, ein jeder nimmt sich, ohne zu fragen, das aus den Läden, wonach er Bedarf hat. — Aus seinem Buche spricht der Volksfreund und der Dichter, und nicht zuletzt der Künstler. Und seltsamerweise! die Menschen aus „Nowhere" wissen nicht viel vom XIX. Jahrhundert und dem, was es geleistet hat. Sie schätzen das Mittelalter und sind in ihrer Kunst und in ihrer Arbeitsweise zu ihm zurückgekehrt.

Wir sehen hier, wie konsequent Morris ist; er kann sich eine zukünftige Gesellschaft gar nicht anders vorstellen, als auf den Wegen des XV. Jahrhunderts. Vorbildlich ist ihm auch die Arbeitsweise des Mittelalters, in der jeder Gebrauchsgegenstand mit künstlerischem Verständnis gefertigt wurde.

Bei dieser Liebe für alles, was mittelalterlich ist, und bei seinem Vorurteile gegen alles Neuzeitliche befremdet uns sein Haß gegen die Maschinen durchaus nicht. Der Fanatiker spricht aus ihm, wenn er sagt: „Lehnt Euch auf, soviel als möglich gegen alle Maschinenarbeit. Aber wenn Ihr dafür zu entwerfen habt, laßt an Eurem Entwurfe deutlich sehen, wofür er ist. Macht ihn mechanisch aus Rache und gleichzeitig so einfach wie möglich."

Wenn wir hier einen Augenblick verweilen und einen Rückblick auf Morris' Ideale werfen, die uns bisher begegnet sind, so können wir sie kurz zusammenfassen: Liebe für gotische Kunst und mittelalterliche Arbeitsweise, Widerwillen gegen die moderne Kultur, die Sehnsucht nach einer neuen Kunst auf der Grundlage des XV. Jahrhunderts.

Es ist klar, daß Morris hier in Vielem geirrt hat, und daß er in seinem Urteile oft recht einseitig gewesen ist. Sein Abscheu gegen alles Moderne und namentlich gegen die Maschinen, die er allerdings nicht ganz abschaffen will, entbehrt nicht einer gewissen Naivität. Wir werden ihm nicht beistimmen können, daß ein auf der Maschine hergestellter Gegenstand nicht schön sein kann. Es kommt uns ferner ganz sonderbar vor, daß ein geistig so hochstehender Mensch wie Morris gar keinen Sinn hatte für die modernen Errungenschaften, und daß er sich von vornherein feindselig gegen alles verschloß, was das XIX. Jahrhundert geleistet hat. Es ist überflüssig zu beweisen, daß eine Arbeitsweise wie die des Mittelalters nicht mehr für unsere Zeit paßt und nie einzuführen sein wird. Aber wenn wir auch Morris nicht immer beipflichten können, so müssen wir doch anerkennen, daß eben seine Irrtümer ihn zu dem großen Künstler und Reformator gemacht haben. Seine Einseitigkeit — es ist sonderbar, daß man bei einem so vielseitigen Genie von Einseitigkeit reden muß — hat seine Werke so vollendet gemacht.

Und noch etwas, das in manchen Punkten unsern Widerspruch herausfordern wird, soll hier erwähnt werden. Seine sozialistischen Ideen ließen ihn den Reichen verachten und in dem Unbegüterten, dem Arbeiter, den Menschen der Zukunft sehen, der die Kunst der Welt wiedergeben soll. In einem Vortrage „Art and its Producers" läßt er sich darüber folgendermaßen aus:

„Ich habe es soeben gesagt, und ich wiederhole es mit all dem Nachdruck, dessen ich fähig bin, daß die besten Arbeitgeber, oder sagen wir Kunden der Arbeiter, die Arbeiter selbst sind; wenn sie keine Kunden weiter hätten, würde ich völliges Zutrauen haben, daß sie nur beschäftigt wären, nützliche Dinge zu erzeugen. Heute müssen sie ihre Arbeitskraft auf folgende Weise verschwenden: erstens unwürdige Dinge zu fertigen, die sie infolge ihrer unwürdigen Lage verwenden müssen, zweitens solche Waren herzustellen, die die reichen Klassen nicht zum Gebrauch verlangen, und für die ebenfalls keine Nachfrage sein sollte. Das heißt, daß bei einer gerechteren Verteilung der Güter keine Nachfrage für wertlose Dinge sein würde und ebenfalls nicht für so viele Gegenstände des Luxus. Die Arbeiter würden zuerst Waren für ihren eigenen Gebrauch herstellen und für die Reichen würde nicht viel Zeit übrig bleiben. Und wenn wirklich die Nachfrage nach diesen nutzlosen Dingen so groß sein sollte, dann würden sie sehr teuer kommen." — Hiergegen ist einzuwenden, daß dieses unbedingte Vertrauen in den Geschmack der Arbeiter durch nichts begründet ist. Es ist natürlich, daß bei einer gerechteren Verteilung der Güter auch viele häßliche und wertlose Dinge verschwinden würden, ebenso wie dann die Menschen nicht mehr gezwungen wären, in menschenunwürdigen Wohnungen zu hausen. Daß aber diejenigen, die früher Arbeiter waren, und die dann die Herren sein würden, gleich jene hohe Kultur hätten,



um auf unsern Geschmack bestimmend wirken zu können, das glaube ich nicht. Auch gerät Morris hierbei in den Fehler, den alle Sozialisten machen, nämlich gegen die Dinge des Luxus zu Felde zu ziehen und sie als überflüssig hinzustellen. Das ist schon deshalb verfehlt, weil eine Unterscheidung zwischen nützlichen und luxuriösen Dingen niemals gemacht werden kann. — Morris hätte Gelegenheit gehabt, seinen Glauben an die Arbeiter zu beweisen, aber er nutzte diese Gelegenheit nicht aus. Er hatte verlangt, daß die Arbeiter, die jetzt Maschinen sind, Künstler seien, wie unscheinbar sie als solche auch sein mögen. Als Herausgeber von Büchern hätte er dem Volke viel Kunst geben können. Aber seine Bücher, die er auf der Kelmscott-Press druckte, erschienen nur in beschränkter Auflage. Lewis F. Day, einer seiner Freunde und Biographen, bemerkt sehr richtig hierüber: „Auch hier, gleichsam wie durch ein eisernes Verhängnis gezwungen, arbeitete er für die Wenigen. Er hatte nicht Vertrauen genug zum großen Publikum, um etwas anderes als beschränkte Ausgaben zu veranstalten. Es ist nur zu sehr zu bedauern, daß gerade beim Buchdruck, wohl dem leichtesten Wege, das intellektuelle Leben der Millionen zu heben, der Sozialist nicht den Mut fand, seinem Ideal der Kunst für das Volk treu zu bleiben."

Das ist wirklich zu bedauern, um so mehr als die Nachfolger Morris' auf denselben engherzigen Wegen wandelten und das „book beautiful", für das sich Morris und die um ihn so begeisterten, bis heute noch nicht in die Hütten der Arbeiter gedrungen ist.

Bei unserer Kritik dürfen wir aber nicht vergessen, daß seine Liebe zum Volk und das Verlangen, den Armen durch die Kunst emporzuheben, der Impuls zu alledem gewesen ist, was er geleistet hat. Er baut darauf, daß die Kunst für das Volk, die er erstrebt, einmal kommen wird, und er weiß von ihr zu sagen: „Sie wird nicht nach der Person fragen, sondern alle können an ihr teilnehmen, gelernte und ungelernte; und sie wird eine Sprache reden, die wir alle verstehen können. Sie wird der Tod sein der Unwissenheit, Unehrlichkeit und Tyrannei."

Um ein vollständiges Bild zu geben von der Persönlichkeit dieses Mannes und von seinen Idealen, die aus seinem reichen Erleben heraus beurteilt werden müssen, haben wir uns mit dem Handwerker Morris zu beschäftigen. Denn auf allen Gebieten des Kunsthandwerks, denen er sein Interesse zugewandt, ist er selbst tätig gewesen und hat auch hier Unübertreffliches geleistet. Erstaunt fragen wir, die wir wissen, was er alles in den 62 Jahren seines Lebens geleistet hat, wie es ihm möglich war, so viel zu tun. Er hat alle Handwerke, mit denen er sich beschäftigt, selbst gelernt und hat in kürzester Zeit begriffen und gemeistert, wozu ein anderer jahrelange Praxis brauchte. „Ihr hättet ihn eines Tages auf der Straße treffen können," sagt Lewis F. Day, „mit farbigen Händen, denn er war ein geborener Arbeiter, niemals besorgt, seine Hände nicht zu beschmutzen. Und er war viel zu lebhaft, um zuzusehen, wie jemand an etwas herumbastelte, was er selbst besser machen konnte, um ihm nicht zu zeigen, wie es besser zu machen sei."

Nichts war ihm verhaßter, als untätig zu sein: „zu leben wie ein gentleman — das heißt nichts zu tun." Und er spricht von der Bitterkeit, die einen ungeduldigen Mann manchmal befällt, wenn er fühlt, wie wenig er tun kann für die Sache, die ihm am Herzen liegt.

Wenn wir sehen, wie Morris sich mit den einzelnen Handwerken beschäftigt, und welche Prinzipien ihn dabei leiteten, erhalten wir Beweise für die Ehrlichkeit und den praktischen Idealismus, die sein Schaffen kennzeichnen. Seine Liebe zum Handwerk kommt in das richtige Fahrwasser, als er 1863 mit einer Anzahl von Freunden, unter denen sich Dante, Gabriel Rossetti, Ford Madox Brown, Edward Burne-Jones befanden, eine Fabrik gründete zur Herstellung bemalter Fliesen, Glasmalereien, Webereien, Möbel, Gläser und Papiertapeten. Die Firma führte den Namen Morris, Marshall, Faulkner & Co. Das Ganze war ursprünglich eine Art Verein, in dem jeder seine Entwürfe zu liefern hatte, und in dem der Nutzen, wenn es einen solchen gab, unter die Mitglieder verteilt wurde. Was Morris nun in dieser Firma geleistet hat, — er war wohl das rührigste Mitglied — das hat ihn zu dem hervorragendsten Kunsthandwerker gemacht.

Zuerst zog ihn die Keramik an, denn „alle Völker, selbst die barbarischsten, haben sich mit ihr beschäftigt. Aber keines hat jemals verfehlt, sie nach richtigen Grundsätzen auszuführen und keines hat so gemeine und häßliche Formen geschaffen, wie die moderne Zeit. Es scheint, als sei häßliche Keramik eine der bemerkenswertesten Erfindungen unserer Zivilisation."

Trotzdem er ein ausgesprochener Feind der Maschine ist, sieht er doch ein, daß Papiertapeten nur auf mechanischem Wege hergestellt werden können, und er verlangt, daß diese Maschinenarbeit auch im Entwurfe sichtbar sei.

Durch einen sonderbaren Zufall, der den offenen Blick dieses Mannes zeigt, ist er dazu gekommen, sich mit der Weberei zu beschäftigen. Er sah einen Mann in der Straße, der Webstühle als Spielzeug verkaufte. Das interessierte ihn, und er verschaffte sich einen richtigen Webstuhl, an dem er selbst seine Versuche begann. Der Webstuhl stand in seinem Schlafzimmer, und in seinen schlaflosen Stunden arbeitete er an ihm. Das Weben brachte ihn aufs Färben, denn er brauchte Seide von einer bestimmten Färbung, und da er diese nirgends bekommen konnte, machte er sich selbst daran, sie sich herzustellen. Er brachte es im Färben zur Vollendung, und mit Stolz sagte er einmal von sich bei einem Vortrage, daß er als Färber von Beruf spreche. „Die Kunst des Färbens", meinte er, „brachte mich natürlich auf die niedrige, aber nützliche Kunst des Bedruckens von Stoffen." Die Herstellung von Teppichen interessierte ihn ebenfalls, und er fing mit einem regelrechten Studium eines alten persischen Teppichs an, dessen Herstellung er nach allen Seiten hin durchforschte. Er



ruhte nicht eher, als bis er es selbst zum Teppichwirker gebracht hatte. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß er auch die Glasmalerei zu einem Felde seiner Tätigkeit gemacht hat, dann bekommen wir einen ungefähren Begriff von seinem Fleiße und seinem nimmermüden Genie.

Morris war nicht nur der geborene Künstler, er war auch der geborene Handwerker. Seine Hände, die schon, als er Knabe war, stets eine Beschäftigung suchten, haben während seines ganzen Lebens nicht geruht.

Die Sehnsucht seines ganzen Lebens inmitten all der Beschäftigung mit den Handwerken war, die Kunst des alten Buchdrucks wieder aufleben zu lassen und dem darniederliegenden Buchgewerbe neue Bahnen zu weisen. Es konnte einem Menschen wie Morris, der selbst Bücher schrieb, nicht entgangen sein, daß hier noch fast alles zu tun blieb, und daß er hier ein unendliches Feld zur Betätigung seiner Kunst fand. Schon im Jahre 1866 planten er und seine Freunde eine Ausgabe des „Earthly Paradise". Man kam nicht weiter als bis zur Anfertigung der Holzschnitte, von denen der größte Teil von Morris gezeichnet war. Diese ersten Versuche zeigen schon ganz deutlich, daß Morris die Idee mit sich herumtrug, die frühesten Drucke wieder aufleben zu lassen. Im Jahre 1888 lernte Morris durch einen Zufall Emery Walker kennen, der selbst ein erfahrener Buchdrucker war. Angeregt durch ihn griff nun Morris die Idee des Buchdrucks wieder auf, und sie gründeten beide die Kelmscott-Press, von der aus Morris die Bücher in die Welt sandte, die das ganze moderne Buchgewerbe aufgerüttelt und es zu dem gemacht haben, was es heute ist. Morris sammelte mit Eifer alte wertvolle Drucke, an denen er studierte, und vom Jahre 1890 an hat er sein ganzes Wirken seiner geliebten Kelmscott-Press geweiht. Er hat 52 Werke in 66 Bänden auf der Handpresse gedruckt und hat 384 Initialen für diese Bücher entworfen. Aber mehr noch als die Zahlen sprechen die Prinzipien, die ihn geleitet haben, und die uns einen Einblick in die Werkstätte seines Geistes gewähren. —

Mit der ihm eigenen Genauigkeit und Ehrlichkeit denkt er die einzelnen Teile des Buches durch. Er fängt an beim Papier, von dem er das Prinzip aufstellt, daß es mit der Hand gearbeitet sein muß, und daß er genau nach der Arbeitsweise der Papiermacher des XV. Jahrhunderts herstellt. Er geht dann weiter zu den Typen über, studiert die Kalligraphie des Mittelalters, schreibt unablässig einzelne Buchstaben nach und bildet dann selbst neue Typen, die ihre Bedeutung bis heute behalten haben. Die Anordnung des Drucks auf der Seite, der Abstand der einzelnen Buchstaben, Wörter und Zeilen von einander, alles macht er zum Gegenstand seines Nachdenkens, und für alles findet er mustergültige Lösungen. Er entwirft die Umrahmung zu den Büchern und schafft Kunstwerke hierin. In diesen letzten sechs Jahren seines Lebens, die der Kelmscott-Press gehörten, ist der Traum seiner Jugend, selbst Bücher zu drucken, zur Wahrheit geworden. Was er in der Kelmscott-Press geschaffen, das bedeutet die Krönung seines Lebenswerkes, denn hier strömen noch einmal alle seine Fähigkeiten zusammen. Sein geliebtes Mittelalter hat er sich auch hier zum Vorbild genommen, und er ist hier mehr als in seinen andern Werken über dasselbe hinausgewachsen. Heute ist vieles, was er gewollt hat, überwunden, und wir drucken unsere Bücher meist anders als er. Das vermindert seinen Wert nicht, weil er ja Wegweiser und Bahnbrecher gewesen ist. In der Kelmscott-Press lebte Morris noch einmal all die Ideale durch, die das Schaffen seines ganzen Lebens bestimmt haben, und wir werden ganz unbewußt, wenn wir sein Wirken verfolgen, zu dem Menschen Morris geführt, vor dem jede Kritik verstummt, dessen Liebe und Begeisterung aus allen seinen Werken strömt. Bei allem, was wir ihn tun sahen, haben wir seine Überzeugungstreue kennen gelernt.

Was er sprach, waren seine Gedanken und was er tat, war das, wozu ihn seine Gedanken führten. Deshalb ist es auch überflüssig, noch einmal aufzuzählen, dies und das waren seine Ideen, jenes hat er geleistet. Da ist eins nicht von dem andern zu trennen. Bei Morris gab es nichts Wichtiges und weniger Wichtiges. Alles was er wollte, erschien ihm gleich notwendig für die Menschheit und das Fehlschlagen der einen Idee genau so beklagenswert wie der anderen. In seiner Künstlerschaft und in seiner Vielseitigkeit glich er dem größten Deutschen: Goethe. Er ist einer von den Wenigen, auf die das Goethesche Wort paßt: „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt."

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin* Leipzig, Königstr 10.



Die Bibliotheken der Zukunft.

Von

Octave Uzanne in Paris.

Die Bibliophilen sind den Weisen zuzurechnen; das „morgen“ scheint sie kaum zu beunruhigen. Nur in großen Zwischenräumen beschäftigt sie der Gedanke an den Tod, an die Auktion nach ihrem Ableben, an das Geschick der Bücher, die sie gesammelt haben. Sie gleichen Epikureern, welche sich nicht den Genuß des Augenblicks durch die Furcht des Kommenden trüben wollen. Es bedeutet schon viel, wenn die Eitelkeit des Besitzes sie treibt, die ehrenvollsten Bedingungen auszukalkulieren, unter denen die seltensten Exemplare fortgegeben werden könnten; Exemplare, die sie im günstigen Moment erworben und durch den besten Handwerker haben einkleiden lassen, ehe dieser in der Mode war und sich seine Einbände mit gleich schweren Kassenscheinen zahlen ließ.

Der Bibliophile lebt also vergnügt zwischen seinen Büchern, festlich gestimmt, wie ein Liebhaber in den Armen seines Schatzes; er liebt es, dieser Zukunft, diesem „morgen“ gegenüber blind zu sein, während unruhigere Seelen scharf hinäugen und ihre Geheimnisse zu enthüllen suchen. Aber selbst auf das Risiko hin, Glückliche — Beati possidentes — aufzustören aus ihrem hypnotischen Traum und Nachtwandler zu wecken, welche, gleich allen Sterblichen, sich hart am Rand unsichtbarer Abgründe bewegen, ist es uns erlaubt, zu fragen, was die Nachwelt mit unsren lieben derzeitigen Büchern vorhaben wird und welchen Empfang die Veröffentlichungen dieses fin-de-siècle von unsern Kindeskindern zu gewärtigen haben werden.

Viele Liebhaber werden antworten: „Was geht das uns an? Nach uns der Untergang des Buches! Kümmern wir uns um das Schicksal des Glases, aus dem wir Champagnerrausch schlürften?“

Wir können ihnen diese herrliche Sorglosigkeit nicht zum Vorwurf machen und diese Uneigennützigkeit, welche wir übrigens teilen. Aber uns treibt dennoch die Neugier, die quälende Gefährtin unsrer Einbildungskraft, uns auszumalen, wie wohl der edle Sport der Bibliophilie in ungefähr hundert Jahren, so um 1980, beschaffen sein könnte. — Es ist dieselbe Sache, wie die Geschichte der Mauer, welche uns den Weg versperrt; während kurzer Minuten suchen wir zu erfahren, was wohl hinter diesem steinernen Wall geschehen mag. So ist auch unsere geistige Kleinigkeitskrämerei.

* * *

Sebastian Mercier, der Verfasser des „Tableau de Paris“, der merkwürdigste Vorläufer unsrer heutigen Ideen, sah in einer außerordentlich klaren Vision unsre Sitten und Gebräuche. Er versuchte vor schon 135 Jahren, 1775, in einem phantastischen Buch, das interessanter ist als alle Werke Jules Vernes zusammen, unsre Art und Weise im XXV. Jahrhundert nach Christus zu schildern. Das Buch heißt „L'An deux mille quatre cent quarante“.

Ein Kapitel der alten Scharteke ist besonders interessant; es behandelt die Bibliothek des Königs, die heutige Bibliothèque Nationale, wo sich Exemplare sämtlicher an jedem Tage erschienener Bücher und Zeitungen anhäufen. In seinem Traum gelangt Mercier an die Tore unseres literarischen Ruhmestempels. Er bereitet sich vor, endlose Galerien zu durchwandern, starke, vielfach übereinander gereihte Bücherkolonnen zu durchblättern, und sieht zu seinem



großen Erstaunen ein bescheidnes kleines Gebäude an Stelle des mächtigen Palastes. Er tritt ein und findet in der Mittelhalle nur fünf kleine vergitterte Schränke. Weiter nichts. Im ersten werden die alten Griechen, darunter Homer, Sophokles, Euripides, Demosthenes, Plato und Plutarch, aufbewahrt.

Im zweiten Schrank konstatiert er die Anwesenheit von Virgils und Plinius' sämtlichen Werken, von Titus Livius und von zahlreichen Fragmenten Ciceros, Ovids, Horaz' und Quintilius'.

Die dritte Bibliothek trägt die Flagge Englands; in ihr findet er alle Philosophen, welche der kriegerischen, handelsreichen und politischen Insel entsprossen waren: Milton, Shakespeare, Pope, Young und Richardson.

Das vierte Abteil gehörte der italienischen Literatur und er unterschied neben Ariosto, Tasso und Dante viele große Lyriker dieses philosophischen, träumerischen und politischen Volkes.

Das fünfte Spind — man errät es — beherbergte die französischen Schriftsteller und zwar war ihre Anzahl nicht groß: Descartes, Montaigne und Charron, ferner Fénélon, Corneille, Racine, Molière; Lafontaine und Voltaire in skelettartig reduziertem Zustand und einen tüchtig zusammengestrichenen Rousseau.

Da ruft Sebastian Mercier aus: „Aber was ist mit den Tausenden von Schriftstellern, den Millionen von Büchern geschehen, die zu meiner Zeit und vorher veröffentlicht wurden, unbeschadet derjenigen, welche zwischen 1775 und 2440 das Licht der Welt erblicken mußten? Wo sind die vielen Ausgaben unserer berühmten Männer? Wo die, die ich kannte; wo die, die mir noch fremd sind?"

Und der Bibliothekar spricht ernst: „Zu Eurer Zeit schrieb man zuerst und dachte dann; unsere Schriftsteller befolgen das entgegengesetzte Prinzip — wir haben alle Autoren geopfert, welche ihre Gedanken unter einem Schwall von Worten und unnützen Phrasen verbargen. Nichts erschwert so das Einverständnis, als die Menge der Bücher. Eine zahlreiche Bibliothek ist ein Tummelplatz der größten Extravaganzen und steter Wiederholungen; da unserer Tage Zahl aber beschränkt ist und wir sie nicht in splintisierender Philosophie aufbrauchen wollen, so haben wir unter allgemeiner Zustimmung alle frivolen, nutzlosen und gefährlichen Bücher in einer großen Ebene angehäuft, haben eine Pyramide, so hoch wie der Turm zu Babel, daraus geformt und haben diese entsetzliche Menge angezündet, als Sühneopfer der Wahrheit, dem gesunden Menschenverstand und dem rechten Geschmack."

* * *

Glaubt Ihr, daß diese Hypothesen, alle durch die Menschen geschriebenen Dummheiten und Leichtfertigkeiten mittels der Flammen zu zerstören, ganz wahnsinnig und unglaublich seien? Glaubt Ihr nicht, daß, weil der Platz zur Aufbewahrung fehlen wird, unaufhaltsam der Tag naht, an dem wir alle Druckwerke zerstören müssen, noch ehe zwei Jahrhunderte beendet sind?

Und selbst wenn man es nicht täte, wie wenige der Werke, die uns heute entzücken, würden des Überlebens würdig befunden werden. Die Vergessenheit aber ist schon das zerstörende, ausgleichende Element.

Revolution ist in allem; sowohl auf der Erdoberfläche, als in den Varianten der Ästhetik, welche unsere Geister lenkt. Die heutige Generation wird durch die folgende verlacht werden. Ebenso wie wir die Literatur unserer Vorfahren verhöhnen, ebenso werden unsere Nachfolger ausgiebig über die unsere spotten, wenn sie nämlich noch Muße genug haben, sich mit uns zu beschäftigen, was uns ziemlich fraglich scheinen muß, wenn wir es recht bedenken.

Haben wir eine Ahnung davon, was morgen sein wird?

Unsere Bücher, die wir für Meisterwerke halten, die wir mit eitler Freude schmücken und sorgfältig in unseren Behausungen aufheben, haben nicht mehr Bedeutung und Dauer als wir selbst. Widerstehen sie der Zeit, so gehen sie in die Hände folgender Generationen über als seltene Bibelots, die man flüchtig durchblättert, aber nicht liest.

* * *



Wie werden sich die künftigen Bibliophilen amüsieren? Welches werden ihre bevorzugten Spielereien sein? In welche neue Eitelkeitssauce werden sie ihre Leidenschaft für das Buch tauchen? Möge es uns gefallen, diese Punkte schnell ins Auge zu fassen.

Um materiell zu sprechen, bieten sich zwei Hypothesen: die erste gestattet die Abschaffung des Druckes durch bewegliche Typen und die bisher gemeingültige Form des gedruckten Buches in bestimmter Größe gefaltet und geheftet.

Die zweite Hypothese läßt uns an eine Fortdauer der Typographie mit jetzt schon vorgesehenen Verbesserungen für Abzug und Bildschmuck glauben.

In beiden Fällen wird die Bibliomanie fortexistieren. Das Buch wird späterhin so gut wie heute kollektioniert werden, und selbst eine Änderung des typographischen Bildes würde nur die Suche nach schönen Druckexemplaren vom Ende des XIX. Jahrhunderts eifriger machen, denn man würde sie von da ab gleich wie seltene Bibelots und die letzten Beweise einer verschwundenen Kunst achten. Man hat die Inkunabeln gesammelt, das heißt die Wiegenleistungen der Druckerkunst; man wird nicht weniger leidenschaftlich die „Funebralen", das heißt die Exemplare des Todeskampfes der Rotationspressen sammeln, die Exemplare, die die letzten Drehungen der beweglichen Rollen mitmachten.

Andererseits werden die Weisen die Zuflucht des „Home", die Thebaide der Bibliothek, die zurückgezogene, wenig ausgebende und wenig Kraft verlangende Lebensweise desto höher schätzen, als das Zukunftsleben fieberiger, kampfreicher, beschäftigter, schwerer zu erhalten und zu erarbeiten sein wird.

Für diese philosophischen Verehrer geistigen Rausches, für diese neugierigen Rückwärtsblicker wird es schwer sein, eine Wahl zwischen den grausigen Trümmern von Werken zu treffen, welche das XIX. Jahrhundert von Frankreich, England, Deutschland und Amerika aus auf den literarischen Markt an aller Welten Enden geworfen hat. Millionen oder gar Milliarden von Werken werden um die Aufmerksamkeit der Nachwelt kämpfen. Wenn es auch einen Malthus gab, der — unwissentlich scheints — auf die Produktion der Rasse verheerend wirkte, so fand sich doch bisher kein Priester, der die Abstinenz gegen geistige Erzeugnisse verteidigte, und niemand hat auch nur die kleinste Sperre über Bücher verhängt. Deshalb wurde auch das Wort der Heiligen Schrift: „Wachset und vermehret Euch!" mit Übertreibung von den Scharen zwitterhafter Schriftsteller befolgt, der Blaustrümpfe gar nicht zu gedenken.

Wir glauben, daß die Bibliotheken der Zukunft nur eine sehr weise Auswahl an Büchern enthalten werden. Da gibt es keine Romane, wenig Gedichtsammlungen, einzelne Geschichtsleitfäden, zahlreiche Biographien, ganze Reihen von Spezial-Diktionären; und Auskunftsbücher so zahlreich als möglich. Diesem notwendigen Kapital wird man eine Apotheke der Seele beifügen, das heißt eine Auswahl „Black and White"-Moralisten, Optimisten und Pessimisten, welche der inneren Erleuchtung entsprechend gelesen werden sollen. Auch richtet sich die Lektüre nach dem Thermometerstand der Psyche, dem Niveau des Trübsinns und der wilden Freude.

Auf ewig werden die Romane verbannt werden, diese Täuscher der Einbildungskraft und Verschwender der Zeit. Theaterstücke wird man wohl noch dargestellt sehen, aber man wird sie nicht mehr lesen. Der zum Praktiker gewordene Bibliophile wird alsdann seine Bibliothek als eine enorme Zentrale aller Literaturen ansehen, als einen Führer durch die allgemeinen Kenntnisse der Bibliographie, als eine klare Quelle aller nur erdenklichen literarischen Mitteilungen.

Man wird Indexe und Diktionäre aller Art sammeln; gedrängte Enzyklopädien, Glossarien zu Worten und Dingen, Kompendien moderner Wissenschaften, damit man in einem behaglichen Kämmerlein so recht zur Hand eine Bibliothek habe, die als Auskunftsbureau für alle Literaturen der Welt diene. Die Bücher werden gut gebunden und auf dem Rücken mit Allegorien oder Symbolen versehen sein, um schnell herausgefunden zu werden.

Mir scheint, daß kein Bibliophile der Zukunft mehr diese lästigen Mengen von Büchern besitzen wird, welche um so weniger leicht Auskunft geben, als ihnen der notwendige Schlüssel, Inhaltsangaben und Indexe, fehlt.

Aber da Wißbegierde, Liebe zum Studium, Leidenschaft für Kunstschriften nicht ganz verschwinden werden, wird der Gelehrte des XX. oder selbst XXI. Jahrhunderts Mitglied irgendeines großen Vereins sein, einer Art „Polybiblion-Club", wo er je nach Wunsch in prächtigen stillen Sälen oder zu Hause bei sich alle die Werke lesen kann, deren Existenz die Indexe ihm verraten haben. Um diese „Polybiblion-Clubs" zu gründen, würde das Kapital von zwei oder dreitausend Mitgliedern genügen, welche, um der Ruhe und auch der Ersparnis willen, — nachdem sie die enormen Preise berechnet haben, welche ihre Schwartenliebe sie in Freiheit dressiert kosten würde — es nicht übertrieben finden werden, einen alljährlichen Beitrag von tausend Franken einzuzahlen. So würde man diesem Tempel des Wissens die Rente von zwei bis drei Millionen schaffen, die zum Ankauf und zur Pflege der Bücher und zur Entschädigung der Angestellten notwendig ist.

* * *

Man begreift, welche Erleichterung es für den Bibliophilen sein wird, der Sorge um eine große Bibliothek enthoben zu sein. Er erhält telephonisch von seinem Verein alle Aufschlüsse und beim leisesten Wunsch die Sicherheit, die Bücher gesandt zu erhalten. Er bedarf nur eines einzigen Schrankes, der das Material zum Spornen seines Geistes auf allen denkbaren Gebieten der Literatur, der Geschichte, der Wissenschaft, der Theologie oder der Reisebeschreibungen enthält.

In Anbetracht dessen, daß die Liebe zum Buch dem Wunsch des Besitzens eng verbunden ist, so wird es dem „Polybiblion-Club Fellow" vorbehalten bleiben, in seltenen Fällen Kunstwerke von Büchern zu erwerben. Von diesen werden etwa 100 Exemplare abgezogen werden, der Band zu 500 bis 1000 Fr., welche das Höchste darstellen sollen, was moderner Geschmack in der Wiedergabe durch erstklassige Künstler in der feinsten bibliotechnischen Ausführung zu leisten vermag.

Um nun die jungen Künstler und Anfänger unter den Herausgebern zu unterstützen, könnte man diese Ausgaben als Wettbewerbe ausschreiben. Man wählt verschiedene Sujets aus den augenblicklich berühmten Werken; erfolgreiche und bekannte Künstler sind ausgeschlossen. Der Zweck ist, einen genialen Verschönerer des Buches aus seinem Dunkel hervor in die aristokratische Gesellschaft geschmackvoller Leute zu ziehen.

Diese zeitgenössischen Leistungen, echte Schreine der Kunst, werden nicht die Bibliothek des Zukunftsmenschen überlasten. Im ganzen Jahre werden höchstens zwei oder drei für würdig gehalten werden, auf den Gestellen aus kostbaren Hölzern Platz zu finden. So bildet sich aus einzelnen Persönlichkeiten langsam eine Schmuckkette.

* * *

Aber unsere heutigen Bücher, die wir lieben und hätscheln, die wir in Maroquin mit Mosaiken binden lassen, durch Autographen und Originalzeichnungen bereichern, deren Ränder hübsche Aquarellen und deren Exlibris so hohe Namen ehemaliger Besitzer schmücken, unsere lieben Bücher vom Ende dieses Jahrhunderts, was wird aus ihnen werden?

Wehe, bis auf wenige Ausnahmen fürchten wir ihr Schicksal zu erraten! — Die Zeit wird ihren schlechten Bestandteilen Gerechtigkeit widerfahren lassen; das Baumwollpapier, die schlechte Schwärze weiht sie einem schnellen Untergang. So wie es in den Prophezeiungen heißt: Tausende und Abertausende werden zu Staube werden, ganze Ausgaben werden verschlungen werden. Von allen unseren Romanen, von all unserer Tagesliteratur und Ausschußware wird nichts übrig bleiben als etwa ein paar große, farblos gewordene Japanpapiere und gewisse „Holländer", die zwar scheußlich vergilbt, aber doch noch präsentabel sein werden.

Kaum kann man annehmen, daß die Luxusausgaben viel mehr Widerstandskraft besitzen; das wenige, was bleibt, wird zerstreut werden, den Bewegungen sozialer Revolutionen oder den

Veränderungen der Zivilisationszentren folgend. Berlin, Paris, Leipzig, London, das sind die heutigen „Bibliopoleis". Doch wo wird die Bibliopolis des Jahres 1995 oder 2000 liegen?

In mehr oder weniger ferner Zeit wird die französische eine tote Sprache sein, welche nur noch von einigen keltisch gebliebenen Geistern mit Genuß gelesen wird, welche sich noch dem unerbittlichen und logischen Druck der Anglo-Saxonen entzogen haben. O, das wären schöne Zukunftsbilder für unsere geliebten Bücher!

Doch wir sind zu kurz gesichtet, um mit Schärfe so weit hinaus zu blicken!

Eine schwäbische Bibliophilenfamilie aus dem XVII. Jahrhundert und ihre Sammlung.

Von

Bibliothekar Dr. Karl Löffler in Stuttgart.

Unsere Zeit ist vielleicht geneigt, die Bibliophilie als eine neuere Erscheinung anzusehen, besonders eine gewisse Richtung in ihr, die mehr zur Bibliomanie hinüberzielt und die die natürliche Freude am Buch, an seinem Inhalt wie an seiner äußeren Form, gelegentlich umwandelt zur Gier nach möglichst vielen Büchern und besonders solchen, die durch Seltenheit oder sonstige Merkwürdigkeit vor andern reizen. Solche Büchersammler werden gerne zu Raritätensammlern, und ihr Sammlertrieb wird meist nicht allein nach Büchern jagen. Derartige Liebhaber gab es aber auch schon in früheren Jahrhunderten, und wir finden im Schwabenland an der Wende vom XVI. zum XVII. Jahrhundert gleich eine ganze Familie, Großvater, Vater und Sohn, die eine solche Sammlerneigung hatten, freilich in der Hauptsache innerhalb der Grenzen einer gesunden, erfreulichen Liebhaberei. Sie brachten eine Sammlung von Büchern und von merkwürdigen und seltenen Gegenständen zusammen, bei deren Anblick unsern Bücherfreunden, Altertümersammlern und Raritätenjägern heute noch das Herz im Leibe lachen würde. Und dabei ist es fast als eine Ironie anzusehen, daß der Hauptstock der Sammlung nicht etwa von einem Bücherwurm oder Studierstubenhocker, sondern von einem unruhigen abenteuerlustigen Kriegsmann angelegt worden ist.

Doch bevor wir uns den Persönlichkeiten der Sammler zuwenden, wollen wir zunächst einmal ihre Sammlung selbst etwas näher ansehen. Sie ist freilich nicht mehr schön beisammen in einem Ausstellungsraum bequem zu bewundern. Anderthalb Jahrhunderte blieb sie unberührt, allerdings auch für die weitere Öffentlichkeit fast verborgen; dann aber führte sie die Säkularisation größeren öffentlichen Sammlungen zu. So sind heutzutage die Handschriften und Bücher in den zwei Stuttgarter Bibliotheken, der Hofbibliothek und der Landesbibliothek, einiges wenige auch in der Ständischen Landesbibliothek in Fulda zu finden; die übrigen Teile der alten Sammlung werden wohl in der Staatssammlung vaterländischer Altertümer und dem Naturalienkabinett in Stuttgart zu suchen sein. In diesen Sammlungen sind natürlich die einzelnen Stücke getrennt unter die übrigen Bestände eingereiht, und es wäre keine leichte Aufgabe sie herauszusuchen und so die alte Sammlung wiederherzustellen. Doch gibt es glücklicherweise ein einfacheres Mittel ein Bild von ihr zu entwerfen. Derjenige, der den größten Teil der ganzen Sammlung zusammengebracht hat, der Tübinger Schloßhauptmann Nikolaus Ochsenbach, hat nämlich selbst am Ende seines Lebens eine genaue Aufnahme derselben vorgenommen, der er den Titel gegeben hat: „Beschreubung meiner Rüstcamer wie ich dieselbig Anno 1625 bey handen gehabt". Dieses eigenartige Inventarbuch, in seiner überlangen schmalen Form einem Wirts- oder Haushaltungs

buch nachgebildet, bewahrt die Stuttgarter Landesbibliothek auf; es ermöglicht uns auf einfachem Wege eine Vorstellung davon zu gewinnen, was für Schätze in dieser Ochsenbach-Sammlung aufgespeichert waren.

Wenden wir uns zuerst dem in erster Linie interessierenden Teil der Sammlung, der Bibliothek, zu, so finden wir zunächst eine Handschriftensammlung von ganz achtbarem Umfang vor, allerdings keine Stücke von besonders hohem Alter. In der theologischen Gruppe ist die älteste Handschrift aus dem XIV. Jahrhundert eine Schrift von Thomas von Aquino wider die Ketzer. Zwei weitere gehören dem XV. Jahrhundert an; die eine, aus dem Kloster Tegernsee stammend, hat kirchengeschichtlichen Inhalt, der sich zum Teil auf das Konstanzer Konzil bezieht, die andere enthält Erbauungsliteratur. Im XVI. Jahrhundert entstand ein Sammelband mit Stücken von Peter de Alliaco, Felix Fabri und anderen, und zwei Gebetbücher. Das Fach der Philosophie ist vertreten durch eine Handschrift von Burley, über die Philosophie, aus dem XV. Jahrhundert; aus der gleichen Zeit stammt de secretis mulierum von Albertus Magnus, und aus dem XVII. Jahrhundert Hessii et Studionis prophetica. Dieser Gruppe schließen sich einige Chroniken an, aus dem XV. und XVI. Jahrhundert: eine Chronik der Kaiser und Päpste, Reisachs Kaiserchronik, eine solche von Nürnberg und Bamberg. Weiterhin sei hier genannt Rüxners Turnierbuch, die Reisebeschreibung vom Ritter von Mandeville, und endlich eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Florenz, die aber erst aus dem XVII. Jahrhundert stammt. Zwei Arzneibücher, eines davon das bekannte von Ortolf, gehören noch dem XV. Jahrhundert an. Mehr urkundliches Interesse haben Schreiben von Schwarzmaier, dem Rat des Kardinals Andreas von Österreich, juristische Miszellen von Bernhard Walter, einem hohen österreichischen Richter des XVI. Jahrhunderts, Kaufbriefe vom Kloster Schamhaupt, Streitschriften aus Alt-Ötting vom XVI. und die Statuten des Gymnasiums von Ingolstadt vom XV. Jahrhundert. Sogar eine Klassikerhandschrift hat sich in die Sammlung verirrt, die Komödien des Terenz, aus dem XIV. Jahrhundert. Für Württemberg haben besonderes Interesse zwei Handschriften mit bemaltem Widmungsblatt, die Eberhard im Bart verehrt waren, die Vergleichung der Sonne mit Gott, von Marsilius Ficinus, und die Fazetien von Augustin Tünger. Aus dem gleichen Grund sei hier noch angereiht ein Titularbuch, das für den Prinzen und nachmaligen Herzog Ludwig von Württemberg geschrieben worden war. Sind diese 27 Handschriften, vielleicht mit Ausnahme von Tüngers Fazetien, nach ihrem Inhalt nicht gerade von besonders hoher Bedeutung, so stellen einige schöne Stammbücher eher Wertstücke der Handschriftensammlung dar. Sie stammen alle aus der Sammlerfamilie selbst und sind in besonderem Maße Zeugnisse des Sammlerfleißes, der es sich nicht verdrießen läßt, überall Unterschriften, Einträge und Bilder zu erbitten und erbetteln; sie mögen darum noch etwas näher betrachtet werden. Das schönste davon gehörte dem Hauptvertreter der Familie, dem schon genannten Nikolaus Ochsenbach. In den vorderen Deckel hat er sein Wappen gemalt und darüber das Spruchband geschrieben:

Certandum est, nulli veniunt sine Marte triumphi.
Et non certanti nulla corona datur.
1597.

Unter dem Wappen steht der deutsche Wahlspruch:

In Unglück hab ains löwen muet.
Vertrau gott, es würdt werden guet.
Niclas Ochsenbach Haubttman auff Tüwingen.

Dann folgt, nach einem gedruckten Lebensgang des Besitzers, den der Tübinger Professor Eberhardus Cellius in lateinischen Distichen gedichtet, sein Brustbild, das Ochsenbach offenbar selbst mit Aquarellfarben bemalt hat. Auch weiterhin zeigt das Stammbuch viele Proben davon, daß die Hand, die so lange das Schwert geführt hatte, auch den Pinsel des Malers wohl zu handhaben wußte. Ochsenbach hat in den ersten Teil des Stammbuchs, offenbar nach Stichen oder Bildern der Zeit, eine ganze Reihe von fürstlichen Zeitgenossen und deren Vorfahren ein-



gemalt. Da prangen zunächst Glieder des Württembergischen Fürstenhauses, Herzogin Ursula, Eberhard der Greiner, Eberhard im Bart und seine Gemahlin Barbara, Herzog Ulrich, Herzog Christoph mit einem darunter geklebten eigenhändigen Namenszug, der irgendwo weggeschnitten worden war, und zuletzt Herzog Ludwig. Aber auch Karl V. findet sich, dann Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, und endlich der Herzog von Guise mit einem Dolch durch den Hals. Den Ehrenplatz unter den eigentlichen Einträgen nimmt, wie sich gebührt, der Eintrag des zur Zeit der Anlegung des Stammbuchs regierenden württembergischen Fürsten ein; Herzog Friedrich hat unter sein Bild seine eigenhändige Unterschrift gewidmet. Ihm folgt sein Sohn, Herzog Johann Friedrich mit Bild und Unterschrift. Dessen Bruder, Herzog Ludwig Friedrich, hat, mit seinem Namenszug versehen, ein sehr interessantes Bild gestiftet; es zeigt einen feierlichen Turnierfestzug, und darin eine große Anzahl von Teilnehmern an dem Turnier, das an Fastnacht 1605 auf der Rennbahn des Collegium Illustre zu Tübingen abgehalten worden war. Auch sonst birgt das Stammbuch noch gar manche Erinnerung an diese Tübinger Fürstenschule. Eine ganze Reihe von Fürstlichkeiten und adligen Herren haben als Zöglinge des Collegium Illustre ihren Tribut ins Ochsenbachische Stammbuch zahlen müssen; wir finden da einen Landgrafen von Hessen, einen Markgrafen von Brandenburg, einen Herzog von Braunschweig, einen Pfalzgrafen zu Rhein, einen Grafen von Hohenzollern, und viele andere Mitglieder des hohen und niederen Adels jener Zeit. Natürlich fehlen auch Tübinger Professoren und andere Notabeln des damaligen Württemberg nicht. So ist dieses Stammbuch, ein Denkmal aus der Blütezeit des Collegium Illustre, ein Gegenstück zu dem Stammbuch des Andreas Chemnitius, das jetzt im Besitz des Hamburgischen Museums für Handel und Gewerbe sich befindet, und es ist für Württemberg um so wertvoller, als es dem Heimatland erhalten geblieben ist.

Noch ein weiteres Zeugnis für die künstlerische Neigung des Tübinger Schloßhauptmanns haben wir in seinem zweiten Stammbuch. Er hat darein Brustbilder von Fürsten aus seinem heimatlichen Herrscherhaus eingeklebt, die er wohl nach Vorlagen selbst gemalt oder gezeichnet hat. Im zweiten Teil des Buches finden wir Bilder von Schlössern und Burgen der Heimat, wie Urach, Neufen, Württemberg, Teck, Tübingen, Zollern, oder auch der Fremde, wie Richmond, Windsor, Louvre, und andere; endlich auch sonst interessante Denkmale, die Ochsenbach auf seinen Reisen und Kriegsfahrten gesehen hat. Von der wechselvollsten dieser Soldatenfahrten, dem Feldzug in Frankreich während der Jahre 1589—93, hat er selbst ein interessantes Tagebuch hinterlassen, das durch seine kulturgeschichtlich sehr wertvolle Schilderung vielleicht das wichtigste Stück dieser ganzen Handschriftensammlung darstellt.

Ein ähnliches Denkmal, ein kleines dickes Notizbuch in ganz kleinem Format mit allen möglichen Einträgen stammt von seinem Vater. Eine schöne Ergänzung zum Stammbuch von Nikolaus Ochsenbach endlich bildet dasjenige seines Sohnes. Wir finden darin wieder viele Insassen des Collegium Illustre vertreten, die ein Menschenalter nach jenen ersten das Tübinger Studentenleben genossen; manchmal treffen wir hier den Sohn, dessen Vater wir bei Nikolaus kennen gelernt hatten. Viele Einträge weisen aber auch über Tübingen hinaus; sie hatte sich der jüngere Ochsenbach auf seinen großen Reisen verehren lassen. Von Wien führen uns Einträge nach Paris, andere nach Rom, und mancher berühmte Name aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts grüßt uns aus diesen Blättern und zeugt vom weiten Bekannten- und Freundeskreis, dessen sich der Stammbuchbesitzer in der damaligen Gelehrtenwelt erfreuen durfte.

Gehen wir von den Handschriften, unter denen ja wohl die von der Sammlerfamilie selbst geschaffenen mit die wertvollsten sein werden, weiter zu den gedruckten Büchern, so erzählt uns darüber Nikolaus Ochsenbach in seinem Inventarbuch stolz, daß er deren über 600 besessen habe, „darunder Deüttsch, Latinisch, Griechisch, Hebreüsch, Spannisch, Italianisch, Französisch, Arabisch, Syrisch, Englisch und Türckisch". Wir sind hier mehr auf sein Verzeichnis angewiesen, als bei den Handschriften, die — bei Ochsenbach übrigens nicht besonders aufgeführt — wegen ihrer kleineren Anzahl, durch bestimmte Einträge gekennzeichnet, sich leichter in ihren jetzigen



Standorten zusammenfinden ließen. Leider nennt das Verzeichnis weder Erscheinungsort, noch -jahr der Bücher, und scheidet natürlich noch nicht nach Inkunabeln und späteren Drucken. Nur ein Buch ist hervorgehoben: „Nota ain Bergamentin Buech von dem ersten Exemplar so getruckt worden, und zwar Cicero, De officiis et paradoxis. Fust, Mainz 1465". Diese Inkunabel befindet sich heute in der Landesbibliothek in Fulda. Andere besitzt die Stuttgarter Landesbibliothek, z. B. den Ulmer Druck von 1485, Buch der Weisen, die Koberger Bibel von 1483 mit einem eingemalten Bild von Eberhard im Bart. Dagegen läßt sich nicht mehr feststellen die von Ochsenbach aufgeführte „Bibel in Median, illuminiert Hertzog Christoph zu Württemberg". Im ganzen zählt das Verzeichnis 24 Bibeln, lateinische, griechische, deutsche und französische; ein arabisches Neues Testament wird noch besonders aufgeführt. Den Bibeln folgt eine große Anzahl von Postillen und sonstige theologische Literatur, von Luther, Melanchthon, Brenz, Tauler, Kaisersperger, Spangenberg und vielen andern; dabei steht auch ein türkisches Gebetbüchlein. Dann kommen Chroniken von allen möglichen Ländern, weiterhin Münsters Cosmographie, Reisebücher, besonders Reisen zum heiligen Grab, aber auch z. B. nach Indien; unter den Reisebüchern fehlt natürlich Breidenbach nicht. Es folgt ein Planetenbuch, dem sich medizinische Werke anschließen, weiterhin Geßners Tierbuch, mit dem Zusatz von Ochsenbach: „daran ich selber zwei Jahre illuminiert". Juristische Bücher führt das Verzeichnis nicht viele auf; Ochsenbach bemerkt dazu, er habe sie seinem Sohn übergeben. Da später die beiden Bibliotheken überhaupt vereinigt wurden, so können wir diese juristischen Werke hier natürlich auch unter die Bestandteile der besprochenen Sammlung einreihen. Im Gebiet der schönen Literatur finden wir Hans Sachs, Frischlein, Teuerdank; ferner die Gesta Romanorum und von Amadis allein 24 Bücher in größerem und 26 in kleinerem Format. Die Klassiker sind zahlreich vertreten, zum Teil in mehreren Ausgaben und Formaten, vielfach auch in deutscher Übersetzung: Homer, Plutarch, Ovid, Cicero in einer Ausgabe, die aus dem Besitz von Eberhard im Bart stammte, Caesar, Sallust, Terenz, Martial, Aesop, Vitruv. Endlich finden wir noch ein Trachtenbuch, und eine Reihe von Wappenbüchern und Fechtbüchern.

Das war gewiß für eine Büchersammlung eines Privatmannes aus jener Zeit ein recht kostbarer Schatz; und doch mochte wohl das Herz des Besitzers mehr an dem andern Teil seiner Sammlung gehängt haben. Er führt in seiner „Rüstkammer" seine Bücher erst am Schluß auf und bringt, wie ja schon der Titel des Verzeichnisses erraten läßt, an erster Stelle seine Waffensammlung. Stolz beginnt da der alte Kriegsmann mit einem Ehrenstück: „Erstlich mein Fenlin so ich in Franckhreich alß fendrich getragen, darauff der spitz von silber vergult alß ein durchgebrochener helm darauff ein französisch Lilien". Dann folgt ein ganzes Arsenal: 21 Dolche aus allem möglichen Material, darunter 2 chinesische; 30 Seitenwehren, von denen 14 vergoldet waren und éine besondere Bedeutung hatte, da sie von Kaiser Karl V. stammte; 21 Stücklin auff Reder sambt den Bölern; viele Kürasse und Rüstungen, alte Ritterschilde, Spieße und Partisanen, endlich 28 Handrohre, Pistolen und Büchsen mit 14 Pulverfläschchen. Aus der Waffenkammer kommen wir weiter zur Sammlung der Kuriositäten. Da gibts zunächst allerlei Meersachen: „ain Obermaul von einem großen meerfisch daran 28 große Zähn alß Wolfzähn, welches Stuckh mier Herzog Joan Fridrich zu Württemberg verehrt im beisein deß herzogs von Braunschweig und dreuer herzoge von Saxen"; weiterhin einen Meerhund, Meerdrachen, Meerigel, Meerkrebs, Meerroß, Meerstern, Meerspinnen, sogar einen Meerfisch, was etwas ganz Besonderes gewesen sein muß, da er ausdrücklich aufgeführt wird, endlich eine ägyptische Eidechse, die von Jerusalem mitgebracht worden war, und zum Schluß 2 große Meerschnecken, damit die Indianer an statt glokhen zu Kirchen blassen. Zu diesen „Meersachen" gehörte auch „ein Stuckh von deß Frantz Drackhen Schif damit er die gantz weltt umfarn, welches Herr Stallmeister von Anweil mit aigner Hand vom schiff gesegt und mir geschenkt". Diesen Naturwundern folgte eine schöne Sammlung von Werken menschlicher Kunst aus allerlei wertvollem Material, hauptsächlich aus Elfenbein: eine Truhe, viele Becher, Löffel und Messer, darunter ein Messer, dessen Heft den Jonas, dessen Scheide den Walfisch darstellte; 26 Kruzifixe, geschnitzte Figurentafeln und alle möglichen figürlichen und plastischen Darstellungen und Altertümer. Von



eigentlichen Bildern und Porträts zählt das Verzeichnis 30 auf; unter den Stücken befanden sich viele Dürerwerke. Dann gabs aber auch noch einen ganzen Kasten voll von Kannen, andern Trinkgefäßen, Schalen und Büchslein, und noch verschiedene „Ledlin" mit Medaillen, Miniaturen, Schmuckgegenständen und dergleichen. Im einzelnen wird nicht alles aufgeführt, und noch weniger könnte es hier genannt werden. Zum Schluß sei nur noch als besonderes Kuriosum erwähnt: „ain striegel, damit ain Kauffmann ain andern, so mit seinem weib gebadt, zu todt gestriegelt; ist ainer vom adel gewest."

Als über 60 Jahre nach Aufnahme des Verzeichnisses Pregizer die Sammlung von Kuriositäten sah, war noch manches hinzugekommen, was offenbar der Sohn von Nikolaus gesammelt hatte; z. B. der Säbel, mit dem der jüngere Graf Sevin dem Kaiser Leopold nach dem Leben getrachtet habe; ein paar ungarische Pantoffeln, in denen Graf Frangipani zu seiner Richtstätte gegangen sei; und sogar das Schwert, mit dem Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen haben soll. Diese besonderen Heiligtümer waren dabei, seit die ganze Sammlung ihre Heimat in einem schwäbischen Kloster gefunden hatte, wovon nachher noch die Rede sein soll.

Wer hat nun alle diese Schätze gesammelt? Wie schon eingangs angedeutet wurde, haben wir es mit einem ganzen Sammlergeschlecht, der Familie *Ochsenbach*, zu tun. Hauptvertreter ist der schon öfters genannte Tübinger Schloßhauptmann Nikolaus Ochsenbach. Aber schon sein Vater, Johann Hermann Ochsenbach, hatte den Grund zur Sammlung gelegt. Schon dieser älteste Ochsenbach stammte aus Tübingen, wo er sich seine wissenschaftliche Ausbildung und den Grad eines licentiatus juris erwarb. Dann aber wendet er sich der militärischen Laufbahn zu, ficht in Frankreich und Belgien, wo er sich auszeichnet und es bis zum Obersten bringt. Nach dem Tod von Heinrich II. kehrt er in die Heimat zurück und findet ein Plätzchen in der Tübinger Burg des Herzogs Christoph, der ihn bald darauf zu seinem Burgvogt ernennt. Dieses Amt behält er auch bei unter Herzog Ludwig, bis ihn der Tod in der ersten Hälfte des letzten Jahrzehnts vom XVI. Jahrhundert abberuft. Jedenfalls war er Vertrauensperson bei den Herzögen gewesen, denn im Auftrag seines Fürstenhauses hatte er sich in die geheimen Kreise des Tridentiner Konzils eingeschlichen. Als Tübinger Burgvogt hatte er natürlich auch Beziehungen zur Tübinger Gelehrtenwelt, und durfte sich eines schwungvollen Hymnus erfreuen aus der Feder von Martin Crusius, eines Hymnus, den dieser Vertreter der griechischen Sprache an der Württembergischen Universität nicht bloß in lateinischer, sondern parallel auch in griechischer Sprache zu dichten sich verpflichtet fühlte. Crusius hatte vielleicht besondere Beziehungen zu Ochsenbach, denn er erzählt uns, daß dieser ihm die Benützung der griechischen Handschriften von der Tübinger Bibliothek vermittelt habe, die ja dann später nach München geraubt wurden. Daß dieser älteste Ochsenbach schon als Sammler tätig gewesen wäre, ist nirgends berichtet. Aber jedenfalls kamen einige Stücke der Sammlung schon aus seiner Hand, z. B. das oben erwähnte Titularbuch für württembergische Fürsten und außerdem hat er ja durch sein Notizbuch selbst einen Beitrag zur Sammlung gestiftet.

Ein ähnliches Bild, nur in größeren Verhältnissen, bietet das Leben seines Sohnes Nikolaus, des Hauptsammlers, bei dem aber die soldatische Seite zunächst noch mehr in den Vordergrund tritt. Geboren 1562, war Nikolaus in Tübingen ausgebildet worden, wo unter anderem der Professor Cellius, der Hofdichter der Universität, zu seinen Lehrern gehörte. Noch in jungen Jahren ging er nach Österreich und bekam dort vom Freiherrn Ennenckel, von dem ein Sohn in Tübingen studierte, das Ritterschwert. Dann begann er seine Kriegsfahrten in dem deutschen Fähnlein des Freiherrn Andreas Teuffel gegen die Türken, ließ sich aber nach vier Jahren als Landsknecht für die Liguisten anwerben, als in Frankreich zwischen ihnen und der königlichen Partei Krieg ausbrach. Tapfer kämpfte er als Fähnrich mit zuerst unter dem Grafen Collata, dann unter dem Herzog Heinrich von Mayenne. Ein lebensvolles Bild dieser Zeiten entwirft sein Tagebuch, alle Seiten des rauhen und rohen Söldnerlebens zeigend, wie man auf seinen Sold warten muß, jubelt, wenn er kommt, ihn gleich verspielt, sich durch Beutemachen schadlos hält. Auch gefangen wurde Ochsenbach einmal, doch konnte er wieder entfliehen, freilich nur um bald darauf, bei der Belagerung von Paris, den Hungertod in nächster Nähe zu



sehen. Alle diese Leiden und Freuden des Soldatenlebens hatten ein Ende, als Herbst 1593 der Krieg aufhörte. Auf dürrem Klepper mit leichtem Beutel ritt Ochsenbach heim und kam aus dem wilden Kriegsleben wieder in die akademische Luft der Heimatstadt. Ob er seinen Vater noch am Leben getroffen, ist unsicher; jedenfalls war auf dem Posten des Burgvogts ein anderer. Auch sein Bruder Friederich, der fast nie daheim gewesen war und auch immer auf Kriegsfahrten, zuerst in den Türkenkriegen, dann im Mansfeldischen, sich herumgeschlagen hatte, scheint damals schon tot gewesen zu sein. Aber vom Herzog Friedrich wurde der Heimkehrende gnädig aufgenommen; daß er früher gegen das ausdrückliche Verbot des Landesfürsten in fremde Kriegsdienste getreten war, wurde ihm nicht nachgetragen. Der Herzog schätzte den tüchtigen Kriegsmann, und daß dieser zugleich Freude an Kunst und Wissenschaft hatte, wie sich bald herausstellte, war jedenfalls seinem Herrn nicht unangenehm, der ja selbst auch solche Neigungen hatte.

Es wurde Ochsenbach die Tübinger Schloßvogtstelle in Aussicht gestellt und ein paar Jahre darauf, 1596, wurde er auch wirklich zum Schloßhauptmann bestellt. Nun hatte er den Posten seines Vaters inne, und konnte alle die alten Beziehungen zur Tübinger Universität und zum Collegium Illustre, die ja früher schon bestanden hatten, wieder anknüpfen. Und sie wurden natürlich auch für seine Sammlungen ausgenützt. Daneben brachte die Vertrauensstellung vom Herrscherhaus viele Zuwendungen. Von verschiedenen Stücken seiner Sammlung berichtet ja Ochsenbach selbst in seinem Verzeichnis, er habe sie von den Herzögen erhalten. Andere waren jedenfalls nachweislich früher in ihrem Besitz; ob freilich alle, wie z. B. die Handschriften von Ficinus und Tünger, auf dem geraden Wege des eigentlichen Geschenkes sich in der Sammlung eingefunden hatten, könnte doch fraglich erscheinen. Der Württembergische Rat Friedrich von Janowitz, der in einem dichterischen Nachruf für Nikolaus die Sammlung selbst auch besingt, weist halb scherzhaft darauf hin, wie dieser mit allen Mitteln seine Bücher gesammelt habe, mit List und Bitten. Janowitz selbst hatte z. B. der Frau von Nikolaus eine seltene Bibel geschenkt. Andere Seltenheiten, z. B. die Ciceroausgabe von 1465, stammte von Ochsenbachs Verwandten Besold, der selbst ein großer Gelehrter war. Besonders viel aber bekam Ochsenbach durch den Verkehr mit all den hohen Herrn des Collegium Illustre, die ihm gar manches Stück verehrten, was er oft erwähnt. Gelegentlich ließ er sich auch auf Tausch oder Kauf mit ihnen ein, z. B. will ein Herzog von Sachsen ein Buch mit Kupferstichen von alten Meistern für 50 Gulden abkaufen, worauf aber Ochsenbach in diesem Fall nicht eingeht. Die Sammlung war natürlich allmählich in Tübinger Kreisen wohl bekannt geworden und mancher Gelehrte hat sie in mehr oder weniger schwungvollen Hymnen besungen. Ja einzelne Gegenstände daraus fanden eigene Dichter, so hat der Tübinger Professor Flayder auf das Stück von Drakes Schiff acht Distichen verbrochen.

Alles, was Nikolaus Ochsenbach so an Büchern sammelte, konnte er ja freilich nicht mehr lesen, doch hat er offenbar als Tübinger Burgvogt seine geistige Ausbildung eifrig weiter gefördert. Besonders scheint er sich da der theologischen Literatur zugewandt zu haben, obgleich er seinerzeit als Protestant kein Bedenken getragen hatte, für die katholische Sache zu fechten. Aber später, in der Grabrede seiner Witwe, wird vom Geistlichen gerühmt, daß Nikolaus die Bücher Luthers ganz durchgelesen habe; „dieser Soldat mag wohl uns Prophetenkinder, studiosis theologiae, den Trotz bieten".

Als Nikolaus 1626, im Alter von 63 Jahren, starb, ging die Sammlung in die Hände seines Sohnes Johann Friedrich über. In ihm scheint das Soldatenblut der Familie ganz zu fehlen; er widmete sich ganz gelehrter Ausbildung und wird als „linguarum callentissimus" gerühmt. Er hatte einen regen und ausgedehnten Verkehr mit Gelehrten seiner Zeit und brachte einen großen Teil seines Lebens auf weiten Reisen zu. Hauptsächlich scheint er seine Studien dem juristischen Gebiet zugewandt zu haben. Schon im Bücherverzeichnis von Nikolaus ist gesagt, daß die juristischen Bücher dem Sohne übergeben worden seien. Aber jedenfalls hat auch Johann Friedrich Ochsenbach die Familiensammlung emsig vermehrt, und zwar nicht bloß die Bibliothek. Besonders was von Österreich stammt, scheint von ihm beigesteuert worden zu sein,



der zum Habsburgerstaat mancherlei Beziehungen hatte. Gegen Ende seines Lebens ist Johann Friedrich Ochsenbach zur katholischen Konfession übergetreten, vielleicht beeinflußt von seinem Vetter Besold, der selbst den gleichen Schritt getan hatte. Einige Jahre vor seinem Tode hat er dann, müde von seinen Reisen, im Kloster Weingarten eine Ruheplätzchen gesucht, und hat 1658, als er starb, seinen ganzen Besitz und damit auch die große Ochsenbachische Sammlung diesem Kloster vermacht. Hier blieb nun die ganze Sammlung, die Bibliothek unter die alte Klosterbibliothek eingereiht, die übrigen Teile der Sammlung gleichfalls in den Räumen der Bibliothek aufbewahrt, bis im Jahre 1812 alles mit der Klosterbibliothek selbst den staatlichen Sammlungen Württembergs einverleibt wurde mit Ausnahme von wenigen Stücken, die 1802 nach Fulda geschafft worden waren.

Neues von Lichtenberg.

Mitgeteilt von

Professor Dr. Albert Leitzmann in Jena.

I.

Seit Carl Schüddekopf und ich die bis dahin bekannten Briefe des berühmten Göttinger Satirikers und Professors der Physik gesammelt haben (drei Bände, Leipzig 1901—4), sind hie und da vereinzelte Schreiben des merkwürdigen Mannes, auch wohl einmal eine kleinere Gruppe an denselben Adressaten gerichteter Briefe aufgefunden und veröffentlicht worden, ohne daß man hoffen durfte, der zusammengebrachte Schatz, dessen Lücken uns Herausgebern natürlich am besten bekannt waren, aber nach menschlichem Ermessen schwerlich ausfüllbar erschienen, werde sich noch erheblich vermehren. Hatten wir doch eine ganze Reihe von Wegen, auf denen man zu unbekannten Manuskripten zu gelangen annehmen konnte, bis zum Ende verfolgt und waren dabei teils vor ebenso kurzsichtig wie beharrlich verschlossene Türen gekommen, teils zu der Überzeugung gelangt, daß alles Suchen vergeblich bleiben mußte, da das Gesuchte aller Wahrscheinlichkeit nach, mit oder ohne Absicht, vernichtet worden war. Um so mehr war ich überrascht, vor einigen Wochen von Herrn Leutnant von Zimmermann in Hannover die Nachricht zu empfangen, daß sich im Besitze seiner Familie über anderthalbhundert Briefe Lichtenbergs an Schernhagen befänden, deren wissenschaftliche Durchsicht und Verwertung man mir gern überlasse. Für diese Liberalität spreche ich Herrn von Zimmermann auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus, dem sich alle diejenigen gewiß anschließen werden, denen Lichtenberg, der Mann, der nach Goethes Wort ein wahres Studium wie wenige verdient und der es wie wenige belohnt, in seinen Schriften und Briefen ans Herz gewachsen ist.

Wer war der Adressat der Briefe, aus denen die literargeschichtlich, psychologisch und kulturgeschichtlich wichtigen und interessanten Abschnitte im folgenden mitgeteilt werden?

Johann Andreas Schernhagen war Klosterregistrator und später Geheimer Kanzleisekretär in Hannover. Bei Gelegenheit eines Besuchs, den Lichtenberg als junger Professor in der Landeshauptstadt machte, lernte er ihn und seine Frau in den letzten Tagen des Dezember 1771 kennen und war gleich sehr von dem ernsten und doch freundlichen Manne angetan. An seinen Freund Dieterich schrieb er damals (Briefe 1,16): „Er ist einer von den liebreichsten und zutunlichsten Leuten, die ich kenne, und besitzt in mechanischen und astronomischen Dingen Einsichten, worüber ich erstaunt bin.“ Als er dann im Frühjahr und Sommer 1772 zu längerem Aufenthalt nach Hannover kam, um die geographische Lage der Stadt genauer zu berechnen, traf er häufiger mit Schernhagen zusammen, auf Besuchen wie auf gemeinsamen Spaziergängen, ohne daß doch die Beziehungen damals schon, wie es scheint, aus dem Stadium der guten Bekanntschaft in das



der Freundschaft übergegangen wären. Daß beide Männer aber schon damals der geistigen Berührungspunkte immer mehr hatten und bekamen, geht aus den Worten hervor, mit denen Lichtenberg am 14. Mai einem andern Göttinger Freunde, dem Universitätszeichenmeister Kaltenhofer, einen bevorstehenden Besuch Schernhagens in der gemeinsamen Heimat ankündigt (ebenda 1, 47): „Wenn die Witterung mir günstiger wird als bisher, so hoffe ich dem Ruf der Nachtigallen Ihres Gartens etwa zu Anfang des Julius zu folgen, da ich Ihnen, vermutlich in Gesellschaft des Herrn Geheimen Sekretär Schernhagens, aufwarten werde. Er will mit mir gehen, wenn ihn nichts Wichtiges abhält, um alle die Leute persönlich kennen zu lernen, von denen er schon so viel gehört hat. Sie werden in ihm einen wahren Freund kennen lernen, einen Mann von einer jetzt ungewöhnlichen Ehrlichkeit, einen Kenner von Künsten, der kein Wort braucht, das er nicht versteht, und dabei geradeweg ist, wenn Sie mir es nicht übelnehmen wollen, so setze ich hinzu, der so ist wie Sie." Nach seiner Rückkehr nach Göttingen erhielt Lichtenberg die Weisung, seine astronomischen Ortsbestimmungen in Osnabrück und Stade fortzusetzen, und ging, nachdem er im August 1772 wieder ein paar Wochen in Hannover Station gemacht hatte, im September des Jahres ins Land der Schinken und des Pumpernickels, nach Osnabrück, wo er bis zum Februar 1773 blieb, um dann, wieder über Hannover, Göttingen und abermals Hannover, im Mai nach Stade sich zu wenden. Ob schon während der Osnabrücker Zeit ein Briefwechsel zwischen ihm und Schernhagen bestanden hat, ist nicht sicher: erhalten ist davon nichts. Der erste der erhaltenen Briefe Lichtenbergs an den hannöverschen Freund ist aus Stade vom 19. Juli 1773 datiert und beschreibt seine ergötzliche Fahrt im Segelboot nach Helgoland (ebenda 1, 146).

Lichtenbergs Briefe an Schernhagen sind leider nur sehr lückenhaft erhalten: aus Stade haben wir nur zwei, von der großen englischen Reise, die vom September 1774 bis Ende des Jahres 1775 sich erstreckte, nur einen einzigen, obwohl zweifellos mehr geschrieben worden sind. Nach der Rückkehr aus England setzt dann mit dem Jahre 1776 ein sehr reger Briefwechsel beider Männer ein: Lichtenberg hat die folgenden Jahre hindurch kaum einen Posttag vorübergehen lassen, ohne kürzere oder längere Schreiben, wenn auch oft nur von einer oder einer halben Großquartseite, nach Hannover abgehen zu lassen, d. h. er schrieb die Woche zwei- oder dreimal, im Jahre durchschnittlich etwa 100—125 mal. Der Kreis dieser oft sehr summarischen Nachrichten ist so weit, als man sich nur vorstellen kann, zumal ja in jenen Tagen der freundschaftliche Brief vielfach auch die Rolle der Zeitung vertreten mußte: Personalien aus der Stadt und Universität Göttingen wechseln mit politischen Nachrichten oder Gerüchten, Wetternotizen mit Berichten über eigene Arbeiten oder Experimente, Urteile über Lektüre und Menschen mit kleinen Anekdoten, wie sie etwa ein Lokalblatt unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten" zu bringen pflegt, Aufträge aller Art mit ernsten oder satirischen Betrachtungen. Der trotz der häufigen Korrespondenz streng festgehaltene Kurialton der Anrede und Schlußformel darf uns nicht an der Intimität der Freundschaft irre machen. So ist fast ein Dezennium in regstem Gedankenaustausch verflossen, ohne daß beide Männer sich öfter als gelegentlich und auch dann nur ganz kurze Zeit wiedergesehen hätten: Lichtenberg hat Göttingen auch in den akademischen Ferien nur äußerst selten verlassen und Schernhagen wurde schon durch sein Amt an längeren und häufigeren Reisen verhindert.

Lichtenbergs Briefe sind jahrgangweise oder halbjahrgangweise abhanden gekommen. Wir kannten bisher, von vereinzelten Briefen abgesehen, in ziemlich zusammenhängender Folge seine Briefe aus dem Juli und August 1776, Oktober 1776 bis Februar 1777, Juni bis Oktober 1778, Oktober bis Dezember 1779, Juni, Oktober und November 1780, im ganzen gerade hundert Nummern. Dazu treten nun Briefe, wiederum von vereinzelten Stücken abgesehen, aus dem Januar bis Mai 1778, Juli bis Dezember 1782 und aus dem ganzen Jahre 1783, im ganzen 170 Nummern.

In den letzten Tagen des Februar 1785 ist Schernhagen plötzlich nach nur fünftägiger Krankheit an einem bösartigen Gallenfieber gestorben, alle seine zahlreichen Freunde in tiefer Trauer zurücklassend. Lichtenberg widmet ihm am 7. März in einem Briefe an Sömmerring

folgenden Nachruf, der noch einmal das sympathische Bild des ehrenfesten, gütigen Mannes vor Augen stellt (Briefe 2, 212): „Denken Sie um Gotteswillen hin, unser vortrefflicher Schernhagen ist tot, der Mann, der 13 Jahre hindurch mein Freund so mit der Tat war, daß ein Vater an mir weniger hätte tun können, ohne sich eines Mangels an Liebe schuldig zu machen... Der Verlust für mich und vielleicht für die Universität ist unersetzlich: er tat bei letzterer eine unzählige Menge Gutes, welches niemand von ihm fordern konnte; weil die Minister seines ganz unbescholtenen Betragens und seiner edeln und unermüdeten Tätigkeit wegen, wobei auch nicht ein Funke von Interesse hervorleuchtete, vieles von ihm gesagt annahmen und unterstützten, was sie andern vielleicht abgeschlagen hätten, so ward vieles durch ihn zu Stand gebracht. Jedoch ich sage nichts weiter: es wird mir schwer, ohne Tränen fortzufahren." Am gleichen Tage schreibt er an Wolff, einen gemeinsamen hannöverschen Freund (ebenda 2, 214): „Ich will und kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich unsres Schernhagens Tod affiziert hat, weil ich es nicht ohne die schmerzhaftesten Tränen könnte. Bleiben Sie nur mein Freund, so lange wir zusammen leben."

Von seinen Briefen fürchtete Lichtenberg nach dem Tode seines Freundes, daß sie in unrechte Hände fallen und zu Indiskretionen benutzt werden könnten. Gleich nach Empfang der Todesnachricht schreibt er an den gemeinsamen Freund Ramberg am 28. Februar (Briefe 2, 212): „Sie wissen, was für eine Korrespondenz ich und der Selige geführt haben. Ich habe mich zwar sehr in acht genommen, indessen haben mich selbst seine Fragen öfters zu Freiheiten verleitet, die ich nicht gern bekannt wünschte ... Reden Sie es mit der Frau Geheimdesekretär ab, daß meine Briefe verbrannt werden, wenigstens nicht unter die Leute kommen. Mein Verlust ist ohnehin groß genug." Dies vom Autor gewünschte Autodafé hat, wenn es überhaupt stattfand, jedenfalls nur für einen Teil der Briefe stattgefunden: was uns heute noch fehlt, kann aber auch auf andrem Wege in Verlust geraten sein oder sich noch irgendwo im verborgenen verstecken. Der Gedanke einer Indiskretion braucht uns Spätgeborene, die wir sie ja zu Lichtenbergs ehrendem Gedächtnis begehen, nicht zu bedrücken.

1778.

12. Jenner.

Von meiner Physiognomick[1] ist die Einleitung[2] bereits abgedruckt. Gefällt mir aber nun gar nicht mehr. Derb ist sie allemal. Ich glaube es geht mir mit den 30000 Bauern die gegen mich sind, wie dem General Burgoyne.[3] Allein so lange die General Adjutanten Photorin und Eckard[4] noch leben fürchte ich keine Schwärmer. Ew. Wohlgebohren und HErr Kriegs-Sekretär[5] sollen gleich ein Exemplar bekommen, so bald alles fertig ist.

---

[1] Der von Lichtenberg herausgegebene „Göttinger Taschenkalender" brachte in dem im Herbst 1777 erschienenen Jahrgang 1778 seine gegen Lavaters physiognomische Bestrebungen und ihre gedankenlose Nachbetung bei vielen Gebildeten gerichtete Abhandlung „Über Physiognomik". Von dieser veranstaltete er dann „auf Verlangen von Personen von allerlei Stand und Einsicht vom Minister durch den Professor durch bis zum Verleger" (Briefe 1,289) einen vermehrten Abdruck unter dem den Titel von Lavaters Werk parodierenden Titel „Über Physiognomik wider die Physiognomen, zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis" (Vermischte Schriften 4, 3); der Druck hatte nach Neujahr begonnen. Eine Geschichte seiner physiognomischen Fehde gibt Lichtenberg in einer erst aus dem Nachlaß bekannt gewordenen, ursprünglich gleichfalls für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeit aus dem Jahre 1779 (ebenda 4, 75); vgl. auch meine Darstellung Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 219.

[2] Diese „Einleitung" (Vermischte Schriften 4, 7), die Lichtenbergs persönliche Stellung zur Physiognomik vor der Fehde mit Lavater und seinen Anhängern beleuchtet, ist erst in der Buchausgabe der Abhandlung beigefügt worden.

[3] John Burgoyne (1722—92), englischer General, seit 1774 auf dem amerikanischen Kriegsschauplatz zur Unterstützung des Generals Gage, mußte am 17. Oktober 1777 bei Saratoga mit 5000 Mann vor den Amerikanern kapitulieren, was ihm nach seiner Rückkehr heftige Angriffe zuzog.

[4] Diese beiden Pseudonyme hatte Lichtenberg bei früheren satirischen Schriften verwendet, Konrad Photorin 1773 im „Timorus" (Vermischte Schriften 3, 79), Friedrich Eckard 1776 in den beiden gegen den Nachdrucker Göbhard gerichteten Episteln (ebenda 3, 139. 163).

[5] Der Kriegssekretär Johann Daniel Ramberg in Hannover, der Vater des bekannten Malers Johann Heinrich Ramberg, war seit Lichtenbergs längerem Aufenthalt im Frühjahr 1772 einer seiner besten Freunde dort, an den er eine große Anzahl Briefe gerichtet hat.



19. Jenner.

Gestern als am Geburts-Tag der Königin[1] hat HErr von Grotthaus[2] ein Souper für 36 Personen gegeben, ich war auch mit dabey, es gieng ziemlich bunt zu. Es waren auch einige Damen aber lauter ausländische, ich meine von Nordheim und Weende.[3] Die übrigen waren alle Officiere und Engländer, von der Universität waren Kulenkamp,[4] ich und Sprengel[5] die eintzigen. Weil es sehr glatt war, und, ausser dem, bey einigen die Seele etwas nachlässig regierte, und sich um so entfernte Provintzen als die Füße wenig mehr bekümmerte, so legten sie sich beym nach Hause gehen hin, wo sie sonst kaum hingetretten hätten. In der That waren wir sehr vergnügt, auch wurde viel Weißheit gelehrt, hauptsächlich über den Amerikanischen Krieg, den wir sicherlich ins Reine gebracht hätten, wenn die Punsch Bowle und die Uhr nicht in die Quere gekommen wären. So kam es zu nichts entscheidenden und wir mussten die Sachen lassen wie wir sie gefunden hatten.

Haben Ew. Wohlgebohren auch gelesen was man von HErrn Brockmann[6] von Berlin aus schreibt, ich mögte ihn doch wohl ein mal sehen, nicht aus Zerstreuungs-Liebe sondern blos als Philosoph. Wir haben sonst die Freude doch alle 10 Jahr hier gehabt. Warum schenckt man sie uns nicht einmal wieder?

Nunmehr sind 3 Bogen von der Physiognomick abgedruckt und doch bin ich erst auf der 12ten Seite des Calenders. Ew. Wohlgebohren sehen also daß die Zusätze beträchtlich an der Zahl sind, wenn sie es auch nur an Gewicht wären.

22. Jenner.

Heute ist der 4te Bogen der Physiognomick fertig geworden. Heute über acht Tage dencke ich sie Ew. Wohlgebohren wohl übersenden zu können, wenn sich nicht neue Hindernisse ereignen. Zuverlässig aber doch mit der darauf folgenden Post.

26. Jenner.

Im Januarius des Museums[7] ist doch nichts wider mich erschienen, sie warten vermuthlich auf den 2ten Abdruck, der nun meines übeln Befindens wegen auch ein wenig geruht hat. Der fünfte Bogen ist indessen auch bald gesezt. Nikolai in Berlin[8] hat wieder einen Transport Calender kommen lassen. Dieses freut mich hauptsächlich Dietrichs[9] wegen. Er wird künfftiges Jahr 10000. drucken, und ich genieße auch Vortheil wenn es gut geht. Wir haben dieses Jahr dem Lauenburger und Gothaer ein wenig auf den Kopf gekniet, sie rüsten sich alle sehr starck und vermuthlich wird uns im Jahr 1779 auf den Kopf gekniet werden. Am Ende schadets nicht, Deutschland profitirt doch dabey.

29. Jenner.

Wenn es möglich ist so will ich Ew. Wohlgebohren die Exemplare von der Physiognomick künfftigen Dienstag schicken. Gewiß kan ich es aber nicht versprechen, weil es bisher allerley Aufschub gegeben hat.

HErrn Zimmermanns Avertissement[10] habe ich gelesen. Der erste Absatz sieht ihm so recht ähnlich.

---

1 Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Gemahlin Georgs III. von England.

2 Nicolaus Anton Heinrich Julius von Grothaus (1747—1801), damals Oberadjutant in Hannover, der durch sein abenteuerliches und projektenreiches Leben viel Aufsehen erregte, begegnet auch mehrfach in Goethes Leben (Werke 33, 26; Briefe 4, 56).

3 Orte in der unmittelbaren Nachbarschaft von Göttingen.

4 Lüder Kulenkamp (1724—94), Theologe, Professor der Philosophie in Göttingen. Eine Charakteristik von ihm aus Lichtenbergs Feder ist in den Briefen 1, 404 gedruckt.

5 Matthias Christian Sprengel (1746—1803). Historiker, Professor der Philosophie in Göttingen, später in Halle.

6 Johann Franz Hieronymus Brockmann (1745—1812), einer der bedeutendsten deutschen Schauspieler, seit 1771 bei Schröders Truppe in Hamburg, hatte um Neujahr 1778 auf der Durchreise nach Wien in Berlin unter größtem Enthusiasmus den Hamlet gespielt (Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst 1, 460).

7 Die von Boie und Dohm seit 1776 herausgegebene Monatsschrift „Deutsches Museum"; ihre Geschichte hat Hofstaetter in seiner Schrift „Das deutsche Museum (1776—88) und das Neue deutsche Museum (1789—91)" (Leipzig 1908) eingehend behandelt.

8 Der bekannte Buchhändler und Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), der Freund Lessings, der Gegner der klassischen und romantischen Dichter.

9 Johann Christian Dieterich (1722—1800), Buchhändler in Göttingen, Lichtenbergs intimer Freund und Hauswirt, war der Verleger der Antiphysiognomik und der meisten andern Schriften Lichtenbergs.

10 Johann Georg Zimmermann (1728—95) Leibarzt in Hannover, bildete das Hauptstichblatt des lichtenbergischen Witzes seit der physiognomischen Fehde: eine besondere vernichtende Schrift gegen ihn, die geplant war und deren Druck schon begonnen hatte, ist freilich niemals erschienen und kann auch aus den reichen im Nachlaß erhaltenen Materialien nicht als Ganzes rekonstruiert werden (vgl. darüber meine Darstellung Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 225), aber seine Briefe und besonders die Aphorismenbücher (meine auf den Handschriften beruhende chronologische Ausgabe erschien Berlin 1902—8) geben ein klares Bild der Stimmung, die bei Lichtenberg immer, wenn auch schwankend im Grade ihrer Heftigkeit, gegen ihn herrschte. Welches Avertissement Zimmermanns hier gemeint ist, habe ich nicht feststellen können.



Er sucht selbst Ehre in der Schande ehmals vorzüglich schlecht geschrieben zu haben. Ich verspreche mir auch von dieser seiner künfftigen Arbeit nicht viel. Er hört sich selbst so gern in allen seinen Schrifften.

Haben Ew. Wohlgebohren schon Lessings Harmonie der Evangelisten gelesen? Es ist arg. Er wird vielen Schaden damit thun. Was ich meine ist unter dem Titul *Duplick* gedruckt.[1]

2. Februar.

Mit der fahrenden Post werden Ew. Wohlgebohren entweder schon erhalten haben, oder doch gewiß erhalten, 3 Exemplare von meiner Physiognomick. Ich hatte eine Menge Titul dazu beysammen, und jezt, da alles abgedruckt ist, kommt mir es vor, als wenn ich gerade den schlechtesten gewählt hätte. In meinen Gedancken solte der Titul so klingen als zE. Ueber Astronomie wider die Astrologen. Doch das thut nichts, wenn nur das übrige taugt. HErr Boie schreibt mir nun, daß der Contra-Aufsatz in den März des Museums kommen würde. Er muß sehr grob seyn, weil selbst Boie Entschuldigungen deswegen macht, daß ich es ihm nicht übel nehmen würde, weil er es nicht hätte abschlagen können. Ich habe ihm geantwortet: Er solte es ja einrücken lassen, weil, wenn ich je etwas gutes schriebe, es gewiss alsdann wäre, wenn ich auf Empfindlichkeiten antwortete.

Ich habe das Werk Dietrichen dedicirt, um ihm, durch die Dedication, die *air* von Bagatelle wieder zu geben, die es mit dem Calender Titul verlohren hat, ohne ihn durch etwas anderes zu ersetzen.[2]

5. Februar.

Die Physiognomick fängt schon hier an einigen Lärmen zu machen, der theils wider mich, gröstentheils aber für mich ist. Ich bin begierig, wie sie von den Auserwählten und den *Semideis* aufgenommen werden wird. Ich werde nun alles stille und gelassen abwarten, und wenn sie glauben sie hätten gesiegt, so will ich mit gutem Vorbedacht, so kernhafft und so witzig als meine gantzen Kräffte zulassen, mit meinem Nahmen auf dem Titulblatt, losschlagen, und ich hoffe es soll Ew. Wohlgebohren alsdann gefallen. Und jenes allein will ich für die Gegenschrifft erkennen.

Sie haben sehr recht darin, dass Sie solche Sachen nicht lesen, wie Lessings Duplick. Ich lese sie blos als Professor, und bin überhaupt seit langer Zeit so gewiß überzeugt, dass man jeden Satz, der sein Geschlecht nicht *in recta descendente* vom Euclid ableitet, zweifelhafft machen kan, daß mich dieses wenig irre macht; auch lehrt mich mein Gefühl, daß, wenn mir heute jemand demonstrirte, alle Christliche Religion wäre falsch, ich gewiß eben so forthandeln würde, wie bisher, und mich immer bemühen mich nicht von Leidenschafften hinreisen zu lassen.

8. Februar.

Daß Mendelssohn[3] der Verfasser der Museum Schrifft seyn soll, ist wohl wieder ein feiner Streich unsers gemeinschaftlichen guten Freundes[4], dessen Muthwillen ich gantz darin erkenne. Wenn er künfftig meine Fabrick nicht ungestört läßt, so will ich ihm einmal einen muthwilligen Streich von meiner *façon* spielen. Ich will nemlich machen, daß Hartmann[5] mit einem Anti-Ramberg auftritt. Indessen, solte es an dem seyn, daß Mendelssohn Lavaters Judenstreich gegen ihn[6] mit einem Christlichen erwidern solte, so werde ich dem ohngeachtet nicht stille schweigen.

---

[1] Lessings gegen den Superintendenten Reß gerichtete Schrift „Eine Duplik" erschien Braunschweig 1778 (Sämtliche Schriften 13, 19) und behandelt die Widersprüche in den Berichten der Evangelisten über die Auferstehungsgeschichte.

[2] Lichtenberg schreibt ganz ähnlich am 15. Februar an Nicolai (Briefe 1, 291): „Durch die Zueignungsschrift an Dietrich habe ich dem Werkchen die Miene von Bagatelle wiederzugeben versucht, die es mit dem seidenen Band (der Kalenderausstattung) zugleich verloren hatte". Die Widmung „An den Verleger" selbst beginnt mit den Worten: „Dir, guter Mann, führe ich hier auf dein Verlangen zum zweitenmal ein Geschöpf vor, das dir in seiner Kindheit viel Vergnügen gemacht hat. Du kleidetest es damals in Gold und Seide und so gefiel es: jetzt, etwas mehr erwachsen, aber noch nicht viel weiser, hat es jenen Flitterstaat abgelegt und wird schwerlich mehr gefallen" und verspricht für den „nächsten Besuch" den „vorteilhaftesten Putz" von Chodowieckis Hand (Vermischte Schriften 4, 5).

[3] Moses Mendelssohn (1729—86), der bekannte Philosoph und Freund Lessings. Das Gerücht, daß er mit einer Abhandlung in den physiognomischen Streit eingreifen werde, entsprach, wie sich dann bald zeigte, der Wahrheit. An Nicolai schrieb Lichtenberg noch am 15. Februar (Briefe 1, 290): „Jemand aus Hannover hat mir gemeldet, daß Herr Mendelssohn etwas gegen mich deswegen schreiben würde. Ich kann es kaum glauben: wahrhaftig die Abhandlung ist seiner Aufmerksamkeit nicht würdig".

[4] Ramberg.

[5] Johann Friedrich Hartmann war Registrator in Hannover; Lichtenberg ironisiert mehrfach seine physikalischen Schriften und legt ihm den Spitznamen Johannes Electrophorus bei (Briefe 1, 305. 306. 361. 369. 2, 293. 3, 348).

[6] Lavater hatte in seiner 1770 erschienenen Schrift „Zueignungschreiben des Herrn Lavaters in Zürich an Herrn Moses Mendelssohn in Berlin" Mendelssohn aufgefordert, entweder Bonnets Beweise für die Wahrheit des Christentums zu entkräften oder Christ zu werden, worauf Mendelssohn im gleichen Jahre mit seinem „Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich" ablehnend antwortete (Gesammelte Schriften 3, 37). Auf diese Angelegenheit bezog sich Lichtenbergs Satire „Timorus".



Ich schreibe heute auch dem muthwilligen Mann, werde aber nichts von der Mendelssohnschen Historie sagen, und übergebe das Schwerdt der Gerechtigkeit gegen ihn Ew. Wohlgebohren.

10. Februar.

Ob ich gleich gestern erst geschrieben habe, so schreibe ich doch schon wieder. Der Anfang von HErrn Lavaters Fragmenten[1] ist nun zum Theil heraus, und der Schauplatz ohne weitere Vorrede wird mit mir eröffnet, und zwar widerlegt er den Calender auf 38 Seiten in 4to und mehreren Kupfertafeln, er lobt grob und tadelt grob. Er hat nicht gemerckt, daß mein Hauptsatz ist, daß man aus gewissen gegebenen Leidenschafften ein Gesicht zeichnen könte, aber aus einem so gegebenen Gesicht nicht rückwärts schließen könte. So bald ich den Fehler an ihm bemerckte, so habe ich wegen andrer Arbeit die genauere Prüfung auf 14 Tage verschoben. Zuweilen habe ich mich über den sonderbaren Mann recht herzlich satt gelacht. Er nennt mich bald einen tiefsinnigen, würdigen Mann, von hinreisender Beredsamkeit, und unwiderstehlichem Witz, gegen welchen dieses sein Werck ob es gleich die Wahrheit für sich habe eine elende Figur machen müsse, einen durchdringenden Beobachter, und bald darauf einen Wizler, den man so wenig packen könne, als einen Aal am Schwantz, einen Mann der Dinge spricht, wobey die Philosophie errröthet, der nicht weiß wo er hindenckt, sich überall widerspricht, und so giebt er durch das ganze Stücke mit der lincken Zuckermandeln, und mit der rechten besprüzt er mich. Meine Antwort darauf wird nun unmittelbar an HErrn Lavater gehen.[2]

12. Februar.

Herr Prof. Feder[3] hat mir gerathen, anstatt das Werckgen über die Physiognomick schon jezt umzuarbeiten, lieber Nachträge dazu zu liefern, und dieses will ich thun, es wird also vielleicht noch vor Ostern ein zweytes Fragment erscheinen, und darin will ich auch Arbeiten anderer aufnehmen, wenn sich welche finden.[4]

HErr Gleim hat mir eine unvermuthete Ehre gethan, er hat einen Saal in seinem Hause den er den Musentempel nennt, worin er Bildnisse von Gelehrten aufhängt.[5] Für diesen Tempel werde ich auf HErrn Gleims Kosten hier von HErrn Mathieu[6] gemahlt. Gleiche Ehre aber mit ungleich gröserm Anspruch darauf haben HErr HofRath Heyne,[7] HErr Meiners[8] und HErr Feder erhalten. Es wird eine kostbare Tapete werden.

15. Februar.

Es freut mich sehr, daß es doch mit dem HErrn Cammerpräsidenten[9] noch nicht so weit ist, als ich gefürchtet habe, auch ist mir der Beyfall der HErrn Geheimde Räthe kein geringes Vergnügen bey dem Krieg mit Lavatern, der wahrscheinlicher Weise noch erst recht angehen wird.

Ich dächte nicht, daß Mendelsohn die Abhandlung einiger Aufmercksamkeit gewürdigt haben würde, die wenigstens in manchen Stellen drüber hin geschrieben ist. Dietrich gewinnt bey der Affaire und seine 8000 Calender sind bis auf sehr wenige alle fort. Es sind sogar welche von Lausanne verschrieben worden.

Hier schicke ich Ew. Wohlgebohren meine Silhouette, sie ist mit vieler Sorgfalt gemacht. Daß man sie nicht gleich erkennt, rührt daher weil bey meinem Gesicht das Charakteristische nicht im Umriß des Profils liegt.

---

1 Der vierte, 1778 erschienene Band von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" beginnt mit „Anmerkungen zu einer Abhandlung über Physiognomik im Göttinger Taschenkalender aufs Jahr 1778" (S. 3), die eine schwache, viele Mißverständnisse enthaltende und den Hauptpunkt verfehlende Polemik gegen Lichtenberg enthalten. Die lobenden Bemerkungen über ihn stehen in den einleitenden Absätzen als eine ziemlich plumpe Captatio benevolentiae, die ausfallenden Wendungen mehr gegen das Ende: „Ein Witzler, der alle Erfahrungen mit verschlossenem Blicke vorübergeht" (S. 31); „Witz mit Vernunft beantworten, sagt ein witziger Schriftsteller, heißt einen Aal beim Schwanze festhalten wollen" (S. 32); „Philosophie, errötest du nicht bei dieser unbegreiflichen Vergleichung?" (S. 30).

2 Am 15. Februar schreibt Lichtenberg an Nicolai (Briefe 1, 290): „Ich werde ihm vor der Mitte des Sommers nicht antworten, aber alsdann soll es auch mit aller der Kraft geschehen, deren mein schwaches Nervensystem fähig ist, und alsdann will ich auch tun, was ich bisher noch nicht getan habe, und mich gegen sein Werk selbst wenden, in welchem hier und da zwar, wie Sie werden gefunden haben, etwas gutes steht, aber worin auch solche Rasereien vorkommen, daß mir um des guten Mannes Verstand täglich banger wird". Dieser Gedanke einer polemischen Schrift gegen Lavater selbst kam dann nicht zur Ausführung (vgl. aber Vermischte Schriften 4, 99 und Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 94).

3 Johann Georg Heinrich Feder (1740—1821), Professor der Philosophie in Göttingen.

4 Auch dieser Plan wurde dann durch die Gegenpublikationen Zimmermanns im März- und Aprilstück des Deutschen Museums in den Hintergrund gedrängt.

5 Über des Dichters Gleim Musentempel, in dem schließlich 118 Porträts bedeutender Zeitgenossen vereinigt waren, berichtet Körte in Gleims Leben S. 437. Bilder von Feder und Meiners sind dort (S. 449) verzeichnet, nicht aber solche von Lichtenberg und Heyne.

6 Heinrich Friedrich Leopold Mathieu (1750—78), Porträt- und Historienmaler.

7 Christian Gottlob Heyne (1729—1812), klassischer Philologe und Altertumsforscher, Professor der Philosophie in Göttingen, war eine der größten Berühmtheiten der Universität; neben seiner Professur war er auch beständiger Sekretär der Sozietät der Wissenschaften und Redakteur der Göttingischen gelehrten Anzeigen.

8 Christoph Meiners (1747—1810), Professor der Phisosophie in Göttingen.

9 Albrecht Friedrich von Lenthe.



Wir gehen am Rande groser Entdeckungen herum. Künfftigen Sonnabend werde ich in Königlicher Societät über meine Versuche vorlesen, nicht blos eine Liste sondern ich werde eine brauchbare Anwendung machen. Wenn meine Versuche erst unter andere Leute kommen, die mehr Geld, mehr Zeit und mehr Uebung haben, als ich, so wird manches entdeckt werden, denn ich glaube dadurch einen gantz neuen Weg eröffnet zu haben die Beschaffenheit und Bewegung der elecktrischen Materie zu untersuchen. Ich dencke immer ich tappe an etwas sehr grosem nahe herum und versuche zuweilen des Sonnabends und Sonntags von Morgen bis in die Nacht, daß ich so müde bin, als wenn ich von der Fuchsjagd käme.

23. Februar.

Am vergangenen Sonnabend habe ich vorgelesen,[1] ich hatte wenige Personen invitirt, allein die Menge wurde so gros am Ende, daß auch die Catheder voll stunden. Ew. Wohlgebohren werden also leicht erachten, daß nicht alle Experimente gelingen konten, da das Wasser von den Fenstern förmlich floß. Indessen da mir die hauptsächlichsten alle gelangen, so bin ich völlig zufrieden. Als ich sagte ich wolte nun, in einem Zug, ein GR schreiben, das selbst Francklin respecktiren würde, da hätten Sie sehen sollen, wie alles drückte, und als es mir ohne Anstoß gelang, so legten einige die Hände vor Verwunderung zusammen.

Kästners[2] Nahmen nemlich nur das K mit einem Krantz durch Elecktricität geschrieben habe ich ihm hinter Glas in einer goldenen Rahme geschenckt, er war gantz auser sich darüber. Ich kündigte ihm nachher an, daß ich über die hauptsächlichsten Capitel der Physick öffentlich künfftigen Sommer lesen würde, hierauf sagte er er wolte zwar selbst die Physick künfftigen Sommer lesen, allein wenn ich sie künfftig lesen wolte, so wolte er mir sie gantz abtretten, übrigens hätte er nichts dagegen, daß ich über einige Capitel künfftigen Sommer läse. Ihnen erlaube ich dieses, aber eine unmathematische Physick müssen wir hier nicht mehr aufkommen lassen. Was sagen Ew. Wohlgebohren dazu?

26. Februar.

HErr Mathieu ist eben, da er mich für den Musentempel mahlen solte, tödlich kranck geworden, und ist fast ohne alle Hofnung.[3] Ich werde also dieses mal nicht in das Heiligtum eingehen.

Seit dem ich Kästnern seinen Nahmen gegeben, habe ich das elecktrische Schreiben zu einem viel größern Grad von Vollkommenheit gebracht, und Ew. Wohlgebohren Nahme wird daher vermuthlich besser ausfallen. Ich schreibe auch nun auf eine gantz eigne Art mit negativer Elecktricität, welches sich herrlich ausnimt und nicht wie *Equisetum*[4] sondern wie Perlenschnure aussieht.

Hat man denn auch Furcht vor dem grosen Cometen in Hannover, hier hat das Gerücht so sehr über Hand genommen, daß ich endlich die Feder dagegen ergriffen und einen Aufsatz in das hiesige Intelligentzblatt eingerückt habe[5]. Man hat es mit Fleiß in das Intelligentzblatt und nicht in die Nebenstunden[6] eingerückt, weil die leztern schon voraus abgedruckt sind, und also die Sache nicht geschwind genug bekannt geworden wäre. Einige Nachrichten, die ich gebe, werden Ew. Wohlgeboren nicht unangenehm seyn. Denn so wie auch hinter dem blindesten Lärmen etwas steckt, so steckt auch hinter diesem Gerücht etwas, aber sehr wenig. Ich habe den Aufsatz in der grösten Eile geschrieben, und Sie werden über die Wendungen lachen. Ein Viertheil spotte ich, $^3/_4$ bin ich ernsthafft von No. 1 und $^3/_4$ ernsthafft von No. 2., ich meine andächtig. Ich fange nemlich an wie Liscov,[7] fahre fort wie ein *Magister Philosophiae* und schließe wie Dr. Less.[8]

---

[1] Am 21. Februar hatte Lichtenberg in der Sozietät der Wissenschaften seine erste Abhandlung „*De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi*" gelesen, die dann im achten Bande der Kommentarien der Sozietät gedruckt wurde; eine deutsche Übersetzung findet sich in den Physikalischen und mathematischen Schriften 4, 47. Die elektrischen Schreibversuche sind darin nicht besprochen.

[2] Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), Mathematiker, Professor der Philosophie in Göttingen. Bei aller Hochschätzung, die er für seinen jüngeren Fachkollegen Lichtenberg empfand, kam es doch nie zwischen beiden zu einem längere Zeit ungetrübten Verhältnis, da Kästner maßlos eitel, ungeheuer leicht verletzlich und Einflüsterungen sehr zugänglich war. Lichtenbergs Briefe und viele Stellen seiner Aphorismenbücher beleuchten die Beziehungen beider Männer sehr deutlich und zeigen, wie Lichtenberg sich vergeblich bemühte, jene Einflüsse zu paralysieren.

[3] Ein späterer Brief meldet den Tod des jungen Malers.

[4] Schachtelhalm: Lichtenberg selbst vergleicht einige seiner elektrischen Figuren damit (Physikalische und mathematische Schriften 4, 75).

[5] Lichtenbergs Aufsatz „Etwas über den fürchterlichen Kometen, welcher einem allgemeinen Gerücht zufolge um die Zeit des ersten Aprils unsre Erde abholen wird" erschien in den Göttingischen Anzeigen von gemeinnützigen Sachen vom 28. Februar (Vermischte Schriften 5, 144).

[6] Die Zeitschrift „Göttingische Nebenstunden" wurde 1777 von Professor Wedekind herausgegeben, der am 12. Januar gestorben war.

[7] Der Satiriker Christian Ludwig Liscow (1701—60) war Lichtenberg wohlbekannt und ist auf seine eigene satirische Schriftstellerei von nachhaltigem Einfluß gewesen, wie besonders aus Stellen der Aphorismenbücher sich ergibt; eine genauere Untersuchung wäre sehr zu wünschen.

[8] Gottfried Leß (1736—97), Professor der Theologie in Göttingen, wird von Lichtenberg fast immer wie hier mit starker Ironie genannt (vgl. Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 204).





9. März.

Nun haben Ew. Wohlgebohren wohl die Einleitung des Schweitzer-Tölpels zu Mendelsohns Abhandlung gelesen.[1] Ich wolte 10 gegen eins wetten der Schweizer Corporal, der sich mit der Hellebarde vorangestellt hat, hat sie nicht verstanden. Mendelsohn hat blos deutlich entwickelt, was ich nicht durch 1) 2) 3) entwickeln konte und durfte, sonst wären Dieterich 3000 Calender liegen geblieben. Ich werde nun gewiß Zimmermann ohne alle Zurückhaltung behandeln, und mit innigem Vergnügen seinen Nahmen dem ehrwürdigen Nahmen von Göbhard[2] und Philadelphia[3] beyfügen.

11. März.

Bey dem Fehlen groser Leute fällt mir der grose Zimmermann wieder ein. Ich bin nun fest entschlossen nichts gegen ihn drucken zu lassen. Er ist mir in der That zu grob. Vielleicht erbarmt sich ein fremder über mich, ich habe schon so etwas flüstern hören.

15. März.

Es ist mir gewissermaßen leid, daß die HErrn Minister mir grose Bescheidenheit gegen Zimmermann befehlen. Er hat mich ohne Ursache sehr grob beleidigt, und ein solcher stoltzer Dummkopf verdient die nachdrücklichste Züchtigung, und was mir fast nahe geht, ist, daß HErr Heyne in Vertheidigung der Billigkeit des Zimmermannischen Verfahrens gegen mich neulich auf einem Bal sehr weit gegangen seyn soll. Ich bin in der Sache noch nicht recht unterrichtet, und es bleibt ein Geheimniß, mich wundert dieses sehr von einem Mann der mich neulich, da ich gegen einige Mitglieder in der Societät schrieb, die einen Vorschlag wegen der Zeitung gethan hatten, der ihr Untergang gewesen wäre, schrifftlich und ziemlich verstehend gelobt hatte.[4] Alle Leute hier sind für mich. HErr Heyne versteht die Sache also wohl nicht und ist außerdem ein blinder Verehrer von Reich in Leipzig.[5]

18. März.

Man hat meine Silhouette ohne mein Vorwissen nicht sehr glücklich in Kupfer gestochen.[6] Hier komt ein Exemplar. Meiners ist mit mir eins daß Zimmermanns Einleitung und Mendelsohns Eintheilung beyde sehr absurd sind. Ich glaube er schreibt dagegen.[7]

19. März.

Ich werde einen kräfftigen Aufsatz gegen Zimmermann in unserm Club[8] vorlesen, um dessen wichtige Meinung darüber zu hören. Alle glauben er verdiene gar keine Schonung, da sein gantzer Ruhm sich mehr auf glückliche Connexionen als Verdienste gründet. Mendelsohns Aufsaz ist gar nicht wider mich, obgleich der armseelige Hamburger Zeitungsschreiber es glaubt, so bald er nur eingesteht es gebe häufige Collisionen, so ist meine Sache gewonnen. Ich sage ja ausdrücklich: wenn es keine Collisionen gäbe (ich nenne es in reiner Himmels Lufft erzeugt seyn)[9] so wäre Physiognomick wahr: so daß Zimmermanns Einleitung nicht allein, was alle zugeben, eine Probe von eminenter Impertinenz, sondern auch von unerhörter Unwissenheit ist, dieses

[1] Mendelssohns Abhandlung „Über einige Einwürfe gegen die Physiognomik und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend" (in den Gesammelten Schriften fehlt der Aufsatz) erschien im Märzstück des Deutschen Museums (1, 193), eingeleitet durch eine längere anonyme Vorrede Zimmermanns. Lichtenberg nennt diesen den Schweizertölpel, da er aus Brugg im Kanton Bern gebürtig und längere Zeit vor seiner Berufung nach Hannover dort Stadtphysikus gewesen war.

[2] Tobias Göbhard war ein Nachdrucker in Bamberg, gegen den Lichtenberg 1776 eine satirische Epistel verfaßt hatte (Vermischte Schriften 3, 137).

[3] Jakob Philadelphia war ein berühmter Taschenspieler, den Lichtenberg bei seiner Anwesenheit in Göttingen im Januar 1777 durch den „Anschlagzettel im Namen von Philadelphia" (ebenda 3, 181) verspottet hatte.

[4] Über die nach dem Tode Albrecht von Hallers hervorgetretenen mannigfachen Vorschläge zu einer Reform der Göttingischen gelehrten Anzeigen orientiert kurz Roethe in der Historischen Festschrift der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften S. 665. Um welchen Vorschlag es sich hier speziell handelt, ist mir nicht bekannt.

[5] Philipp Erasmus Reich war Verlagsbuchhändler in Leipzig und Lavaters Verleger.

[6] Über die Bilder, die wir von Lichtenberg besitzen, orientiert Grisebach in seiner Ausgabe der Briefe Lichtenbergs an Dieterich S. 128.

[7] Das ist nicht geschehen.

[8] Im Winter 1776 hatte Lichtenberg zusammen mit Feder, Meiners und Spreugel einen Klub gestiftet, der sich alle Freitag abend zum Abendessen mit folgender Unterhaltung versammelte und auch Gäste zuließ (Briefe 1, 271).

[9] „Entwickelten sich unsre Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegungen ihrer Seelen modifiziert und durch keine äußere Kräfte gestört, und bequemte sich die Seele wiederum rückwärts mit analogischer Biegsamkeit nach den Gesetzen, denen der Körper unterworfen ist, so würde die herrschende Leidenschaft und das vorzügliche Talent, ich leugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsformen hervorbringen, so wie verschiedene Salze in verschiedene Formen anschießen, wenn sie nicht gestört werden" heißt es in der Antiphysiognomik (Vermischte Schriften 4, 22; vgl. auch Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 92).



werde ich ihm hauptsächlich beweisen, und das mag ihn wohl am meisten kräncken, denn bey den Schweitzern ist ein kleiner Strich von Grobheit noch immer ein Zeichen von Republikanischer Artigkeit, und ihnen das vorzuwerfen, kränckt sie nicht mehr, als wenn ich einem englischen Makaroni[1] vorwerfe er habe sich parfümirt.

Von Mösern aus Osnabrück habe ich, ohne an ihn zu schreiben, einen vortrefflichen Brief wegen meiner Physiognomick erhalten, darin er mich in meiner Meinung noch durch ein gantz neues Argument bestärckt,[2] das ich Ew. Wohlgebohren zu einer andern Zeit schreiben will, und dieses ist ein Mann der mehr werth ist, als alle die jezt in der gantzen Schweitz für die Presse schreiben.

So eben geht Prinz Carl von Hessen[3] unter meinem Fenster weg in einem Gedränge von Menschen wie ich auf Helgoland nach der Bibliotheck und der Societät, wo HErr von Grothaus[4] vorlesen wird.

26. März.

HErr von Grothaus hat etwas *de re militari* vorgelesen, den eigentlichen Titul weiß ich nicht, denn ich war nicht gegenwärtig, den eben erwähnten hat er mir in einer Gesellschafft angegeben. Es soll etwas sehr braves gewesen seyn, er will, die Soldaten sollen hauptsächlich laufen und schwimmen lernen. Stehen wäre besser. Indessen werden Sie über folgende Nachricht erstaunen. Durch Empfehlung des ErbPrintzen von Braunschweig hat Grothaus einen Ruf nach Berlin vom König erhalten eine Legion zu errichten, welche *Legio Grothusiana* (besser wäre es *Caji Pomponii Grothus)* heisen wird, er hat schon seit einigen Wochen im Accord gestanden, und nun hat man ihm alles verwilligt, die Soldaten werden fast römisch gekleidet gehen, nur 2 Hemden haben und die Nase mit den Fingern putzen, wie HErr von Grothaus thut. Im Ernst, das leztere steht mit unter den Artickeln. Die Legion wird aus 1300 Mann bestehen und er soll alle Officier selbst ernennen. Morgen früh geht er ab. In dem Brief des Erbprintzen stehen die Worte *et après la campagne* so daß es also wohl zu Schlägen kommen wird. Was sagen Ew. Wohlgeboren zu diesem Vorfall? Gewiß ist alles, darauf können Sie sich verlassen.[5]

Zu dem neuen Titul des HErrn Zimmermann[6] werde ich ehestens noch ein Paar zufügen und mit Besoldung, die ihm vielleicht nicht so angenehm seyn werden, als der von London erhaltene.

6. April.

Meine künfftige Addrese an HErrn Zimmermann wird im May des Museums erscheinen. Ich wünsche, daß sie ihm bey seinen Capereyen in Pyrmont[7] wohl bekommen möge. Ich habe doch nicht umhin gekonnt auch HErrn Mendelsohn verstehn zu gehen, wie viel mehr ich von ihm erwartet als gefunden hätte. Auch fürchte ich für HErrn Zimmermann daß ihm Kästner etwas abgeben wird, bey der ersten Gelegenheit. Er kan sich in acht nehmen, wenn ihm der eines seiner Mühlsteinschweren Sinngedichte an den Hals hängt, so ist er verlohren.[8]

Wenn Ew. Wohlgebohren ein Buch: *Anselmus Rabiosus* Reise durch Oberdeutschland[9] in Hannover finden können so lassen Sie es sich geben. Es ist vortrefflich geschrieben, und wenn der Verfasser auch nicht immer die Wahrheit sagt, so ist doch sein Muth zu verehren. Es ist nichts empfindsames, sondern gantz politisch und giebt gute Nachrichten aufs kräfftigste ausgedruckt. Ich habe mich des herzlichsten Lachens nicht erwehren können, wo er eine *ernstliche* Schwäbische Verordnung anführt, worin demjenigen eine grose Belohnung versprochen wird, der ein Gespenst, todt oder lebendig, liefern würde. Von Bayern sagt er, daß da die Landstrasen mit Galgen bepflanzt wären, wie an andern Orten mit Maulbeerbäumen. Es soll wahr seyn.

---

1 Geck, Stutzer.

2 Dieser Brief Mösers an Lichtenberg ist leider nicht erhalten. Am 23. April schreibt Lichtenberg ganz ähnlich an Boie (Briefe 1, 292): „Möser stimmt meinem System ganz bei und bestätigt es mit neuen Beweisen und dieser ist mir mehr wert, zumal da ich sein Urteil gar nicht eingeholt habe, als alle Physiognomen zusammengenommen"; auch im Aphorismenbuch F 889 dürfte er gemeint sein.

3 Karl Landgraf von Hessen-Kassel (1744—1836), ein Freund und Verehrer Lavaters, war dänischer Feldmarschall und lebte in Schleswig.

4 Vgl. oben S. 78 Anm. 2 Einen ausführlichen Bericht über die bald darauf auch im Druck erschienene Rede von Grothaus („*Oratio de re militari*") enthalten die Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 16. April (S. 369).

5 In einem späteren Briefe berichtet Lichtenberg, daß durch einen königlichen Kurier die geschehene Berufung nach Berlin wieder rückgängig gemacht worden sei.

6 Zimmermann war „in Betracht seiner besonderen Geschicklichkeit und leistenden ersprießlichen Dienste" vom König Georg III. von England zum Hofrat ernannt worden (Ischer, Zimmermanns Leben und Werke, S. 162).

7 Zimmermann besuchte sehr häufig das Bad Pyrmont, wo er natürlich viele neue Bekanntschaften schloß und dadurch auch neue Konsultationspraxis erhielt.

8 Über Zimmermanns Fehden mit Kästner orientiert Ischer, Zimmermanns Leben und Werke S. 319 (vgl. auch Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 225). Kästners Epigramme auf Zimmermann, die natürlich nicht ausblieben, bespricht jetzt erschöpfend Becker, A. G. Kästners Epigramme, Chronologie und Kommentar S. 183.

9 Der Verfasser dieses Salzburg und Leipzig (eigentlich Nördlingen) 1778 erschienenen Buches, das sofort vom Augsburger Magistrat als Pasquill konfisziert wurde, ist Wilhelm Ludwig Wekhrlin (Ebeling, Wekhrlin S. 13; Böhm, Ludwig Wekhrlin, S. 73).



9. April.

Meine Addresse an HErrn Zimmermann[1] wird hoffentlich im May des Deutschen Museums erscheinen, aber dem ungeachtet noch besonders gedruckt werden. Ich fange darin ironisch an und auf eine Art, die, ohne Zimmermann zu erbittern, ihn schmertzen muß. Einiges habe ich vorgelesen, es wird ungewöhnlich approbirt, jemand hat gesagt ich hätte noch nichts geschrieben, das diesem gleich käme. Ich glaube es aber nicht. Es gefällt nur, weil Zimmermann hier niemand gut ist, als einige Leute die sich mehr durch vermeintliche Politesse als Wahrheitsliebe leiten lassen.

12. April.

Im April des Museums, in welchem Lavaters Aufsatz gegen mich abgedruckt ist, sind Noten, die, wie ich höre (allein noch nicht gesehen habe), wieder mit der Hellebarte geschrieben sind.[2] Sie sollen ärger seyn als alles. Der Schweitzer ladet schwere Gewichte auf sich, die nicht ausbleiben werden. Meine Schrifft gegen ihn wird selbst das Göbhardische Tracktament[3] übersteigen. Allein vor ein Paar Stunden habe ich etwas gehört, das mich in Erstaunen gesezt hat. Ein Mann, den ich für meinen besten Freund hielt,[4] hat, wie ich von *sicherer Hand* weiß, ein Billet, das ich an ihn wegen Zimmermann geschrieben habe, an Zimmermann geschickt. Können Sie sich eine solche Niederträchtigkeit dencken? Ich mercke wohl, es wird in diesem Streit gehen wie in Amerika, er fängt mit Thee an und endigt in Königreichen. Hiervon bald mehr. Es ist alles Neid.

Der jüngere Forster hat sich gegen seine Göttingischen Recensenten geregt und mir das Manuscript zugeschickt, es drucken zu lassen.[5] Ich muß es thun, aber um nicht als Feind der Societät zu scheinen werde ich eine Copie davon an HErrn HofRath Heyne schicken, ehe ich etwas unternehme.[6]

15. April.

Nunmehr habe ich auch den April des Museums gelesen, und ich habe dem guten Boie Unrecht gethan. Der Brief, den er von mir eingerückt hat,[7] ist nicht der, den ich erwartete, es sind nur einige litterarische Nachrichten von Forster, mit denen mag er meinetwegen machen, was er will. Aber was sagen Sie zu den Noten von Zimmermann? Sie sind in der That nicht übel, ich habe über das Niedersitzen neben dem Teufel[8] würcklich so herzlich gelacht, als irgend über etwas im Vademecum.[9] Was die Grobheit angenehm ist, wenn sie nicht witzig ist. Und gar über den Studentenbeyfall.[10] Ich glaube in der That es hat sich nie jemand weniger drum bekümmert, als ich, das wissen hier zum Unglück für den Schlucker alle Leute, ich kan Ew. Wohlgebohren aufrichtig versichern, daß er hier sogar bey allen Anhängern Lavaters, auch in Gotha den Credit verlohren hat. Denn sie haben alle geglaubt Zimmermann sey ein Mann, der wenigstens seine und ihre Schwachheiten mit beisender Satyre vertheidigen könne, und nun finden sie, daß ihr gantzer Vertheidiger aus einem Tropf besteht, der eben so elend ist, als sie selbst. Zimmermann glaubt vielleicht nicht, daß ich ihm so begegnen würde, als ich ihm begegnen werde. Meine Schrifft wird apart gedruckt,[11] sie würde zu groß für das

1 Ein Stück dieses dann unterdrückten Aufsatzes ist erhalten und Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 84 abgedruckt; er sollte den Titel führen „Wider Physiognostik, eine Apologie".

2 Im Aprilstück des Deutschen Museums erschien (1, 289) ein Auszug aus Lavaters oben S. 80 Anm. 1 erwähnter Polemik gegen Lichtenbergs Antiphysiognomik auf Betreiben Zimmermanns, der Lavater dazu überredet hatte und seinerseits eine Reihe anonymer bissiger und beleidigender Anmerkungen beifügte, die sehr unvorteilhaft von Lavaters verhältnismäßig ruhigem Stil abstechen.

3 Vgl. oben S. 82 Anm. 2.

4 Wer hiermit gemeint ist, habe ich nicht feststellen können.

5 Johann Georg Adam Forster (1754—94), der bekannte Naturforscher und politische Schriftsteller, hatte mit seinem Vater Johann Reinhold Forster den Kapitän James Cook 1772—75 auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet und eine Beschreibung dieser Reise London 1777 in englischer (später, Berlin 1778—80 auch in deutscher) Sprache erscheinen lassen. Gegen die Rezension dieses Werks in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1778 Zugabe S. 148. 177) wendet sich seine „Antwort an die Göttingischen Rezensenten", die Göttingen 1778 im Druck erschien.

6 Lichtenbergs Brief an Heyne vom 12. April, mit dem er ihm Forsters Manuskript überschickte, ist erhalten (Briefe 1, 291).

7 Vgl. Deutsches Museum 1778 1, 382. Der Brief ist vom 9. März datiert.

8 „Durch Sittsamkeit und Sanftmut solltest du (Lavater) dir deinen heißatmenden Gegner zum Freunde machen: und weißt du, daß er sich eher zum Teufel freundschaftlich hinsetzen würde als zu dir?" (S. 317 Anm.).

9 Das „Vademecum für lustige Leute" (Berlin 1764—92) war eine von Lichtenberg öfters zitierte Anekdotensammlung.

10 „Er ist dein ungewinnbarer Feind, nicht etwa, weil er dich haßt, sondern weil ein Einfall, worüber sechs Studenten lachen, für ihn ebenso wichtig ist als für dich alle Glückseligkeiten des künftigen Lebens" (S. 317 Anm.).

11 Diese Schrift führte den Titel: „Konrad Photorin an Tobias Göbhard, des letzteren Einleitung zu einer Mendelssohnischen und Noten zu einer Lavaterischen Abhandlung in den stürmischen Monaten des Deutschen Museums betreffend"; der Druck wurde im Mai begonnen, aber dann wieder kassiert, so daß das vollendete Stück erst aus dem Nachlaß Lichtenbergs ans Licht trat (Vermischte Schriften 4, 84). In diesem Zusammenhang ist auch Lichtenbergs Brief an Boie vom 23. April (Briefe 1, 292) zu beachten, der Zimmermanns Charakter und Handlungsweise einer ausführlichen ebenso schonungslosen wie gerechten Beurteilung unterzieht; der Abdruck an dieser Stelle, so wünschenswert er wäre, verbietet sich durch seine Länge.



Museum, und vielleicht doch nicht in den May kommen. Außerdem mag ich nicht mehr an einem Journal arbeiten, in welchem solchen alten Knaben erlaubt ist solchen Schmutz nach mir zu werfen.

23. April.

Ich glaube wohl, daß Zimmermann schon triumphirt, du gerechter Gott, wenn alle meine Feinde so schrieben wie er, so könte man sie schon mit Stillschweigen widerlegen. Meine Schrifft ist fertig, es fehlt ihr nur die lezte Hand, und weil doch nun die neuen Noten erschienen sind, so müssen einige Zusätze gemacht werden, woran ich nicht gerne gehe. Allein je später je schwerer für ihn. Hier sagt jederman, daß man sich so etwas elendes unter Zimmermann nicht gedacht hätte, und man findet es wunderbar, wie er sich bey einer solchen Anlage so lange dort habe erhalten können. Sein Vorwurf, daß ich Studentenbeyfall zu erschnappen suchte, klingt fast wie Ironie, ob er es gleich ernstlich meint. Ich bin wie jederman weiß Studenten ausgewichen, und als ich öffentlich laß habe ich meine Vorlesung nie mit einem *bon mot* entehrt — Allein er wird gezüchtigt werden, daß er gewiß daran gedencken wird so lange er lebt. Ich fürchte nur ich gehe zu weit und deswegen laß ich das Bier ein wenig über den Hefen stehen um sich zu setzen. Alsdann will ich das feinste abzapfen, das aber immer noch bitter genug schmecken soll. Im May des Museums ist wieder etwas wider mich, wegen der Zuschrifft an Dieterich.[1] Lavaters Schrifft war schon 3mal gedruckt, ehe sie einmal recht gelesen war.

27. April.

Am vergangenen Freytag erhielt ich einen unerwarteten Brief von Nikolai in Berlin, darin ist eine Stelle, die mir nicht wenig Vergnügen gemacht hat, und also Ew. Wohlgebohren ebenfalls machen wird. Ich schreibe sie ab ohne einen Buchstaben zu verändern. Ich erinnere dieses deswegen, weil sie öffentlich erscheinen wird, aber mit etwas veränderten Buchstaben:

„Die Abhandlung von HErrn Moses, die in einem der lezten Stücke des deutschen Museums stehet, ist nichts weniger als gegen Sie geschrieben, obwohl *der Thor* (:Nikolai weiß nicht daß es Zimmermann ist, das macht die Sache desto lustiger:) der einen Vorbericht dazu gemacht hat, einen solchen Winck giebt. Diese Abhandlung entstand schon vor anderthalb Jahren, ehe der Dietrichsche Calender herauskam, bey Gelegenheit meiner Unterredungen mit HErrn Moses über diese Materie: Er berichtigte nach seiner gewöhnlichen präcisen Art meine Zweifel über Lavaters *Geschwäz* von der Schönheit. Ich glaube übrigens es sey diese Abhandlung gar nicht *wider Sie,* sondern widerlege vielmehr Lavaters Gedancken über die Schönheit physiognomisch betrachtet auf das completeste; denn wenn man HErrn Moses Sätze in ihrer Präcision annimmt, so sieht man, daß Lavater hierin würklich *radotirt* hat pp."[2]

Was sagen Ew. Wohlgebohren hierzu? Ich werde gewiß Gebrauch davon machen, doch ohne die Wörter *Nikolai*, *Thor*, *Geschwäz* und *radotirt* zu gebrauchen damit ich mir nicht mehr Feinde mache.[3]

Heute hatte ich einen närrischen Vorfall. Dr. Fränckel,[4] einer von den Juden, die Lavater getauft hat, kam auf seiner Reise nach Petersburg zu mir. Man hatte ihm gesagt, ich hätte meine *Mettwürste*[5] gegen ihn gehackt. Ich versicherte ihm aufrichtig, sie wären für Leute gesaltzen worden, deren er sich schämen würde, und die hier bekannt genug wären. So wurden wir gute Freunde. Er schenckte mir seine Dissertation, und er ist in der That ein wackerer Kerl, der wahren *bon sens* hat. Er saß auf 4 Stunden bey mir. Merckwürdig ist, er war bey Lavatern, als er meinen Calender zum erstenmal laß, und erzählte mir einige Aneckdoten. Lavater ist würcklich ein wohlmeinender Mann, nur nicht recht gantz klug. Zimmermann kennt er doch auch, so wie wir

---

[1] In einem anonymen Aufsatz „Etwas Physiognomisches über Ausdünstungen" im Maistück des Deutschen Museums (1, 447) findet sich der Satz (S. 448): „Wer kann über ein verliebtes Paar lachen, da die Ausdünstungen von zwei schönen Seelen sich wie die Seelen Lichtenbergs und Dieterichs oder wie die beiden Zipfel an dem Schoße eines Unterrocks in einander haken?"

[2] Nicolais Brief ist vom 15. April und vollständig in den Vermischten Schriften 8, 116 abgedruckt. Daß Mendelssohns Abhandlung mit der physiognomischen Fehde zwischen Lichtenberg, Lavater und Zimmermann von Haus aus nichts zu tun hat, geht auch aus Mendelssohns Brief an Zimmermann vom 12. Mai (Gesammelte Schriften 5, 546) klar hervor, in dem er ihm zugleich seine offene Mißbilligung seines Verhaltens aussprach: „Lichtenberg hat Ihren Freund, wenigstens öffentlich, gar nicht unglimpflich behandelt und die weise Mäßigung, mit welcher Lavater selbst ihm geantwortet hat, berechtigt seine Freunde auf keine Weise, den Streit durch ihre Dazwischenkunft erbittert zu machen. Sie haben also wirklich den ersten Schritt zum Zwiste getan und es geziemt Ihnen auf alle Weise, auch den ersten Schritt zur Wiederaussöhnung zu tun. Ihre Ehre kann unmöglich dabei verlieren und Ihre Ruhe nicht anders als gewinnen."

[3] In Lichtenbergs Abhandlung ist dieser Passus aus Nicolais Brief tatsächlich im vollen Wortlaut aufgenommen worden (Vermischte Schriften 4, 92), nur daß statt „Tor" „Mann (dieses Wort schiebe ich ein, denn es steht ein andres da, das sich nicht mit einem M anfängt, ich aber nicht lesen kann)", statt „Geschwätz" „Behauptung", statt „radotirt" „geträumet" gesetzt und Nicolai nicht genannt, sondern nur als „ein berühmter berlinischer Gelehrter" bezeichnet ist.

[4] Johann Kaspar Fränkel war Militärarzt in russischen Diensten.

[5] Lichtenbergs Satire „Timorus" hat den Untertitel: „Verteidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben" (ebenda 3, 79).

ihn kennen. Der Mann hat mir in der That viel Vergnügen gemacht. Er ist ein tiefsinniger Mathematiker, und spricht so vom Stamm ohne Vorurtheil weg, daß ich glaube Ew. Wohlgebohren würden ihn approbien.

30. April.

Jederman räth mir mit meiner Antwort nicht zu eilen, aus dreyerley Ursachen 1) weil man alles besser überlegt 2) weil die Leute sich immer je öffter sie Zimmermanns Noten lesen einen schlechtern Begrif von ihm machen und immer eine größere Receptabilität der Gegengründe erhalten und 3) weil es dem Zimmermann weit hefftiger auffallen muß, wenn er die Antwort zu einer Zeit unvermuthet erhält, da er bereits glaubt er wäre außer dem Schuß. Hier haben seine Noten grade das Widerspiel von dem bewürckt, was sie bewürcken solten, man hat mich dabey vergessen, und nennt Zimmermann, der sonst immer Leib Medicus hieß, und den der König zum Hof Rath gemacht hat, jezt blos Kerl.

Jemand hat mir gesagt, daß die Noten vielen Beyfall unter einer gewissen Classe, zumal den gespaltenen erhalten haben sollen.[1] Ist das wohl wahr, für jeden Unterricht in dieser Sache werde ich Ew. Wohlgebohren sehr verbindlich dancken, da es immer gut ist zu wissen wo und mit wem man ficht.

5. May.

HErrn Zimmermanns Ausfälle sind freylich so grob, daß ich noch gestern meiner Schrifft eine gantz neue Wendung gegeben habe, die, wenn sie nur nicht gar zu hefftig ist, Eindruck machen soll. Man wird diese Woche anfangen daran zu drucken, ich habe nur jezt so viel fremde Arbeit. Eins freut mich, meine Zeichnungen zu den Commentarien[2] sticht *Heyd*[3] selbst in Augspurg in schwartzer Kunst. Ich habe übrigens meinen Plan geändert, und gebe in dieser ersten Abhandlung nur einige Versuche, die Muthmaßungen darüber und die Hypothesen werden in eine zweyte[4] kommen.

Was sagen Sie zu Zimmermanns Abhandlung im neusten Stück des Museums, wo er den kleinen Mamsels öffentlich Anleitung giebt, wie sie sich *soulaschiren* sollen?[5] Die Aufseher über die Mamsels werden ohnehin schon seine Vorsorge gebraucht haben, also profitirt niemand als die Mamsels selbst dabey.

14. May.

Ein Bogen von meiner Schrifft ist gedruckt, nemlich gantz auscorrigirt, ich habe aber die lezte Correcktur noch bey mir, indem ich noch immer Bedencken trage sie so abdrucken zu lassen. Sie ist hier und da zu arg, wird sie aber auch so nicht abgedruckt, so sollen doch Ew. Wohlgebohren diesen Bogen über kurtz oder lang einmal sehen.[6]

HErr Wieland hat mir Reparation gemacht, im April des Merkur steht S. 80 eine Recension meines Büchelchens, die sehr starck gegen die im vorigen November läuft, wovon Lenz, ein eben so empfindsamer wortreicher Tropf als Zimmermann, der Verfasser ist.[7] So schreibt ein Z. . . . und ein . . . .z gegen mich.

18. May.

Er freut mich sehr für meine Sache, daß man in Hannover so sehr gegen den groben Mann ist. Es freut mich indesssen auch daß ich mehr Empfindlichkeit für andere Leute besitze. Es geht mir in der That hart ein

1 Diesen Satz vermag ich nicht zu erklären.

2 Vgl. oben S. 81 Anm. 1.

3 Johann Elias Haid (1739—1809), berühmter Kupferstecher.

4 Lichtenberg las seine zweite Abhandlung *„De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi"* am 19. Dezember 1778 in der Göttinger Sozietät der Wissenschaften: sie erschien dann im ersten Bande der Kommentationen der Sozietät gedruckt, eine deutsche Übersetzung steht in den Physikalischen und mathematischen Schriften 4, 81.

5 Zimmermanns Abhandlung im Maistück des Deutschen Museums (1, 452) führt den Titel: „Warnung an Eltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, zumal bei ganz jungen Mädchen". Eine ausführliche Schilderung des Verfahrens der Onanie bei einer Fünfjährigen schließt hier mit dem Satze (S. 457): „Die Kinder haben sich dadurch auch immer sehr soulaschiert". Mit Recht sagt Zimmermanns Biograph Ischer (Zimmermanns Leben und Werke S. 318): „Man begreift heutzutage nicht recht, wie ein derartiger Aufsatz in eine vorwiegend bellettristische Zeitschrift kommt".

6 Wie Dieterich in einem nach Lichtenbergs Tode an seinen überlebenden Bruder Ludwig Christian gerichteten Briefe erzählt, ist es Schernhagen gewesen, auf dessen Anraten die Veröffentlichung der Schrift gegen Zimmermann unterblieb und die gedruckten Exemplare des ersten Bogens ausnahmslos vernichtet wurden (Briefe 3, 345).

7 Die an der zitierten Stelle gedruckte, mit M. unterzeichnete kurze Rezension der Antiphysiognomik ist nicht von Wieland, wie Lichtenberg glaubte („Herr Hofrat Wieland . . . . hat mir . . . . ganz unaufgefordert deswegen alle die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ich von einem so einsichtsvollen und unparteiischen Manne verlangen konnte" Vermischte Schriften 4, 79 Anm). Lenzens Aufsatz im Novemberstück des Teutschen Merkurs von 1777 (4, 106) trägt den Titel: „Nachruf zu der im göttingischen Almanach Jahrs 1778 an das Publikum gehaltenen Rede über Physiognomik" Gesammelte Schriften 4, 270 Blei). Lichtenberg hielt, wie aus seiner kurzen Abfertigung in der Antiphysiognomik Vermischte Schriften 4, 16; vgl. aber auch S. 79) hervorgeht, Zimmermann für den Verfasser; doch steht Lenzens Autorschaft durch einen Brief Lavaters an Zimmermann fest (Lenz, Gesammelte Schriften 4, 395).



einem Mann, gegen den ich nie etwas öffentlich unternommen haben würde, nun grob zu begegnen. Es wird aber von einem andern geschehen,[1] und zwar so, daß selbst die ernstliche Belehrung ein Ansehen kriegt, als halte man ihn derselben kaum würdig.

8. October.

Bey der lezten langen Nacht der Juden,[2] da sie den Gottesdienst in ihren Sterbekleidern verrichten, wohnte ich demselben eine Stunde lang bey. Die Ceremonien hatten eine sonderbare Würckung auf mich, ich hätte bald lachen und bald weinen mögen, weil ich aber allein war, so kam es zu keinem von beyden. Unterdessen gerührt hat es mich im gantzen doch. Man hörte die Weiber, die in einer besondern Rauchkammer saßen, zuweilen schluchzen, als ich nach Hause kam, war mir der Kopf wie umgedreht, und die gantze Nacht träumte ich und phantasirte ich von diesem Gottesdienst. Wenn man so etwas früh genug in der Welt hört, so ist es kein Wunder, daß es einen hartnäckig dafür einnehmen muß, denn da verliehrt sich das Gefühl für das lächerliche darin gantz.

1782.

18. Julii.

Unser ehrlicher, alter, eiserner Wagenmeister,[3] ein Mann von gantz eignem Charackter, der auch deswegen das Glück gehabt hat silhouettirt zu werden, hat sich auf den Postwagen gesezt, der nach der Ewigkeit hier jezt fast täglich abgeht, und ist würcklich gestern früh abgefahren. Es sollte würcklich kein Posthorn in Deutschland blasen, diese gantzen 4 Wochen. Denn einen solchen Kerl bekommt das Departement nicht wieder. Sein Tod hat mich förmlich gerührt.

8. August.

Am Montag war es mir gäntzlich unmöglich Ihnen auch nur eine Sylbe zu schreiben und zwar aus Wehmuth über den Verlust einer Person, die ich vom 11ten Jahre an erzogen und nun fast 3 Jahr bey mir hatte.[4] Was die Stadt auch von dieser Verbindung gedacht haben mag, so kan ich Ew. Wohlgebohren versichern, daß mir eine Person von der Sanfftmuth, der Sorgfalt in allen Verrichtungen, der Bescheidenheit, die selbst die häßlichste geziert haben würde, ob diese gleich von groser Schönheit war, nie vorgekommen ist. Ihre Kranckheit war die Rose am Kopf, die vermuthlich durch Unwissenheit unsrer Aerzte zurücktrat, und ihrem Leben in 8 Tagen ein Ende machte. Ich sah die Gefahr voraus, und warnte und bat. Ich wurde aber ausgelacht. Sie wurde 17 Jahr und 39 Tage alt, war die Gesundheit selber und ist nie kranck gewesen, als an den Pocken. Am Mittewochen, als gestern Morgen wurde sie begraben, und kaum war sie 2 Stunden unter der Erde, so starb Mamsel Dieterich,[5] ein solches Leidhaus können Sie sich nicht dencken. Die gantze Stadt ist voll davon, daß

[1] An wen Lichtenberg hier denkt, weiß ich nicht: tatsächlich hat sich öffentlich niemand seiner gegen Zimmermanns beleidigende Angriffe angenommen.

[2] Lange Nacht oder langer Tag ist in manchen Gegenden die volkstümliche Bezeichnung des großen jüdischen Versöhnungsfestes, das am 10. Tischri (Anfang Oktober) gefeiert wird.

[3] Des „vierschrötigen" Wagenmeisters Bruns gedenkt Lichtenberg auch in einem späteren Aphorismenbuch (J 83), wo er sein „viereckiges Gesicht" mit dem seines kleinen Sohnes vergleicht, wenn er weint. Der Witz vom Postwagen kehrt ohne Beziehung auf Bruns auch in einem Briefe Lichtenbergs an Ebell vom 26. Oktober wieder (Briefe 2, 54): „Ich hatte auch auf dem großen Postwagen ein Plätzchen bereits bestellt und wäre wirklich hinabgefahren, wenn mich nicht ein geschickter Praktikus, Dr. Osann, auf der zweiten Station angehalten und wieder zurückgebracht hätte."

[4] Seine seit 1777 datierenden Beziehungen zu der „kleinen Stechardin", Maria Dorothea Stechard, der Tochter eines Göttinger Leinewebers, die er zuerst als blumenverkaufendes Kind sah und dann in sein Haus nahm, um sie im Schreiben und Rechnen zu unterrichten (vgl. Briefe 1, 294) und ihr dann die Pflege seines physikalischen Kabinetts anzuvertrauen, schildert Lichtenberg selbst am eingehendsten in einem rührenden Briefe, den er Anfang des Jahres 1783 seinem alten Schulfreunde Amelung geschrieben hat (ebenda 3, 291). Dort heißt es (S. 292): „Sie blieb von Ostern 1780 an ganz bei mir. Ihre Neigung zu dieser Lebensart war so unbändig, daß sie nicht einmal die Treppe hinunterkam, als wenn sie in die Kirche und zum Abendmahl ging; sie war nicht wegzubringen. Wir waren beständig beisammen. Wenn sie in der Kirche war, so war es mir, als hätte ich meine Augen und alle meine Sinnen weggeschickt. Mit einem Wort sie war ohne priesterliche Einsegnung (verzeihen Sie mir, bester, liebster Mann, diesen Ausdruck) meine Frau. Indessen konnte ich diesen Engel, der eine solche Verbindung eingegangen war, nicht ohne die größte Rührung ansehen. Daß sie mir alles aufgeopfert hatte, ohne vielleicht ganz die Wichtigkeit davon zu fühlen, war mir unerträglich. Ich nahm sie also mit an Tisch, wenn Freunde bei mir speisten, und gab ihr durchaus die Kleidung, die ihre Lage erforderte, und liebte sie mit jedem Tage mehr. Meine ernstliche Absicht war, mich mit ihr auch vor der Welt zu verbinden, woran sie nun nach und nach mich zuweilen zu erinnern anfing." Ihres traurigen Todes gedenken auch Briefe Lichtenbergs an Meister und Wolff aus diesen Augusttagen (Briefe 2, 43. 44) und noch in seinen Tagebüchern der neunziger Jahre ist der Todestag jedesmal durch den meist mit griechischen Lettern geschriebenen Eintrag „Stechardin" bezeichnet. Vgl. auch die Einleitung zu Ebsteins Schrift „Lichtenbergs Mädchen" (München 1907).

[5] Über Friederike Dieterichs Krankheit und ihren Tod haben wir einige schöne Trostbriefe Bürgers an den Vater, mit dem er eng befreundet war (Briefe von und an Bürger 3, 81. 82. 84. 91); Philippine Gatterer hat den trauernden Eltern ein Trostgedicht gewidmet, das im Göttinger Musenalmanach für 1783 erschien.



zwey junge und gewiß der schönsten und gesündesten Mädchen die sehr viel auf einander hielten und täglich 3mal nach einander fragen liesen fast zu gleicher Zeit in die Ewigkeit gegangen sind.

12. August.

Die Verwüstungen, die der Tod in unserm Hause angerichtet hat, sind der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Hätte mir jemand im Julius gesagt, im August werden 2 Leute von den 42 begraben, die in deinem Hause wohnen, so hätte ich fürwahr auf diese beyden jungen blühenden Personen zulezt gerathen. Ich bin einsweilen auf eine andre Etage gezogen, und ich und HErr Dieterich schlafen auf derselben Stube.

5. September.

Ich sehe also doch daß der Tod seinen Charackter noch nicht verändert hat von den Zeiten her, da ihn Horatz schilderte.

Aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres.[1]

Zu deutsch: Wenn es ihm um einen Besuch zu thun ist, so ist für ihn St. James's[2] und Schmahlens Laden[3] einerley.

Hier habe ich die Ehre Ew. Wohlgebohren das äußerst gut getroffene Porträt eines Obersächsischen Original-Kopfs, als ein physiognomisches Räthsel zu übersenden. Wenn Ew. Wohlgebohren Lavaters 4 Quartanten[4] studirt haben, wie ich daran nicht zweifle, daß Sie dieselben *verbotenus* auswendig wissen, so werden Sie an dem Bug der Stirne nicht verkennen das hohe Dichter Genie des künfftigen Sängers der Independentz von Amerika, und erhabnen Schleichhändler-Talents. Ueber der Nase schwebt sichtbarlich Atmosphäre von Künstler-Drang und Zweckbohrender steifer Entschlossenheit. Im Auge liegt Flintenschloß Spannung wartend nur auf den Finger der Gelegenheit, der losdrückt. Gestochen ist schon. Nun was war der Mann?

Ist er ein Erretter seines Volcks?
Oder Volcksdichter?
Oder Schwärmer?
Oder Mörder? oder Longitudinist, oder Cirkulquadrirer, oder Urin- oder Silhouetten Beseher? Karrengefangener oder *Professor Philosophiae*?

Die Auflösung liegt in versiegeltem Zettul bey[5], den ich aber nicht eher zu eröffnen bitte, bis Ew. Wohlgebohren etwas gerathen haben.

9. September.

In der Nacht vom Donnerstag auf den Freytag Morgens um 2 Uhr bin ich endlich so glücklich gewesen den neuen Planeten[6] zu finden .... Ew. Wohlgebohren können nicht glauben was dieser Anblick für einen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich weiß gewiß, Thales, Eratosthenes, Aristarch, Tycho, Copernikus, Galiläi und Newton hätten mir gewiß die Visite in diesen Nächten nicht abgeschlagen, wenn ich sie hätte einladen können.

---

1 Horaz, Oden 1, 4, 13 (vorausgeht „*pallida mors*"). Diese Stelle seines antiken Lieblingsdichters zitiert Lichtenberg sehr häufig.

2 Der königliche Palast in London.

3 So hieß nach dem früheren Besitzer Dieterichs Haus, in dem Lichtenberg wohnte (Meiners, Kurze Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen S. 133).

4 „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (Leipzig und Winterthur 1775—1778).

5 Dieser Beischluß enthält folgendes: „Johann Hermann Simmen, vormals Unterofficier in Preußischen Diensten wurde am vergangenen Freytag den 30. August in einem Städtchen bey Gotha von unten herauf gerädert, nachdem er 9 verschiedener Mordthaten überführt und wegen noch 4 anderer in Verdacht gewesen ist. Den letzten Mord begieng er an seiner Frauen Schwester, deren Kind er, weil es rief, an einem Bein anfaßte und mit dem Kopf gegen den Ofen schlug und für todt liegen ließ, indessen das Kind kam wieder zu sich mit dem Verlust von einem Auge, welches ihm aus dem Kopf geflogen, und ist nun im Hospital zu Gotha. Der Hertzog hat ihn zeichnen und auch sein Leben aufzeichnen lassen, welches gedruckt werden wird, bis dahin muß ich wohl die übrigen Nachrichten ruhen lassen, die ich habe, weil manches in den Sagen zwar ungewiß, aber doch so weit gewiß ist, daß er einer der grösten Bösewichter und Mörder gewesen ist, deren man sich erinnert. In der Silhouette sieht er aus wie der seelige Wagenmeister." Denselben Scherz wie mit Schernhagen machte sich Lichtenberg auch mit Meister: das undatierte Billett an ihn, in dem er um eine physiognomische Beurteilung von Simmens Kopf mit ganz ähnlichen Wendungen wie hier bittet (Lichtenbergs Mädchen S. 55), und die der unsrigen fast gleichlautende Aufklärung (ebenda S. 57) dürften daher wohl gleichfalls in die ersten Septembertage 1782 zu setzen sein. Über den seligen Wagenmeister vgl. oben S. 87 Anm. 3.

6 Den Uranus, den als damals sonnenfernsten Planeten Herschel am 13. März 1781 entdeckt hatte. An Wolff schreibt Lichtenberg am 12. September (Briefe 2, 48): „Nunmehr haben meine Augen auch den neuen Planeten gesehen, ich habe ihn dreimal observiert. Was dieses für ein Dezennium ist! Man schmilzt Uhrfedern durch Elektrizität, man macht in England Gold, findet einen neuen Planeten und Bergschütz verbreitet das Licht der Metallschmelzung im Hannöverschen!"



16. September.

Simmen ist ein rechter Probierstein für die Physiognomen. Hier sagte jemand die Stirne verrathe einen Dichter. Es ist sehr lustig. Einer hielte ihn gar für einen Herrnhuter. Ich fragte wo das Zeichen des Lammes wäre, er sagte hinten im Nacken und in dem seidenen sich einschmiegenden Haar. Ew. Wohlgebohren solten nur die Silhouette sehen, die ist noch viel ehrbarer, denn da fallen die langen Nasen Flügel weg und die Oberlippe scheint im Schatten nahe an der Spitze der Nase zu liegen.

26. September.

Das sieht freylich dem Erz-Lufft Selchow[1] ähnlich. . . . So viel ist gewiß, er ist ein unermüdeter Mann und von vortrefflichem Kopf, aber das erste Beyspiel in der Welt das mir bekannt geworden ist von einer Person die grose Kenntniß mit einem Grad von Windbeuteley verbindet, der glaube ich nur alle. 100 Jahr gesehen wird. Seine Lügen und Prahlereyen sind unerhört, und er spricht sogar von seinen Verdiensten mit seinem Barbier. Der Pursche rasirt mich auch und der hat es mir wieder erzählt, daß er ihm gesagt hätte es wäre ihm unmöglich es unter den Hotentotten, den hiesigen Professoren, auszuhalten; er habe schon 30 Vocationen gehabt, als Reichshofrath, als Cammergerichtsassessor, als Minister pp., ich sagte ich hätte gehört, daß er auch kürtzlich einen Ruf erhalten hätte, an die Stelle des ertrunckenen Admiral Kempenfeldt. Wenn er dieses wieder erfährt, so werde ich es bekommen.

Es war mir eine wahre Freude zu vernehmen, daß HErr Herschel[2] mehr Ruhe auf des Königs Observatorio erhalten wird. Demainbray[3] ist todt, nachdem glaube ich seine Seele schon 50 Jahre von ihm gewichen war. Ich hoffe auch HErr Herschel wird den infamen Rigaud[4] die Observatoriums-Uhle[5] (denn er verstund nichts als Spinneweben abwischen) verdrängt haben. Nichts schmerzt mich mehr, als daß ich dem nichtswürdigen Franzosen nicht die Wahrheit gesagt habe. Ich habe würcklich von ihm ausgestanden. Auf des Königs Observatorio ereignet sich also diesesmal etwas, was man manchen Thronen von Europa in der Litaney zu erbitten suchen solte, daß nemlich ein gescheuter Mann einem Hasenfuß succedirt.

3. October.

Ich mache selten Sinngedichte[6], allein bey Selchows Ruf konte ich es nicht unterlassen.

Frage und Antwort bey einer neulichen Vocation.

Frage: Warum mag der Landgraf den Mann wohl vociren?
Antwort: Seine Grotte des Aeolus auszustaffiren.[7]

Es ist nemlich eine solche Grotte auf dem weisen Stein.[8] Vielleicht könte es nicht schaden die *lectionem variantem* hinzuzufügen *die Männer vociren*? und den HErrn Hof Rath und Leibarzt Baldinger[9] auch noch mit hereinzubringen.

---

1 Johann Heinrich Christian von Selchow (1732—95), Professor der Jurisprudenz in Göttingen, folgte 1782 einem Ruf als Geheimer Rat und Vizekanzler an die Universität Marburg.

2 Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822), der berühmte Astronom, erhielt nach der Entdeckung des Uranus, den er nach König Georg III. von England *Georgium sidus* genannt hatte, von diesem einen Jahresgehalt, der es ihm ermöglichte, seine Organistenstelle in Bath aufzugeben und sich ganz der Sternkunde zu widmen; er zog zunächst nach Datchet bei Windsor. An den königlichen Sternwarten in Greenwich und Kew ist er nicht angestellt gewesen.

3 Stephen Charles Triboudet Demainbray (1710—82), Astronom in Richmond.

4 Stephen Louis Rigaud, Direktor der Sternwarte in Kew.

5 Uhle = langer Besen.

6 Die in den Göttinger Musenalmanachen für 1784, 1785 und 1787 erschienenen Sinngedichte Lichtenbergs sind bei Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit S. 186. 190 zusammen wieder abgedruckt worden, einige weitere bis dahin unbekannte habe ich Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 121. 128. 129 veröffentlicht.

7 Vielleicht bezieht sich auf dies Epigramm, falls es unter denen war, die Lichtenberg Anfang Oktober an Dieterich schickte (Briefe 2, 49), Bürgers Urteil in seinem Briefe an Dieterich vom 12. Oktober (Briefe von und an Bürger 3, 98): „Ist mir kürzlich recht wahres Epigrammensalz vor die Nase gekommen, so sind es die beiden Lichtenbergischen Einfälle. Ach, daß er doch nicht mehr dergleichen giebt! Denn sie kommen ihm wahrlich nicht saurer als das Ausspucken an und so oft er des Tags ausspuckt, so viel hat er auch solcher Einfälle."

8 Weißenstein hieß damals das jetzige Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

9 Ernst Gottfried Baldinger (1738—1804), Professor der Medizin in Göttingen, war 1782 einem Ruf als Hofrat und erster Leibarzt des Landgrafen nach Kassel gefolgt. Er und seine Familie hatten zu Lichtenbergs und Dieterichs Göttinger Freundeskreise gehört.





10. October.

Ew. Wohlgebohren werden mit Vergnügen gesehen haben was die schwimmenden Batterien ausgerichtet haben.[1] Diese Batterien sind sehr offt der Gegenstand sehr ernsthaffter Unterredungen zwischen mir und HErrn Prof. Meister[2] gewesen, und wir haben alles das vorausgesehn; denn HErr Prof. Meister hat gewiß alles gelesen, was dahin gehört, und vollkommen inne, was nöthig ist ein solches Unternehmen zu beurtheilen. Es mag jetzt lächerlich klingen, aber versichern kan ich Ew. Wohlgebohren, daß wir das alles voraus gemuthmaset haben. Wir haben hier so ziemlich deutliche Ideen von Gibraltar und ich wolte wohl ein Publikum über dessen Festigkeit lesen, seit dem ich einen vortrefflichen Plan davon in Händen gehabt habe.

14. October.

Sie haben wohl recht, die schwimmenden Batterien sind leider gesuncken, und der Verlust soll dem von 15 Kriegsschiffen gleichen, das ist ohngefehr so viel Geld, als Göttingen werth ist; die Leute nicht gerechnet, die Arme und Beine verlohren haben; und das um eines solchen Steinfelsens willen. Ich glaube immer, wenn der seelig wird, der so etwas angiebt oder auszuführen erlaubt, so wird der Teufel seelig. Es ist abscheulig was sich die Menschen mißbrauchen lassen, und ich glaube daß diese Erscheinungen in klügeren Zeiten, wenn sie *je* kommen, eben so aussehen werden, als daß sich in Indien die Weiber mit ihren verstorbenen Männern verbrennen lassen. Es ist eine unbegreifliche Thorheit, die nur durch die Gewohnheit erträglich wird. — — Die Geschichte mit den *sinckenden* Batterien haben wir hier längst voraus gesehen. Es ist eine schimpfliche Begebenheit für die Franzosen, die *nicht* einem Unglück sondern der schändlich schlechten und mit grober Unwissenheit veranstalteten Einrichtung zuzuschreiben ist.

17. October.

Man redet hier sehr viel von einem Ausfall des Elliot, der ebenfalls sehr übel für die Belagerer ausgefallen seyn soll. Ich habe nun eine Abbildung der sinckenden Batterien gesehen. Es sind abscheulige Dinger, und es macht dem frantzösischen Genie, worunter ich hier blos die Ingenieurkunst verstehe, wenig Ehre daß das Unglück nicht sowohl besonderen Umständen, als vielmehr der schlechten Erfindung zugeschrieben werden muß. Die armen Tröpfe haben ebenfalls die gute Würckung, die ihre Batterien in den ersten Stunden hatten, sehr falsch erklärt, und nicht gemerckt, daß sie Elliot blos gewähren ließ, so lange bis alle fest saßen, denn hätte er die ersten gleich in Brand gesteckt, so wären die andern nicht gekommen. Dieses ist ein sehr gemeiner Griff bey Belagerungen, allein man sucht jezt frantzösischer Seits alles hervor um die Wunde zu salben, und weiß es vielleicht im Hertzen selbst besser. Mich verlangt nur jezt auf die englischen Nachrichten, da die Franzosen eben so wenig getreue Erzähler ihres Unglücks als ihrer Vortheile sind.

Gestern war die Landgräfin von Cassel hier. HErr Selchow courte in Hessischer Uniform, grün mit roth, und er und sein Bedienter giengen *Chapeau bas*, wie ein Zahnarzt und sein Affen-Träger.[3] Es ist ein abscheulicher Mensch. Dietrich behauptet noch immer steif und fest, er gienge nicht weg, und ich solte es fast auch nicht glauben. Er kan hier nicht weg, wegen Schulden, und wird also vielleicht dort Bedingungen von Vorschuß machen, die man nicht eingehen wird. Von Baldinger ist mir im Vertrauen gesagt worden, daß er schon Lust bezeigt habe, Professor in Marburg zu werden, das ist sehr böse, und daß man ihm die Reue von hier weggegangen zu seyn anmercken könne, das ist sehr gut.

21. October.

Dencken Sie ums Himmels willen, HErr Lavater hat sein Urtheil über *Hermann Simmens* Kopf gegeben und dieses Urtheil ist *gedruckt*. Er hält ihn für einen *grosen Mann*, aber vermißt *innere* Liebe bey ihm, und sezt hinzu: *darff ichs wagen zu sagen, daß er vielleicht der Stiffter einer mir unbekannten Religiösen Seckte ist?* Der Herausgeber von Simmens Leben ist ein gewisser HErr Stuß[4], ein einfältiger Pinsel, der würcklich in dem Manne alles findet, was Lavater will, dencken Sie nur hin. Gut ists, daß diese Einfalt ihn verleitet hat uns Lavaters Urtheil im Druck zu liefern. Etwas muß indessen von meiner ehmaligen Nachricht subtrahirt werden. Sie war nicht von meinem Bruder[5], der ist ein solcher antiphysiognomischer Misanthrope, daß ich nichts von

---

[1] Die berühmte Belagerung von Gibraltar, das General Elliot verteidigte, dauerte von 1779—82. Im April und Mai 1781 beschossen die Belagerer die Stadt mit über 56000 Kugeln und über 20000 Bomben, die vielen Schaden anrichteten, aber die Festungswerke fast unversehrt ließen. 1782 hatten die Spanier in Algeciras bombenfeste schwimmende Batterien nach dem Plane des französischen Ingenieurs d'Arcon errichtet, die aber von den Engländern in Brand geschossen wurden. Trotzdem eröffnete der Befehlshaber des französischen Hilfskorps, der Herzog von Crillon, am 7. September einen Sturmangriff, der jedoch erfolglos war. Trotz aller zu Wasser und zu Lande herangezogenen Streitkräfte mußte die Belagerung Ende Oktober aufgehoben werden und Gibraltar blieb in englischen Händen.

[2] Albrecht Ludwig Friedrich Meister (1724—88), Mathematiker, Professor der Philosophie in Göttingen, Lichtenbergs alter Lehrer und Freund. Eine Reihe Briefe Lichtenbergs an ihn hat neuerdings Ebstein in seiner Schrift „Lichtenbergs Mädchen“ (München 1907) herausgegeben.

[3] Träger des Instrumentenkastens?

[4] Die Schrift von Stuß „Über den hingerichteten Mörder Simmen“ erschien ohne den Namen des Verfassers Gotha 1782.

[5] Lichtenbergs Bruder Ludwig Christian (1739—1812) war Legationsrat in Gotha.



ihm hierüber erfahre. *Gerichtlich* sind eigentlich nur 3 Mordthaten erwiesen, die er an *einem* Abend verübt hat, sonst aber hat er sich in müßigen Stunden verlauten lassen, daß er mehrere mit dem Messer tracktirt habe, daher entstund das sehr glaubwürdige Gerücht, der empfindsame Hasenfuß macht sich aber dieses zu Nutz.

28. October.

Mit Baldingern soll es äußerst elend stehn. Das ist der Lohn für die Leute, die keine Liebe für eine Universität haben, wo sie einmal waren. Ein rechtschaffener Mann verläßt keine Stelle um etwas fetter schmeltzen zu können. So etwas ist die Fracht nicht werth.

31. October.

Es sind doch wahrlich herrliche Leute die Frantzosen, ich liebe sie fürwahr, nur den Vergennes,[1] d'Estaing[2], Graf von Artois[3] und dann No. XV auf dem Thron[4] nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Goetheana.

Von

Dr. Fritz Adolf Hünich in Leipzig.

I.

Neue Beiträge zum Kapitel: Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen kann ich in den folgenden Mitteilungen liefern.

1. Einen Aufsatz „Ueber die weiblichen Charaktere in dem deutschen Trauerspiele, Göz von Berlichingen, mit der eisernen Hand" brachte *„Die Akademie der Grazien.* Eine Wochenschrift zur Unterhaltung des schönen Geschlechts. Erster Theil. HALLE, bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jac. Gebauer. 1774" im 18. und 19. Stück von Seite 273—304.

Er ist eine Abwehr der Behauptung des Rezensenten im „Teutschen Merkur", wonach *die Charaktere der Frauenzimmer dem Verfasser weniger geglückt seien, als die männlichen* (Braun, „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen", Erster Band, Seite 19) und eine Begründung der entgegengesetzten Ansicht durch Belege aus dem Schauspiel. Ich gebe hier die abweichende Charakteristik der Elisabeth und Maria, wie auch die im wesentlichen übereinstimmende der Adelheid wieder.

„Elisabeth ist, wie sie Göz selbst gegen den Bruder Martin nennt, „ein fürtrefliches Weib". Sie besitzt gerade die Eigenschaften, die sich zu dem Charakter eines so muthigen, rastlosen, jeder Gefahr trotzenden und doch dabey großmüthigen und patriotischen Krie-[275]gers schicken. Sie ist von gesetzter Gemüthsart, voll von zärtlicher Liebe für ihren Gemal, und doch nicht so weichlich, daß sie sich nicht seiner Tapferkeit freuen sollte, wenn sie auch darüber seiner entbehren muß. Ihre Liebe ist auf wahre und dauerhafte Grundsätze weit mehr als auf Empfindung gebauet. Daher zeigt sie sich nicht in tändelnden oder girrenden Liebkosungen, sondern in wirklichen Thaten. Man sieht es, daß sie das Unglück ihres Gemals mehr schmerzt, weil Er, als weil sie zugleich mit unglücklich wird; auch macht ihr alles übrige Unglück weit weniger Bekümmerniß, als die Kränkung der Ehre, welche Berlichingen erfahren muß. Man kan sich, glaub ich, keinen bessern Charakter für die Frau eines Helden, wie Berlichingen war, denken, als den Charakter dieser Elisabeth.

---

1 Charles Gravier Graf von Vergennes (1717—87), Minister des Auswärtigen unter Ludwig XVI., schloß 1778 den Allianztraktat Frankreichs mit den Vereinigten Staaten und vereitelte 1779 mit Friedrich dem Großen Josefs II. Absichten auf Bayern.

2 Charles Hector Graf d'Estaing (1729—94) befehligte die französische Flotte im amerikanischen Unabhängigkeitskriege.

3 Der spätere König Karl X. von Frankreich (1757—1836), Bruder Ludwigs XVI. und XVIII., der geistig ziemlich beschränkt und durch die frivole Atmosphäre am Hofe seines Großvaters Ludwig XV. verdorben worden war.

4 König Ludwig XV. (1715—74).



Marie hat ein natürlich gutes Herz; das jedem Eindrucke von Zärtlichkeit nachgiebt; aber es fehlt ihr dabey an der feinen Klugheit des Verstandes, die eine ächte tugendhafte Liebe, von der vorübergehenden Leidenschaft eines empfindsamen Bösewichts, zu unterscheiden weiß. Wie sie leicht bewegt wird, so vergehn auch die Spuren des Unglücks in ihrem Herzen sehr bald, wenn eine andre Ursach in ihm eine neue Bewegung hervorbringt. Stärke der Seele besitzt sie nicht; allein bey aller Beweglichkeit ihres Herzens ist sie doch nur für moralische Güte empfindlich. Mit einem Worte, sie ist nicht unwürdig Gözens Schwester zu seyn; aber seine Gemalin zu seyn, hätte sie zu wenig von seinem Geiste gehabt.

Adelheid trägt in ihrem schönen Körper eine schwarze Seele. Sie ist stolz, herrschsüchtig, boshaft, [304] voll Ränke, treulos und falsch. Sie zieht Weislingen in ihr Netz, nicht weil sie ihn liebt, sondern weil sie ihn zu ihren Absichten zu brauchen gedenkt. Mit geflissentlicher Verschlagenheit, weiß sie den Weislingen in die Enge zu treiben; ihm die Ritterpflicht lächerlich zu machen; ihm Gleichgültigkeit, Kaltsinn, Verachtung, und endlich Feindschaft gegen Berlichingen, seinen besten Freund, einzuflössen. Unterdessen fängt sie an einen Briefwechsel mit dem kaiserlichen Prinzen Karl zu unterhalten. Sie braucht Weislingens Pagen, den Franz, zum Unterhändler. Dieser ist heftig in sie verliebt, und sie macht ihm Hoffnung. Sie zeigt sich überall als eine verschmitzte Buhlerin, bis sie endlich, da Weislingen aus Eifersucht, sie gern vom Hofe wegziehn will, und weil Bitten nichts verfangen, ernsthafte Vorstellungen braucht, das Maaß ihrer Bosheit voll macht, und Weislingen durch seinen Knaben mit Gift vergeben läßt. In den Scenen, wo sie vorkömmt, entwickelt sich ihr Charakter sehr natürlich."

Über „Götz" und seine Nachfolge schreibt *Knigge* („Ueber Schriftsteller und Schriftstellerey. Hannover, bey Christian Ritscher, 1793." Seite 242—243):

„Während der Zeit, da die Anglomanie unser Publicum ergriffen hatte, erweckte Göthens Götz von Berlichingen bey den Dichterlein unsrer Nation den Kitzel, altteutsche Geschichten, besonders aus dem mittlern Zeitalter, auf die Bühne zu bringen. Göthe hatte seinen Götz offenbar nicht in der Absicht geschrieben, daß er aufgeführt werden sollte; als dramatisch bearbeitete Geschichte zum Lesen aber war es ein Meisterstück, voll Darstellung, Kraft und Interesse. Allein, wie es denn den Nachahmern geht, es war leichter, Schauspiele zu schreiben, die an Unregelmäßigkeit jenem Stücke gleichkamen, ja! es darinn übertrafen, als mit Göthens Geiste aus einem so rauhen Stoffe ein theatralisches gutes Product für unser Zeitalter zu bereiten; und so erschienen dann alle die unzähligen Ritter- und Spectakel-Stücke, womit wir seit einer Reyhe von Jahren sind beunglückt worden. Mein Widerwillen gegen diese Misgeburten ist größer, wie ich ihn zu schildern im Stande bin. Welchen Genuß, welchen Nutzen, welches sittliche Vergnügen kann wohl einem Volke, das auf einer so hohen Stuffe von Cultur steht, wie das teutsche, [243] durch die Vorstellung solcher Scenen aus den Zeiten des Faustrechts, aus den finstern Jahrhunderten erwachsen, in welchen Pfafferey, Adels-Vorurtheile, falsche Begriffe von Ehre und überall plumpe Rohheit herrschend waren? Und dabey noch die Ungeschicklichkeit in Anschlag gebracht, mit welcher die Herrn ein solches Süjet bearbeiten, ohne Einheit des Plans, welches auch der unglücklich gewählte Stoff oft gar nicht gestattet; ein verwirrtes Durcheinanderlaufen einer unzähligen Menge unbedeutender Personen! Und die Sprache, welche diese Menschen reden, die dann mehrentheils ein abgeschmackter Mischmasch von altem Ritter-Jargon und moderner Conversationssprache ist! Ueberlegt man nun noch dabey, wie lächerlich es herauskommt, wenn auf unsern kleinen Theatern Belagerungen, Turniere, Fürsten-Versammlungen und dergleichen vorgestellt werden; so ist nicht abzusehn, wie Menschen von gesunder Vernunft an Schauspielen von der Art Geschmack finden, wie sogar diese Armseligkeiten die bessern regelmäßigen Schauspiele und die ältern Meisterwerke haben verdrängen können."

Wenig anders äußert sich *I. H. v. Wessenberg* („Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Konstanz, bei W. Wallis. 1825." Seite 99):

„Die sogenannten Ritterspiele sind gewöhnlich nichts weniger, als Schulen der Urbanität. [Anmerkung:] *Wie weit steht Courtoisie noch hinter Urbanität! Wie viele haben jene ohne diese!* Wie viele prunken sogar mit schlecht bemäntelter Roheit! Selbst an Göthe's Götz von Berlichingen, diesem sonst anziehenden Sittengemälde, klebt diese[r] Makel."

2. Eine längere Analyse des „Clavigo" enthalten *A. Chr. Kaysers* „Skizzen und kleine Geschichten. Von dem Verfasser der Adolfs gesammleten Briefe. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1780." von Seite 83—93. An sich von geringer Bedeutung, gewinnt sie doch dadurch an Wert, daß der Verfasser sich auf eine ebenfalls bisher unbekannte Anzeige in den „Bairischen Beyträgen zur schönen und nüzlichen Litteratur" bezieht, die nach dem mitgeteilten Auszug wertvoller als seine eigene Betrachtung zu sein scheint und hiermit also zu weiterer Nachforschung preisgegeben sei.



3. Ein auffällig absprechendes Urteil über „Egmont" fällt *I. H. v. Wessenberg* a. a. O. Seite 21—25, nachdem er die Wirkung des „sublimirten, feinen Giftes" von Kotzebues Dichtungen gezeigt hat:

„Noch weit schmerzlicher ist es jedoch für den biedern Deutschen, wenn sein genialer Lieblings-Dichter, wenn Göthe seinem Helden für Recht, Wahrheit und Tugend unvermerkt mit einer seltsam holden Natürlichkeit die Lorbeeren vom Haupte pflückt und sie gegen Rosen von Paphos austauscht. Wie erbärmlich figurirt sein Egmont mit der Liebe zu dem Bürgermädchen Klara, die noch dazu neben ihm einen andern Liebhaber hat, in dem Augenblicke, wo sein Volk ihn zur Befreiung von einer unerträglich gewordenen Tyrannei aufruft! Diese Darstellung ist in einem historischen Stücke umso auffallender, als sie in der Geschichte keinen Fuß hat, sondern reine Erfindung des [22] Dichters ist. Wozu diese Erniedrigung des Helden, der aufrichtig die Freiheiten seines Vaterlandes zu erhalten wünschte? Der Dichter möchte zwar durch den Kontrast zwischen der unerschrockenen und unbedingten Hingebung des Mädchens für den von ihr geliebten Helden im Moment, wo seine Hinrichtung beschlossen scheint, mit dem zaghaften, unthätigen Kaltsinn der durch Alba eingeschüchterten Bürger von Brüssel, die ihn sonst und noch kurz zuvor als ihren Abgott feierten, das Interesse für Egmont erhöhen. Aber dient die Liebeständelei mit dem Bürgermädchen, die in Göthe's Drama den [Anmerkung:] *Mit einer Pfalzgräfin am Rhein* glücklich verehlichten Egmont, den Vater vieler Kinder, in dem Zeitpunkt der höchsten Krise des belgischen Freiheitskampfes so unheldenmäßig beschäftigt, dem Kaltsinn der Bürgerschaft von Brüssel nach seiner Festnehmung durch Alba nicht vielmehr zu einer Entschuldigung? — Der Dichter nimmt seinem Helden Gemahlin und Kinder, und dem Zuschauer das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, das so trefflich hätte benutzt werden [23] können, um seinen Charakter zu heben, und Theilnahme für ihn zu erregen. Dafür legt er ihn in den Schoos der Geliebten eines braven Bürgersohns, dessen Glück dadurch zerstört wird. Und macht verbotene Geschlechtsneigung, als Triebfeder des Besten und Edelsten dargestellt, nicht dieses selbst verdächtig, indem es darauf ein zweideutiges Licht wirft? Noch ungeziemender ist, daß der Dichter das inzwischen am freiwillig genommenen Gift gestorbene Klärchen dem Egmont in der letzten Nacht vor seiner Hinrichtung im Traum erscheinen läßt, um ihm den künftigen Triumph der Sache der Freiheit, für die er sterben soll, zu verkünden. Oder soll etwa Klärchens verklärte Erscheinung in der Gestalt der Freiheit das Publikum dafür entschädigen, daß die Scene, wo der Held der Freiheit in Klärchens Schoos ruhte und tändelte, den Enthusiasmus für ihn so unschicklich abgekühlt hat? — Dann wäre die Entschädigung beinahe noch ärger als der Schaden. — Warum legt denn der Dichter Schwäche über Schwäche seinem Helden bei, sowohl in seinem Benehmen als in seinen Reden? Warum läßt er ihm nicht einmal so viel Größe und Ernst, als nöthig wäre, um den vielen Menschlichkeiten [24] das Interesse zu verschaffen, das die sogenannte Humanität an hochstehenden Personen einzuflößen pflegt? Durch welche strahlende That, durch welches große Verdienst erwirbt sich der Göthesche Egmont ein Recht auf Nachsicht? Von seinen Verdiensten wird auf der Bühne nichts kund, als blos vom Hörensagen; seine Schwachheiten hingegen sehen wir mit unsern Augen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um ein so ehrenvolles Vertrauen zu rechtfertigen? . . Auch die so ernste Aufforderung Wilhelms von Oranien weckt bei ihm keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung beim Liebchen, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubaden. — [Anmerkung:] *Vgl. Fr. Schiller über Göthe's Egmont, in den kleinern prosaischen Schriften. Leipzig 1802. IV. 243—267.*

O wie wäre doch dieser Egmont mit seinem Klärchen, dieser Held ohne Größe, Würde und Anstand zu Athen ausgezischt worden! . . . Bei den Griechen fand es scharfe Rüge, wenn der Charakter selbst nur einer untergeordneten Person [25] auf der Bühne befleckt wurde, ohne daß der Dichter durchaus dazu genöthigt war. [Anmerkung:] *Aristot. Poetik c. 15.* Am wenigsten war es aber erlaubt, die Denkart und Sitten der Helden selbst herabzusetzen. Wie sehr ward es dem Euripides nicht verargt, als er die von schändlicher Liebe zu ihrem Stiefsohn Hypolytus entbrannte Phädra aufs Theater brachte! Man hielt es für gefährlich dem Laster die Unterstützung großer Beispiele zu leihen. [Anmerkung:] *Des Aristoph. Frösche v. 1052: „Bergen muß, wer ein Dichter ist, das Bösartige, nicht hervorziehen, noch zur Schau stellen dem Volk. Denn sieh, unmündige Knäblein zu verständigen, sind Lehrmeister bestellt; den Erwachsenen aber die Dichter."* Der rauschende Beifall, den Dramen im Geiste von Göthe's Egmont bei uns erhielten, bezeugt nur eine gewisse Sympathie in der Denk- und Empfindungsweise der Zeitgenossen und des Dichters, oder vielmehr seiner Helden."

4. Bemerkenswerte Äußerungen über „Torquato Tasso" finden sich in den „Satyren und Launen die Zeit beachtend. Von *Julius von Voß.* Erstes — Zweites Bändchen. Breslau 1813. Kunst und Industrie-Comptoir. (Joseph Max und Comp.)" Es heißt da im ersten Bändchen Seite 167f.:

„Neulich gab es daselbst [in Berlin] einen kritischen Spaß. Torquato Tasso wurde gegeben. Nun, jubelte ein Rezensent, ist der junge Morgen eines edlen Kunstsinns endlich angebrochen. Die vorige Generation war einer solchen Darstellung nicht werth, verstand sich nicht darauf, doch Heil der Kunst, sie liegt im Grabe. Weil demungeachtet aber die Zeitgenossen nicht häufig sich einfanden, und manche darunter vermeinten, das



Stück habe ein schon seit dreißig Jahren anerkanntes, hohes poetisches, doch ein nur geringes dramatisches Verdienst, also, daß Torquato Tasso bald wie-[168]der zur Ruhe ging, so ist der jetzt lebenden Generation zu Berlin, falls sie jenem Rezensenten huldigen will, nichts anderes zu rathen, als daß sie — ihn selbst und seine ähnlich empfindende Freunde ausgenommen — sich aufhängt, und einem kunstsinnigeren Geschlechte Platz macht. Der Thiergarten wird eben Bäume genug dazu enthalten."

Im zweiten Bändchen Seite 138:

„.... ist doch auch, obgleich schon dreißig Jahre seit seiner Verfertigung entflohen sind, in der großen Stadt Berlin, nur erst ein einziger hoher Geist zu finden, der das Schöne in Göthens Tasso so recht begreift, wie man's begreifen muß. Die andern 180000 können es immer noch nicht wegkriegen."

5. Aus *I. H. v. Wessenbergs* Versuch „Ueber den sittlichen Einfluß der Romane" (Constanz bei W. Wallis. 1826) sind zwei Urteile über „Wilhelm Meisters Lehrjahre" heranzuziehen:

Seite 142f.: „Wer die Unarten und Bizarrerien einer Gesellschaft wandernder Schauspieler und ihr phantastisches Treiben will kennen lernen, der lese mit einem Rückblick auf die frühern Schilderungen des Le Sage den ersten Theil von Wilhelm Meisters Lehrjahren. Es ist ein Gemälde von Meisterhand, zu welchem dieser Roman noch manche köstliche Seitenstücke aufstellt, die jedoch nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der die höhern Stufen der Ausbildung schon erstiegen hat. Ueber das Gebiet des [143] Schönen verbreitet die eben so sehr didaktische als erzählende Dichtung Blitze des Genie's."

Seite 150f.: „Auch Göthe [wie Walter Scott] scheut in seinem Wilhelm Meister den Reiz des Geheimnißvollen nicht. Er gebraucht ihn aber mit vielem Scharfsinn, nur als untergeord-[151]netes Mittel, — ob jedoch zu einem höhern Ziel, als einer inner den Schranken der Sinnlichkeit sich bildenden Weisheit? darüber läßt uns der Dichter ungewiß. Das große Räthsel in des Menschen Brust zu lösen — diese Aufgabe schien ihm wohl zu hoch. Doch scheint er mancherlei Schlüssel zu diesem Behuf zu probieren."

6. In diesem Zusammenhang darf ich wohl auf meine Bekanntmachung der „Fragmente über Recensenten-Unfug" von Kotzebue (Seite 147 des Beiblattes vom II. Jahrgang dieser Zeitschrift) mit ihren offenen und versteckten Ausfällen gegen Goethe hinweisen, wozu ich um so mehr Recht zu haben glaube, als der neueste Bearbeiter des Themas: Goethe und August von Kotzebue, Gerhard Stenger, in seiner Darstellung (22. Band der „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte") der Bezüge mit keinem Worte gedacht hat.

7. In jedem Betracht merkwürdig und als das Erheblichste des von mir hier Beigebrachten erscheint mir, was *I. H. v. Wessenberg* auf Seite 75—78 seines Versuchs „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne" von „Faust" sagt:

„Die Sage von Doktor Faust ist mehrmal [Anmerkung:] *Von Maler Müller, von Klinger und Andern; aber wenig befriedigend. Ueber Müllers und Klingers Faust enthält Treffendes Franz Horn: Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Berlin 1824. III. 305 und 312. Jetzt, heißt es, wollen Maria v. Weber und Rossini sich für die Oper auch an dem Faust versuchen. Ueber Klingemanns Faust, für die [76] Bühne bearbeitet, lese man ihn selbst in Kunst und Natur. 1819. I. 23fg.* [76] für die Bühne bearbeitet worden. Sie ist aber für sie weniger geeignet, als für das dialogisirende und erzählende Lehrgedicht. An Schauerlichem ist die Sage allerdings reich. Aber was soll der Teufel auf der Bühne? — Von Göthe's Faust kann hier nur in so ferne die Rede seyn, als der Geist dieses alle Schranken kühn überfliegenden Drama's auf manche Werke, die die Bühne betreten, Einfluß erhielt. Geist und Herz allen Lockungen zur Verirrung und zum Bösen blosgestellt und ihnen unterliegend, dies ist der Gegenstand des Stücks. Alles, was darin vorgeht, entsteigt dem Abgrund der finstern Mächte. Mephistopheles (das böse Prinzip) herrscht darin mit Allgewalt. Die Züge satanischer Virtuosität und menschlicher Schwäche sind mit Witz und Scharfsinn meisterhaft gezeichnet, und neben einander gestellt. Aber dies ist auch Alles. Von einer Erhebung des guten Prinzips über das böse, von der bessern, höhern Kraft im Menschen, von der Macht seines Willens, von seiner Verwandschaft mit Gott zeigen sich nur zuweilen leise [77] Spuren; aber gleich werden sie wieder verwischt. Daher schreibt eine geistreiche Frau: [Anmerkung:] *Mad. de Staël-Holstein de l'Allemagne. T. I. ch. 23. p. 487.* „Die ganze Schöpfung erscheint hier als ein schlechtes Werk, zu dessen Zensor der Teufel sich aufwirft." Uebrigens sind die Erbärmlichkeiten der Zeitgenossen darin mit treuer Wahrheit abgespiegelt. Schade, daß das Gute, Wahre und Rechte darin nirgend mit wahrem Ernst in Schutz genommen wird! Indessen wird der tiefer Forschende im Faust eine Bestätigung finden, daß alles Wissen und alle Kultur bei völligem Mangel an Demuth und Glauben zu nichts führe, als allen Täuschungen des Geistes der Lüge zu überliefern. — Wird Beaumarchai's Hochzeit des Figaro als Seitenstück zu Göthe's Faust betrachtet; so muß freilich dieser auch in sittlicher Hinsicht sehr gewinnen. Selbst in der Heimath der Frivolität, die bis zur ruchlosen, abgefeimten, alles Heilige und Edle kalt



verhöhnenden Schlechtigkeit ausartet, ist Nichts erschienen, das diese arge, gleißende Verruchtheit mit so leichtem Witz sieg-[78]reich über die Pedanterie der Tugend und Ehrlichkeit dargestellt hat. In Göthe's Faust wird mehr die ernste Tiefe, in Beaumarchai's Figaro die gefällig heitere Aussenseite der äussersten Verdorbenheit zur klaren lebendigen Anschauung gebracht."

8. Endlich sei aus dem Versuch „Ueber den sittlichen Einfluß der Romane" von *I. H. v. Wessenberg* das Urteil über die „Wahlverwandtschaften" angeführt:

„Der Lebensgeist ächter Sittlichkeit und Tugend scheint aber Vielen noch mehr [als durch die Briefe der Ninon de Lenclos und die Liaisons dangereuses des Laclos] gefährdet durch die weit züchtigern Wahlverwandtschaften, einem der Form nach klassischen Roman von Göthe, wo mit großem Talent und gewandter Kunst der Mensch als bloßes Clavicordium, ein unfreies Saitenspiel dargestellt wird, auf welchem die äussere Welt und die Umstände die Harmonien und Disharmonien hervorlocken, die das Gewebe des Lebens bilden und ihm den Namen eines [110] guten oder schlechten, tugend- oder lasterhaften verschaffen. Nach dieser Theorie, die man in dem Roman des Dichters von Herrmann und Dorothea, diesem einfachen, reinen Gemälde deutschen Bürger- und Vaterlandssinns und des holden Familienlebens, nur ungern gewahrt, zeigt sich die Tugendkraft, besonders des weiblichen Geschlechts, in einem sehr zweifelhaften Lichte, und das Band der Ehe wird äußerst locker. Ihr unerwünschtes tragisches Schicksal verdienen die in dem Roman spielenden Personen gar wohl. Oder was Besseres gebührt denn solchen Menschen, die, sich selbst genügend, in's Blaue hineinleben, und die reichen Gaben, womit sie begünstigt sind, nur insofern beachten, als ihr Herz einzig einen ruhlosen Wunsch fühlt, sich das Leben recht behaglich und angenehm einzurichten; einen Wunsch, dem alles andere untergeordnet wird? Nur das bessere Wesen Ottiliens erhebt sich darüber. Obgleich auch sie in der äusseren Erscheinung, man weiß nicht recht, in der Schwäche oder in der Sophistik, untergeht. Sonst zeigt sich nirgend der Morgenschein eines edlern Bedürfnisses, einer höhern Sehnsucht; vielmehr sind die Hauptpersonen stets mehr zum abergläubischen Wahn als [111] zum frommen Glauben geneigt. Indessen will der Dichter uns Mitleid zu den durch ihre Schuld Verlornen einflößen, indem er ihr Schicksal, ihre Gemüthsstimmung, ihre Liebe lediglich als das Ergebniß der Verhältnisse zwischen den Individuen und den Umständen erblicken läßt. Auch sieht man es ihnen an, daß das Heiligste in ihrem Herzen ein Windfähnlein sey. Ein geistreicher Kunstrichter [Anmerkung:] *Franz Horn, Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. III. 251.* möchte zwar dem Roman einen weit edleren Gesichtspunkt abgewinnen. „Derselbe male uns", sagt er, „sowohl den Unfrieden und die Unklarheit, als die reine Himmelsluft und die schöne Tugend, die sich der Mensch aneignen kann; er zeige uns, daß, was Leben hat, auch Leben werde, und was den Tod und die Sünde aufgenommen, sey es auch die zarteste und feinste, sterben und untergehen *müsse.*" Diese Deutung, an sich höchst erfreulich, läßt sich auch aus dem Gange der Begebenheit herausnehmen. Denn die geschilderte Denk- und Lebensweise enthält den Keim des Todes in sich, und da das Herz die Quelle des wahren Lebens ist; so ist es sehr [112] erklärbar, daß, wer es nicht behütet, zu Grunde gehe. [Anmerkung:] *Sprüchw. IV. 23. Matth. XV. 18.* Aber, läge auch diese Deutung im Sinne des Dichters, läßt sich wohl erwarten, daß viele Leser dieselbe auffassen und anerkennen werden? Werden nicht bei weitem die meisten eine bequeme Entschuldigungslehre in Göthe's chymischen Wahlverwandtschaften der Seelen finden? — Ein enthusiastischer Freund der Göthe'schen Muse behauptet zwar; daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe gebe, als gerade die Wahlverwandtschaften, in denen ihr alle Helden und Heldinnen des Stücks (wegen Verletzung ihres heiligen Bandes) zum Opfer gebracht werden. Für den tiefern Forscher allerdings, und zwar eben so, wie Machiavells Buch vom Fürsten ein Gegengift der Tyrannei werden kann. Was Mittler (der von keinem Theil beachtete Sonderling) über die Ehe sagt, ist eben so wahr als schön. Aber was frommen alle diese Lehren, wenn der menschliche Wille wie eine Drahtpuppe von der Macht der Umstände gegängelt wird? Wohl kommt auch in diesem Roman, dem in Hinsicht des ausgebildeten Styls [113] der Preis gebührt, manches Goldkorn schätzbarer Wahrheit zum Vorschein, so wie mancher feine Blick tiefer Menschenkunde. Wie wär' er sonst ein Werk von Göthe? Aber der sittliche Eindruck geht in dem Geiste des Ganzen, der die Quelle aller Moral verdächtig macht, verloren. Am klarsten spricht sich dieser Geist in einer Aeusserung Charlottens (Thl. II., S. 262) aus: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt, vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen." Hiernach erscheint das Leben, wie Frau von Stael [Anmerkung:] *De l'Allemagne. Paris 1820. II. 92.* in ihrer Beurtheilung dieses Romans bemerkt, als etwas ziemlich Gleichgültiges, es werde wie immer hingebracht; traurig, wenn man es tief ergründet, ziemlich angenehm, wenn man darüber weggleitet; sittlichen Krankheiten unterworfen, die man heilen muß, wenn man kann, an denen man aber sterben muß, kann man nicht davon genesen. — Bei so geistreichen [114] Schriften, wie die von Göthe, kommt indessen sehr viel auf die Sinnesart und die Sehweise des Lesers an. Für den, dessen Seele von erprobter Weisheit geläutert und gekräftigt ist, können sie nur belehrend und bildend seyn. Wär' es aber deshalb der moralischen Kritik erlaubt, ihr Gefährliches für andere Seelen zu verhehlen? [Anmerkung:] *Uebrigens möchte man fast wünschen, daß, wer den Göthe'schen Roman zu lesen sich vornimmt, sich vorher über dessen erbauliche Deutung bei Eckermann, in seinen scharfsinnigen Beiträgen zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Göthe (Stuttgard 1824), Raths erhole.*



II.

Die „Gedichte von Dr. *N. Meyer*. Bremen, gedruckt bei J. G. Heyse. 1814." enthalten auf Seite 305f. eines mit der Überschrift: „Der Adler. An A. v. G.", das allen seinen Bezügen nach (Nikolaus Meyer stand, wie man weiß, dem Goethischen Hause sehr nahe[1]) an keinen andern als an August von Goethe gerichtet sein kann. Überdies bedient sich der Verfasser desselben Bildes, das er für seine Eintragung in Augusts Stammbuch verwendet hatte (siehe Ludwig Geiger, „Goethe und die Seinen", Seite 121). Die Außerordentlichkeit des Zusammenhanges und die Seltenheit des Buches, auf das bisher vermutlich so gut wie gar nicht geachtet worden ist, rechtfertigen wohl den erneuten Abdruck des Gedichtes, der hier folgt:

Der Adler.

An A. v. G.

Hoch von des Felsen höchster Spitze
Erhob ein Adler seinen Flug,
Der ihn zum Sitz der Götter trug.
Er schwang die Flügel; gleich dem Blitze
Durchschnitt er leicht die gröbre Luft,
Daß ihn der Erde feuchter Duft
Nicht mehr umfieng. Die Schwingen malen
Sich purpurn von der Sonne Strahlen;
Doch schaut er noch, mit liebevollem Blick,
Nach seinem Horst, den er verließ, zurück.
Hier lag sein Sohn, ein junger Aar,
Der zwar noch jung, doch schon an Muthe
Dem Vater, wie an edlen Blute,
In allem zu vergleichen war.

„Ha! rief der, schlagend seine Schwingen:
Warum ist mir nicht auch die Kraft verliehn,
Gleich ihm zur Sonne hinzudringen?
Glüht sie denn nur allein für ihn?
Warum muß ich auf dieser Erde weilen,
Soll ich nicht auch des Lichtes Strahlen theilen,
Und dem Olymp entgegen fliehn? —

[306] Der Adler hört mit Lust des Sohnes Klagen,
Senkt seinen Flug, und ruft ihm tröstend zu:
„Verweile noch, mein Sohn, in deiner Ruh,
Bald wird auch dich der reine Aether tragen.
Die Sehnsucht, die dir jetzt den Busen füllt,
Wird oben nur, und nirgend sonst gestillt!

[1] Das „Verzeichniß der Subscribenten" führt unter Weimar auch die Frau Geheime Räthin von Göthe und den Herrn Kammer-Assessor von Göthe, Offizier bei den freiwilligen Jägern [!] auf. — Nikolaus Meyer übersendet ein Velinexemplar seiner Gedichte, das sich noch in Goethes Bibliothek befindet, am 25. April 1814 (Eingegangene Briefe 1814, 168); Goethe dankt erst am 18. Januar 1815 (Briefe XXV, 162). D. Red.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.



Walter Crane als Buchillustrator.

Von

Professor Freiherr Otto von Schleinitz in London.

Mit 10 Abbildungen und 4 Tafeln.

Walter Crane sagt scherzweise von sich selbst: „Ebensogut wie das Schicksal Leute mit einem silbernem Löffel in dem Mund zur Welt kommen läßt, ebensogut mag es möglich sein, daß ich mit Bleistift und Papier geboren bin. Jedenfalls, da ich der Sohn eines Malers bin, kann ich mir meine Jugendjahre nicht anders in Erinnerung bringen als durch jene zum Zeichnen nötigen Requisiten!"

Schon 1859, im Alter von vierzehn Jahren beschäftigte sich Crane damit, Tennyson's „*Lady of Shalott*" durch ein koloriertes Blatt zu illustrieren, eine Arbeit, die bald darauf Ruskin und William James Linton zu Gesicht kam. Beide lobten nicht nur die Zeichnung des jungen Künstlers außerordentlich, sondern Linton war derartig von letzterer entzückt, daß er Crane sofort auf drei Jahre zur Hilfeleistung in seinem Atelier engagierte. Linton zeichnete sich aus als Holzstecher, Drucker, Poet, Schriftsteller und Politiker. Seit 1842 wurde er Geschäftsteilhaber der sehr bedeutenden Firma Orrin Smith, mit der er gemeinsam interessante Arbeiten in den „*Illustrated London News*" veröffentlichte. Linton erlangte nach und nach den Ruf als ein erster Meister im Holzschnitt, so namentlich durch die Illustrationen in dem Blatte „*Pen and Pencil*", der Bücher „*A History of Wood engraving*", „*Practical Hints on Wood engraving*" und „*A Manuel of the Art of Wood engraving*", sämtlich Werke, die als mustergültig gelten und bis zur heutigen Zeit viel von Fachleuten benutzt werden! Linton war der Vertreter einer Schule, die noch in tatsächlicher alter Manier die Tradition aufrecht erhielt, und in diesem Stile den Holzschnitt ausführte. Die ganze Atmosphäre und das künstlerische Milieu, in dem Crane sich hier befand, drängte ihn zur Beschäftigung mit der Buchillustration. Er besaß die Gelegenheit in dem Atelier Linton's den gedachten Kunstzweig vom damaligen englischen Mittelpunkt aus kennen zu lernen. Außer dem gehörte Ruskin zu seinen Vorbildern und William Morris zu seinen Freunden. Das von ersterem verfaßte Buch „*Elements of Drawing*" schätzte Crane besonders hoch. Dann wirkte der Maler Turner mächtig auf des jungen Künstlers Phantasie, so vornehmlich durch sein „*Liber Studiorum*", eine Sammlung von Stichen,



Abb. 1. Walter Crane's für die Uffizien in Florenz gestiftetes Selbstporträt.

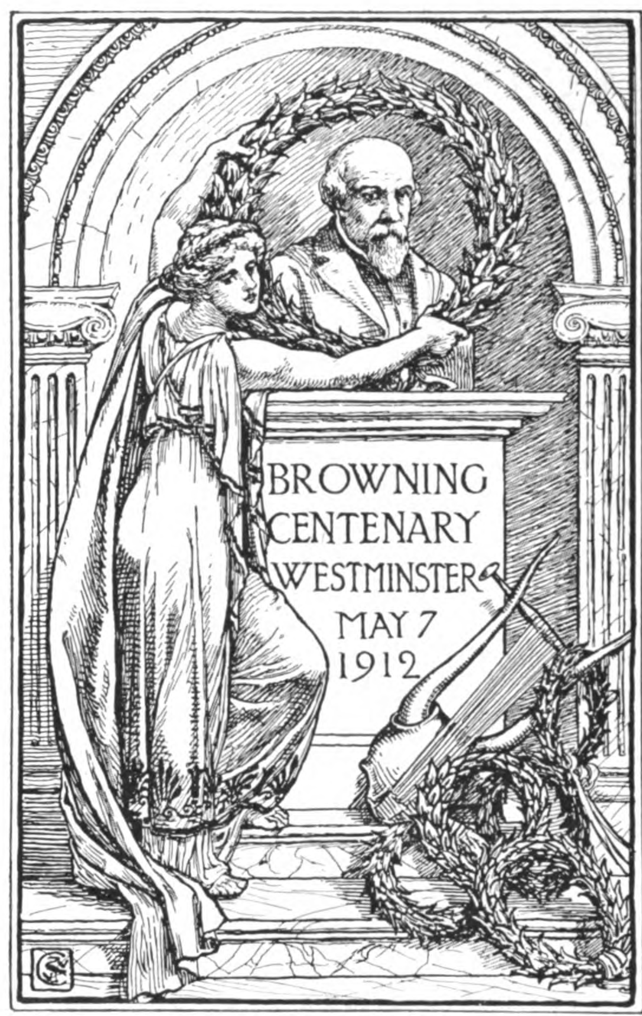


Abb. 2. Gedächtnisblatt zur Centenar-Feier des Dichters Browning.

Radierungen und Schwarzkunstblättern. Jedenfalls hat Walter Crane in Turners Werken stets den Reichtum der Komposition, Erfindung und Motive bewundert.

Den ersten Beitrag für das im Jahre 1859 ins Leben gerufene illustrierte Journal „*Once a Week*", lieferte Crane 1861, also mit sechzehn Jahren. Was diese Tatsache aber zu bedeuten hatte, wird leicht begreiflich wenn man erfährt, daß die angesehensten Künstler ihrer Zeit Mitarbeiter für das erwähnte Blatt waren. So nenne ich nur von ungefähr: Du Maurier, Houghton, Holman Hunt, Charles Keene, John Leech, Lawless, Millais, Pinwell, Poynter, Sandys, Teniel und Whistler. Teniel und Leech repräsentierten unbedingt den alten, die übrigen Illustratoren mehr den neuen, modernen Stil in der englischen Buchdekoration.

Im Jahre 1861 ist die Lehrzeit Cranes bei Linton beendet, mit dem er aber in dauernder naher Beziehung weiter verblieb. Er hatte bei ihm die Technik des Schnittes und Druckes bis in die kleinsten Details kennen gelernt, ein Umstand, der ihm später zu großem Nutzen gereichte. Zu den Freunden des Lintonschen Hauses gehörten außer Mazzini und Garibaldi noch drei italienische, politische Flüchtlinge: Ugolo Foscolo, der Vater Rossettis und der nachmals so berühmt gewordene Oberbibliothekar im British Museum Panizzi. Durch diese wurde Walter Crane mit den italienischen Klassikern bekannt gemacht, namentlich aber auf das Studium Dantes hingewiesen.

Mit siebzehn Jahren lieferte Crane Illustrationen für „*Good Words*", „*Punch*" und „*The New Forest*".

In jener Epoche sind es unter den englischen Dichtern hauptsächlich Tennyson und Keats, die den Jüngling anziehen. Im Gegensatze zu seinem Freunde Burne-Jones, der ein geborner Pessimist war, huldigt Walter Crane dem gleichen Optimismus wie Tennyson selbst. Dieser, Watts und Crane stehen sowohl in ihren Ansichten als Menschen wie in ihrer künstlerischen Ausdrucksweise Burne-Jones insofern gegenüber, als es ihnen Bedürfnis gewesen ist, in künstlerischer Form ihre Weltanschauung zu verkünden und ihr Glaubensbekenntnis abzulegen, das unter Verwerfung jeder dogmatischen Gestaltung den reinen ethischen Kern aller Religionen wiederspiegelt. Sie wollen vor allem Apostel der Humanität sein und die Sache für die leidende Menschheit führen, und es steckt in ihnen ein gut Stück von Herderschem Universalismus und Schleiermacherscher Religionsphilosophie.

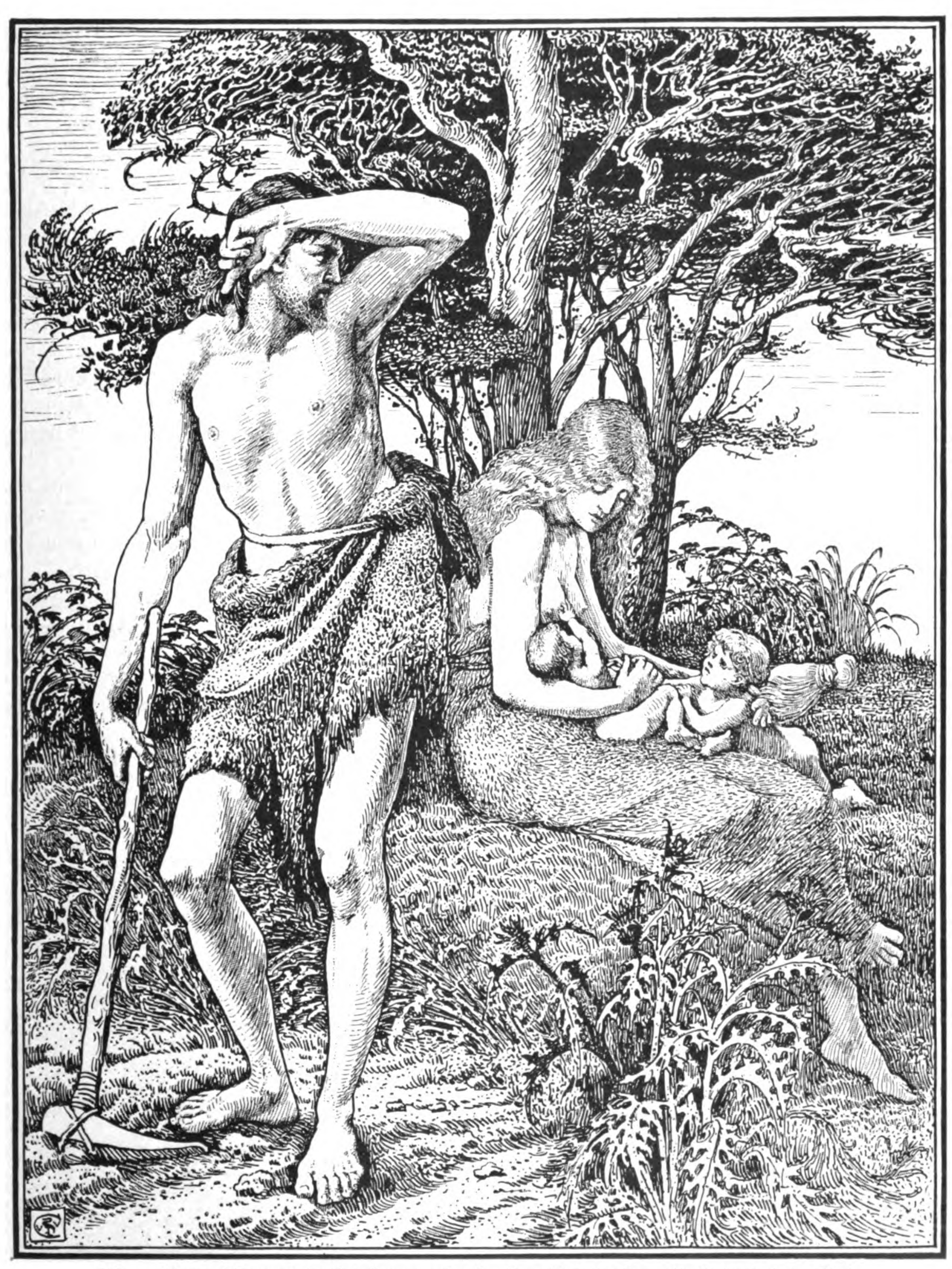


Abb. 3. **Adam** und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradies. Illustration Cranes für die Amsterdamer Bibel.



Abb. 4. Erinnerungs-Medaille für den Kongreß zur Verbrüderung aller Völker. Vorderseite.

Von 1865 bis 1876 entstanden von Crane's Hand etwa durchschnittlich in jedem Jahre zwei oder drei illustrierte Bilder-, Kinder-, Märchen und ABC-Bücher. Diejenigen unter ihnen, die bis auf den heutigen Tag ihren Zauber und Reiz für die Jugend unvermindert erhalten haben, sind: „*The Song of Sixpence*", „*Blaubart*", „*Baby's own Alphabet*", „*The sleeping Beauty*" (Dornröschen), „*Babys Opera*" und „*Babys Bouquet*". „Schon früh", so erzählt Walter Crane inbezug auf diese Werke in seiner Autobiographie, „beklagten sich die Buchhändler, daß meine Farben nicht das seien, woran man sich gewöhnt habe, d. h. sie wirkten nicht lebhaft genug! Die damaligen Käufer suchten Giftgrün und Scharlachrot, was sie bei mir und meinen Freunden nicht fanden. Wir hielten uns aber, und jetzt, fürchte ich, sind unsere frühesten Bilderbücher vielleicht sogar allzukräftig und barbarisch für ein Publikum, das durch die lange Reihe der Verfeinerungen der mir persönlich so nahe stehenden, lieben Kollegen Randolph Caldecott und Kate Greenaway verwöhnt worden ist."

Ferner besitzen die beiden nachstehenden, 1870 erschienenen Bücher ein Anrecht nicht in Vergessenheit zu geraten: „*The Merrie Heart*", eine Sammlung von Kinderstubreimen und „*King Gab*" (Cassel und Co.). Von dem unerschöpflichen Phantasiereichtum des Künstlers erhält man eine Vorstellung, wenn man erwägt, daß kurz hintereinander die illustrierten Bücher mit folgenden Titeln veröffentlicht wurden: „*This little Pig went to Market*" und „*King Luckie boy*" („Dies kleine Schwein ging zu Markte" und „Das Glückskind"). Als eine der humorvollsten Erzählungen muß endlich genannt werden: „*The House that Jack built*" (das von Hans erbaute Haus) „*Frau Trot und ihre komische Katze*" und „*Rotkehlchen*". Die Figuren in diesen Büchern sind mit kräftigen Strichen, scharf begrenzt und meist so groß gezeichnet, wie es der Raum nur irgend gestattet, ohne die Gesetze der Perspektive zu verletzen. Allgemein gesprochen kann man behaupten: die Harmonie der Illustration mit dem englischen Buche, und dies als ein einheitliches Ganzes dargestellt, und vorbildlich in dieser Beziehung gewirkt zu haben, ist das Verdienst der Praeraphaeliten. Vor allem aber gebührt Burne-Jones, Morris und Walter Crane in der Entwickelung und Geschichte des illustrierten Buches ein unvergängliches Ruhmesblatt. Walter Crane urteilt in seinem Essay: „*The English Revival of decorative Art*" wie folgt über die Praeraphaelitische Bewegung: „Um den Ursprung in unserer Renaissance zu bezeichnen, müssen wir bis auf die Tage der Praeraphaelitischen Vereinigung zurückgehen .... Sie fügten ihren Werken die Macht der modernen Analyse hinzu und



Abb. 5. Erinnerungs-Medaille für den Kongreß zur Verbrüderung aller Völker. Rückseite.



Tafel 4. „König Arthur's Ritter“. Sir Geraint und Lady Enid in der verlassenen römischen Stadt.



Abb. 6. Aus „Die lustigen Weiber von Windsor", Akt. III, Szene 3.

schenkten ihre Aufmerksamkeit ebensosehr allen Zweigen der Zeichnung wie der Malerei!“ Obgleich die formelle Gründung des Praeraphaelismus im Jahre 1848 stattfand, so datiert Crane seine künstlerische Geburt doch erst auf den Beginn des Jahres 1850, das heißt, seit dem Erscheinen der illustrierten Zeitschrift „*The Germ*“ (der Keim). Heute ist ein vollständiges Exemplar der, meiner Ansicht nach, denn doch etwas zu hoch eingeschätzten Zeitschrift „*The Germ*“ nur sehr schwer zu bekommen. Richtig bleibt es ja allerdings, daß es bis zu jener Zeit niemand eingefallen war, die äußere Gestalt eines Buches, oder einer Zeitschrift mit ihrem Inhalt und ihren Illustrationen, sowie durch den Druck harmonisch zu gestalten.

Walter Crane ist in seiner Behandlungsweise des Buches viel biegsamer wie Morris, das heißt, liegt ein antiker, klassischer Gegenstand vor, so fällt das Werk auch äußerlich und in der Illustration so aus, wie zum Beispiel in „*Echoes of Hellas*“, oder wenn umgekehrt ihm die Aufgabe gestellt wird, eine Arbeit wie „*Book of Wedding Days*“ (Longmans & Co.), einen Notizkalender für Hochzeiten herzustellen, so ist die Randzeichnung, dem modernen Gegenstand entsprechend, auch in freieren Zügen gehalten. Ein wirkliches Problem löste der Künstler in seinem „*Wonder Book*.“

Nachdem der Meister 1886 die Vorlagen für „*The Baby's own Aesop*“ gezeichnet hatte, entstand eine Serie von sehr beliebten Büchern, so unter andern: „*A Romance of Three R's*“, die eine Phantasie über die Motive des Lesens, Schreibens und Rechnens darstellen. Dann folgt: „*Legends for Lionell*“ und 1889 durch die Verlagsfirma Cassel & Co. „*Flora's Feast*“, ein Werk, in dem die Blumen personifiziert auftreten, etwa eine Art von Illustration wie in „*Les fleurs animées*“. Die bezüglichen Probedrucke kolorierte Crane dann selbst als Vorlage für den Buntdruck. Es ist ein Buch, das sich als Liebling auch des erwachsenen Publikums erwiesen hat.

Gleichfalls kam 1891 „*Renascence*“ bei der Verlagsfirma Elkin Mathews heraus. Die geistige Urheberschaft dieser metrischen Dichtung nebst ihrer Illustration gehört Crane ganz allein. Rossetti, der Maler-Poet, kann sich überhaupt einen Maler gar nicht anders vorstellen, als daß er zugleich auch ein Dichter sein muß. Crane bezeichnet den Genannten als den einzigen Praeraphaeliten unter den Malern jener Epoche, der dekorative Anlage besaß. Hinsichtlich des dichterischen Talents gleichen beide Künstler William Morris, mit dem Crane ebenso in diesem Jahre „*The glittering Plain*“ illustrierte. Der letztere zeichnete die eigentlichen Bilder, während Morris die ornamentalen Randleisten, das Titelblatt und die Initialen entwarf. Gedruckt wurde das Buch in der „*Kelmscott Press*“. Auf einer Auktion bei Sotheby wurde das Werk mit 2280 Mark bezahlt. Es war dies der höchste Preis für ein aus der genannten Druckerei hervorgegangenes Buch. Trotzdem nun die bezügliche Illustration so gelungen ausfiel, zog Morris ihren Urheber doch zu keiner ähnlichen Arbeit mehr heran, vielmehr trat Burne-Jones an seine Stelle. Zur Erklärung dieses Umstandes sagt Crane offen genug: „Ich glaube, ich war Morris zu wenig gotisch veranlagt!“

Zu Weihnachten 1895 wurden „*Aschenbrödel*“ und „*Puss in Boots*“, vermehrt, in einer Neuausgabe verlegt, beides Werke, die an das Kinderherz nicht vergebens appellierten. Eine der wichtigsten Arbeiten Crane's erschien 1898 bei Bell & Sons „*The Bases of Design*“ (die Grundlagen der Zeichenkunst), und hat sich diese namentlich für Kunstgewerbe-Schüler als unentbehrlich erwiesen. In demselben Verlage kam 1900 „*Line and Form*“ heraus, in welchem der Künstler hochinteressante Auseinandersetzungen über Naturalismus, Realismus und Idealismus in allgemein verständlicher Weise vorträgt. Unterbrechungen erleiden alle diese Werke durch Herstellung von Malereien, Zeichnungen und kunstgewerblichen Objekten.

Im Auftrage der Bibelgesellschaft in Amsterdam, fertigte Crane für eine in vier Sprachen erscheinende Bibel, die hier zur Ansicht gebrachte Federzeichnung an: „*Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese*“ (Abb. 3). In derselben Manier wurde die Illustration zu Shakespeare's „*Die lustigen Weiber von Windsor*“ ausgeführt. Als Proben folgen hier die beiden Blätter aus Akt III, Szene 3 und 4. In der ersteren sagt Falstaff zu Frau Page: „Ich liebe dich, — hilf mir nur weg! laß mich da hinein kriechen!“ Szene 4 enthält Anna's Ausspruch: „Wer weiß, er hat wohl Recht?“ (Abb. 6 und 7).



Abb. 7. Aus „Die lustigen Weiber von Windsor", Akt III, Szene 4.

Gleichfalls in Schwarz und Weiß ist ein Gedächtnisblatt zur *Centenar-Feier des Dichters Browning* gehalten (Abb. 2), und ferner eine *Erinnerungs-Medaille für den Kongreß zur Verbrüderung aller Völker* (Abb. 4 und 5), sowie endlich ein hübsch entworfenes und gezeichnetes *„Programm zu einem Weihnachts-Kinderfest“* (Abb. 8).

Von den kürzlich mit farbigen Illustrationen erschienenen, reizenden, humoristischen Bilderbüchern, erwähne ich vor Allem: *„One, two, buckle my Shoe“* (Abb. 9 und Tafel 1 und 2) und *„A Gaping-Wide-Mouth Waddling Frog“* (Abb. 10). Eins der wundervollsten, je in Farben von Crane illustrierten Büchern, betitelt sich: *„King Arthur's Knights, by Henry Gilbert. With 16 Illustrations in Colour by Walter Crane. Edinburgh & London: T. C. & E. C. Jack. 1911“*. Die beiden hier wiedergegebenen Illustrationen stellen die Szene dar *„young Owen appeals to the King“* (Tafel 3) und *„Sir Geraint and the Lady Enid in the deserted Roman Town“* (Tafel 4). Dies ist ein so schönes Werk, daß nicht nur Knaben und Mädchen, für die es ursprünglich gedacht und verfaßt wurde, sondern auch die Gelehrtesten der Gelehrten ihre wahrhafte Freude daran haben! Das hier zur Illustration gelangte Selbstporträt fertigte Crane infolge einer Aufforderung der Uffizien in Florenz für dies Institut an, eine bekanntlich jeden Künstler mit Stolz erfüllende hohe Auszeichnung und Ehrung.

Walter Crane schafft auch heute noch unentwegt in alter Tatkraft fort, so daß uns in nicht gar ferner Zeit wiederum einige prachtvolle Werke beschieden werden sollen!

Aus den Kreisen des Jungen Deutschlands.

Von

Hofbibliotheksdirektor Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt.

Im Jahre 1837 hatte ein junger Darmstädter, Dr. Heinrich Künzel, der, am 28. Dezember 1810 geboren, sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Literatur gewidmet hatte und dann einige Jahre in seiner Vaterstadt als Lehrer an Instituten und als Hilfsarbeiter an der Großherzoglichen Hofbibliothek tätig gewesen war, den Plan gefaßt, eine Sammlung von Musterbeispielen deutscher Prosa von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu veranstalten, in deren Anhang er kurze biographische Mitteilungen über die aufgenommenen Schriftsteller mit knapper Würdigung ihrer Leistungen bringen wollte. Um bei lebenden Schrifstellern hierfür zuverlässige Unterlagen zu gewinnen, hatte er den praktischen Weg eingeschlagen, jene selbst um die nötigen Angaben zu bittten. Eine Antwort ist erhalten und zwar die Karl Gutzkows, die folgendermaßen lautet:

Herrn Dr. Küntzel in Darmstadt.

Geehrter Herr!

Für die Auszeichnung, mit der Sie mich bedenken wollen, sehr verpflichtet, sag' ich Ihnen gern, daß ich am 17. März 1811 das Licht dieser trüben Welt erblickt habe.

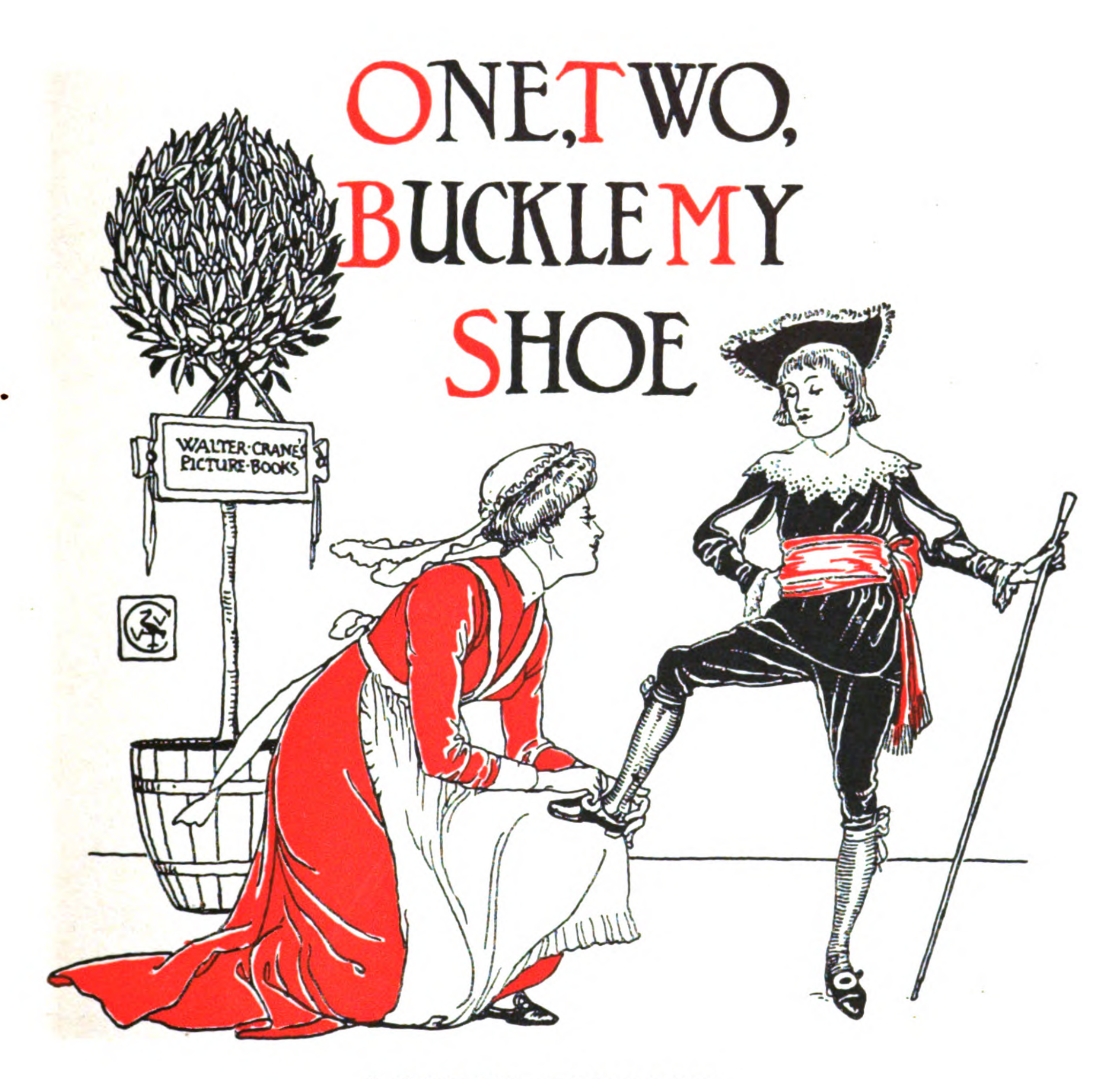
Von den Napoleoniden sollten Sie manches über Bord werfen, da es nur biographischer und Notizenballast ist. Einzelne Parthien aus den Öff. Charakteren z. B. Einleitung zu Mehemet Ali, einige Stellen aus Martinez della Rosa und dazu Einiges aus den Napoleoniden würde, glaub' ich, besser für mich zeugen, als ein ganzes Stück.

Bei dieser Gelegenheit erlaub' ich mir die Voraussetzung, daß Sie in Darmstadt den Herrn K. Buchner kennen und bitte Sie, in betreff der *Waden*, in welche er mir gern zu beißen pflegt, ihm doch gefälligst zu sagen, daß das junge Deutschland vor einigen Tagen trotz dieser Waden das erste Ei zur Welt gebracht hat: einen kräftigen Knaben nämlich, von dem meine Frau entbunden ist.

Mit der Bitte, mir diesen Auftrag nicht übel zu nehmen und dem Wunsche, Ihrem verdienstlichen Werke bald als Kritiker begegnen zu dürfen

Frankfurt, d. 1. Mai 37. Ihr ergebenster Gutzkow.





LONDON: JOHN LANE
THE·BODLEY·HEAD
NEW·YORK: JOHN·LANE·COMPY.

Tafel 1. „Eins, zwei, Du, schnalle meine Schuh!" Titelblatt.

UNDER · THE · AUSPICES · OF · THE · POETRY · SOCIETY

CHRISTMAS · FAIRY · FÊTE
FOR · CHILDREN · OF · ALL · AGES
HOTEL · CECIL · JANUARY · 5 · 1911 · 3 TO 7 P.M

PROGRAMME

Abb. 8. Ein von Walter Crane entworfenes Programm zu einem Weihnachts-Kinderfest.

Künzels Werk ist im folgenden Jahre bei Johann David Sauerländer in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Drei Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart" in drei Teilen erschienen und von der Kritik gut aufgenommen worden. 1868 erschien eine zweite (Titel-)Ausgabe als „Hausschatz deutscher Prosa vom Entstehen bis auf die Gegenwart". Von Gutzkow hatte Künzel im dritten Bande gebracht: „Der Styl Göthes" und „Die Bedeutung Göthes für die deutsche Literatur" (beide aus dem Werk „Über Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte". Berlin 1836), sowie „Die Napoleoniden" (aus „Öffentliche Charaktere". Hamburg 1835. Erster Teil).

Der Justizrat Karl Buchner in Darmstadt, an den Künzel einen Auftrag Gutzkows ausrichten sollte, hatte sich mit Gutzkow zuerst in einem in der Hamburger Zeitschrift „Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle" Nr. 1138—1141 vom 23. bis 30. Dezember 1835 erschienenen Aufsatz „Die Menzel-Gutzkowsche Fehde" beschäftigt, der ziemlich unbefangen Entstehung und Entwickelung dieses Streites darstellte. Gutzkow antwortete gereizt im „Telegraph" und warf Buchner vor, er beschäftige sich bald im „Phoenix", bald in der Hamburger



„Börsen-Halle" damit, alle nur möglichen Gerüchte, die über ihn in die Welt ausgegangen seien, zu registrieren und eine laufende Literaturchronik aus Klatschereien zusammenzusetzen. Die beiden Gegner erhitzten sich immer mehr und ließen sich auch zu ziemlich kleinlichen persönlichen Stichen herab, zu denen auch Buchners Anspielung auf Gutzkows dürftige Waden gehörte, die in den „Blättern" Nr. 1295 vom 24. Dezember 1836 recht an den Haaren herbeigezogen war. Buchners Rechtfertigung in Nr. 1323 vom 27. Februar 1837, in der er die Angelegenheit nochmals mit Behagen breit tritt, war auch nicht gerade geeignet, Gutzkow zu besänftigen.

Im Frühjahr desselben Jahres begab sich Künzel, der schon größere Reisen in Deutschland, der Schweiz und Oberitalien gemacht hatte, nach Paris, wo er mit vielen dort weilenden deutschen Landsleuten und ausgezeichneten französischen Gelehrten und Künstlern in Beziehungen trat. Der Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs sagte ihm aber auf die Dauer nicht zu, er wandte sich daher im Jahre 1838 nach London, das er durch einen früheren kürzeren Aufenthalt schon kannte. Bei seiner Abreise von Paris schrieb ihm Heinrich Heine in sein Stammbuch die Verse:

Du reißt dich los von braunen Hälsen,
Du fliehst die gallischen Brünetten,
Doch hinter Albions weißen Felsen
Schon harren deiner blonde Ketten!
Leb wohl! Erlaubt's die neue Herrschaft drüben,
Bleib eingedenk der Freunde, die dich lieben.

Paris, den 29. Januar 1838. Heinrich Heine.

Wie sehr Heine ihn schätzte, ergibt sich auch aus einem kurzen Schreiben, leider dem einzigen, das sich bei Künzels handschriftlichem Nachlaß, der sich jetzt in der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt befindet, erhalten hat. Künzel selbst hatte schon manche Briefe berühmter Zeitgenossen als Autographen verschenkt, und nach seinem Tode scheint noch mehr abhanden gekommen zu sein.

Liebster Künzel! Paris, den 18. Mey 1838.

Ich weiß nicht wann Ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen und will Ihnen daher bloß die nächste Veranlassung derselben wissen lassen. Sie sollen nemlich als Empfehlungschreiben für eine junge Dame dienen, die nach London reist um dort für ihre Talente eine verdientere Wirksamkeit, als Paris ihr bisher geboten, zu suchen. Sie will Unterricht geben, namentlich in der Musik. Sie sind gewiß dort schon so bekannt, daß Sie ihr Stunden verschaffen und ihr überhaupt in dieser Beziehung nützlich seyn können. Es ist ein gutes Werk und Sie werden sich leicht selbst überzeugen, daß die Person Ihre Theilnahme und Verwendung verdient. — Ich habe sie zu gleicher Zeit an Moscheles empfolen.

Da ich Ihnen dieser Tage per Post schreibe, so will ich diesem Briefe nichts mehr hinzusetzen als die Versicherung meiner herzlichsten Freundschaft. Seyen Sie überzeugt, daß ich an wenige Landsleute mit so großer Freude denke, wie an Sie, lieber Künzel! Bewahren Sie mir Ihre liebreiche Gesinnung.

Heinrich Heine.

Die empfohlene junge Dame hat unter diesen Brief am 13. Juni 1838 folgendes geschrieben: La date de cette lettre est bien ancienne, n'est-ce pas, Monsieur? il y a effectivement long tems que je l'ai entre les mains, mais il n'y a que dix jours que j'ai quitté Paris et lorsque je suis partie Mr. Heiné souffrait tant de ses yeux et de sa tête, que les médecins lui avaient défendu d'écrire et de lire, ce qui fait qu'il n'a pas pu renouveller sa recommandation près de vous en ma faveur. — Der Rest dieses Zusatzes, in dem die Dame, Fräulein I. du-Motet, Künzel bittet, sich für sie zu verwenden, ist hier ohne Interesse.

Einige Jahre nach seinem Pariser Aufenthalt hat Künzel die Eindrücke, die er im persönlichen Verkehr von Heine als Mensch empfangen hatte, in einem ausführlichen Schreiben an August Nodnagel in Darmstadt zusammengefaßt, das ohne Nennung seines Namens in Nodnagels Werk „Deutsche Dichter der Gegenwart" (Darmstadt 1842, Seite 248—250) abgedruckt ist. Die für Heine sehr günstige Würdigung schließt mit den von Nodnagel weggelassenen Worten: Heine ist, wie jeder Mensch, ein Produkt seiner Verhältnisse und seiner Zeit. Wie er



WELL, I must buckle to, and put a good face (-pre-face) on the matter as I have to introduce the latest addition to the already considerable family of Crane-reprints.

Here we have those delightful rigmaroles "ONE, TWO, BUCKLE MY SHOE" and "A GAPING-WIDE-Mouth -WADDLING-FROG": but what, it may be asked, is "MY MOTHER" doing in such company? I shrewdly suspect, if we knew the truth, that she is really the author of both. It is probable, however, that both legends have been transmitted through a long line of mothers, assisted, perhaps, by nurses, but I had them direct from my Mother.

"A pleasing romance of domestic incident runs through One, Two, Buckle my shoe", while the "Waddling Frog" shows a rich and sumptuous imagination, if a little inconsequent, except numerically; but if he sets us agape with astonishment, his own "Wide-Mouth" seems capacious enough to swallow all the marvels by land or sea which he enumerates.

These two are quite early Cranes – almost pre-historic (please notice, however, the up-to-date additions):

"My Mother" is mid-Victorian, - just after crinolines had gone out – but mothers are always in fashion,

Abb. 9. Vorrede Walter Crane's zu seinen Kinderbüchern: „Eins, zwei, Du, schnalle meine Schuh!“ „Der mit weit aufgerissenem Maule gähnende, watschelnde Frosch“.

sich oft in seinen Liedern in seligen Träumen wiegt, dann aber plötzlich aus seinem Himmel sich selbst hinabstürzt und sich dem bittersten Hohn. überläßt, das alles hat er als Mensch durchfühlt und durchlebt. Trägt er aber auch oft die Hölle in seiner Brust, so kann er sich doch stets auch wieder den Himmel aufschließen, denn in allen Stürmen und Lagen seines Lebens ist er Dichter geblieben.

In London, wo er nun einen längeren Aufenthalt nahm, der dann und wann durch eine Reise in die Heimat unterbrochen wurde, gelang es Künzel rasch, als Lehrer und Mitarbeiter

angesehener deutscher und englischer Blätter eine angenehme, einträgliche und geachtete Stellung zu erwerben. Auch hier kam er mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern, Geistlichen, Gelehrten und Schriftstellern in vielfache Berührung, die er zu einer Vermittelung zwischen deutschem und englischem Geistesleben nutzbar zu machen sich bemühte. Von großem Vorteil dabei waren ihm namentlich seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem späteren preußischen Gesandten Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen und sein Verkehr in dessen gastlichem Hause. Ich kann es mir nicht versagen, hier aus jenen Tagen wenigstens zwei Briefe hervorragender Engländer mitzuteilen, von denen der eine durch seinen Inhalt gerade heute wieder zeitgemäß geworden ist, da in England und in Deutschland einzelne Persönlichkeiten wie zu diesem Zweck gegründete Vereinigungen sich bemühen, die Entfremdung zwischen beiden Nationen zu beseitigen. Wenn wir in einem Schreiben des Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitees an die Anglo-German Friendship-Society in London die Worte lesen: „Als eines der vornehmsten Ziele erscheint uns die Verbreitung einer besseren und ausgiebigeren gegenseitigen Kenntnis der beiden Länder" (vgl. „Frankfurter Zeitung" vom 13. Februar 1912. Erstes Morgenblatt Seite 1), so begegnen uns darin dieselben Gedanken, die vor mehr als siebzig Jahren auch Dr. Künzel bei seinen Bestrebungen geleitet haben, und die ihren Widerhall finden in einem schönen Briefe eines damaligen Freundes deutschen Wesens in England, des großen Schotten Thomas Carlyle.

Newby, Annan, N. B. 12 Aug[t], 1841 —

Dear Sir.

Your letter with the Portrait of Merck has found me here. I have often heard of the sardonic Merck, have read some of his letters; but never had any likeness of his face before. I return you thanks for this view of him.

It is not very clear to me what benefit my good wishes for your new international literary journal, the *Britannia*, can bring you: but, at any rate, without volition of mine, you have them. Such enterprises may be conducted with all degrees of merit, with all degrees of faithfulness, openmindedness and insight; but with almost any degree, their tendency is sure to be useful. It will give me real pleasure to hear that you succeed. He that honestly interprets between his own country and another, that makes his own country understand another, is doing in all manner of senses, a good service. It is with Nations as with men: if they knew each other, if each clearly saw what the other meant, there *could* be no hostility among them, they would find that at bottom they were all cooperating. Heartily wishing you good speed, Yours very truly T. Carlyle.

Born 4[th] December 1795 in the village of Ecclefechan, Dumfriesshire, Scotland; of Peasant parents in tolerable circumstances, and distinguished, both of them, for faculty and worth. Educated at Edinburgh University, with a view first to the church, but quitted that; then to the law, but quitted that also: quitted several things; came at last to literature. Had learned German (a very rare language in England then) about 1820, from a comrade who had been to Göttingen. Published etc. etc. Thanks Goethe and certain other Germans always for much. Has nearly quitted all study of German these seven years and altogether quitted all *Verbreitung* of it, or speak about it, seeing that go on fast enough without him. Has written two Books: *Sartor Resartus*; and *The French Revolution*; — which two let any one that wants to know him see. T. Carlyle.

Bei Künzels Nachlaß fanden sich noch zwei Abzüge des Bildnisses Johann Heinrich Mercks in dem Stiche von F. Girsch nach der im Großherzoglichen Museum in Darmstadt befindlichen Hillschen Kopie des 1772 durch den hessischen Hofmaler Johann Ludwig Strecker gemalten Ölbildes. Es ist daher wahrscheinlich, daß Künzel Carlyle dieses Blatt geschenkt hat, zu dessen Anfertigung der junge 1838 im Alter von 17 Jahren von Friedberg nach Darmstadt gekommene Künstler vielleicht durch Künzel selbst veranlaßt worden ist. Dafür spräche auch, daß dieser um dieselbe Zeit sein eigenes Bildnis durch Girsch in Kupfer hat stechen lassen. Girschs Merck wäre in diesem Falle zwischen 1838 und Sommer 1841 entstanden.

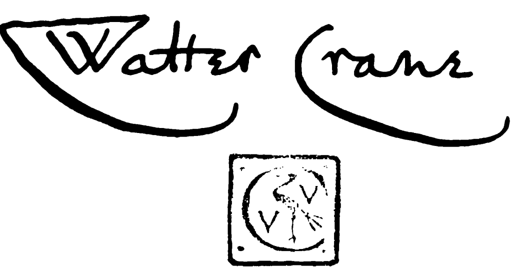
Die biographischen Angaben auf einem besonderen, dem Briefe beigelegten Blatt hat Carlyle offenbar auf eine an ihn gerichtete Bitte Künzels als Grundlage für einen Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsatz geschrieben. Demselben Streben nach Genauigkeit verdanken wir einen ausführlichen Brief von Charles Dickens über sich selbst, der zwar jetzt keine sonst unbekannten Angaben über des Dichters Leben bringt, den man aber doch im Jahre der hundertsten Wieder-





Tafel 3. „König Arthur's Ritter". Titelblatt.
König Arthur versichert dem jungen, verwundeten Ritter Owen, der ihm das Leben gerettet, seine ständige Gnade

bless them, - and you also, dear children, whether of the old or the new world, who, having chosen your parents wisely, have become possessors of this book, may your shoes never want buckling, and if by any mischance you should lose one, may Good Luck always find a spare one for you, and so set you on your feet again.



Kensington, June 1910.



Abb. 10. Vorrede Walter Crane's zu seinen Kinder-Bilderbüchern: „Eins, zwei, Du, schnalle meine Schuh!“ „Der mit weit aufgerissenem Maule gähnende, watschelnde Frosch“.

kehr seines Geburtstages mit Vergnügen lesen wird. Den Herausgeberinnen der „Letters of Charles Dickens. Edited by his sister-in-law and his eldest daughter. In three volumes. London 1879—1880“ ist er entgangen. Wie viele Dickensbriefe jener Zeit ist auch dieser sorglos nur durch Wochentag und Tageszeit datiert, daß er aber 1838 und in London geschrieben ist, ergibt sich aus dem Inhalt. Künzel hat ihn gleich zu einer kurzen Lebensbeschreibung und einer hübschen Würdigung des Dichters verwertet, die er am 18. September 1838 an den Verleger Brockhaus in Leipzig geschickt hat; sie ist im ersten Bande des Brockhaus'schen „Kon-

versations-Lexikons der Gegenwart. In vier Bänden". Seite 1034—1036. Ende 1838 gedruckt worden. Die beiden ersten Sätze des Briefes beziehen sich offenbar auf ein Probeheft dieses Lexikons, über das Künzel Dickens' Urteil erbeten hatte.

Doughty Street Monday Evening

My Dear Sir.

Pray keep the English authors as long as you please. I only wish the collection were a more comprehensive and interesting one.

I am ashamed to confess that — in the hurry of many engagements — I have quite forgotten your request. That I may forget it no longer, I will tell you „all I know" at once.

I was born at Portsmouth, an English seaport town principally remarkable for mud, Jews, and Sailors, on the 7th of February 1812. My father holding in those days a situation under Government in the Navy Pay Office, which called him in the discharge of his duty to different places, I came to London a child of two years old, left it again at six, and then left it again for another Sea Port town — Chatham, where I remained some six or seven years, and then came back to London with my parents and half a dozen brothers and sisters, whereof I was second in seniority.

I had begun an irregular rambling education under a clergyman at Chatham, and I finished it at a good school in London — tolerably early, for my father was not a rich man, and I had to begin the world. So I began it in a Lawyers Office — which is a very little world, and a very dull one — and leaving it at the expiration of two years, devoted myself for some time to the acquirement of such general literature as I could pick up in the Library of the British Museum, — and to the study of Short Hand, with a view to trying what I could do as a reporter — not for the Newspapers, but legal authorities in our Ecclesiastical Courts. I was very successfull in this pursuit — was induced to join the Mirror of Parliament, a publication which was at that time devoted solely to the Debates — and afterwards to attach myself to The Morning Chronicle where I remained until the four or five first numbers of the Pickwick Papers had appeared, and in the columns of which Journal most of my shorter Sketches were originally published. Some few appeared in the old Monthly Magazine. I may tell you that I was considered very remarkable at the Chronicle, for an extraordinary facility in writing and so forth — that I was very liberally paid during my whole connection with the paper — and that when I quitted it, Pickwick was rapidly approaching the zenith of its fame and popularity.[1]

The rest of my career up to this time, you know. I may add for your guidance in any little notes you may throw together of my „Life and adventures" that I was a great reader as a child, being well versed in most of our English Novelists before I was 10 years old — that I wrote tragedies and got other children to act them — that I won prizes at school; and great fame — that I am positively assured I was a very clever boy — that I am now married to the eldest daughter of Mr. Hogarth of Edinburgh, a gentleman who has published two well known works on music and was a great friend and companion of Sir Walter Scott's — and that, being now in my twenty seventh year, I hope with God's blessing to retain my health, spirits, fancy, and perseverance (such as they are) for many years to come.

As to my means of observation they have been pretty extensive. I have been abroad in the world from a mere child, and have lived in London and travelled by fits and starts through a great part of England, a little of Scotland, and less of France, with my eyes open. Heaven send that some kind wind may ere long blow me to Germany!

There — I have said more about myself in this one note than I should venture to say elsewhere in twenty years. If you can make anything of such a jumble of matter, and — more than all — interest anybody in it, your ability my dear Sir will have exalted your subject.

Believe me
Very truly yours
Charles Dickens.

D. Küenzel.

If it be any consolation to the German Ladies to know that I have two children, pray tell them so.

Aus der Zeit von Künzels Londoner Aufenthalt in den Jahren 1838 und 1839 stammen einige für die Geschichte des Jungen Deutschlands nicht uninteressante Briefe Ludwig Wihls, mit dem Künzel in Paris ganz besonders befreundet gewesen zu sein scheint. Ludwig Wihl (1807—1882), der ursprünglich orientalische Philologie studiert hatte, dann aber, weil er als Jude auf eine Professur in seinem Vaterlande Preußen nicht hoffen durfte, sich der Dichtkunst und Schriftstellerei zugewandt hatte, ohne es aber auf beiden Gebieten zu hervorragenden Leistungen zu bringen, stand damals in engen Beziehungen zu Gutzkow und Heine und seinen redseligen

[1] The Sketches, I should have told you, had been previously collected and published with amazing success, and have since gone through many editions.



Briefen an Künzel verdanken wir manche Mitteilung über beide Dichter. Die Freundschaft mit diesen ging bald darauf in die Brüche, und Heine, der durch einen biographischen Artikel Wihls über ihn in Gutzkows „Telegraph“ schwer gekränkt war, äußerte sich in sehr scharfen Worten über den ehemaligen Freund, wie man in Englers Abhandlung in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“ 1892. 5,322 und in Ludwig Fränkels Darstellung in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ 42, 471 nachlesen mag.

Wihls Briefen schicke ich ein paar Worte voraus über den darin erwähnten Kreis junger Deutscher in Paris und London, deren Sammelpunkt in Paris das Lesekabinett der Herren Baer und Ebbinghausen gewesen zu sein scheint. Es gehörten ihm an die beiden Darmstädter Altersgenossen Künzels, der Zeichner und Lithograph Christian Schüler (geboren 1811) und der Musiker August Müller (geboren 1810, gestorben 1867 als Hofkonzertmeister zu Darmstadt), der als der bedeutendste Virtuos seiner Zeit auf dem Kontrabaß galt. Niklas Müller (1809 zu Langenau bei Ulm geboren, gestorben 1875 zu New York) war Buchdrucker und ein begabter Liederdichter, er hielt sich damals zu seiner weiteren Ausbildung längere Zeit in London und Paris auf. Künzel stand auch noch später in Beziehungen zu ihm. Elson ist der Violinspieler und Komponist Eduard Eliason (geboren 1811 zu Frankenthal), der sich nach einem längeren Aufenthalt in England und Frankreich 1842 als Musiklehrer in Frankfurt a. M. niederließ. Mit dem Pariser Advokaten Pol Nicard (geboren 1805) waren diese jungen Deutschen jedenfalls durch seine deutschen Sprachstudien, die er später als Übersetzer verwertete, bekannt geworden. Wihl vermittelte die Bekanntschaft mit dem berühmtesten Deutschen in Paris, Heinrich Heine, der, wie Künzel sagt, „stets half, wo er konnte, und in das Lebensschicksal vieler Landsleute in der Fremde wohltätig eingriff.“ Niklas Müller schrieb an Künzel im Juni 1838, als er auf der Rückreise von London sich in Paris aufhielt: „Wihl hat mich wirklich recht freundlich aufgenommen, auch Heine, mit dem er mich bekannt gemacht hat, und dem ich Ihren Brief gegeben.“

Zu den deutschen Schriftstellern, die sich damals in Paris aufhielten, gehörten auch einige zweifelhafte Persönlichkeiten, wie der in dem ersten Briefe Wihls erwähnte Adelbert von Bornstedt. Dessen Gegner Eduard Beurmann war aber gerade am wenigsten befugt, ihm die deutschen Regierungen geleisteten Spitzeldienste vorzuwerfen, denn er selbst lieferte dem österreichischen Ministerium sogenannte „Konfidentenberichte“ über das Junge Deutschland. (Vgl. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911. Seite 156, 161.)

Künzels frühere Beziehungen zu Bornstedt werden für das Jahr 1836 durch zwei Briefe von dessen Hand an „Monsieur le Dr. Künzel, Rédacteur du journal le Phönix. Darmstadt.“ bezeugt. In dem einen gibt der Schreiber Künzel einige Winke für eine Besprechung seiner 1836 bei O. Wigand in Leipzig erschienenen „Pariser Silhouetten“, der zweite handelt von dem auf Künzels Vermittelung durch den Verleger des „Phoenix“, J. D. Sauerländer in Frankfurt, übernommenen Verlag eines 1837 daselbst unter dem Titel „Basreliefs“ erschienenen Werkes Bornstedts. Die Briefe sind in verschiedenen Beziehungen von Interesse; ganz modern erscheinen z. B. Bornstedts Anschauungen von einer guten Buchausstattung und seine Abneigung gegen Blümchen und Schnörkel.

Frankfurt, den 21ten Juli 1836.

Mein werther Herr.

Ihrer Erlaubniß zufolge erlaube ich mir, Ihnen einige Notizen hier zu übersenden, und bäte Sie recht sehr, von meinem Buche in den nächsten Nummern zu sprechen. Sie würden mich verbinden, wenn Sie ein Capitel auszögen und in einer Anmerkung hinzufügten:

1°, daß diese 2te Lieferung als Vervollständigung der Schilderung des Pariser Lebens mit der 1ten verbunden ein wohlgenügendes Buch für den Reisenden nach Paris ist,

2°, daß ich eine Spezialität in der Literatur erwählt habe, die Schilderung des französischen Lebens, Sie mögen selbst beurtheilen, in wie fern es mir gelungen,

3°, daß mein Buch in Österreich verboten worden ist, warum.

4° Was nun die Haussuchung anno 1835 betrifft, so liegt diese gar nicht in Verbindung mit dieser 2ten Lieferung, hingegen hatte ich im Anfang August Armand Carrel, Redacteur des National einen Brief aus Berlin



vom 22ten Juli mitgetheilt, worin von Fieschi's Attentat die Rede war, und worin eine bedeutende Person aus Berlin schrieb: Man fürchte in Preußen zum Julifeste ein Attentat auf des Königs Leben. Carrel druckte mit meiner Erlaubniß das Schreiben ab, und als die Pairskammer erfuhr, daß Herr v. Bornstedt einen solchen Brief erhalten, wurde eine Haussuchung bei ihm vorgenommen. Die Polizei hatte selbst den bewußten Brief in Händen, konnte jedoch den deutschen Inhalt nicht lesen, und Herr v. Bornstedt erklärte, ihn verbrannt zu haben, um seinen Correspondenten nicht zu compromittiren. Das Manuscript der Pariser Silhouetten hingegen mit den vielen französischen politischen Namen schien der Polizei staatsgefährlich. Später sahen sie den Irrthum ein, und obgleich sie einen Agenten gewählt hatten, der deutsch zu verstehen vorgab, war die französische Polizei dennoch von dem jungen Deutschen höchlichst mystifizirt worden, und deren mesaventure zirkulirte mit allerlei Spottversen in allen Pariser Salons.

Beurtheilen Sie mich, werther Herr Redacteur, mit Christfreundschaftlicher Schonung und nehmen Sie nur in Paris bei Ihrer Ankunft meine Localkenntniß gehörig in Anspruch.

Könnten Sie durch Ihre Verbindungen mit andern deutschen Zeitungen und durch ein Paar Worte an Gutzkof mir nützlich sein und zur Bekanntmachung meines Buchs etwas beitragen, so wäre ich Ihnen vielfach verbunden. Somit mich Jhnen angelegentlichst empfehlend, habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebenster A. v. Bornstedt.

Dem Briefe lag eine Vollmacht bei, die Herrn Doktor Künzel, Redakteur des „Phönix" ermächtigte, sämtliche für Herrn Adelbert von Bornstedt bei der Post in Frankfurt a. M. anlangenden Briefe in Empfang zu nehmen.

Paris, den 15ten Dezember 1836.

Mein werther Dr. Künzel.

Erst heut beantworte ich Ihr freundliches Schreiben. Den von Ihnen unterzeichneten Contrakt nehme ich natürlich an, jedoch muß ich betreffs der Zahlung der 540 Gulden folgendes ausmachen: H. Sauerlaender stellt mir zwei Wechsel aus, der erste 14 Tage nach Ablieferung des Mpts zahlbar, der zweite den 15ten Mai. Diese beiden von H. S. auf ein Pariser Banquierhaus gezahlten Wechsel übersendet mir Herr Sauerlaender sogleich nach Empfang des Manuscripts. Ich will nämlich die Wechsel hier auf dem Platz gleich negoziren, und wenn ich auch an dem auf 5 Monate gestellten etwas verliere, so ist mir das gleich. Diese beiden Wechsel müssen aber in aller Handelsform je payerai à M. de Bornstedt ou à son ordre von einem soliden Banquierhause in Frankfurt auf ein solides in Paris, z. B. Rougemont et Löwenberg oder Mallet frères.

Ich verlange diese Wechsel also, weil ich am 1ten oder 15ten April Paris für den ganzen Sommer und Herbst verlasse und mein Geld nöthig habe.

Zweitens muß ich 25 Exemplare statt 12 portofrei nach Paris und ein Exemplar per Post portofrei sogleich nach dem Erscheinen des Buches erhalten. Da Herr Sauerlaender mir kein Honorar im Phönix zahlt, so wird er deshalb keine Schwierigkeit machen, um so mehr, da ich diese Exemplare nur zum Besten des Buches nach Genf, Bern, Dijon und hier in Paris vertheilen will.

Übrigens, hoffe ich, wird H. S. das Buch elegant ausstatten, nicht so gemein und eng drucken, wie das in Deutschland gewöhnlich geschieht, hübsches Papier; den Umschlag ohne alle Zierrath und blos mit gothischer Schrift: Basreliefs von Adelbert von Bornstedt. Das Titelblatt Basr. aus Frankreich, der Schweiz und Deutschland v. A. v. B. Bei Leibe keine Blümchen und Schnörkel auf dem Umschlage, man kann so ein Buch wie meine Silhouetten mit dem Kreuzchen ist, hier keiner Dame geben, weil es so gemein und geschmacklos gedruckt, wenig weissen (Rand) und kein weisses Blatt bei den Kapiteln hat. In 3 Wochen hoffe ich das Mpt. abgeschrieben zu haben, eine Höllenqual für mich den noch immer Kranken und wenn auch Ausgehenden doch Mißmuthigen. Legen Sie Sauerlaender die Sauberkeit der zwei Bände recht ans Herz. Es wird sehr viel Material darin sein und auch einige Imaginazion. Alle Verse habe ich ausgemerzt.

Herrn Kollow (Eduard Kolloff) habe ich nicht besuchen können, da ich nicht gerne meine Bekanntschaften ausdehne, er hat einem meiner Freunde schon oft gesagt, er werde zu mir kommen, hat sich aber noch nicht blicken lassen.

Im April werde ich Ihrer Kritik zu Folge mich auf dem Lande concentriren und 7 Jahre in Frankreich oder sonst etwas Reelles arbeiten.

Uebrigens bin ich sehr unglücklich, ich habe Niemand, der sich in Deutschland für mich interessirt und mir dazu behüflich ist, etwas in Ruf zu kommen. Ich denke, Sauerlaenders Verlag hilft dazu. Weder Herr Carové, noch das Hamburger Blatt, noch die elegante Welt, noch Gutzkow haben ein freundliches Wort über meine Silhouetten gesagt, und ich lebe doch nun in Paris von meiner Arbeit ohne Hülfe von meiner nicht wohlhabenden Verwandtschaft.

Adieu — Herrn Duller grüßen Sie verbindlichst von mir.

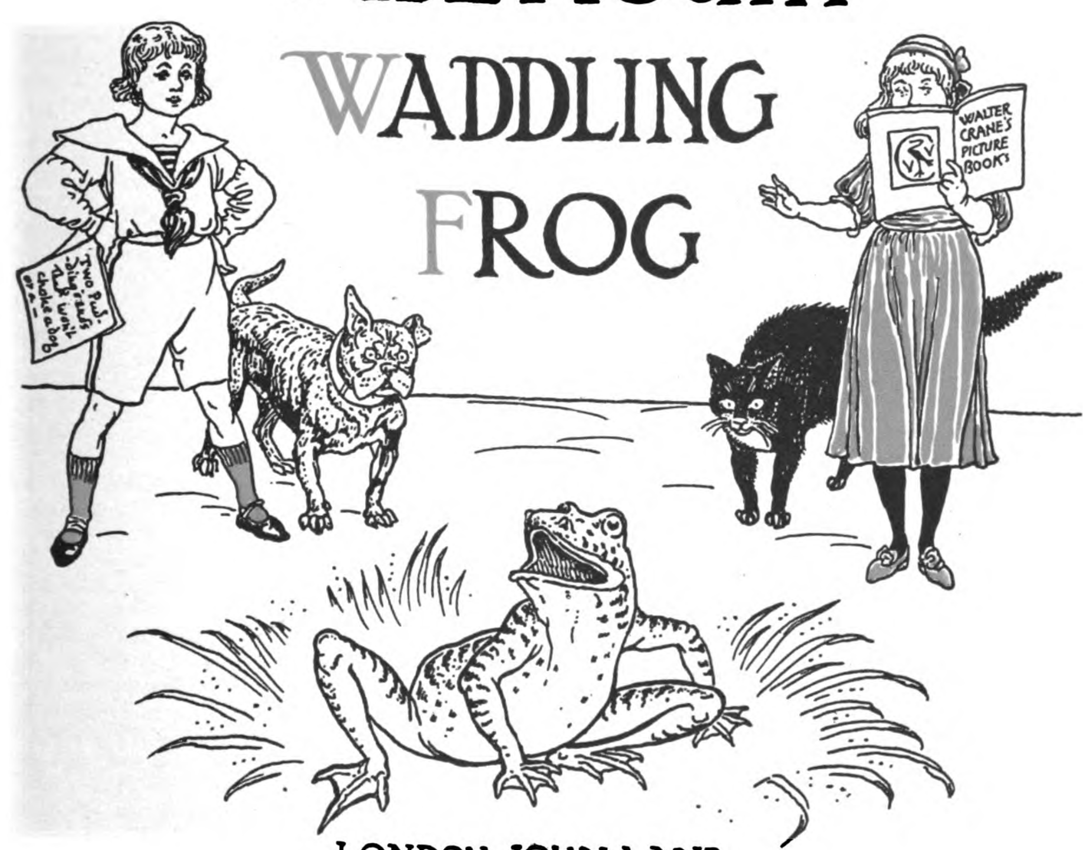
Sie sind glücklich, Sie haben eine Familie und dürfen von Deutschland nach Frankreich nach Belieben reisen.

Adieu — ich bin zur Correspondenz untauglich.

Ihr dankbar ergebener A. v. Bornstedt 26, rue Feydeau.



A GAPING-WIDE-MOUTH-WADDLING FROG



LONDON: JOHN·LANE,
THE·BODLEY·HEAD.
NEW·YORK: JOHN·LANE·COMPY.

Tafel 2. „Der mit weit aufgerissenem Maule gähnende, watschelnde Frosch“. Titelblatt.

Wihls Briefe lauten:

Paris Ostersonntag den 15. April 1838.

Liebster Freund. Leider muß ich meine erste Antwort schon mit einer Entschuldigung anfangen. Es ist mir mißlich, aber die Umstände haben es nicht anders gewollt. Seitdem du Paris verlassen, fühle ich dieselbe Vereinsamung, die dir den hiesigen Aufenthalt so unangenehm gemacht hat. Mir fehlt der Freund, dem ich mich wie ich denke, fühle und handle ohne Rückhalt mitteilen kann. Wie oft habe ich mit gemischter Empfindung, mit frohem und traurigen Herzen an dich gedacht. Freuen müßte es mich wohl, daß du dich heimisch und glücklich in London fühlst, aber auch betrüben, daß du das Alles nicht in der Nähe finden konntest. Du weißt, daß ich hier mit keinem andern Deutschen, als mit Heine in naher Beziehung stehe. Diese Beziehung hat sich immer mehr gefestigt, aber dennoch ist unsre Individualität zu verschieden, als daß sich hier ein tieferes Herzensverhältnis gestalten könnte. Zu diesem Gefühle der Verlassenheit kommen noch mancherlei andre Verdrießlichkeiten hinzu, und meine Antwort würde gar zu unangenehm mit deinem lieben Schreiben contrastirt haben. Das hielt mich ab, und du wirst mich entschuldigen, wenn ich einen in dieser Rücksicht günstigeren Augenblick habe abwarten wollen. Vergebens, auch heute bin ich nicht frei und du mußt mich doch zuletzt nehmen, wie ich eben bin. Du hattest Recht, Freund, daß du dich von dem Hn. v. Bornstedt sobald zurück zogst; du weißt aber auch, daß der Mensch sich mir aufgedrungen. Ich habe mich aufrichtig gegen ihn über seine schlechten Arbeiten ausgesprochen; das mochte ihn mit der Länge der Zeit verdrießen. Er nahm wahrscheinlich in Folge davon Anlaß, mich auf eine pöbelhafte Weise zu verletzen. Ich habe, da ich mich mit einem Menschen, von dem man das Schlimmste sagt — Beurmann hat ihn jetzt sogar öffentlich einen Mouchard genannt, dem er zu widersprechen nicht einmal den Muth hat — nicht schlagen konnte, ihn verklagen wollen, aber die Deutschen haben mich gebeten, die Sache nicht zur Öffentlichkeit zu bringen. Der einzige, negative, doch bedeutende Gewinn bei der Geschichte, ist, daß ich den Menschen vom Halse habe. — Eine andre Verdrießlichkeit war die, daß mein maître d'hôtel mich um einige 50 frcs. betrügen wollte. Ich habe freilich den Prozeß gewonnen, aber es bleibt immerhin fatal und macht mir den Aufenthalt nicht angenehmer. Mein Hamburger Freund hat mir inzwischen, ahnte, einen aufmunternden Brief geschrieben (auch dieser ist noch unbeantwortet), den ich dir mit Ausnahme einer Stelle, welche zwei andre Persönlichkeiten betrifft, wörtlich hier einschalten will, da ich weiß, daß dir der Inhalt und die Art und Weise der Abfassung, zusagen wird. „Liebster Wihl, ich wünschte fast, Ihre Briefe enthielten keine Beyträge für den Telegraphen, denn da diese selten kommen, so kommen auch Ihre Briefe selten, was mich ärgert, da ich sie so gern lese. Ihr „Spiegel", in dem Sie sich aber zuviel selbst erblikken, nämlich in der Abfassung, die ich gestrichen, hat allgemein angesprochen; Ihre neue Mittheilung wird Ihnen dle erworbenen Freunde erhalten. Der kleine Artikel ist wohlthuend zu lesen, höchstens wehethuend für Goldhammel und Götze, die mir, wenn er in diesen Tagen zum Drucke kömmt, nach 14, wo ich in Frankfurt seyn werde, vielleicht zu Leibe rücken. Einer dieser meisterhaften Kniestücke, Götze, ist glaub' ich, Abonnent des Telegraphen. Les' ich darum Journäller, um mei eigen Schand' z' erblicke. Sie sind ein böser Mensch, Wihl! — Wissen Sie, daß heut mein Geburtstag ist, daß ich 27 Jahr alt bin u. Sie im vorigen Jahre die kochkünstlerischen Versuche meiner Frau verzehren halfen an „'ner große Familietafel, wie d' Frankforter sagge" oder wie Bettina sagt, denn die spricht ärger als eine Bockenheimerin. Wihl, hätte ich Sie hier, welche Freude! Umgang gnug, aber wenig Poesie darunter. Literaten und Journalisten gnug, aber mehr Vieh, als Mensch, geschweige Dichter! Vagabondirende Lokalskribler, bankerotte deutsche Flüchtlinge, die mit dem Londoner Dampfschiff unter falschem Namen sich her wagen in ein neutrales Gebiet und den Beutel „der guten Sache" wegen brandschatzen, einige kahlköpfige alte Burschenschäftler, die sich mit kalten Phrasen und heißem Grog am Leben erhalten, selbst mit etc. etc. — — — — —, so wüßt' ich nur Sie, den ich gern bei mir hätte, und sollt' es Ihnen in Paris zu schlecht gehen, sollten sich keine dauernden Verbindungen, die Ihnen die Zukunft sicher stellen, eröffnen, so gehen Sie nach Havre und kommen her, es soll sich schon Rat finden. — Daß Sie an Heine halten, ist Recht. So hätt' ich mir gewünscht, 4 Wochen meines Lebens mit Börne zubringen zu dürfen. Große Männer strömen ein Arom aus, das sich gar nicht definiren läßt. Die deutsche Zeitung wäre nach so vielen gescheiterten Versuchen eine Thorheit. Börne's Balance konnte dicht an der französischen Grenze, wo ihr eigentliches Terrain war, nicht reüssiren; wie viel weniger ein Journal, das Heine herausgiebt, Heine, der mehr in Ungarn als in Rheinbayern sein Publikum hat. Wenn Heine von Preußen eine Concession bekommen kann, so soll er sie lieber für seine sämmtl. Schriften als für ein Journal benutzen. Ich denke auch, der Plan ist nur eine Scheinposition, die Heine einnehmen will, um seine in Deutschland sich mehrenden Gegner zu schrecken. Diese Gegner sind allerdings deshalb beachtenswerth, weil es keine Professoren und Beamte, sondern junger literar. Nachwuchs sind; doch dienen sie lediglich nur, um Heine als objektiver und langer Abhandlungen würdige Erscheinung zu fixiren. Der Gewinn ist viell. größer als der Nachtheil u. H. hätte den besten Vertheidiger, wenn er etwas Gescheites einmal wieder los ließe und nicht wahr würde, was ich zum Scherz in mein Ihnen wohlbekanntes Notizenfolio geschrieben habe:

Heines Salon No. 4 wird bringen: erstens ein Dutzend
Lieder, das einmal bereits stand im Salon No. 1.
Dann die Gellert'schen Fabeln und Anekdoten von Müchler,
Ferner ein klein ABC für den Schulengebrauch;



Endlich zuletzt ein Excerpt aus Bröders latein'scher Grammatik,
Mensa durchdeklinirt — Alles zusammen, damit
Man die Censur auch vermeide, auf 20 Bogen! — nicht drunter!
Möchte sich auch vielleicht eignen zum Weihnachtsgeschenk!
— — — —

Über das, was Sie von A. v. B. schreiben, erstaun' ich. Der Mensch ist mir so widerlich, daß ich gegen ihn eine Polemik eröffnen lassen werde, die, es thut mir leid, ihn vielleicht um s. Stellung an der A. Z. bringt. Mögen dort andere ankommen, die es nöthiger haben und nicht den Vorzug voraus, daß sie *Preußen* bezahlt.

Ich bin zu gut honorirten Artikeln für ein Convers. Lexikon aufgefordert; ich habe nicht Zeit, werd' es ablehnen und Sie vorschlagen. In 14 Tagen bin ich nicht mehr hier. Ich hole Weib und Kind u. bleibe 4 Wochen von hier fort. Adressiren Sie also Ihren nächsten Brief nach Ffurt. Leben Sie wohl u. bleiben Sie treu Ihrem Gutzkow. Hamb. 17. März 1838." —

An meinem Artikel hat G. weniger ausgelassen, als ich befürchtet hatte. Alles macht sich recht gut und ich wünschte, daß du ihn als deutsche Stilprobe mit aufnehmen möchtest. Dein Buch findet verdienten Anklang. Im Phönix ist dasselbe von Nodnagel u. v. Genzel im Freimüthigen mit Liebe und Anerkennung besprochen. Mein zweiter in G. Brief erwähnter Artikel: Träume aus der Heimat in Paris, wo ich den Hn. Dr. Goldhammel (Advokat Dr. Goldschmid) und den Banquier Moses Götze (Moritz Getz) porträtirt habe, ist mir in manchem Betracht noch lieber als mein ersterer, da er mit Humor und Phantasie abgefaßt ist. Ich würde dir gern beide Artikel mittheilen, wenn ich sie abgeschrieben oder einen Abdruck derselben hätte. Du willst ohnehin Gutzkow mancherlei Mittheilungen über Paris machen, ich habe ihm bereits davon Anzeige gemacht, lasse dir dieselben mit Buchhändlergelegenheit kommen. In meiner Mißstimmung schreib' ich wenig, an Größeres darf ich nicht denken; vor einigen Tagen beim Anblick des ersten Grüns im Tuileriengarten — heute ist klägliches Winterwetter — sind folgende 3 Lieder entstanden. Ich theile sie dir allein mit, du mögest daran sehen, was du mir gilst. Der heutige Phönix bringt auch 9 Gedichte von mir.

I.

1. Ein ungestümes Sehnen
Zieht mich zum grünen Wald,
Als müßt' im Wald ich finden
Der Liebsten Aufenthalt!

2. Bei jedem Blätterrauschen
Rauscht es in mich hinein:
Sie kommt daher gegangen,
Es muß die Liebste sein!

3. Bei jedem süßen Tone,
Der aus der Ferne klingt,
Denk' ich das sind die Grüße,
Die mir die Liebste bringt.

II.

1. Ach, wie lang muß ich mich sehnen
Nach dem schönen andern Ich,
Daß es mit der Liebesfülle
Liebevoll ergänze mich.

2. Meine Jugend wird, ach, schwinden,
Immer steh' ich noch allein,
Hab' mein Theil noch nicht gefunden,
Wessen Schuld mag es wohl sein.

III.

Wo ruhen die Gebilde aus
Die unserm Geist entsteigen,
Fliegen sie zum Himmel auf
In der Sterne Reigen?
Fliegen sie zur Erde hin
Als Blumen zu erblühen?
Ich denke her und denke hin,
Weiß nicht, wohin sie ziehen?



Theile mir nächstens recht viel über deine schriftstellerischen Arbeiten mit. Ich brauche es dir wohl nicht erst zu sagen, wie sehr es mich freut, daß du so viele u. schöne literär. Anknüpfungspunkte hast. Elson grüße mir oft, warum hat er kein freundliches Wort bisher an mich gerichtet. Von Sabel sagst du mir gar nichts; er wird dir auch recht zusagen. Sehr lieb ist es mir, daß sich Frau Moscheles noch meiner mit Anhänglichkeit erinnert. Grüße diese Familie herzlich. Ich bitte dich, von Zeit zu Zeit auch meine Verwandte zu besuchen, vielleicht legen sie einige Zeilen an mich deinem nächsten Schreiben bei. — Müller und Schüler haben sich sehr mit Allem, was ich ihnen von dir mitgetheilt, gefreut. Schüler wird erstens schreiben, Müller möchte wissen, welche Aussichten sich ihm darbieten, wenn er nach London kommen würde u. ob du ihm wohl sehr förderlich sein könntest. Dein Zusammenkommen mit Niklas Müller ist mir erwünscht; ich hatte es vergessen, dir einige Zeilen für ihn mitzugeben. Sage ihm, daß ich mich sehr freuen würde, ihn bald hier zu sehen. Doch wer weiß? Verläßt der Unmuth mich nicht bald, thue ich, wie Gutzkow es wünscht, und kehre nach Deutschland zurück, nicht nach Frankf., sondern nach Hamburg.

Heine will schreiben, ich habe ihn sehr oft daran erinnert. Es geht ihm wie mir, aber er meint es sehr gut mit dir. Die Post geht ab u. länger will ich mich dir nicht entziehen. Thue mir die Liebe u. schreibe gleich nach Empfang; du hast jetzt mancherlei auf dem Herzen. Doch Eins noch, das ist fast vergessen hätte. Pol Nicard hat mich erst vor etwa 8 Tagen zu seinen Eltern zum Abendessen eingeladen. Er hatte sich inzwischen verheirathet. Dieses Geschäft hatte ihn in Anspruch genommen. Ich habe seine Frau nichts weniger als schön gefunden und er hat sie, wie es mir vorkam, auch nicht mit besonderer Neigung den Abend behandelt. H. Chotaski ist sehr krank; ich glaube nicht an seinem Aufkommen, er verläßt das Bett nicht und so nützt ihm die Bekanntschaft mit Verwandten Mr. Nic. nicht. Die Post geht ab, daher schließe ich mit der innigsten Bitte mir umgehend so ausführlich als möglich über alles dich Betreffende zu schreiben.

Dein Freund L. Wihl.

Gutzkow hat das in den obigen satirischen Versen ausgesprochene Urteil über Heines damaliges Schaffen nicht nur seinem Tagebuch und dem Freunde anvertraut, sondern auch in einem am 6. August 1838 an Heine gerichteten Briefe diesem selbst gegenüber kein Hehl daraus gemacht, daß es ihm im eigensten Interesse Heines nicht recht gefallen wolle, wenn der beliebte Dichter der „Reisebilder" sich immer nur aus schon abgelegten Sachen neue Kleider zurechtschneide, statt mit wirklich neuen Werken hervorzutreten, die auf der Höhe seiner früheren Leistungen stünden. (Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911. Seite 165.) Das Epigramm „Heines Produktivität" ließ er später mit geändertem Schluß im „Telegraph für Deutschland", Juli 1839, Nr. 108 abdrucken, es ist auch in seine „Gesammelten Werke" 1845 I, 269 und 1872 I, 317 aufgenommen worden. (Vgl. dazu Houben a. a. O. Seite 173.)

Havre 19. Mai 1838.

Herzgeliebter Freund.

Nur einen Sprung über Meer und ich wäre bei dir. Das ist nun aber, leider, dem Briefe, nicht mir vergönnt. Möge er dir statt meiner meine herzlichsten Grüße hinüber tragen.

Ich habe endlich der wiederholten Aufforderung meines Freundes Gutzkow gefolgt und eile diesen Nachmittag 5 Uhr mit dem Dampfschiff nach Hamburg. Welch frohes Wiedersehn. Für heute begnüge dich mit diesen wenigen Notizen. Nicl. Müller hat mir deine beiden lieben Briefe überbracht. Ich habe ihm, so viel ich konnte, meine letzten Augenblicke vor der Abreise gewidmet. Ich kann dir nicht sagen, wie freundlich sich die H[n] Bär u. Ebbinghausen mir bewiesen haben. Sie haben mir vorgestern ein sehr großes Abendessen — Bordeaux u. Champagner war die Hülle u. Fülle — gegeben. Ein schöner Kreis Deutscher, unter andern auch Müller, war zugegen. Es war ein schöner Augenblick für mich.

Du kannst denken, wie sehr ich mich freue, recht bald einen Freund wieder zu sehen, den du jetzt nicht nur als einen der bedeutendsten Schriftsteller, sondern auch als Menschen nach Gebühr zu würdigen verstehst. Schade, daß ich nicht die Zeit habe, dir seinen jüngsten Brief abschriftlich mitzutheilen.

Elsons Briefe u. das dem ersten an mich beigelegte Gedicht haben mir viele Freude verursacht. Bin ich an meinem neuen Bestimmungsorte, sollen seine Briefe auf das Freundschaftlichste erwiedert werden.

Bär u. Ebbinghausen werden dir erstens die Grammatik schicken. Von Hamburg aus erhältst du meine Gedichte.

In Eile dein L. Wihl.

Warum erfahre ich von H[n] Sabel nichts? Frage doch Elson einmal.

Hamburg 1. October 1838.

Liebster Freund.

Ich hätte dir, wärst du bei mir, tausenderlei zu sagen; die Feder aber ist für mich eine schlechte Vermittlerin. Ach, brauche ich dir das erst zu sagen; hast du es nicht tief empfinden müssen und werde ich mein



Stillschweigen entschuldigen können. Ich habe mehr dabei gelitten als du glaubst, aber ist man einmal ins Stocken gerathen, weiß man nicht, wie und wo anzufangen. Ich glaube an deine Freundschaft; nimm den Freund wie er ist.

Fühlst du dich noch so glücklich wie im Anfang? Du kommst von einer Reise. Elson schrieb es mir, daß du London für 6 Wochen verlassen hättest, ohne zu sagen, wohin dich die Füße oder der Wagen, oder das Dampfschiff getragen. Ich bitte um baldige ausführliche Mittheilung. Du hast gewiß manches Interessante liegen, willst du es veröffentlichen, schicke es nur für den Telegraphen.

Ich muß mich eilen und bin kurz, die Gelegenheit drängt. Schreibe baldmöglichst Antwort, beschäme mich! — Bald erhältst du ausführliche Nachricht u. Gedichte. Dein Freund L. Wihl.

Einige Proben neuerer Gedichte.

I.

Ein frisches Leben haucht der Fluß stets ein
Von Berg und Thal und Kluft und Stein;
Er spiegelt treu den Himmel wieder,
Indeß ich traurig blicke nieder.

Ich bin gebannt in engen Raum,
Ich sehe schwarz den Himmelssaum;
Der Menschen Thun ist mir zuwider,
Drum blick' ich traurig vor mir nieder.

Gibt's irgendwo ein beß'res Land?
Was hilft's, ich bin ja festgebannt;
Die alte Hoffnung kehrt nicht wieder,
Ich blicke traurig vor mir nieder.

Ein grünes Blatt fällt in den Fluß,
Wer weiß, wo es verwelken muß?
Ein solches Blatt find ich nicht wieder,
D'rum blick' ich traurig vor mir nieder.

II.

Ruft mich nicht!

Füllt die hohen Goldpokale
Mit Johannesberger an,
Labt euch an dem feinsten Mahle
Was man nur bereiten kann,
Fehlt die Eine bei der Freude,
Die mit Liedern mich erfreut,
Ruft mich nicht, in meinem Leide
Blüht mir größ're Seligkeit!

Nein, ich bleibe still zu Hause
Ohne Goldpokal und Wein,
Wartend bis in meine Klause
Sie geräuschlos tritt herein.
Was so arm und eng für beide
Wird uns plötzlich reich und weit,
Ruft mich nicht, in meinem Leide
Blüht mir größ're Seligkeit!

Spurlos schwinden dem die Stunden,
Den die Hohe nicht bekränzt,
Nur der Wein kann mir recht munden,
Den mir ihre Hand kredenzt.
Nein, das bleibt nur eine Haide,
Wo sie keine Rosen streut;
Ruft mich nicht, in meinem Leide
Blüht mir größ're Seligkeit.



III.

Gefühle der Unsterblichkeit.

Es weht mich an ein Frühlingshauch
Aus herbstlich gelben Blättern,
Wie meiner Jugend Wonne auch
Mir lacht aus Sturmeswettern;
Auch in der Nacht gewahr' ich Licht,
Es hüllt sich ein, doch stirbt es nicht!

O welchen Trost gewährt das mir!
Ich lebe fort im Staube,
Wo ist das Jenseits, wo das Hier,
Stärkt mich ein solcher Glaube? —
Auch in der Nacht gewahr ich Licht,
Es hüllt sich ein, doch stirbt es nicht!

IV.

Beim Meeresleuchten.

Liebe Namen schrieb ich gern in's Meer,
Goldhell flammten sie hervor.
Doch betrübte mich's gar sehr,
Daß die Spur sich bald verlor.
Fester ist die Schrift gelegt
In des Herzens Ebb' und Fluth,
Manche Welle sich bewegt,
Wo sie ungestört noch ruht.

Grüße bestens die liebe Familie Moscheles. Mit ihren hiesigen Verwandten steh' ich in freundschaftlicher Beziehung. Theile vorstehende Gedichte mit, vielleicht ist Herr Moscheles geneigt, eins oder das andere zu componiren.

Hamburg 29. Febr. 1839.

Treuer, herzgeliebter Freund.

Brauche ich dir wohl zu sagen, wie sehr mich dein Brief, den ich nach langem Harren und Warten empfangen habe, erfreut hat! Wenn auch diese meine Antwort über Gebühren lang verbleibt, so schreibe diese Verspätung dem selben Grunde zu, warum ich die deinige so lang entbehren mußte. Erst vor einigen Tagen sind mir deine lieben Zeilen zu Gesicht gekommen. Ob die Gelegenheit, womit dieselben geworden, oder die schlechte Jahreszeit, die stürmische Witterung schuld daran ist, kann ich mir ebensowenig als du erklären. So sind wir beide durch Zufälligkeiten lange Zeit um einen Genuß gekommen, den wir beide nicht gering anschlagen. Hunderte Mal habe ich an dich gedacht und auch mit meinen hiesigen Freunden von dir gesprochen; aber immer vergebens auf eine Kunde von dir gewartet. Mein Herz ist dir immer gut geblieben; du weißt es, ich bin selbst ein zu langsamer, träger Schreiber, als daß ich Briefversäumnisse nicht mit Nachsicht ertragen könnte und müßte — nur damals wußte ich mich nicht zurecht zu finden, als du an Gutzkow schriebst und an mich keine Zeile beilegtest. Leider hatte ich selbst zu spät deinen zweimonatlichen Aufenthalt in Darmstadt erfahren, sonst würde ich mich dahin an dich gewandt haben.

Gutzkow's Antwort folgt hierbei; du siehst aus ihr, daß er sich dir mit Liebe zuwendet. So ist kein Grund vorhanden, daß du mit deinen Beiträgen zum Telegraphen länger hinter dem Berge hältst. Über Duller schweigt er. Glaube mir, ich habe dein Gesuch in Betreff des letztern auf das Dringendste unterstützt, aber vergebens. Gutzkow stellt Duller als Schriftsteller zu tief, als daß es zwischen beiden jemals zu einem Verständniß kommen könnte. Unter solchen Umständen ist, wie du leicht einsiehst, alles Zureden überflüssig und erfolglos. — Von Gutzkow wird nächstens ein *bühnengerechtes* Drama: König Saul bei Hoffmann und Campe erscheinen, das ich in jeder Beziehung für ausgezeichnet und vollendet halte. Alles ist Leben und Handlung, Fleisch und Blut, reine ungetrübte Poesie, aus derselben Quelle geschöpft, aus welcher Shakespeare und Göthe ihre unvergänglichen Welten hervorgezaubert haben.

Doch bevor ich eine Zeile weiter schreibe, meinen herzlichst innigen Dank für die Freundschaft, womit du mir neben Heine — letzterer wird dir das gewiß recht übel aufnehmen — die treffliche Novelle Adolph gewidmet hast. Gestern ist das artig ausgestattete Büchlein bei Hoffm. & Campe eingetroffen: Die „Fliegenden Blätter" scheinen noch nicht ausgegeben. Sollte Sauerländer mir dieselben nicht zuschicken, will ich deiner Aufforderung nachkommen. Ich gedenke diese Erscheinungen im Hamburger Correspondenten zu besprechen und dadurch einigermassen deine Liebe zu erwiedern. — Der Beifall, den du meinem dichterischen Streben mit



so vieler Wärme ertheilet, ist mir wohlthuend und erwünscht. Dieser Tage ist auch: Deutsche Sagen und Legenden hrsgegeben von A. Nodnagel hier angekommen. Die Sammlung bringt dein Theophrastus Paracelsus; von mir „Prinzessin Ilse“, „der dankbare Zwerg“ und „die blasse Jungfrau“. Deine „Drei Bücher deutscher Prosa“ haben sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen und haben deinem Namen einen schönen Klang gegeben.

Über deine Aussichten hast du mir nur Mancherlei flüchtig und unbestimmt angedeutet; jetzt sage mir — in der Zwischenzeit hat sich wahrscheinlich Eines oder das Andre entschieden — wie es um deine Hoffnungen steht und worin sie sich namentlich concentriren. — Ich — du fragst nach mir — befinde mich insofern in heiterer, glücklicher Stimmung, als meine Leistungen von Tag zu Tag immer mehr Theilnahme finden. Das sehe ich aus Beurtheilungen und Zuschriften. Was soll ich es dem theilnehmenden Freunde verschweigen; meine literarischen Streifzüge im Hamb. Correspondenten, mein Gedicht: Die Juli-Opfer und meine polemischen Artikel gegen Gervinus im Jahrbuch der Literatur haben mir den Weg zum Herzen des grössern Publikums eröffnet. Was sind wir arme Schriftsteller — und namentlich ein vom Staat verstossener, ein Paria wie ich — ohne diesen Anhaltspunkt? — Du bist und bleibst mir ein treuer Herzensfreund, darum auch sollst du dich mit mir freuen. Ich will dir sogar die Mühe nicht ersparen dir das Urtheil von Carl Gödeke über meine Juli-Opfer im gestr. Hamb. Correspond. hier abzuschreiben: „Einer der strebungsvollsten Dichter aus der sogenannten jungen Schule ist der Verfasser der bezeichneten Dichtung. Mit grosser Wärme, glücklicher Gestaltungskraft und Vielseitigkeit der Auffassung wählt er sich vorzugsweise Fragen der Gegenwart und die Quellen, aus denen jene Fragen hervorströmen, zu Stoffen seiner Poesie. Eine schon vor längerer Zeit von ihm veröffentlichte Gedichtsammlung legt hierüber das redendste und erfreulichste Zeugniß ab. Jene liebevolle Hingebung an die großen Gedanken in der neuen Zeit, jenes Anschmiegen, das dem Stoffe indeß die Ruhe des Beherrschens nicht zum Opfer bringt, offenbart sich widerum in den „Juli-Opfern“. In festumgränzten Gestalten verkörpert der Poet hier seine Betrachtungen über die Bedeutung der Julitage; während er anscheinend absichtslos einzelne Individuen aufgreift, erfasst er in ihnen, die sich bald zum festen Kreise zusammenrunden, den tiefen Grund der Erscheinungen, und indem er Wesen mit eigenthümlicher Physionomie vor uns handeln und leiden lässt, schafft er jene Empfindungen in uns, die nur das unmittelbare Ergebniß eines kräftigenden, poetischen Genusses sein können. Vor der gewaltigen Kraft des Gedankens, aus dem die drey Tage welthistorischer Bedeutung hervorgingen, des Gedankens der Freiheit und der Würde der Nation, verschwinden die Fesseln, welche an die verhärteten Vorurtheile des Ranges (sich) knüpften; die Schwäche des Geschlechtes erstarkt zu bewunderungswürdigem Muthe, und mitten in der Verwirrung der Verhältnisse, aus welcher, wie aus der eingerissenen Scholle die Saat, eine neue gesunde Ordnung hervorwächst, vermag die Liebe ihre sanften, wohlthätig versöhnenden Bande zu schlingen. Die gesonderten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft lösen sich, um sich zu einem großen Alles umfassenden Ringe zusammenzuschließen; die spröde Härte, die beschränktere Heimatliebe, idyllisches Genügen — sie gehen alle in schöner Liebe zu dem Träger des Hauptgedankens geistig auf, und alte einfache und neue feurige Regungen, früher feindlich einander gegenüberstehend, versöhnen sich in gemeinsamer Glut. — Aus diesen Gesichtspunkten haben wir die Gestalten und Scenen dieser Dichtung betrachtet u. möchten den Genuß, den wir selbst davon hatten, auch bei Andern erwecken. Die Form zeigt zwar mitunter Rauheit, allein wir halten diese Rauheit für die des Edelsteines, den die Zeit schleifen wird. Die nicht durch Zufall eingeflochtenen, sondern durch eine innere Nothwendigkeit bedingten Lieder machen in ihren einfachen Weisen, deren Musik wir durchklingen hören, den Eindruck tiefer Wehmuth, wie ihn der Dichter zu erwecken beabsichtigte.“ — Nicht wahr, das ist eine ermunternde Kritik u. was mir das Liebste ist, eine wahre mir auch bei der Auffassung vorschwebende Auffassung. Leider bin ich schon bis zur letzten Seite gekommen und es fällt mir schwer, abbrechen zu müssen. Gern würde ich dir manches Neuere schicken. Ich sitze jetzt über einer Geschichte der deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsre Tage. Die ersten 8 Bogen sind zum Druck bereit u. werden erstens bei Campe erscheinen. Ganz neue Resultate, du sollst sie bald über Meer erhalten. Schreibe gleich nach Empfang recht ausführlich. Auch von Elson, dem ich die Hand schüttle erwarte ich einige Details. Siehst du Moscheles und Frau? Grüsse sie. Wenn er will, schicke ich ihm einige Lieder zur Composition. Die Componisten beissen jetzt an. Mein „Trauernder Rabbi“ wird jetzt zum 3ten Male componirt erscheinen. Nebenbei ein Cyklus anderer Lieder hierselbst bei Böhme. Auch meinen Verwandten für heute nur einen Gruß. Noch einmal reiche ich dir Hand und Herz dein L. Wihl.

Auf die leere Rückseite des seinem Briefe beiliegenden Schreibens Gutzkows schrieb Wihl:

Hierbei noch ein Frühlingsbild von Ludwig Wihl.

Schon reget in den Bäumen
Ein junges Leben sich;
Schon flüstert's in den Keimen
Gar süß und wunderlich.

Es ist, als ob aus Banden
Die Erde sich befreit
Und grünende Guirlanden
Sich windet um ihr Kleid.



Die Ströme sind berauschet
Von jungem Lebensmuth,
Aus tausend Wellen lauschet
Der Fische muntre Brut.

Es kommt aus fernem Süden
Das Schwalbenvolk gemach
Und suchet Glück und Frieden
Am ländlichstillen Dach.

Es dringt in mich das Leben
Mit Wonnefülle ein:
Wer solch ein Werk kann weben,
Der muß ein Meister sein.

Hamb. 4. Febr. 1839.

Ich erbitte mir dein Urtheil über dieses Gedicht u. m. Aufsatz im Jahrbuch. Vielleicht ist Moscheles geneigt, jenes zu componiren.

Wihls „Geschichte der deutschen National-Literatur", die nach der Ansicht des von sich selbst sehr eingenommenen Verfassers „ganz neue Resultate" bringen sollte, erwies sich als ein gänzlich minderwertiges und verfehltes Machwerk, das mit Recht der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Aus späterer Zeit ist nur noch ein Brief erhalten, den der nach Paris zurückgekehrte Wihl am 26. Juni 1852 an Künzel gerichtet hat. Der Versuch, mit dem alten Freunde wieder anzuknüpfen, dürfte nicht zu neuem Verkehr beider geführt haben, da Künzel Wihls Bitte, ein von ihm verfaßtes Drama durch seine Beziehungen zu hervorragenden Schauspielern zur Bühne zu bringen, wohl nicht erfüllen konnte oder wollte.

Zur Erläuterung von Wihls Brief vom 29. Februar 1839 füge ich noch bei, daß Künzel die darin erwähnte Novelle „Adolph", Frankfurt 1839, nach dem gleichnamigen Werke Benjamin Constants übersetzt hatte, und daß seine Gedichtsammlung „Fliegende Blätter" ebenda 1839 erschienen ist. Über Gutzkows Zerwürfnis mit Duller, das bei ihrer gemeinsamen Herausgabe des „Phoenix" entstanden war, vergleiche man Houbens „Zeitschriften des Jungen Deutschlands" 2, 413—417.

Das dem Briefe Wihls beigelegte Schreiben Gutzkows lautet:

Lieber Herr Künzel!

Ich hätte Ihnen längst auf Ihren freundlichen und inhaltreichen Brief aus Darmstadt antworten sollen; doch haben Sie gewiß mit meiner vielfach in Anspruch genommenen Zeit Nachsicht und nehmen vorlieb mit diesen wenigen Zeilen, die ich Ihnen als Boten eines freundschaftlichen Grußes sende! Ihr Buch über die Prosa hab' ich im Telegr. angezeigt, mit der Hoffnung, daß Sie mir die kleinen Rügen, die ich mir hier und da erlaubte, nicht verübeln werden. Sie stellen Mundt zu hoch und führen mir Stylmuster auf, die keine sind, mit Leuten, die wie z. B. Bacherer, Adrian, die verschiedenen fürstlichen Personen nie in Betracht hätten kommen sollen. Deßgleichen gehören Stellen aus *Dramen* nicht in eine Beispielsammlung für die Prosa und den Styl. Ich weiß nicht, lesen Sie in London den Telegraphen? Der Plan mit einem German Review ist vortrefflich und wünsch' ich Ihnen Ausdauer dazu, ihn ins Werk zu setzen. Die Deutschen sind so abhängig vom Auslande, daß man daheim erst anerkannt wird, wenn die Fremde von einem gesprochen. Darum müßten Sie aber auch die Theilnahme *deutscher* Schriftsteller am Review sehr verborgen halten; sonst imponirt das Unternehmen uns nicht mehr. Sie versprechen mir, meiner in einem Englischen Blatte Erwähnung zu thun. Ich würde Ihnen sehr dafür danken müssen, dann aber auch bitten, mir die betreffende Zeitschrift zukommen zu lassen. Gern würd' ich Ihnen, wenn dies ernstlich Ihre Absicht ist, Materialien schicken. Ihren versprochenen Beyträgen für den Telegr. seh' ich mit Vergnügen entgegen. Könnt' ich nicht von Ihnen einen ausführlichen und gründlichen Artikel erhalten: *Deutsche Literatur in England?* Sie sehen, daß die Möglichkeit zu mancherlei Beziehungen zwischen uns da ist und wünsch' ich nur, daß Sie sie mit soviel Theilnahme ergreifen mögen wie

Hamburg 29. Febr. 39. Ihr aufrichtig ergebener Gutzkow.

Künzel hatte sich schon im Jahre 1838, wie sich aus einem Briefe Freiligraths vom 4. Oktober (Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath. Lahr 1882. I, 288) ergibt, mit dem Ge-

danken getragen, in London eine Zeitschrift „German Review“ herauszugeben, die in England die Kenntnis von deutscher Literatur und deutschem Leben verbreiten sollte. Der Plan fand bei deutschen Schriftstellern, um deren Mitarbeit er warb, vielen Beifall, wie auch aus Gutzkows Brief zu ersehen ist; da Künzel aber auf die Dauer das englische Klima nicht vertrug und trotz glänzenden Anerbieten in die Heimat zurückkehrte, mußte er auf die Ausführung verzichten. Bei seiner großen Verehrung englischer Literatur suchte er nun seine Absicht, zwischen beiden Nationen zu vermitteln, gerade auf umgekehrtem Wege zu erreichen, indem er in Deutschland eine Zeitschrift herauszugeben beschloß, deren Zweck und Inhalt der Titel „Britannia, eine Wochenschrift für englische Literatur und englisches Gesamtleben“ zum Ausdruck bringt. Es gelang ihm, in der Buchhandlung Dennig, Fink & Comp. in Pforzheim einen Verlag und in Ferdinand Freiligrath einen Mitherausgeber zu finden, der, seit langem mit englischer Literatur vertraut, den Gedanken, der ihm eine gesicherte Zukunft zu eröffnen schien, mit Freuden aufgriff und zur Förderung der Sache im Mai 1841 sogar seinen Wohnsitz nach Darmstadt verlegte. Im Sommer dieses Jahres reiste Künzel wieder nach England, um dort mit hervorragenden Schriftstellern persönlich über ihre Mitarbeit zu verhandeln, seine Pläne fanden auch in England wie in Deutschland vielen Anklang, wie der oben abgedruckte Brief Carlyles beweist. Bunsen schrieb ihm am 6. Oktober 1841: „Dem Erscheinen der Britannia sehe ich mit Ungeduld entgegen“. Aber im letzten Augenblick, die erste Nummer lag Ende November schon zur Ausgabe bereit, verloren die Verleger den Mut und traten zurück. In der „Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 27. Januar, Seite 214 mußten Künzel und Freiligrath dem Publikum die Mitteilung machen, daß der so vielversprechende Plan endgültig aufgegeben sei. (Vgl. auch Buchner a. a. O. Seite 387ff.)

Der „freundschaftliche Gruß“, den Gutzkow am 29. Februar an Künzel gesendet hatte, scheint zu näheren Beziehungen zwischen beiden geführt zu haben, deren Spuren aber leider in Künzels Nachlaß nicht erhalten sind. Später muß eine langjährige Unterbrechung ihres Verkehrs eingetreten sein, erst im Jahre 1864 trafen sie sich auf einer Reise Gutzkows persönlich wieder und schlossen sich nun enger aneinander an als vorher, wie wir aus einem am 3. Sptember aus Weimar geschriebenen Briefe Gutzkows an Künzel ersehen, dessen Anfang folgendermaßen lautet:

Theurer Freund!

Nach der herzlichen Anknüpfung unsres Jetzt an unser Einst drängt es mich wahrhaft, dich zu versichern, daß mir der Austausch des brüderlichen Namens an jenem schönen Tage wie eine Nothwendigkeit erschienen ist. Der Strom der Zeit eilt dahin; was können wir im Vergänglichen als Bleibendes festhalten, wenn nicht die Befriedigung der Regungen des Gemüths? Die Stimmung, die mich ergriff, als ich dich nach sovielen Jahren wiedersah, erhöhte sich durch den Hinblick auf deine treffliche Gattin, die einer mit Wehmuth abgeschlossenen Zeit meines Lebens so nahe stand!

Der Brief schließt mit den Worten:

Laß mich auch zuweilen etwas von deinen literarischen Unternehmungen hören u. gieb mir überhaupt die Aussicht, daß ich recht oft in dein inneres u. äußeres Leben blicken darf.

In treuer herzlicher Gesinnung dein Gutzkow.

Es war die Zeit von Gutzkows Kämpfen mit dem Verwaltungsrat der Schillerstiftung. Von diesem Zerwürfnis, das den reizbaren Mann körperlich und geistig aufrieb, handelt der übrige Inhalt dieses Schreibens und dreier weiterer vom 16. September bis zum 13. Oktober geschriebenen Briefe, deren Schriftzüge schon die ganze Aufregung des verzweifelt um die Erhaltung der ersehnten Lebensstellung kämpfenden Mannes erkennen lassen. Der Briefwechsel, soweit er hier noch vorhanden ist, klingt in einem ergreifenden Briefe aus, den der nach der schrecklichen Katastrophe in Friedberg langsam genesende Gutzkow kurz vor seiner Entlassung aus der Irrenanstalt dankerfüllt an Künzel gerichtet hat, als Antwort auf dessen freundliche Einladung, zu ihm nach Darmstadt zu kommen und sich dort an Vorträgen zu beteiligen, die auf Künzels Veranlassung von einer Reihe einheimischer und auswärtiger Gelehrten im Anfang



des Jahres 1866 gehalten werden sollten. Wir erfahren aus dem Briefe, daß Künzel auch David Friedrich Strauß, der im Jahre 1865 seinen Wohnsitz in Darmstadt genommen hatte, für seinen Plan zu interessieren gewußt hat. An den Vorträgen hat Strauß aber nicht mitgewirkt. Der Schluß des Briefes bezieht sich auf den Bruder der Frau Künzel, Wilhelm Hamm, der 1820 zu Darmstadt geboren war und 1880 als Ministerialrat und Chef des Departements für Landwirtschaft in Wien gestorben ist. Damals war er Besitzer einer Fabrik für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen in Eutritzsch bei Leipzig.

Theuerster, vergieb, daß ich dir erst heute auf deine so überaus freundlichen Zeilen antworte. Bin ich auch im vollen Zuge, mich wieder wie in alter Zeit mit meinen Angehörigen, mit der guten Julie, die sich mir wie die treueste Schwester erweist, durch Correspondenz zu verständigen, so wird mir doch die erstmalige Wiederanknüpfung an die Freunde immer schwer. Denn jedem glaube ich dann die Schilderung des Erlebten, die Darlegung dessen, was ich noch glaube vom Leben erwarten zu dürfen, schuldig zu sein; Schmerz und Wehmuth übermannen mich beim Vergleiche von Sonst und Jetzt. Es giebt in der Freundschaft kein Maaß, das für alle paßt, sonst würde ich mir fast möchte ich sagen durch ein Formular der Wiederbegrüßung helfen. Wie die Freundschaft nur die Verknüpfung des Individuellsten in zwei Seelen ist, so wird sich das Aussprechen von Freud und Leid auch jedesmal individuell anders bedingen — vollends bei solchem Infandum, wie ich erlebte, und so hab' ich mich denn, deiner großen Güte und mir so schnell wieder gewonnenen Herzlichkeit gegenüber, nicht alsbald sammeln können.

Daß ich nicht gewillt sein durfte, der ehrenvollen Aufforderung, mich dem Kreise anzuschließen, der diesen Winter in Darmstadt ein so schönes Vorhaben ausführt, Folge zu leisten, sagtest du dir wol selbst, lieber Freund, nachdem du die Umstände näher erwogen. In einer Stimmung, wie sie Lessing bezeichnet, wenn er den Prinzen in Emilia Galotti zu Marinelli sagen läßt: „Gehe hin, dich auf ewig zu verbergen," kann ich nicht vor die Menge treten. Noch habe ich, wenn ich nur allein an meine Friedberger Verzweiflungsnacht denke, die Scheu, es müßte Jedem, der mir begegnet, zu Muth sein, wie Macbeth, wo er Banquos Aussehen an seiner Tafel schildert — Theater, Conzerte, Vorlesungen, alles das wird noch auf lange, wenn ich ein Lange mit meinem angegriffenen, wo nicht zerstörten Körper erlebe, an mein Ohr tönen wie in nächtlicher Stille das dumpfe Hallen der fernen Meeresbrandung. Wie aus einem so trübe bedingten Verhältniß zum wiedergewonnenen Dasein, ja ich bekenne es fast mit Beschämung zum wiedergewonnenen Behagen am Dasein, die alte Thätigkeit sich entwickeln soll, vor allem die nur allein durch Rückkehr zur gewohnten Arbeit gegebene Bürgschaft für die Erhaltung meiner Familie, ich weiß es noch nicht. Ich höre von Theatervorstellungen u. Sammlungen, die mir die ersten Lebenssorgen abnehmen sollen; man verfährt aber damit, vielleicht um mir die Beschämung zu ersparen, so geheimnißvoll, daß ich nicht einmal weiß, wem ich außer Dawison und Devrient in specie zu danken habe. Man weiß, denke ich, seit Wochen, daß ich nun den hiesigen Aufenthalt verlassen soll u. bis zur Stunde bin ich noch von den unter sich uneinigen Bewahrern des Gesammelten ohne Aufklärung oder ermunternden Zuspruch. Die Wirkung davon auf mich ist trübe genug.

Willst du dir, lieber Freund, und durch deine Überredung auch deine treffliche herzige Frau den Glauben erhalten, daß sich durch das traurige Dunkel meines labyrinthischen Irrgangs ein Lichtstrahl hindurchzieht, der den Freunden die alte Gesinnung erhalten darf, so danke ich dir innig dafür.

Erfreulich überrascht hat mich die Straußische Mitwirkung bei deinem Plan. Ich will dir bei dieser Gelegenheit über Strauß etwas mittheilen, was dir vielleicht neu ist. Solltest du ihn einmal zu Mittag an deinen gastlichen Tisch laden, so theile ich dir und deiner lieben Frau mit, daß er nicht blos ein Liebhaber, sondern ein leidenschaftlicher Liebhaber eines der schwersten Gerichte ist — *Aal.* Daß sein Magen viel verdauen kann, hat er seit seinem „Leben Jesu" bewiesen! Er ißt Aal nicht nur als 2tes oder 3tes Gericht, sondern Aal im ersten *u.* im zweiten *u.* im dritten Gange, nach allen Variationen der Zubereitung, gebraten, geräuchert, gekocht, au gratin, à la tartare, en matelotte, wie nur ein gutes Kochbuch vorschreibt. Vielleicht entsinnt er sich eines bescheidnen Mittagsmahls, das ihm einmal in annähernder Weise meine Frau in Dresden bereitete. Von Mitgeladenen konnte leider nur ein orthodoxer Jude kommen, den ich auf die Berühmtheit, die er bewunderte, eingeladen hatte. Aber gerade den Aal hat Moses nächst den bekannten andern fetten Quadrupeden seinen Gläubigen aufs strengste verboten, wodurch sich dann zwischen Appetit hier und absoluter Abstinenz dort der komischste Contrast ergab. Ich las dieser Tage eine Erinnerung an einen Besuch, den Strauß in Weimar und Jena machte. Als ich nach Weimar kam, war gerade die Stelle eines Oberbibliothekars vakant u. ich ging in direkter Eingabe an den Großherzog, er möchte die Stelle Strauß und damit ein schönes Beispiel von Vorurtheilslosigkeit geben. Der Großherzog drückte mir mit einem aufrichtig schmerzlichen „Zu spät" sein Bedauern aus. Die Stelle war schon an Schöll vergeben.

Du siehst mich ins Plaudern kommen, gerade als säße ich schon in deinem schönen Thurm, in den du mich einladest. Den unheimlichen Gast wird dein Haus aber so bald nicht beherbergen können. Eher möchte ich wünschen, dich in der Schweiz zu sehen, wenn du dir dahin eine Frühlingsferienreise gestatten könntest. Jedenfalls erhalte mir die freundliche Gesinnung, der ich auch diese treugemeinte Einladung zu verdanken habe.





Gruß deiner lieben Gattin (vor einigen Wochen brummte hier im Dorf eine die stolze Firma ihres Bruders tragende Dreschmaschine — aber das Brummen soll auf die immer so freundliche liebe Freundin — beileibe! — ohne alle Bezüglichkeit sein —!!) u. unserer Julie, der ich morgen schreibe.

In Liebe Dein vielgeprüfter

St. Gilgenberg 7. Dez. 65. Gutzkow.

Die treue Freundin in Darmstadt, deren Gutzkow in diesem Briefe gedenkt, war Julie von Carlsen. In Darmstadt am 25. März 1817 geboren, hatte sie als Tochter des Obersten und Regimentskommandeurs in Offenbach Ulrich Pultz von Carlsen die Bekanntschaft von Amalie Klönne, der Pflegetochter des schwedischen Generalkonsuls Freinsheim in Frankfurt, bei den regen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Mainstädten wohl schon früher gemacht und nach Amaliens Heirat mit Gutzkow die Freundschaft auch auf diesen übertragen. (Vgl. Houben, Gutzkow-Funde. Berlin 1901. Seite 363.) Der Verkehr dauerte auch fort, als ihr Vater im Oktober 1837 als Stadtkommandant nach Darmstadt versetzt wurde, wo er neunzigjährig als Generalleutnant erst am 15. April 1863 gestorben ist. Ihre literarischen Neigungen und ihre Vorliebe für das Theater brachten Julie von Carlsen hier auch in Beziehungen zu Künzel und seiner Frau. Meine Nachforschungen nach dem Verbleib der von Gutzkow an sie gerichteten Briefe ergaben, daß diese Schriftstücke nach Juliens am 18. April 1880 erfolgten Tode in Verwahr ihres Bruders Hermann von Carlsen verblieben, und, als dieser am 15. Mai 1887 ebenfalls unverheiratet starb, in Besitz eines Verwandten, des Majors a. D. Christian von Bechtold in Darmstadt, gekommen sind, der sie dem ihm befreundeten Johannes Proelß, dem Verfasser des Werkes „Das junge Deutschland", Frankfurt 1891, überlassen hat. Aus dessen Nachlaß hat H. H. Houben die Gutzkow-betreffenden Schriftstücke erworben, die Briefe an Julie befanden sich aber nicht darunter. Da nicht anzunehmen ist, daß Proelß sie vernichtet hat, und da sie, wenn er sie irgend sonst wohin gegeben hätte, unterdessen wohl schon einmal wieder zum Vorschein gekommen wären, dürfen wir annehmen, daß sie noch an einer verborgenen Stelle bei den Proelßschen Papieren liegen und gelegentlich wieder auftauchen. Hoffentlich noch frühe genug, um für Houbens Gutzkow-Biographie nutzbar gemacht werden zu können.

Major von Bechtold war durch Julie von Carlsen ebenfalls mit Gutzkow bekannt geworden und hatte ihn, als er nach dem Selbstmordversuch in Friedberg, seiner damaligen Garnison, im Krankenhaus lag, dort besucht. In seinem Besitz befindet sich noch ein Stammbuchblatt, das Gutzkow seiner Braut, Fräulein Eugenie von Palézieux aus Vevey, gewidmet hat und das folgendermaßen lautet: Wer in einer schönen und reichen Natur lebt, wird leichter lernen, das wahre Glück zu erkennen und zu verbreiten. K(esselstadt). 9. Nov. 66. Karl Gutzkow.

Ein paar Worte über das spätere Leben und Wirken Heinrich Künzels, an den die meisten hier abgedruckten Briefe gerichtet waren, mögen diese Mitteilungen beschließen. Als er aus England in seine Heimat zurückgekehrt war, fand er im Jahre 1842 eine Anstellung an dem Gymnasium zu Worms, 1843 wurde er an die Höhere Gewerbeschule zu Darmstadt, die Vorläuferin der heutigen Technischen Hochschule, versetzt. An dieser Anstalt wirkte er als Lehrer der Geschichte und Literatur bis zu seiner am 2. Mai 1869 auf sein Nachsuchen erfolgten Versetzung in den Ruhestand. Sein hübsches poetisches Talent, das zuerst in seinem mit Friedrich Metz herausgegebenen „Musenalmanach für 1833" und in der in dem Briefe Wihls vom 29. Februar 1839 erwähnten Gedichtsammlung „Fliegende Blätter" zum Ausdruck gekommen war, benutzte er später fast nur zu Gelegenheitsdichtungen bei Festlichkeiten im Familienkreise und bei öffentlichen Angelegenheiten, sowie vor allem im Dienste des Freimaurerordens und der Darmstädter Loge, der er schon in jungen Jahren beigetreten war und lange als Meister vom Stuhle vorstand. Maurerischen Angelegenheiten galten auch viele seiner Veröffentlichungen, die sich im übrigen hauptsächlich auf dem Gebiete der Geschichte, namentlich seines Heimatlandes Hessen, bewegten. Eine reiche gemeinnützige Tätigkeit entfaltete er in seiner Vaterstadt auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeits- und Bildungsvereine. Seine Vorliebe für England veranlaßte ihn zu wiederholten Reisen dorthin und zu manchen Unter-



nehmungen literarischer und künstlerischer Art, zu denen vor allem das im Juni 1852 von ihm geleitete Gastspiel hervorragender deutscher Schauspieler in London, das einen glänzenden Erfolg hatte, gehörte. Künzel starb plötzlich am 11. November 1873. Sein Leben bis zum Jahre 1843 hat er selbst in H. E. Scribas „Biographisch-literärischem Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen", Darmstadt 1843, 2, 421—424 beschrieben, nach seinem Tode hat sein Schwager Wilhelm Hamm unter dem Titel „Ein Pionier deutscher Kunst" in der „Gartenlaube" 1875 Seite 368—371 einen Nachruf veröffentlicht.

Neues von Lichtenberg. II

Mitgeteilt von

Professor Dr. Albert Leitzmann in Jena.

[Fortsetzung.]

11. November.

Das Magazin und zwar 2 Stücke auf einmal werden ehestens fertig.[1] Ich habe dem Schlüffel[2] *Voß* darin auf fast 4 Bogen geantwortet, und die gantze Sache in ihr gehöriges Licht gestellt.[3] Ew. Wohlgebohren werden daraus sehen, was das für ein Früchtchen ist, dieser *Voß*. . . . Die Wahrheit zu sagen meine kräncklichen Umstände haben mich öffters abgeneigt gemacht an die Widerlegung des Pedanten zu gehen.

14. November.

Das ist freylich mit Howe[4] eine herrliche Sache. Ich kan ohne Vergnügen nicht an Elliot[5] gedencken, ob ich eben sonst gleich kein Bewunderer von Helden bin, wenigstens von Conqueranten nicht. Ich glaube dem Mann muß sterben so viel seyn, als mir zur Ader lassen. Ich habe neulich einen Brief von einer Dame aus Gibraltar gelesen, es ist gantz fürchterlich, was da für Auftritte passiren. Sie wurde unter andern in einen Thurm gerettet, was dort retten heißt, nemlich zwischen ihr und dem Tod war nur ein Fuß Zwischenraum, da vorher 2 Zolle waren. Als sie in den Thurm kam, roch es entsetzlich, sie fragte was das wäre, und ein gutherziger Kerl sagte ihr so eben wäre eine Kugel durchgeflogen und hätte einen Kerl mitten von einander genommen. Aus diesem Thurm muste sie wieder heraus unter ein Zelt; auf dem Weg dahin, da die Bomben um sie her flogen, hielt sie ihr Kind in die Höhe und bat Gott, er möge sie doch zu gleicher Zeit wegnehmen, wenn er sie wegnehmen wolte. In das benachbarte Zelt von ihr flog eine Bombe und zerschlug eine gantze Familie. Endlich nach vielem Probiren entkam sie glücklich nach England.

HErr Dieterich wird mit Amtmann Bürger nach Celle und Hamburg gehen[6] und also bey Ew. Wohlgebohren zusprechen.

17. November.

Ich bin fast noch nie mit jemanden so umgegangen als mit Voßen, selbst Göbhard[7] ist noch gelinder tracktirt, denn das Rindvieh hat mir meine Meinungen *angedichtet*, blos um sie widerlegen zu können, förmlich *angedichtet*.

---

[1] Von dem von Lichtenberg in Gemeinschaft mit Georg Forster seit 1780 herausgegebenen „Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Literatur" erschienen damals das erste und zweite Stück des dritten Jahrgangs.

[2] Schlüffel = grober, ungehobelter Mensch (vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, 810).

[3] Seit 1781 war Lichtenberg mit dem Homerübersetzer Johann Heinrich Voß in einer literarischen Fehde, die von beiden Seiten recht derbe Formen annahm: ursprünglich von einer Diskussion über die Aussprache des griechischen η ausgehend, kam sie bald zu einer gegenseitigen herben Verunglimpfung der Charaktere und endete in unerfreulicher Resultatlosigkeit. Lichtenberg selbst gab später zu, im Ton sich vergriffen zu haben, wenn er auch sein sachliches Recht stets verteidigte (Briefe 2, 210. 219). Oben ist sein zweiter gegen Voß gerichteter, im ersten Stück des Magazins erschienener Aufsatz „Über Herrn Voßens Verteidigung gegen mich im März (Lenzmonat) des Deutschen Museums 1782" (Vermischte Schriften 4, 266) gemeint.

[4] Dem englischen Admiral Richard Howe (1726—99) war es gelungen, das von den Franzosen und Spaniern belagerte Gibraltar zu verproviantieren.

[5] George August Elliot (1712—90) war Gouverneur von Gibraltar.

[6] Diese bald nach dem 10. November unternommene Reise dauerte eine Woche und tat dem Dichter nach den Aufregungen des Sommers sehr wohl (Wurzbach, Gottfried August Bürger S. 188).

[7] Vgl. oben S. 82 Anm. 2.



Wir haben ja einen neuen Professor Fischer[1] erhalten. Ich kenne ihn nicht blos persönlich, sondern sehr genau. Er ist ein sehr feiner, *subtiler* Mensch, ich glaube er sezt am Ende alle unsere Prackticos aufs Brett. Er hat Physic und ein Publikum über physische Astronomie bey mir gehört, und hat mich neulich besucht ob er gleich nur 24 Stunden hier war.

HErr Reuß[2] ist noch nicht da. Daß der junge Michälis[3] Professor geworden ist, ist wohl nicht an dem, weil an *dem* nichts ist. Richter[4] verreißt schon wieder nach Mayntz. Das ist nicht recht.

21. November.

Die Stücke von HErrn H. Ramberg[5] sind sehr artig. Mich hat etwas sehr gerührt, das vermuthlich keines Menschen Aufmercksamkeit auf sich ziehen wird, und das waren die Häuser mit der eigenen Art von Schornsteinen. Es that mir ordentlich mein Hertz weh, und ich dachte ich wäre nun wieder an dem Ort, an dem ich allein zu leben und zu sterben wünschte.[6] Bey den Knaben müssen sich nun Ew. Wohlgebohren dencken, daß einige ihre Gesichter Himmelblau anmahlen und die Backen weiß schmincken und dabey mit Goldpapiernen Borten reich besezte Kleider und Hüte tragen. Die reitende Dame ist recht erzenglisch. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß will ich sie nur einigen Freunden zeigen und alsdann mit dem verbindlichsten Danck zurücksenden.

25. November.

Ich begreife nicht wie der alte Böhmer[7] so etwas verlangen kan. Er wird doch nicht die gantze Universität mit *Böhmeris* besetzen lassen wollen. Er scheint mir überhaupt in Söhnen nicht so glücklich gewesen zu seyn, als in Töchtern und *Compendiis*.

Es wird heute am lezten Blatt des Magazins gesezt. Jezt da ich fertig bin finde ich hundert Dinge, die ich noch hätte sagen können. Ich habe auch dem jungen *Cramer*, *Boien* und dem *Medecin de Ventre de sa Majesté* zu Hannover etwas abgegeben. Es war nicht zu vermeiden.[8]

Heute Morgen hatten wir Schlitten, es waren aber noch nicht die rechten Nachtvögel, die flogen; sondern von den braunen Tagvögeln die geschwind herauskommen und deren Flügel sogleich in Gumprechts[9] Cabinet aufgespieset werden.

2. December.

Tausend Danck für die schönen Zeichnungen. Ich habe über die Carricaturen gantz laut gelacht, und ich sehe, daß der kleine Raphael schon ein wahrer Engländer ist; die frantzösischen Courierbeine sind wahrer englischer National Geschmack, so gut als das Gesicht des Grafen d'Estaing.[10] Sie sind sehr schön. Ich habe mich mit einigen meiner Freunde recht ergözt daran, und die hiesigen Engländer walfahrten recht darnach. Freylich ist die Original Zeichnung von dem Milchmädchen besser als die Copie. Man kan in lezterer sogar

---

[1] Johann Heinrich Fischer (1759—1814) hatte nach seiner Göttinger Promotion 1781 eine längere gelehrte Reise nach Holland und Frankreich unternommen, während welcher er zum außerordentlichen Professor der Medizin ernannt wurde, eine Stellung, die er jedoch erst 1785 nach Abschluß seiner Reise antrat.

[2] Jeremias David Reuß (1750—1837), Unterbibliothekar in Tübingen, war als Kustos der Universitätsbibliothek und außerordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen worden.

[3] Christian Friedrich Michaelis (1754—1814), ein Sohn des berühmten Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis, stand als Arzt bei den hessischen Truppen in Nordamerika und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Medizin in Kassel.

[4] August Gottlob Richter (1742—1812), Professor der Medizin in Göttingen, war ein berühmter Arzt und Operateur.

[5] Johann Heinrich Ramberg (1763—1840), der Sohn des mit Lichtenberg und Schernhagen befreundeten Kriegssekretärs in Hannover (vgl. oben S. 77 Anm. 5), bildete sich dann auf der Londoner Malerakademie unter Reynolds aus und lebte nach einer längeren italienischen Reise als geachteter Historien- und Genremaler in seiner Vaterstadt. Lichtenberg und seine andern hannöverschen Freunde haben ihn, den „kleinen Rafael" (Briefe 1, 275. 284. 314. 328. 2, 184), wohl stark überschätzt.

[6] Welcher Ort ist das? England?

[7] Georg Ludwig Böhmer (1715—97), Professor der Jurisprudenz in Göttingen, war eine der Berühmtheiten der Universität. Er hatte sieben Söhne, von denen damals bereits drei Dozenten in Göttingen waren: hier handelt es sich wohl um Just Ludwig Bechtold Böhmer, der juristischer Privatdozent war und 1783 als Hof- und Kanzleirat nach Hannover kam.

[8] In dem oben S. 98 Anm. 3 nachgewiesenen Aufsatz Lichtenbergs gegen Voß findet sich ein Stich auf Klopstocks Panegyristen Karl Friedrich Cramer (1752—1807) und sein weitläufiges Werk (Vermischte Schriften 4, 305) sowie gegen den Schluß eine längere Stelle gegen Voßens Schwager Heinrich Christian Boie (1744—1806), in dem ihm besonders zum Vorwurf gemacht wird, daß er Angriffe Zimmermanns gegen seinen Freund und Mitarbeiter Lichtenberg („einige Zeilen Medianprose, die jemand zur Zeit des roten Kamms geschrieben hatte") in seine Zeitschrift aufnahm (ebenda S. 329).

[9] Der Schutzjude Moses Gumprecht betrieb in Göttingen den größten Geld-, Wechsel- und Tauschhandel (Meiners, Kurze Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen S. 197).

[10] Vgl. oben S. 91 Anm. 2.



fehlerhafte Richtungen im Schatten entdecken. Das flüchtigste unter allen: die Schlacht bey Rosbach hat mich sicherlich nicht am wenigsten gefreut. Man glaubt es schneyte Frantzosen und blizte Preußen. Das ist Recht. Die Hartz Prospeckte sind vortrefflich. Ich werde sie mit erster Post wieder zurückschicken.

Der Uhu auf den Schmelztiegeln ist doch wohl das Leichhuhn das auf der Goldversprechenden Physiognomick ruht?

12. December.

Mich wundert nur noch, daß die Scharfrichter wenigstens zuweilen gut machen. Denn ich weiß es, was es heißt, einen schweren Versuch in Gegenwart von vielen Menschen zu machen, und ich kan doch noch vorher probiren, aber mit Menschenköpfen lassen sich keine Versuche anstellen, und dabey ist es doch immer ein sehr verschiedener Fall ob ich einen Kohlkopf spalte, oder einem Hund den Kopf abhaue oder einem Menschen. Daß die Aerzte in ihren Executionen so glücklich sind wundert mich gar nicht, das thut alles die güldne Praxis.

19. December.

Es ist freylich vieles in dem Anti-Vossenius,[1] das etwas hart ist, allein es ist nicht anders möglich bey einem solchen Menschen. Er wird mich dafür schon wieder nach seiner Art zusammen nehmen,[2] allein ich werde seine Schrifft gar nicht lesen. Unter der Zeit des rothen Kamms[3] verstehe ich den *Augenblick* des rothen Kamms, ich meine er habe es in einem Anfall von Physiognomisch-patriotischer Hitze geschrieben, denn der Mann denckt alle Stunden anders.

23. December.

HErr Gordon allhier hat auch Nachrichten aus London, daß es mit dem Universal-Frieden nicht so nahe ist, als man sich wohl geschmeichelt hat. Artig wäre es wenn die Amerikaner einen Separat Frieden eingiengen.[4] Ich glaube da würden wir Wunder hören: Martinique und die Havannah mögten wohl die ersten Früchte davon seyn. Daß die Spanier die Independentz nicht anerkennen wollen freut mich sehr. Der seelige Achenwall[5] prophezeyhte, als ich die Staaten-Geschichte bey ihm hörte, dem Spanischen Reich in Amerika den Untergang *durch* die Colonien. Der Zeitpunckt scheint mercklich näher zu rücken, und dieses scheinen die Spanier wohl zu fühlen. Sie sind gewiß verlohren, so bald die Amerikaner sich zu fühlen anfangen. Ein kriegerisches, abgehärtetes, emsiges Volck das zwar Lebensmittel, aber keine edle Metalle hat, und neben einem faulen, sklavischen wohnt, das durch edle Metalle faul geworden ist, muß sich am Ende zum Meister des andern machen. Lächeln Ew. Wohlgebohren nicht zuweilen auch über *Myn Heer* den Holländer, dessen gantze Thätigkeit sich jezt auf den Fähndrich de Wytt und den Gärtner van Brackel einzuschräncken scheint? Was diese Nation herunter gekommen ist, wenn man den jezigen Krämer mit dem zur Zeit der Ruyter, Tromp und Opdam[6] vergleicht! Ich mögte wohl wissen was die Ursache ist.

Der alte Forster[7] ist ein gäntzlich unverträglicher Mann . . . . Es scheint sein Vergnügen zu seyn sich mit allen seinen Freunden zu überwerfen, am Ende aber fürchte ich wird er nichts mehr haben womit er sich überwerfen kan.

26. December.

Wird denn der junge HErr Ramberg noch lange in London bleiben, oder wird er nicht einmal eine Tour nach Italien oder Dresden machen? Er müßte von London nach Livorno gehen und wenn er anders nicht in der Nacht vorbey käme uns eine Zeichnung von Gibraltar liefern in seiner Hartz Manier. Die im Niebuhr[8] ist aus einer gar zu grosen Ferne gemacht. Ich habe eine gesehen, die der General Morrison,[9] ein gebohrner Zeichner, der die Leiche des Hertzogs von Yorck von Monaco nach England führen half und in Gibraltar anlegte, gemacht. Sie war in Farben, leicht verwaschen und ich erinnere mich mit Vergnügen daran, sie war in einem Boot entworfen, etwa an dem Ort in dessen Nadir jezt ein Theil der sinckenden Batterien

1 Gemeint ist die zweite, oben S. 98 Anm. 3 nachgewiesene Abhandlung Lichtenbergs gegen Voß.

2 Voß antwortete tatsächlich noch einmal mit dem Aufsatz „Ehrenrettung gegen den Herrn Professor Lichtenberg", der im Aprilstück des Deutschen Museums 1783 (1, 340) erschien (vgl. auch Herbst, Johann Heinrich Voß 1, 246).

3 Die Stelle seines Aufsatzes, auf die Lichtenberg hier anspielt, geht gegen Zimmermann und ist oben S. 124 Anm. 8 im Wortlaut mitgeteilt.

4 Die Präliminar-Friedensartikel zwischen England und den als unabhängig anerkannten amerikanischen Kolonien wurden am 30. November vereinbart, während der definitive Friede am 19. April 1783 in Versailles abgeschlossen wurde.

5 Gottfried Achenwall (1719—72), Historiker und Statistiker, war Professor der Jurisprudenz in Göttingen gewesen.

6 Michiel Adriaanszoon de Ruyter (1607—76) und Cornelis Graf von Tromp (1629—91), die beiden berühmtesten Admirale der holländischen Flotte in dem Jahrhundert ihrer größten Seegeltung. Über Opdam habe ich nichts ermitteln können.

7 Johann Reinhold Forster (1729—98), der Vater Georg Forsters, Cooks Begleiter auf seiner zweiten Reise um die Welt, war seit 1780 Professor der Naturgeschichte in Halle. Seines „Verdrusses über den alten Forster" gedenkt Lichtenberg auch in einem undatierten Billett an Dieterich aus dem Herbst 1782 (Briefe 2, 48).

8 Eine Ansicht von Gibraltar ist als erste Kupfertafel Karsten Niebuhrs „Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern" (Kopenhagen 1774) beigegeben.

9 George Morrison (1704—99) geleitete im Jahre 1767 die Leiche des Herzogs von York von Monaco nach London.

eingewässert liegt. Es ist ein seltsamer Anblick. Was wir jezt haben ist meistens vernürnbergtes Zeug in der Gänsespiel Manier.[1]

Haben wohl Ew. Wohlgebohren Lavaters Pontius Pilatus[2] gelesen? Etwas abscheulicheres läßt sich fürwahr und in Ehren nicht gedencken. Selbst die, die sonst noch was von dem Manne hofften, zweifeln jezt ob er seine gesunde Vernunfft bis an sein Ende fortschleppen wird. Das Werck ist nicht blos schwärmerisch, sondern im höchsten Grad kindisch und die Symptomen des nach und nach schwindenden *bon sens* finden sich auf allen Seiten.

30. December.

In den Brief an den HErrn Herschel[3] würde ich einen gantz dünnen an den berühmten Magellan[4] legen, der mir, ohne daß ich je mit ihm gesprochen, zugleich mit Herschels Geschenck alle seine Schrifften zugeschickt hat mit einem *ex dono auctoris* dabey geschrieben .... Wie ich zu diesen angenehmen Geschencken komme sehe ich kaum ein, da ich immer dachte, daß einen Büchsenschuß über die deutsche Gräntze kein Mensch, meine Freunde ausgenommen, an mich dächte.

Ew. Wohlgebohren lege ich hier einen Kupferstich bey der, wenn Sie ihn noch nicht gesehen haben, Ihnen doch einiges lächeln ablocken wird. Er ist zwar auch im Stil der Gänsespiele[5] allein ein gantz schlechter Mensch hat ihn doch nicht gemacht. Man muß grade so aussehen wie der Richter um nicht durch das flehen der armen Teufel gerührt zu werden. Das Süjet ist übrigens eines Hogarths[6] oder des HErrn Rambergs nicht unwürdig wenn nur die Ideen Sammlung nicht mit so vieler Gefahr verbunden wäre. Das darauf gemachte Lied schicke ich blos der beyden lezten Zeilen wegen mit, woraus man sieht was man in Wien drucken darf, denn dieses Zeug wird in Wien öffentlich verkauft. Der Kayser hatte einen sehr guten Einfall bey einer ähnlichen Gelegenheit. Als er die Preß Freyheit gestattete kam gleich gantz abscheuliches Zeug in Menge zum Vorschein. Der Minister fragte ihn was zu thun wäre. O, sagte er lächelnd, unsere Pressen haben so lange Obstruktionen gehabt, daß es kein Wunder ist, wenn das erste das weggeht, nachdem ich Lufft gemacht habe, unverdautes garstiges Zeug ist. Freylich muß man dieses Gleichniß nicht so genau nehmen *(omne simile claudicat)* sonst mögte man, auch nach der Genesung, nicht viel sonderliches von den Wienerischen Pressen zu gewarten haben. Er müste denn blos die Verstopfung der Schnepfen pp. gemeint haben.

Solte es mit der Independentz von Amerika seine Richtigkeit haben, so wünsche ich die Folgen zu erleben. Es wird eine förmliche Völcker-Wanderung dorthin geschehen. Vielleicht erleben wir noch Vocationen Göttingischer Professoren nach der *Alma Philadelphica* und sehen Philadelphische Buchhändler auf der Leipziger Messe.

1783.

2. Jenner.

Wenn Sie den Pontius Pilatus selbst nicht lesen wollen, so wolte ich bitten, wenigstens die Recension davon in der allgemeinen deutschen Bibliotheck zu lesen, sie ist vortrefflich.[7]

9. Jenner.

HErr Forster aus Cassel meldet mir, daß er wieder neue Hoffnung habe nach Italien zu gehen. Er ist nach Bologna eingeladen, ob er aber gehen wird ist noch nicht gewiß.[8]

---

[1] Es gab damals mehrere Gesellschaftsspiele, die den Namen Gänsespiel trugen: bei allen war eine Spieltafel mit gemalten Gänsen und andern Malereien auf dem Spieltisch ausgebreitet, zum Spielen dienten Würfel oder Rechenpfennige (Grimm, Deutsches Wörterbuch 4, 1, 1278). Lichtenberg erwähnt das Spiel auch zweimal in den Aphorismenbüchern (D 378, J 399).

[2] Lavaters „Pontius Pilatus oder die Bibel im kleinen und der Mensch im großen" erschien in vier Bändchen Zürich 1782—85. Eine längere, scharf ablehnende Charakteristik des sonderbaren Werkes gibt Goethe in einem Briefe an Frau von Stein vom 6. April) Briefe 5, 299) und in zwei Briefen an Lavater selbst vom 29. Juli und 9. August 1782 (ebenda 6, 20. 37).

[3] Lichtenbergs erster Brief an Herschel vom 12. Januar 1783, in dem er sich für die Übersendung seiner astronomischen Abhandlung über die Parallaxe der Fixsterne bedankt, vom Uranus spricht, den Adressaten um eine kurze Übersicht seiner wichtigsten Lebensereignisse für das Göttingische Magazin bittet und schließlich sein Bedauern ausspricht, ihn 1775 in Bath nicht besucht zu haben, ist erhalten (Briefe 2, 64).

[4] Joao Hyacinte de Magellan (1722—90), Physiker, war eins der berühmtesten Mitglieder der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften.

[5] Vgl. oben Anm. 1.

[6] William Hogarth (1697—1764), der berühmte englische Genremaler, dessen Kupferstiche Lichtenberg in einzelnen Aufsätzen des Göttinger Taschenkalenders seit 1784 und dann in ausführlicherer Art in Buchform seit 1794 erläutert hat.

[7] Diese Rezension der Allgemeinen deutschen Bibliothek (51, 99), die nicht unterzeichnet ist, sieht in Lavaters Werk „den besten Kommentar zur Fabel vom gebärenden Berge" (S. 101) und schließt mit den Worten (S. 113): „Rezensent fügt nichts hinzu, als daß er bedauert, daß Herr Lavater sich in dieser kleinen Schrift auf einer so nachteiligen Seite gezeigt hat, und wünscht, daß er sich durch die Fortsetzung dieses elenden Geschreibs oder andre Schriften dieser Art nicht ganz um die Achtung des vernünftigen Teils der Lesewelt bringen möge."

[8] Aus dieser Reise Georg Forsters nach Italien ist so wenig etwas geworden wie aus einem ähnlichen drei Jahre zurückliegenden Plane, als Begleiter eines Berliner Arztes Fliess nach dem Süden zu gehen (Briefwechsel mit Sömmerring S. 231; Lichtenbergs Briefe 1, 351. 353).



Zum Pontius Pilatus gratulire ich. Da müssen sich Ew. Wohlgebohren ein Pfeifgen dazu anmachen, es ist würcklich stärckender als der beste Porter, so etwas zu lesen.

27. Jenner.

Ich glaube dem guten Mann [Gatterer][1] verdreht seine meteorologische Physiognomick[2] noch endlich den Kopf auch, und er wird einen *Pontius Pilatus* gebähren.

30. Jenner.

Die Nachricht von HErrn Claproths Erhöhung[3] hat mich ebenfalls sehr gefreut. Er ist würcklich ein sehr nützlicher und vortrefflicher Mann in aller Rücksicht, ich glaube Leute von der Rechtschaffenheit und dem Hertzen hier in Göttingen lassen sich wohl alle um einen Caffeetisch setzen.

Ich glaube der Mann [Gatterer] ist etwas gegen mich aufgebracht, denn ich habe nunmehr Ursache zu vermuthen, daß er der Mann war, der schrieb er habe an Ziehen[4] gedacht als es vor ein Paar Jahren stürmte, und daß sich Ziehen nur in dem Ort geirrt habe.

6. Februar,

Freylich verdient ein Mann wie Gatterer nicht, daß man ihn um etwas anspricht. Er ist ein gantz abscheuliger Pedant, und auf seinen meteorologischen Wirrwarr so stoltz, als Voß auf sein *bäh*.[5] Er glaubt die Lage des *Sonnen Aequators* gegen die Ecliptic habe einen Einfluß auf unsere Atmosphäre, das ist würcklich abscheulig, und dieser Satz allein hat gemacht, daß ich das übrige nicht lesen mogte. Es ist gar ein elender Gedancke.

Stellen sich Ew. Wohlgebohren vor was Baldinger gemacht hat. Er läßt im neusten Stück seines Magazins für Aerzte, *ohne mich zu fragen*, meine Schwantz-Physiognomick,[6] und wie seine Frau mir selbst zu verstehen giebt aus Rache gegen Zimmermann abdrucken. Gottlob mein Nahme steht nicht drunter. Ohne zu lächeln werden sie Ew. Wohlgebohren wohl schwerlich lesen, allein ich bitte doch Ew. Wohlgebohren Dero Freunden zu sagen, daß ich keinen Antheil an der Publicirung habe, daß ich es *anno* 1777 geschrieben habe,[7] wo der Spott noch taugte, der jezt zu spät kommt, und das 3tens vieles sehr verdruckt ist. Es ist in der That jezt so wie es da steht zugleich eine Satyre auf Baldingers Magazin und auf Hallern dessen in *Baldingers* Einleitung Erwähnung geschieht.[8] Er sagt ich habe vor langer Zeit die Publicirung erlaubt. Ich entsinne mich dessen nicht. Da aber Baldinger nicht vorsätzlich lügt, so kan es seyn, daß ich in der lustigen Gesellschafft, für die ich es geschrieben, einmal sagte, ich mache mir nichts daraus, wenn es gedruckt würde.[9] Zimmermann wird vermuthlich sehr scheel darauf herab sehen.

Ich bin ernstlich gewilligt, die Briefe über Garrick[10] besonders herauszugeben, nicht allein weil ich von

---

1 Johann Christoph Gatterer (1727—99), Historiker und Geograph, Professor der Philosophie in Göttingen.

2 Seine meteorologischen Anschauungen hatte Gatterer in seiner Abhandlung „*De anno meteorologico fundamentali*" (Göttingen 1780) niedergelegt; eine weitere Ausführung seiner dort behandelten Ideen ist nicht erschienen, scheint aber nach den obigen Worten geplant gewesen zu sein.

3 Justus Claproth (1728—1805), Professor der Jurisprudenz in Göttingen, war zum Hofrat ernannt worden.

4 Konrad Siegmund Ziehen (1727—80), Hauptprediger in Zellerfeld am Harz, hatte sich durch sonderbare Weissagungen nahe bevorstehender großer Erdrevolutionen einen Namen gemacht, gegen die Lichtenberg schon 1780 einen Aufsatz „Über die Weissagungen des verstorbenen Herrn Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld" in die Göttingischen Anzeigen von gemeinnützigen Sachen geschrieben hatte (Vermischte Schriften 5, 3). 1782 folgte dann im zweiten Jahrgang des Göttingischen Magazins „Noch ein Wort über Herrn Ziehens Weissagungen" (ebenda 5, 14): dort findet sich (S. 24) die Stelle zitiert, die von einem „profunden Gelehrten zu Göttingen" berichtet, was Lichtenberg oben anführt.

5 Lichtenberg hatte im Motto seines oben S. 123 Anm. 3 nachgewiesenen zweiten Aufsatzesgegen Voß dessen Ansicht, das griechische η sei wie unser ä ausgesprochen worden, durch das witzig veränderte Hamlet-Zitat „*To bäh or not to bäh, that is the question*" verspottet (Vermischte Schriften 4, 266).

6 Lichtenbergs „Fragment von Schwänzen" erschien im fünften Bande von Baldingers „Neuem Magazin für Ärzte", den es eröffnet (Vermischte Schriften 4, 109).

7 Daß dieser Lichtenbergsche Scherz in so frühe Zeit gehören müsse, war immer vermutet worden; einen urkundlichen Beleg dafür brachte, worauf ich im Euphorion 15, 66 hingewiesen habe, zuerst ein Billet Lichtenbergs an Hindenburg aus dem Januar 1778 (Ebstein, Aus Lichtenbergs Korrespondenz S. 41), zu dem nun dieser zweite, ganz unzweideutige hinzukommt.

8 Baldingers einleitende Worte sind bei Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit S. 90 wieder abgedruckt: der Schlußsatz weist darauf hin, daß selbst Haller in seiner großen Physiologie die Physiognomik als einen Teil dieser Wissenschaft ansehe (vgl. *Elementa physiologiae corporis humani* 5, 590. 591).

9 „Der Verfasser erlaubte schon längst, daß seine Einfälle gedruckt würden" heißt es in Baldingers Vorbericht. Die „lustige Gesellschaft", für die Lichtenberg den Scherz niederschrieb, ist wohl der bei Dieterich verkehrende Freundeskreis, zu dem auch Baldinger und seine Frau gehörten.

10 Lichtenbergs die englische Bühne behandelnde „Briefe aus England", ursprünglich im Herbst 1775 aus London an Boie gerichtet, waren im Deutschen Museum im Juni und November 1776 und im Januar und Mai 1778 erschienen (Vermischte Schriften 3, 197); den größten Raum nimmt darin die Charakteristik David Garricks ein, des größten Schauspielers, den London damals besaß.



einigen vortrefflichen Männern dazu ernstlich aufgefordert bin, sondern, weil mir mein Darmstädtischer Bruder[1] vor etwa $^1/_2$ Jahr schrieb, daß ein Franckfurtischer Buchhändler willens wäre, sie so grade weg abzudrucken, und diesem Unternehmen vorzubeugen habe ich die Versicherung in dem Aufsatz gegen Voß[2] ausgestellt.

17. Februar.

Ew. Wohlgebohren habe ich die Ehre hierbey Baldingers Magazin (mein eignes mir von der Frau Professorin selbst geschencktes Exemplar) zu überreichen. Es steht Ew. Wohlgebohren gantz zu Diensten, ich habe einige Druckfehler corrigirt und der lächerlichen Vorrede einige Anmerckungen beygefügt. Der Mann kan nicht 3 Zeilen zusammenhängen ohne einfältige Streiche zu machen.

3. März.

Ich glaube, daß HErr Rehberg[3] gut wird, wenn er nicht für Geld schreiben muß. Der Brief von Nikolai[4] ist sehr interessant .... Forster thut gar nichts fürs Magazin. Was der junge Dr. Böhmer[5] für ein Glück gemacht hat, er ist aber auch der beste unter seinen Geschwistern, ein würcklich vortrefflicher Mensch von Kopf und von Hertzen.

Dietrich druckt jezt die vortreffliche Johnsohnsche Ausgabe von englischen Dichtern in 68 Bändchen mit den Lebensbeschreibungen[6] nach, die Muster einer feinen Critick sind, und zwar fast um ein Spottgeld, das zumal nur nach und nach aus dem Beutel kommt .... Ich habe die lezte Revision übernommen, die mir wenig Mühe macht. Der Druck ist vortrefflich und soll gewiß so correckt werden als möglich.

6. März.

Es ist besonders wie die Schwantz Physiognomick gefallen muß, mit jedem Posttag muß Dietrich welche verschicken. Man sieht daraus was man thun muß um *Applausum* zu haben. Gottlob, daß ich es nicht nöthig habe mir ihn auf diese Weise in meinen Collegiis zu verschaffen, ich ziehe die Purschen nicht an ihren eignen Schwäntzen herein, und noch viel weniger an Sauschwäntzen. Dieterich sagt immer ich könte einen Buchhändler glücklich machen, aber mich zugleich unglücklich pflege ich ihm zu antworten. Mir ist immer bange, daß ehestens einmal noch so etwas von mir erscheint, das ich ebenfalls um jene Zeit geschrieben habe, und das war eine Physiognomick der 12 Bilder in den *l'hombre* Karten,[7] die auch nicht mehr in meinen Händen ist. Solte es mir möglich seyn, sie wieder zu bekommen, so will ich sie Ew. Wohlgebohren mittheilen um Ihnen vielleicht eine angenehme Viertheilstunde zu machen. Ich ziehe sie der Schwantzphysiognomick vor, weil es zugleich eine Satyre auf die Leute ist die mit Winckelmannischer *Phraseologie* Kunstwercke beurtheilen, wovon sie nichts verstehen. Ich dancke Ew. Wohlgebohren recht sehr, daß Sie den Leuten meinen Unwillen kund thun, wenn ich solche Dinge wolte gedruckt haben, so hätte dieses im Hause geschehen können, wo ich gewiß für jeden Sauschwantz den Werth eins Schweins hätte erhalten können (die kleinen freylich nicht

[1] Lichtenbergs Bruder Friedrich Christian (1734—90) war Geheimer Tribunalrat in Darmstadt.

[2] „Sie (die Briefe aus England) haben hier und da einen für mich schmeichelhaften Beifall erhalten und ich bin Willens, sie auf vielfältiges Verlangen vermehrt und hie und da geändert dem Publikum noch einmal vorzulegen" Vermischte Schriften 4, 307. Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, obwohl Lichtenberg des geplanten Frankfurter Nachdrucks auch sonst gedenkt (Briefe 2, 211. 225. 231).

[3] August Wilhelm Rehberg (1757—1836), der sich später als politischer Schriftsteller einen Namen gemacht hat, hatte eben zwei Aufsätze im Göttingischen Magazin erscheinen lassen, ein „Leben des Kaiser Rudolf von Habsburg" (3, 453) und „Aus einem Schreiben an Professor Lichtenberg" (3, 576); das letztere, vom 28. Februar datiert, bezieht sich auf den in der folgenden Anmerkung nachgewiesenen Brief Nicolais. Früher hielt Lichtenberg sehr wenig von Rehberg (Briefe 1, 327).

[4] Von Nicolai erschien im Göttingischen Magazin (3, 387) ein „Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg in Göttingen", datiert vom 29. Weinmonat 1782, über die Literaturbriefe und seinen Anteil daran, in dem er ein Versehen in einem früheren Aufsatze von Rehberg über die deutsche Literatur (ebenda 2, 157) berichtigt. Lichtenberg schreibt ihm am 21. November 1782 (Briefe 2, 57): „Das Ganze ist äußerst interessant und in dieser Rücksicht ist es mir auch nicht leid ein kleines Versehen begangen zu haben; ich wünsche, daß nicht oft Fehltritte von mir solche Vorteile für das Publikum veranlassen, ich möchte mich sonst leicht solcher Dinge befleißigen".

[5] Hier ist wohl Johann Franz Wilhelm Böhmer (1757—88) gemeint, ein Sohn des juristischen Professors (vgl. oben S. 124 Anm. 7), der als erster Gatte von Karoline Michaelis, der späteren Frau August Wilhelm Schlegels und Schellings, bekannt ist.

[6] Von diesem Nachdruck von Samuel Johnsons „*Works of the english poets with prefaces biographical and critical*" (London 1779—81) sind nur zwei Bände Milton erschienen. Diesem Werke Johnsons hatte Lichtenberg schon früher seine im dritten Jahrgang des Göttingischen Magazins erschienene „Nachricht von Popes Leben und Schriften" (Vermischte Schriften 5, 33) entnommen, die er mit den Sätzen einleitete: „Wenig Werke sind in den neusten Zeiten in England mit dem Beifall aufgenommen worden, womit man Johnsons Leben von englischen Dichtern durchaus aufgenommen hat. Dieses Glück werden sie überall haben, wo man gesunde Kritik, in bündigem, präzisem, wohlklingendem, also fast vollkommenem Ausdruck vorgetragen, zu schätzen weiß. Unstreitig ist dieses das herrlichste Produkt dieses außerordentlichen Mannes" (vgl. auch Briefe 2, 81).

[7] Diese physiognomische Satire scheint leider gänzlich verloren gegangen zu sein.



rechnet). In einer gelehrten Zeitung soll, wie mir gesagt worden ist, stehen daß dieses Fragment einem Frauenzimmer zu gefallen geschrieben worden sey dem es viel Vergnügen gemacht hätte, dieses ist vortrefflich und ein derber Hieb auf Madame Baldinger,[1] wofür ich wohl dem Verfasser dancken mögte, wenn ich ihn kennte. Denn es ist wahr, und sie hat allein am Druck schuld.

10. März.

Man sagt hier gantz allgemein daß der Edinburgische Duncan[2] hier Professor werden wird. Ist das wohl an dem? Er ist ein vortrefflicher Mann. . . . Ich wünschte mir in der Welt keinen besseren Gesellschaffter. Er ist ein Schüler von *Priestley*[3] und ein Freund von Irwine[4] und Black[5]. Ich würde gantz neu aufleben, wenn so ein Mann hieher käme. Ew. Wohlgebohren können nicht glauben, was hier die Gesellschafft elend ist. Lauter Stoltz, Besoldungsvermehrung und Büchergeschwätz; keiner verwendet etwas auf Versuche, Louisd'or und Kopfzeug für ihre Weiber, und Vorzug durch Kleidung auf Bällen und Assembleen ist alles was die meisten suchen. Wenn ich mir ein Instrument für 20 Thaler anschaffe, so schaudert ihnen die Haut, das wäre viel Geld.

13. März.

Mit der lezten englischen Post habe ich einen sehr verbindlichen Brief von dem Planeten Entdecker Herschel aus Datchet bey Windsor erhalten, worin er mir eine Nachricht von seinen hauptsächlichsten und interessantesten Lebensumständen giebt, mit der ausdrücklichen Erlaubniß sie in unserm Magazin bekannt zu machen. Er schreibt englisch und zwar gantz ohne Widerrede vortrefflich, ich habe seinen Brief diesen Morgen übersezt und er ist schon im Druck.[6]

Ich glaube ich werde mich endlich genöthigt sehen eine Schwantz Physiognomick für das Frauenzimmer zu schreiben, denn eine für Kinder wäre wohl zu früh. Indessen sollen doch dencke ich die Kinder endlich so klug werden, daß sie auch so was vertragen können. Ich habe Herschels Brief dem Hof Rath Kästner zugeschickt. Sie können nicht glauben was der Mann stichelt. Es ist unerträglich. Er will haben ich soll einige Noten dazu machen, wovor mich der Himmel bewahre. Herschel scheint etwas eitel zu seyn, aber Kästner ist es viel mehr. Doch ich lege sein Billet bey. Kästner kränckelt starck, und ich fürchte er macht es nicht mehr lange. Die ewigen Kränckler kränckeln ewig, allein die *sonst* gesunden öffters nur kurtze Zeit.

20. März.

Was das für ein Unterschied ist zwischen unsern Aerzten und solchen Leuten. Wenn man sie spricht, so ist die Unterhaltung Stadtgeschichten oder Vademecum's Histörchen.[7] Es ist wenig oder nichts zu lernen.

Was Kästnern wohl am meisten verdrossen hat, ist daß ihm Herschel seine Schrifften nicht zugeschickt hat. Bedencken Ew. Wohlgebohren wenn ich Herschels wohlgemeinten Brief mit Anmerckungen herausgegeben hätte. Man kan sich nichts abscheuligeres dencken, aber Kästner hat sich auch nur dieser Wendung bedient um seine Anmerckungen anzubringen. *Im Ernst* kan kein vernünfftiger Mensch so etwas vom andern verlangen.

3. April.

Ich hoffe, daß Ew. Wohlgebohren mit der Dienstags Post das Magazin[8] erhalten sollen. Mannigfaltigkeit ist diesesmal genug darin. Fast alles von mir, und an mich. Forster thut nichts und ich werde ihn glaube ich abdancken müssen.

---

[1] Friederike Baldinger, die Frau des oben S. 89 Anm. 9 genannten Arztes, hat auch sonst anregend auf Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit eingewirkt: ein Brief an sie, datiert vom 19. und 20. Februar 1777, ist, wie sich aus den Aphorismenbüchern (F 439. 464. 662) ergab, der aus dem Nachlaß hervorgetretene Aufsatz „Über die Macht der Liebe" (Vermischte Schriften 2, 234), der sich gegen gewisse Anschauungen der Genieperiode richtet.

[2] Andreas Duncan (1744—1828) war ein berühmter Arzt und Professor der Medizin in Edinburgh; seine Berufung nach Göttingen war nur ein Gerücht, dessen Lichtenberg auch in einem Briefe an seinen Neffen Friedrich August vom 29. März gedenkt (Briefe 2, 72).

[3] Joseph Priestley (1733—1804), Pastor einer Dissentergemeinde in Birmingham, der bekannte Entdecker des Sauerstoffs, Ammoniaks und Kohlenoxyds, gleich hervorragend als Physiker und Chemiker wie als Philosoph und Theolog.

[4] William Irvine (1743—87), Professor der Chemie und Medizin in Glasgow.

[5] Joseph Black (1728—99), Professor der Chemie in Edinburgh, war der Entdecker der Kohlensäure und der latenten Wärme.

[6] Herschels Brief an Lichtenberg ist vom 15. Februar datiert: der autobiographische Teil desselben ist unter dem Titel „Nachricht von den Lebensumständen Herrn Wilhelm Herschels, des Entdeckers des neuen Sterns, aus einem Sendschreiben desselben an Professor Lichtenberg" im Göttingischen Magazin 3, 584 abgedruckt.



[7] Vgl. oben S. 84 Anm. 9.

[8] Gemeint ist das vierte Stück des dritten Jahrgangs, dessen Inhalt Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit S. 84 verzeichnet.



14. April.

Den Verfasser des Gedichts von Gibraltar[1] weiß ich mit Gewißheit nicht anzugeben, die meisten glauben es sey Bürger[2], dieser lobt zwar das Gedicht sehr, und recitirt es allen Leuten, wirft auch sonst die Sache nicht sehr von sich weg, hat aber doch Dietrichen im Vertrauen gesagt er sey es nicht. Andere halten HErrn Göcking[3] für den Verfasser. Sobald ich etwas davon erfahre werde ich es Ew. Wohlgebohren sogleich melden. Was mich hauptsächlich freut, ist, daß dieses Stück im gantzen durchgängig Beyfall erhält. Was Forster thut weiß der liebe Himmel, er übersezt, glaube ich, oder macht Gold, daß es ihm mit dem erstern glückt, daran zweifle ich nicht, allein an dem leztern zweifle ich sehr, und habe die gröste Ursache dazu.[4]

17. April.

Ew. Wohlgebohren müssen sich indessen mit den unglücklichen trösten, die ihr schwer erworbenes Geld offt durch den Banckrot von vermeintlichen Freunden verliehren. Meine arme Mutter hat durch einen solchen Fall 1200 Thaler, welche bey weitem den grösten Teil unseres Vermögens ausmachten, verlohren, und das durch einen Mann, dem es niemand in der Welt angesehen hätte, ja der auch zuverlässig mehr unglücklich als niederträchtig war, und der die Interessen bey Lebzeiten püncktlich entrichtete. Dieses war ein Riß den wir sogar bis auf unseren allzeit mäßigen Tisch verspürten. Wir sind jezt Gottlob alle versorgt, die mehrsten im Himmel, und die andern auf der Welt so, daß sie mit Recht nicht klagen können.

21. April.

HErr Amtmann, Bürger, den ich selbst in diesen Tagen gesprochen, läugnet das Gedicht rund ab, versichert aber heilig, daß er sich dessen gar nicht schämen würde und wünschte es sogar gemacht zu haben. Er weiß gar nicht auf wen er in der Welt rathen soll, kennt auch die Hand nicht, da er wegen seines Musenalmanachs die Hände der meisten deutschen Dichter kennt.

12. May.

Magister Reinhold[5] wird sich freuen, daß man ihn und Bürgern für den Verfasser eines und eben desselben Gedichts hält. Allein ich habe in den Gothaischen Zeitungen, oder in einer andern gesehen, daß HErr Reinhold an einem Heldengedicht auf die Belagerung von Gibraltar arbeite. Dieses hat vermuthlich zu diesem Misverständniß Anlaß gegeben.

19. May.

Ich will es also nur Ew. Wohlgebohren gestehen, daß ich das Gedicht gemacht habe.[6] Weil es eine Spielerey ist, die blos aus meinem unbändigen Eifer über die scandaleuse Geschichte und frantzösische Windbeuteley entstanden ist, so habe ich es niemanden sagen wollen. Auch habe ich viel zu wenig Zeit darauf verwendet. Ich habe einmal in 2 Stunden vor Tag 14 Strophen gemacht, wäre es ausgearbeiteter so hätte ich mich eher dazu bekannt.

25. May.

Daß der Bischoff[7] dem Potsdamer Groß Auge gefallen würde, daran habe ich nie gezweifelt. Die Nachricht wird viel Freude in St. James's[8] machen, auch wird der Bischoff gewiß Dinge sehen, die er in Hydepark nicht leicht sehen wird.

---

1 Das eben genannte Stück des Göttingischen Magazins brachte (S. 615) auch ein anonymes satirisches Gedicht mit dem Titel: „Simple, jedoch authentische Relation von den curieusen schwimmenden Batterien, wie solche *anno* 1782 am 13. und 14. *Septembris* unvermutet zu schwimmen aufgehört, nebst dem, was sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben sowohl in der Luft als auf dem Wasser zugetragen, durch Emanuelem Candidum, *candidat en poësie allemande, à Gibraltar*" (Vermischte Schriften 5, 113; zur Sache vgl. oben S. 90 Anm. 1). Verfasser dieses Gedichts war Lichtenberg selbst.

2 So schreibt zum Beispiel Biester an Bürger am 2. September (Briefe von und an Bürger 3, 120): „Warum hast du uns nicht dein Gibraltar gegeben?" Ein briefliches Urteil Bürgers über Lichtenbergs Gedicht ist mir nicht bekannt.

3 Leopold Friedrich Günther von Goekingk (1748—1828), Kanzleidirektor in Ellrich, bekannt besonders durch seine „Lieder zweier Liebenden" und andre Gedichte.

4 Georg Forster gehörte jahrelang dem Rosenkreuzerorden in Kassel an, der sich unter andern mit der Konstruktion des Steins der Weisen und mit Versuchen zur Synthese des Goldes beschäftigte, löste sich aber gerade in dieser Zeit aus dem Geheimbund los.

5 Christian Ludolf Reinhold (1737—91), Professor der Mathematik am Gymnasium in Osnabrück, war schon zu Lichtenbergs Osnabrücker Zeit ein Gegenstand seiner Satire (Briefe 1, 100. 103. 183. 283). Sein Heldengedicht „Gibraltar und die Karibischen Inseln" erschien mit der Ortsangabe „London und Paris" im Jahre 1785—86.

6 Am 1. Mai schreibt Lichtenberg an Wolff (Briefe 2, 76): „Was Sie für ein Mann sind! Sie haben nicht allein den Verfasser des Gedichts erraten, sondern auch das Lied, das ich mir nebst einem andern, welches nicht im hiesigen Gesangbuch steht, seit jeher zum Muster bei Mordgeschichten gewählt habe. Das letztere fängt sich an: Erschrecklich ist es, daß man nicht der Höllenqual betrachtet . . . . Ew. Wohlgeboren sind so gütig und sagen nicht, daß ich es Ihnen eingestanden. Ihr Beifall ist mir indessen ganz unschätzbar gewesen."

7 Prinz Friedrich von England (1763—1827), Bischof von Osnabrück, ein Sohn Georgs III. von England, reiste damals nach Potsdam zu Friedrich dem Großen.

8 Name des Königlichen Palasts in London.



29. May.

Von dem Schreiben der Königin an HErrn HofRath Heyne habe ich hier nichts gehört, und war mir also sehr angenehm etwas davon von Ew. Wohlgebohren zu vernehmen. Es verräth sehr viel Achtung der Königin für die Deutschen, denn ich glaube doch, daß, trotz unsres entsezlichen Eifers aus den Kindern Engel zu machen, die Engländer uns in dieser Art Schrifften, zumal was den Vortrag betrifft, sehr überlegen sind.

Am Sonntag besuchte mich HErr Amtmann Bürger, und sagte mir, daß er, nun, da das Gedicht auf die schwimmenden Batterien durch die Leipziger Messe mehr in den Umlauf gekommen, fast Posttäglich Gratulations- und Dancksagungs-Schreiben wegen des *vortrefflichen* Gedichtes erhielte. HErr Dieterich gesteht nun, daß er es dem HErrn HofRath Rudloff[1] verrathen.

2. Junii.

Haben Ew. Wohlgebohren wohl des Cantzley-Direcktor Göckingks Plan zu einem neuen Journal[2] gelesen? Es ist der Mühe werth, daß sich Dieselben den Plan vom Intelligentz Comtoir holen lassen, man kan sich nichts rasenderes dencken. Wenn ich so was lese, so dencke ich immer an HErrn Kriegssekretärs[3] 5te Facultät die *sens commun* lehren soll. Mir ist es unbegreiflich wie solche unüberlegte Köpfe Cantzleyen dirigiren können. Aber wer weiß auch wie jene Cantzleyen dirigirt werden. Nicht meine Küchenrechnung die sich des Vierteljahrs auf 25 Thaler *banco* belauft, wolte ich einem solchen Direcktor zur Direcktion geben.

9. Junii.

Es freut mich sehr, daß Ew. Wohlgebohren HErrn Göckingks Avertissement eben so wie ich gefunden haben. Es ist gantz abscheulig.

Daß HErr Duncan nicht kommt, bedaure ich doch. HErrn Geißler[4] habe ich nun kennen lernen, es ist ein gar vortrefflicher Mann, in allen Stücken, gründliche Gelehrsamkeit angenommen, das Gegentheil von seinem lufftigen Vorgänger[5].

12. Junii.

Gestern Abend habe ich in Gesellschafft des HErrn HofRath Kästner mit Madame Baldinger bey HErrn Dietrich gespeiset, sie scheint denn doch im Ernst Göttingen dem Cassel vorzuziehn. Kästner ist unglaublich um die Frau her. Bey einem Paar andern Personen würde die *Chronique scandaleuse* ohnstreitig schon allerley erzählen.

19. Junii.

Am Montag wurde ich in meiner Schreibstunde von einigen fremden Cavalieren überfallen, die sogar eine Dame im Amazonen Habit mitbrachten, welches für mich in meinem zerrissenen Schlaf Rock das allerabscheuligste ist, was mir begegnen kan. Da war also an kein Schreiben zu gedencken. Es waren vortreffliche Leute. Gestern brachten sie die Zeit von 6 bis 10 Uhr des Abends bey mir auf Zwieback, Kirschen, süßen Wein, Stincklufft, elecktrische Stöße, dephlogistisirte Lufft, geschmoltzenen Stahl pp. zu.

Was die Menschen verschieden über dieselben Dinge dencken, Voß hat sich über meine Theorie der Mondsflecken lustig gemacht[6] und in der allgemeinen deutschen Bibliothek wird von meinem Gedancken gesagt, er sey sehr wichtig und könte künfftig vielleicht in der Lehre von der Beschaffenheit des Mondes Epoche machen.[7] Da nun HErr Voß von der Sache grade nichts versteht, so wird er doch sein Gesicht ein wenig hierbey verziehen.

In dem nächsten Stück des hiesigen Magazins werden Ew. Wohlgebohren eine Correspondenz zwischen mir und dem HErrn Ritter Michälis[8] finden, die auf *sein* ausdrückliches Verlangen gedruckt wird. Der Mann

---

1 Wilhelm August Rudloff (1747—1823) war Geheimer Sekretär und Archivar in Hannover.

2 Goekingks „Journal von und für Deutschland" begann 1784 zu erscheinen. Mit Lichtenbergs Urteil vergleiche man die eingehenden Ausführungen Bürgers in seinen Briefen an Goekingk vom 6. und 19. Juni (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 3, 440. 442), der das Projekt herrlich findet, aber an dem Stil der Ankündigung allerhand auszusetzen hat.

3 Ramberg.

4 Karl Heinrich Geißler (1742—89) war als Professor der Jurisprudenz von Marburg nach Göttingen berufen worden, das er aber schon im nächsten Jahre verließ, um einem Rufe nach Wittenberg zu folgen.

5 Selchow (vgl. oben S. 89 Anm. 1).

6 Seine Theorie über die Mondflecken, im wesentlichen des Inhalts, daß man sich die Entstehung der Mondberge wegen ihrer ringförmigen Gestalt ähnlich wie die der ganz ähnlich geformten Vulkane der Erde vorzustellen habe, hatte Lichtenberg in einem Aufsatz „Einige Betrachtungen über die Mondsflecken" im zweiten Jahrgang des Göttingischen Magazins auseinandergesetzt, in dem er eine ältere, im Göttingischen Taschenkalender für 1779 erschienene Arbeit „Ein paar Neuigkeiten vom Monde" mit Zusätzen wiederholte (Physikalische und mathematische Schriften 1, 204). Voßens Spott über diese Theorie findet sich in seiner Gegenschrift „Verteidigung gegen Herrn Professor Lichtenberg", die im Märzstück des Deutschen Museums 1782 (1, 213) erschien, worauf wieder Lichtenberg replizierte (Vermischte Schriften 4, 299).

7 Die Allgemeine deutsche Bibliothek gedenkt der Theorie Lichtenbergs gelegentlich (48, 482) in einer Rezension; doch stimmt der Wortlaut nicht zu dem obigen Zitat und Lichtenberg dürfte eine andre gelegentliche Erwähnung im Sinne haben, die ich aber nicht habe finden können.

8 Johann David Michaelis (1717—91), der berühmte Orientalist, war Professor der Philosophie in Göttingen. Im fünften Stück des dritten Jahrgangs des Göttingischen Magazins erschien der „Briefwechsel zwischen dem Herrn Ritter Michaelis und Herrn Professor Lichtenberg über die Absicht oder Folgen der Spitzen auf Salomons Tempel" (Physikalische und mathematische Schriften 3, 251); Michaelis war geneigt, sie für Gewitterableiter zu halten.



schweift würcklich in seinen Theorien und Bibel Erklärungen aus, aber durch alle seine Possen schimmert immer, wie mich dünckt, der grose Mann durch. Er scheint mir außerordentlich gewogen zu seyn. Auch von Kästnern kommt etwas in dieses Stück[1], so daß es also diesesmal auch in einer andern Rücksicht Göttingisch seyn wird.

26. Junii.

Eins der Gewitter, wovon ich Ew. Wohlgebohren neulich erzählt, hat zu Einbeck eingeschlagen, aber keinen Schaden gethan. Wenn man einmal, so wie man eine Gesellschafft *de propaganda fide* hat, eine *de avertendo fulmine* stifften wolte, so müste man sie zu Einbeck etabliren, ich glaube nicht daß der Ort im Hannöverschen seines gleichen in Blitz-Sachen hat.

Wer weiß ob nicht die Asche des Vesuvs zuweilen bis zu uns kommt. Diese aufzufangen wäre ein Versuch, den ich einmal dem Magister Eberhard[2] vorschlagen will, man müste ein Paar Tischtücher auf dem Hainberge ausbreiten, und alsdann den Staub darauf chemisch und mikroskopisch untersuchen.

Die reisenden Sächsischen Cavaliere haben mich bey ihrer Retour von Cassel noch einmal besucht, und einer darunter ließ sich auf einer von ihm selbst verfertigten Harmonika bey mir hören. Was das für eine Musik war! Er griff Accorde, die mir durch die gantze Seele giengen. Die Glocken waren alle inwendig mit Gummilack gefirnißt, um den allzu grosen Nachklang zu hemmen, und die *Semitonia* inwendig auf dem Rande vergoldet, welches der Maschine auch ein schönes Ansehen gab. Ich muß gestehen, ich habe nie in meinem Leben etwas anmuthigeres gehört. Ueberhaupt kan ich Ew. Wohlgebohren nicht sagen, was für vortreffliche Leute dieses sind. Sie haben sehr grose Kenntnisse und eine außerordentliche Wißbegierde, führen einen Mahler bey sich blos um Prospeckte zu zeichnen, und in der Laußnitz sollen ihre Güter rechte Muster von vortrefflichen Einrichtungen seyn. Ich habe mich auch noch einmal 4 Stunden hinter einander recht angegriffen, und mit Vergnügen das Geständniß nicht blos von ihnen gehört, sondern auch in ihren Augen gelesen, daß, wenn man gleich Dresden Leipzig und Halle auswendig kan, man doch immer in Göttingen noch etwas lernen könne.

Der Sieben und achtzigjährige Hollmann,[3] und Senior der gantzen Universität wie er sich selbst nennt, hat kürtzlich ein Buch über die Barometer und Thermometer drucken lassen,[4] worin er einen gantz abscheuligen Ausfall auf Kästnern thut, und ihm auf eine verdrüßliche Weise den freylich grosen Mayer[5] entgegensezt, und ihn dabey einen mathematischen Charlatan und Mikromegas[6] nennt. Die Orthographen und Wetterpropheten kriegen es auch recht derb zugezählt, und dieses, wie mich dünckt, nicht so gantz mit Unrecht. Es ist zum Erstaunen was der Mann noch für Feuer hat. Neulich fragte jemand den alten berühmten Schauspieler Macklin[7] in London: wie alt er sey? worauf er antwortete: ich bin in diesem Jahrhundert nicht gebohren, und dencke auch nicht darin zu sterben. Hollmann hat würcklich Munterkeit genug so etwas nicht allein zu sagen, sondern auch zu thun, ein Mann dem *anno* 66 ein Lungengeschwür aufbrach wobey ihm der Eiter Quartierweise aus dem Hals ströhmte.

---

1 Das eben genannte Stück des Göttingischen Magazins enthält zwei Aufsätze von Kästner, die „Erläuterung der Theorie von Herrn Herschels Lampenmikrometer" (3, 637) und eine „Nachricht, was zur Beobachtung der Mondfinsternis den 18. März 1783 auf der göttingischen Sternwarte getan worden" (3, 655).

2 Johann Paul Eberhard (1723—95), Mathematiker, war Privatdozent der Philosophie in Göttingen. In einem Briefe an Kaltenhofer vom 17. Oktober 1773 sagt Lichtenberg (Briefe 1, 179): „Der gute Magister Eberhard ist mit seinen Entdeckungen für mich jederzeit ein herrliches Gericht bei meinen Gedankenfesten, wie Herr Moser sagt, gewesen".

3 Samuel Christian Hollmann (1696—1787), Physiker, war Professor der Philosophie in Göttingen seit Gründung der Universität, kurz vor deren fünfzigjähriger Jubelfeier er starb. Eine köstliche Probe des Stils und der Sprache seiner Vorlesungen, in denen die Experimente in der Regel mißlangen, gibt Lichtenberg in einem Briefe an Blumenbach vom Ende des Jahres 1787, dem auch prächtige Skizzen seines Kopfes in verschiedenen Gemütsstimmungen beigegeben sind (Briefe 3, 252).

4 Hollmanns Schrift „Nötiger Unterricht von Barometern und Thermometern nebst zuverlässiger Nachricht von den seit 1743 und 1752 in Göttingen verfertigten beiden Arten" erschien Göttingen 1783.

5 Tobias Mayer (1723—62), der berühmte Astronom und Herausgeber der Mondstafeln, war Professor der Philosophie in Göttingen gewesen.

6 Kleiner Gernegroß: diesen Namen führt eine satirische Erzählung Voltaires. Hollmanns anonymer Ausfall gegen Kästner findet sich S. 105 Anm., wo er von Tobias Mayer sagt: „Er hat auch nie sogenannte Sinn-(Schimpf- und Schmäh-)gedichte, selbst auf seine Kollegen, verfertiget und solche heimlich und öffentlich, schriftlich und gedruckt in der Welt überall ausgestreuet, alle diejenigen auch nie mit einiger Verachtung angesehen, die nicht von der Rechnung des Unendlichen (einem wahren Spiel des Witzes) ein groß Geschrei gemacht, wo man mit andern bekannten mathematischen Gründen auskommen können. Ebendadurch hat er aber auch bei seinen vielen tiefen Einsichten verhütet, daß man ihn für keinen mathematischen Charlatan und Mikromegas zu halten Ursach gehabt hat."

7 Charles Macklin (1697—1797), berühmter englischer Schauspieler, besonders als Shylock; Lichtenberg charakterisiert ihn in den Briefen aus England (Vermischte Schriften 3, 266). *[Schluß folgt.]*

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin* Leipzig, Königstr. 10.

Leipzig, 10. September 1912
Königstraße 10

An unsere Abonnenten!

Mit diesem Heft schließt das zweite Quartal der „Zeitschrift für Bücherfreunde". Ich bitte Sie deshalb mir den Betrag für das nächste Quartal möglichst bald auf mein Postscheckkonto Leipzig No. 10534 einzuzahlen. Wenn Sie sich des Postschecks am Schlusse dieses Heftes bedienen, haben Sie kein Porto zu zahlen. – Die Beträge, die für das verflossene Quartal noch nicht eingegangen sind, werde ich mir erlauben am 24. September per Nachnahme zuzüglich Spesen von 40 Pf. zu erheben unter gleichzeitiger Benachrichtigung durch Postkarte.

Hochachtungsvoll

W. DRUGULIN
VERLAG

Weiß=Fraktur

Die Schrift des Tempel=Verlags

Entworfen von

Professor E. R. Weiß
Berlin



Bauersche Gießerei
Frankfurt am Main und Barcelona
Gegründet im Jahre 1837



Kopfleiste aus der Zeitschrift Pan II 1895 Seite 88

Deutsche Buchkünstler der Gegenwart.

V. Emil Rudolf Weiß.

Von

Dr. Max Osborn in Berlin.

Mit 57 Abbildungen und 5 Tafeln.

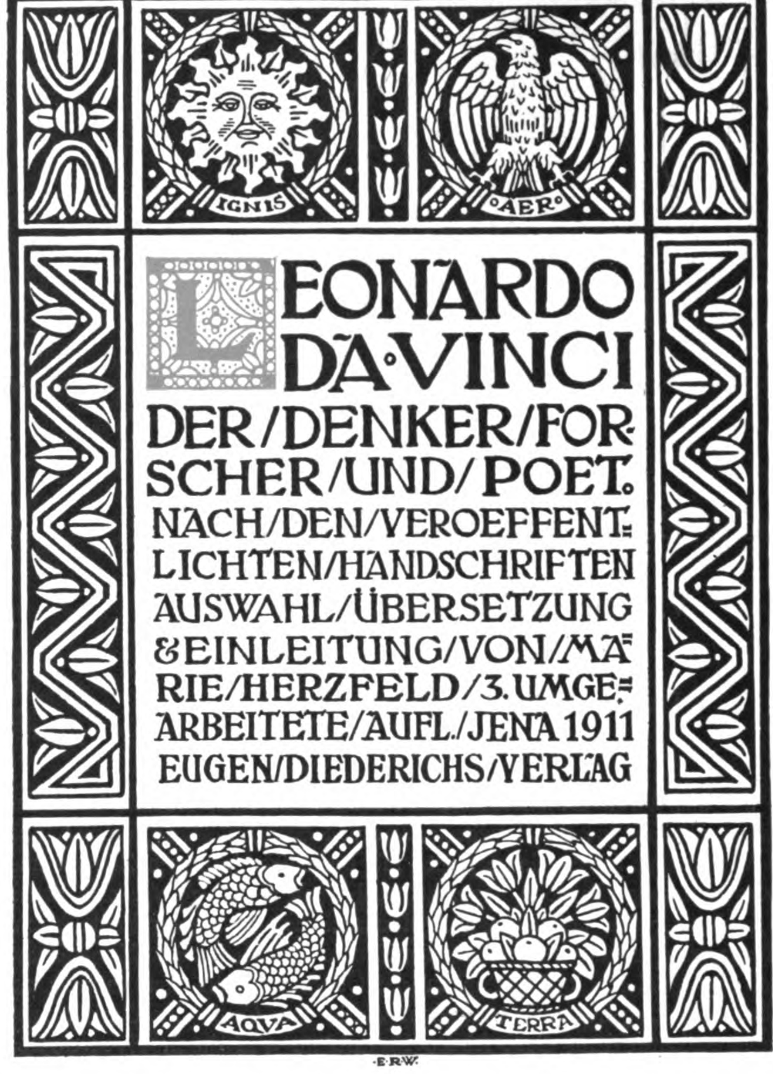
Es scheint, als hätten wir uns durch die kilometerdicke Kunstbreimauer, die das Land der deutschen Zukunftskultur, ähnlich wie die Hirsebreimauer das Schlaraffenland, umgibt, nun bald durchgebissen. Wenigstens haben einige Leute mit besonders kräftigen Zähnen und übernormalen Verdauungsorganen schon Bresche gegessen, und wenn die Wege, die sich damit ins Innere ergeben, auch noch eng sind und nicht viel Nachrückende in kurzer Frist durchlassen können, so ist doch der erste Anfang der mühevollen Eroberungsarbeit immerhin geleistet.

Der Unkunst wollten wir entfliehn und glitten in die Überkunst, aus der es jetzt zur Kunst gelangen heißt. Aus dem Ungeschmack taumelten wir in eine Orgie des Geschmacks, der sich damit selbst wieder auflöste; denn diese feinste Kulturblüte wird durch Hypertrophie erdrosselt. Wir hatten zu Schmuck und Gebrauch gleichgültige, unsinnige und häßliche Dinge. Nun sollten sie gleich alle bedeutungsvoll, sinnreich und schön sein und sollten das noch dazu möglichst laut betonen. Dabei wurde im Einzelnen Ausgezeichnetes geleistet; aber der Gesamteindruck ringsum war der einer Überfülle, eines beengenden, luftraubenden Allzuviel und einer peinlichen Bewußtheit, die das Selbstverständliche eines wirklichen Geschmacksregiments nicht aufkommen ließ.

Diese Übergangszeit — die wir trotzdem nicht schmähen wollen; da sie uns eine beglückende Fülle von Anregungen und Genüssen gebracht — neigt sich langsam ihrem Ende zu. Feste Gesetze beginnen sich herauszubilden, die ein Arsenal von Formen begründen. Von weitem leuchtet uns auf, was man die Objektivität kunsthandwerklicher Blüteepochen nennen könnte, wenn das Subjektive der einzelnen künstlerischen Mitstreiter vor der allgemeinen Zeitkonvention (im eigentlichen und höchsten Sinne des Wortes) verschwindet. Das „persönliche Sofa", das „individuelle Eckschränkchen" stirbt aus. Dafür meldet sich zum Wort, oder läßt sich wenigstens ankündigen: der Stil der Epoche, den nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern ein Abstraktum, die Gegenwart selbst, geschaffen zu haben scheint.



Titel für Eugen Diederichs, Verlag, Jena



Die moderne deutsche Buchkunst spiegelt diese Wandlung vielleicht am klarsten wieder. Schon weil in dieser Provinz besonders zweckbewußt und erfolgreich gearbeitet wurde. Nirgends sind festere, greifbarere Resultate erreicht. Und der Künstler, dem diese Betrachtungen gelten, faßt abermals alles, was hier gesucht und angestrebt wurde, in sich zusammen. Die Wandlungen, die er durchgemacht, demonstrieren beispielmäßig die Gesamtentwicklung seit fünfzehn Jahren.

Der Maler *Emil Rudolph Weiß*, 1875 zu Lahr in Baden geboren, sitzt auf der Akademie in Karlsruhe und schwingt als Schüler des Grafen Kalckreuth und Hans Thomas den Pinsel. Er gehört nach Abstammung und Art zu den Süddeutschen, die in den neunziger Jahren, im Gegensatz zu den norddeutschen Impressionisten, von stilisierenden Tendenzen erfaßt wurden. Das führte zunächst in der Malerei selbst zum Stimmungsmäßigen, Lyrischen, aber dann aus der Malerei heraus zu einer auf Erneuerung des gesamten äußeren Lebens gerichteten Reformarbeit im Großen. Der junge Badenser nimmt leidenschaftlichen Anteil an dieser Bewegung und gerät, wie viele in der Mitte der neunziger Jahre, vor allem auf das Nachbargebiet der graphischen Zierkunst. Namentlich der „Pan“ gab damals allen diesen Wünschen einen Brennpunkt, und es ist bezeichnend, daß Weiß, in dem literarische Neigungen mit künstlerischen stritten, und der so mit der Redaktion des „Pan“ in Verbindung kam, durch die schöne Disposition seiner Handschrift auf Briefbogen und Adressen die Aufmerksamkeit Otto Julius Bierbaums erregt, der ihn mit klugem Blick auf die Buchkunst weist.

Unter „Buchkunst“ aber verstand man damals, durchaus im Sinne der allgemeinen Zeitbewegung: künstlerische Verschönerung des Buches. Umschlag, Titelblatt, Einband, Zierleisten, Vignetten, Kopfstücke, kurz Bildmäßiges — darum bemühte man sich. Nicht die Gestaltung: die Ausstattung des Buches war das Wichtigste. Diese Anschauung bestimmte auch die Art, in der sich E. R. Weiß beteiligte. Das gedruckte Buch war vorhanden: nun sollte es geschmückt

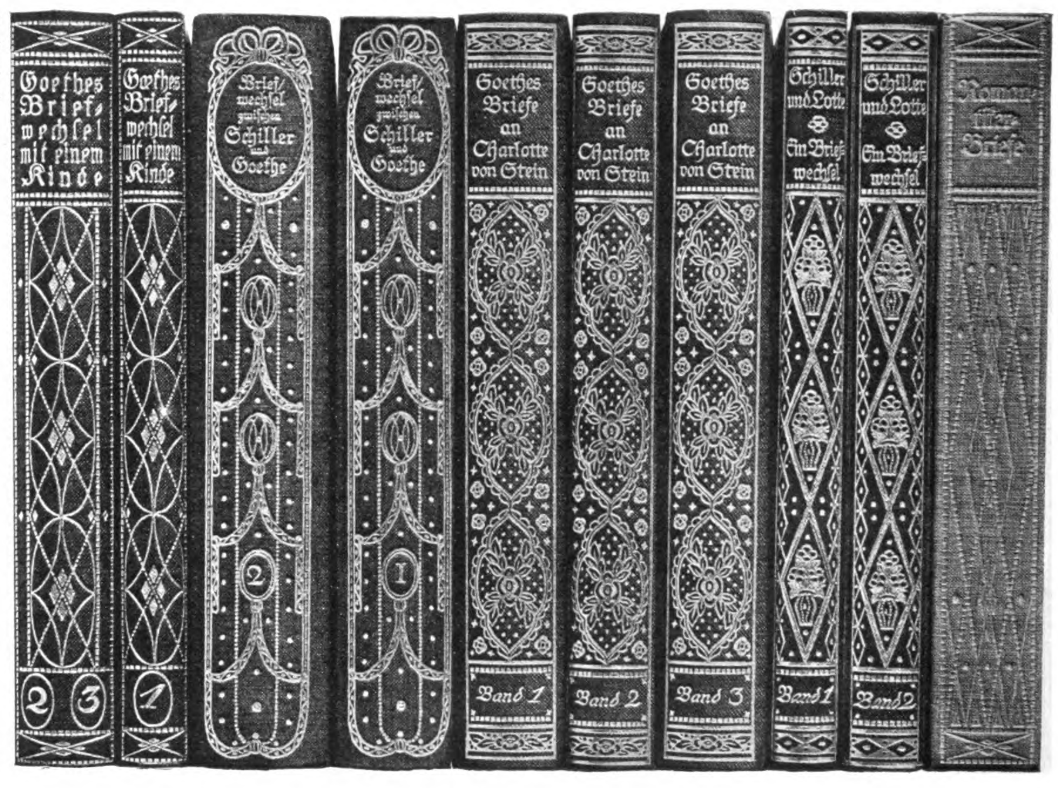




Vorsatz zu Bierbaum GUGELINE, Schuster & Loeffler, Berlin, und unten Einband







Einbände für Eugen Diederichs, Verlag, Jena

werden. Gewiß bemühte man sich schon, zwischen dem Objekt der Ausschmückung und der Ausschmückung selbst einen Einklang herzustellen. Man begann auf „anständigen Satz“, guten Druck, wohlbedachte Gestaltung des Seitenbildes zu achten. Doch das geschah im Grunde noch unsystematisch, ohne Plan und Gefühl für die Gesetzmäßigkeit des Geschmacks, der hier zu walten hätte.

Aber Weiß gehörte von vornherein zu denen, die auch in diesem ersten Stadium der modernen deutschen Buchkunst bereits mit großer Klarheit den notwendigen Weg erkannten: den Weg des Holzschnitts. Das war bei uns nicht gerade eine neue Entdeckung; schon die englischen Präraffaeliten hatten auf ihn gedeutet. Aber, ganz abgesehen von ihren gemäldehaften Bildeinfügungen und ihrer süßbritischen Sentimentalität: sie vermengten die eckig-spitzige Gotik, von der sie nicht loskommen konnten, mit xylographischen Linienvorstellungen, und das gab Mißklänge. Gotik ist die Zeit der Feder und der Schreibkunst, der Miniatoren und Illuminatoren. Irgendwo gibt es eine unauflösbare Dissonanz, wenn man sie mit Holzschnitt und Buchkunst zusammenbringt, die in jedem Winkelchen Erzeugnis der Renaissance sind. Sie hängen mit ganz andern Begriffen zeichnerischen Schmuckes zusammen. Gotik ist: Schlankheit, Ragendes, Aufwärtsstrebendes. Renaissance ist: sicher Ruhendes, erdhaft Gefestetes, Kraft, Fülle, Reichtum und Fruchtbarkeit. Dort ist etwas Spekulatives, Geistiges; hier etwas



Einbandzeichnung für den Verlag Schuster & Loeffler, Berlin

MARTIN BUBER

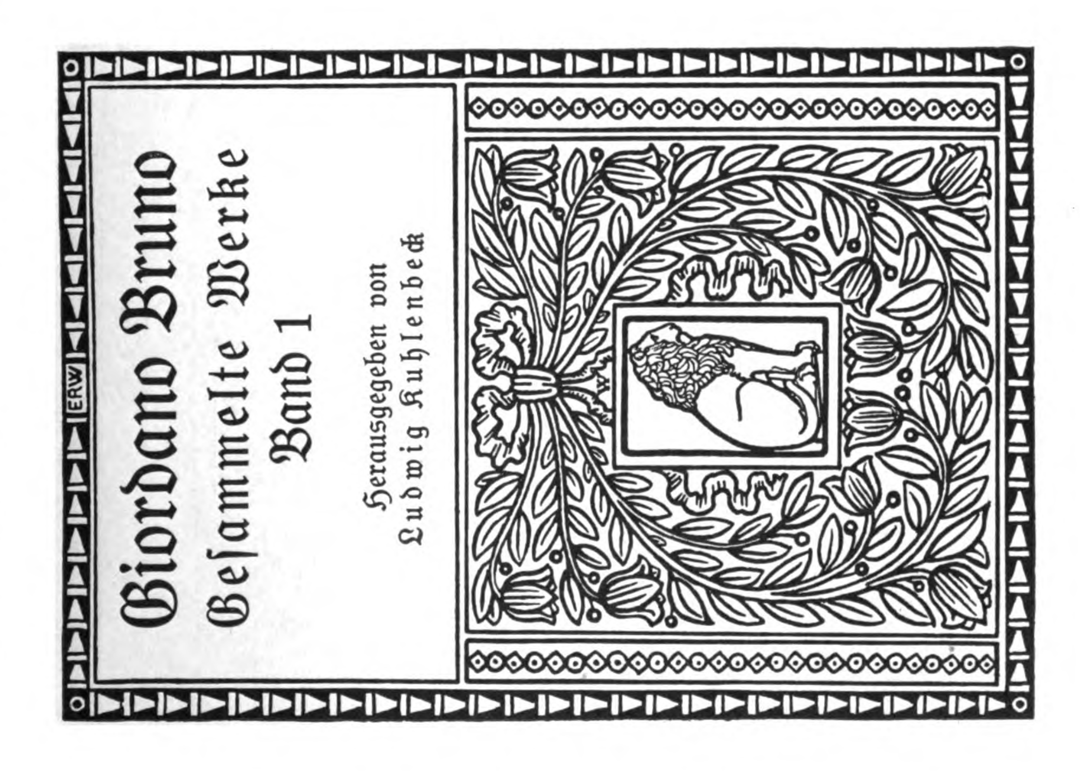
DIE LEGENDE DES BAAL=SCHEM



LITERARISCHE ANSTALT / RÜTTEN UND LOENING
FRANKFURT AM MAIN



Doppeltitel für Eugen Diederichs, Verlag, Jena



Zwei Titel für Eugen Diederichs, Verlag, Jena







EMIL RUDOLF WEISS
DER
WANDERER



BERLIN
BEI IULIUS BARD·MDCCCCVI

HANS BETHGE — DIE
CHINESISCHE
FLÖTE

LEIPZIG — IM INSELVERLAG

Titelzeichnung für den Insel-Verlag, Leipzig und für Julius Bard, Verlag, Berlin



Titel für die Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Körperliches, Sinnliches. Die ganze Art des Striches und der zeichnerischen Vereinfachung wird von diesen Unterschieden berührt.

Weiß wandelte nach kurzen Übungen im blumenfrohen „Jugendstil" sofort auf Bahnen der Renaissance. Hinzu kamen die japanischen Anregungen, die damals überall luftreinigend wirkten. Hier wie dort ward er auf eine Behandlung des Holzschnitts und der Holzschnittart gewiesen, die kurzerhand in den Kern dieser Kunstübung führte. So entstanden seine ersten Bucharbeiten. Kräftige Linien, klare, energisch gegeneinander abgehobene Flächen in ausdrucksvollen Lokalfarben, entschlossene Umrisse. Alles in einer schnell übersehbaren Einfachheit gehalten und so individuell im Vortrag, daß der Anschluß an die großen Muster, die ihm vorschweben mochten, nirgends zur Nachahmung, sondern immer zu einer inneren Verarbeitung und Modernisierung aus eignem Geist wurde.

Wichtig aber war von Anfang an, daß hier als Helfer der Verfasser und Verleger ein Künstler auftrat, der selbst ein persönliches Verhältnis zu ihren Werken hatte, und aus verständnisvollem Mitempfinden befähigt war, dem Buche sein Kleid zu schaffen. Man merkt überall, daß ein feinfühliger, kultivierter Mensch an der Arbeit war, der sein Amt nicht von außen her anfaßte, sondern durch die Lektüre seine Anregungen erhielt. So schlossen sich die ersten Sachen von Weiß, die allgemein auffielen, eng dem Charakter der modernen Dichtungen an, die ihm anvertraut wurden. Ich denke da etwa an den Umschlag zu Bierbaums „Gugeline": ein dekoratives Bildblatt, in drei Farben (schwarz, grün, gelb) gedruckt, in geschlossener Form mit weichen Konturen; Holzschnittvögel, die aufeinander zu schießen; kapriziös verteilte ovale Flächen für die Schrift; auf der Rückseite eine stilisierte Baumgruppe, von gelbem Flatterband wie ein Bukett zusammengehalten, während ein Vogel in das Grün der Baumflächen hineinfliegt — eine besonders reizende, famos geschlossene Komposition. Man sprach dabei von „absichtlicher Primitivität". Aber Weiß hatte nur den dekorativen Ausdruck für Bierbaums Dichtung gegeben, die ganz von einer bewußten volkstümlichen Einfachheit, einer reichlich preziösen, wenn auch anmutigen Stilisierung lebte. Auch die Ankündigung des Buches deutete außerordentlich geschickt auf diese Art hin. Man war damals im allgemeinen noch zu sehr an den völlig bildhaften Umschlag gewöhnt, wie ihn die Franzosen darboten, und wie er in Deutschland in jenen ersten Zeiten der „Jugend" vielfach akzeptiert wurde. Daher fühlten sich manche durch Weiß' strenge Auffassung befremdet. In Wirklichkeit aber führte gerade diese herbere Manier den Künstler auf den richtigen Weg.

An einem Sonntagmorgen im Monat Mai erhob sich Emanuel Quint von seiner Lagerstätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit sehr geringem Recht sein Eigen nannte. Er wusch sich mit klarem Gebirgswasser draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kristallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorschten und bemoosten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geschlafen und schritt nun, ohne die Seinen zu wecken, oder etwas zu sich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb stehen, als sie von fern seiner ansichtig wurde. Denn Emanuel ging mit seinem langen, wiegenden Schritt und in einer sonderbar würdigen Haltung, die mit seinen unbekleideten Füßen, seinem unbedeckten Kopf, sowie mit der Armseligkeit seiner Bekleidung überhaupt im Widerspruch stand. Als er vorüber kam, ging sie ein kleines Stück, blieb wiederum stehen und sah ihm nach. Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel sich fern von den Menschen in den Feldern auf. Alsdann überschritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der sehr belebt war, weil die protestantische Kirche sich eben leerte. Der arme Mensch stieg nun auf einen Stein, wobei er sich mit der Linken an einem Laternenpfahl festhielt, und nachdem er sich so und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erstaunt, belustigt oder neugierig herzukam oder wenigstens von fern her-

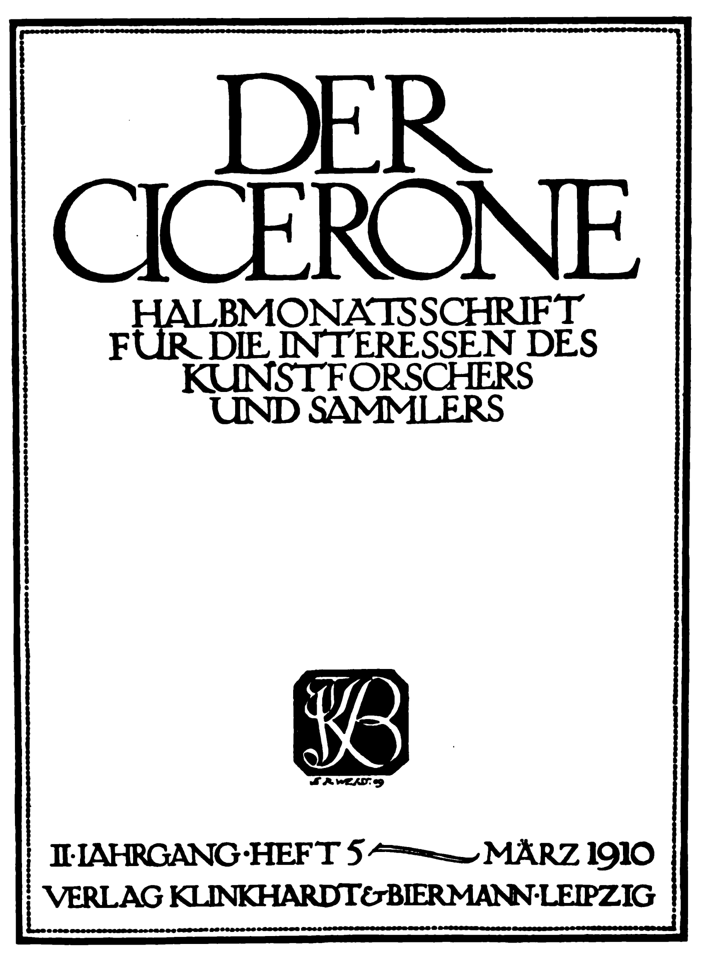
Weiß-Fraktur der Bauerschen Gießerei.

Titelzeichnung für den Insel-Verlag, Leipzig

H. J. Chr. von
Grimmelshausen
Der abenteuer-
liche Simplicissi-
mus / in 3 Bänden.
Erster Band. Leipzig
im Inselverlag
mcmviii



Umschlag für den Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig



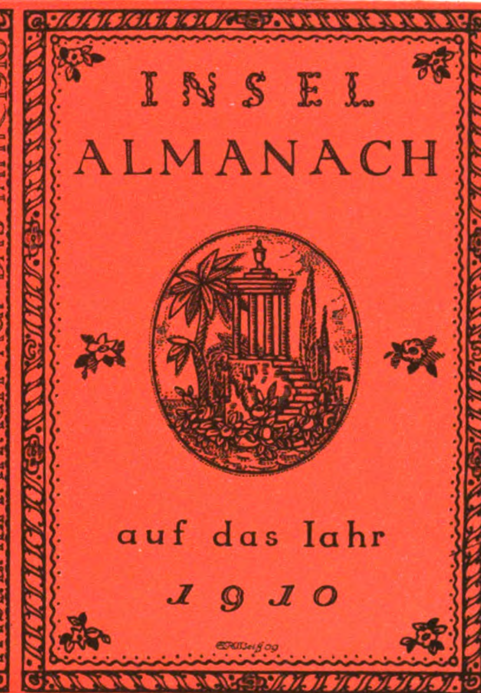
So gelangte er zu einer nun immer entschiedeneren Renaissancehaltung. Am klarsten wird das beim Titelblatt eines Werkes, das selbst aus der Renaissancewelt stammt: bei Marie Herzfelds Ausgabe von Leonardos schriftlichem Vermächtnis im Verlage von Diederichs (1904). Es ist ein prachtvolles Schriftviereck, das in schönen, sich verjüngenden Lettern aufsteigt. Ein fester Rahmen zieht sich herum. Aus dem Schwarz leuchtet ein Initial L rot heraus. Von nun an spielen renaissanceartige Holzschnitt-Textstellen und -Bildstücke eine große Rolle. Man sieht Leisten, Vignetten, Schlußstücke, rein dekorative Flächen, gedrängtes Blätterwerk, Blumen, oft Rosen, Girlanden, alles in festen, kräftig vereinfachenden Linien, von Hause aus für den Druck und nur für den Druck gedacht, aus dem Wesen des Buches hervorgewachsen. Sie ergeben ein schönes Spiel stilisierender Zeichnung fürs Auge und einen ungemein wirksamen Kontrast zu der benachbarten weißen oder farbigen Papierfläche. Namentlich bekannt wurden die Weißschen Blumen- und Fruchtkörbe — Spätrenaissancemotive, die dann bald einen barocken, bald einen rokokohaften Charakter annehmen, bald zu dem Neubarock und Neurokoko um die Mitte des XIX. Jahrhunderts Beziehungen unterhalten, und die doch immer ganz modern empfunden sind. Sie lassen schon die jüngsten allgemeineren kunstgewerblichen Tendenzen anklingen, die wieder auf reichere Fülle, kokette Üppigkeit und undoktrinäre Heiterkeit der Ziermotive ausgehen. Daher agiert auch die Rose hier eine so maßgebende Rolle.

Aber immer wichtiger wird für Weiß nun das Streben zum Allerwichtigsten, zum „Eigentlichsten" der Buchkunst: zur Gestaltung der Schrift, des Satzes, der Lettern, des Seitenbildes, des Einbandes. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß er hier zum Führer in Deutschland wurde und schon bis heute eine Kulturarbeit geleistet hat, die höchsten Preises wert ist. Jetzt ging er den Weg vom Persönlich-Künstlerischen zum Typisch-Geschmackvollen, wobei das Individuum des Künstlers zurücktritt. So entstehen nun unter seiner Hand und unter seiner Aufsicht Bücher über Bücher, bei denen man gar nicht fragt: wer hat dies gemacht?, sondern nur sagt: wie schön ist dieses Buch — das Endziel jeder kunsthandwerklichen Leistung.

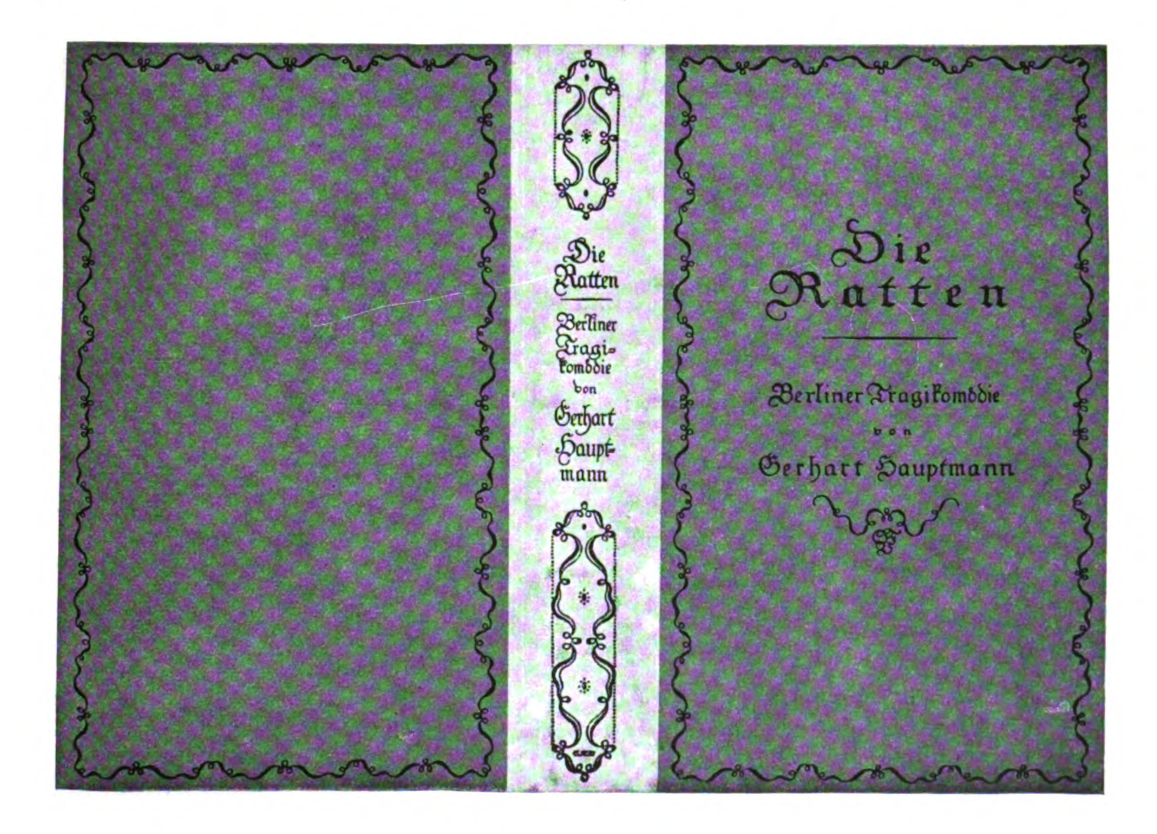
Bei den geschriebenen Texten der Titelblätter und Kapitelüberschriften entwickelte er sich zum Beherrscher der Buchstaben. Mit der Freude alter Mönche an kalligraphischer Kleinkunst ging er daran, in Fraktur-, noch lieber in monumentalen Antiqualettern Kopfseiten zu entwerfen, die Deutlichkeit der sachlichen Mitteilung mit schöner Klarheit der Liniendisposition,



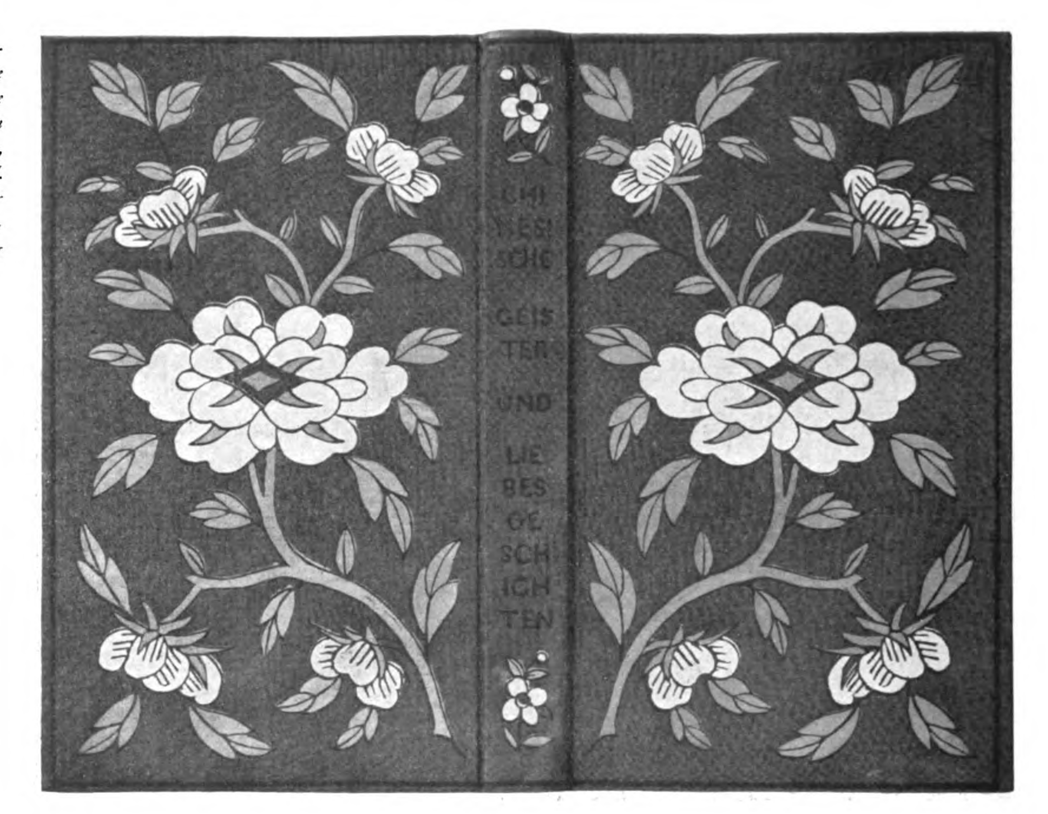


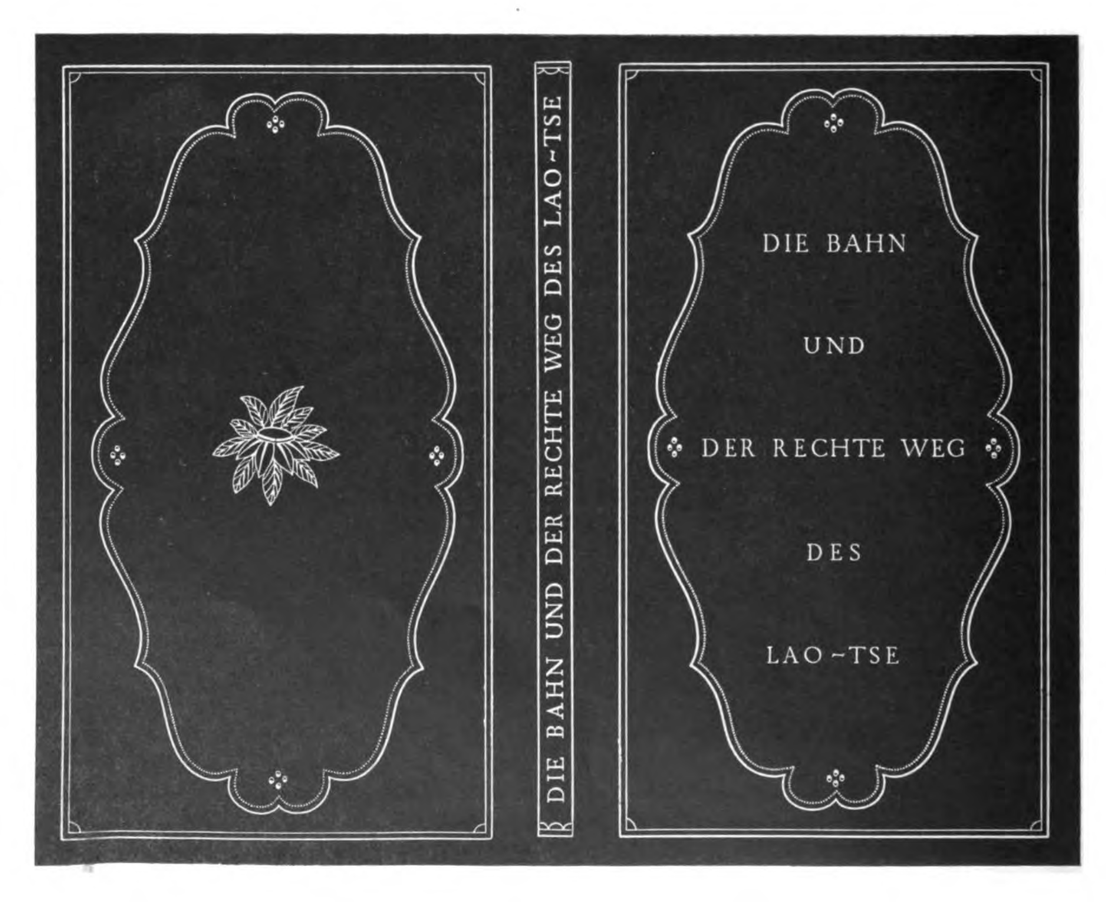


Umschlagzeichnung für den Insel-Verlag, Leipzig unten Einbandzeichnung für S. Fischer Verlag, Berlin

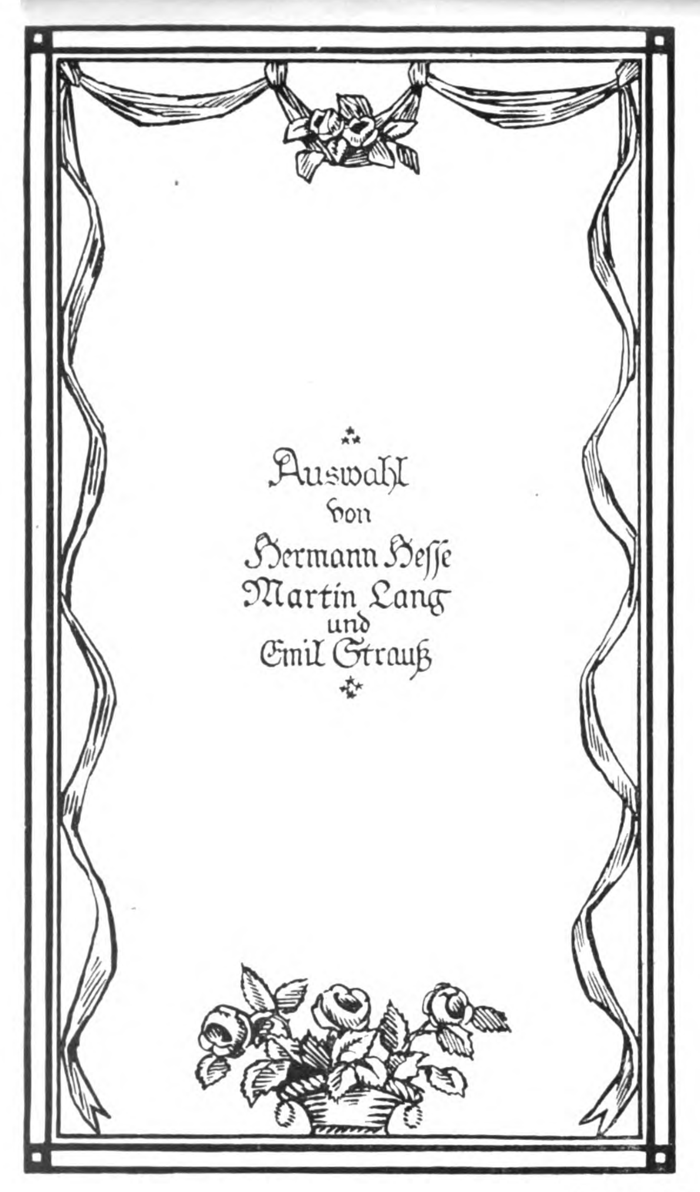


Einbandzeichnung für die Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. und unten für den Insel-Verlag, Leipzig






Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling
zur Liebsten sich windet,
Hab er dies Büchlein; es ist reizend und
tröstlich zugleich.
Und erwartet dereinst ein Mädchen den
Liebsten, sie halte
Dieses Büchlein, und nur, kommt er,
so werfe sies weg.
Goethes
Liebes-
gedichte
GOETHES
Liebesgedichte

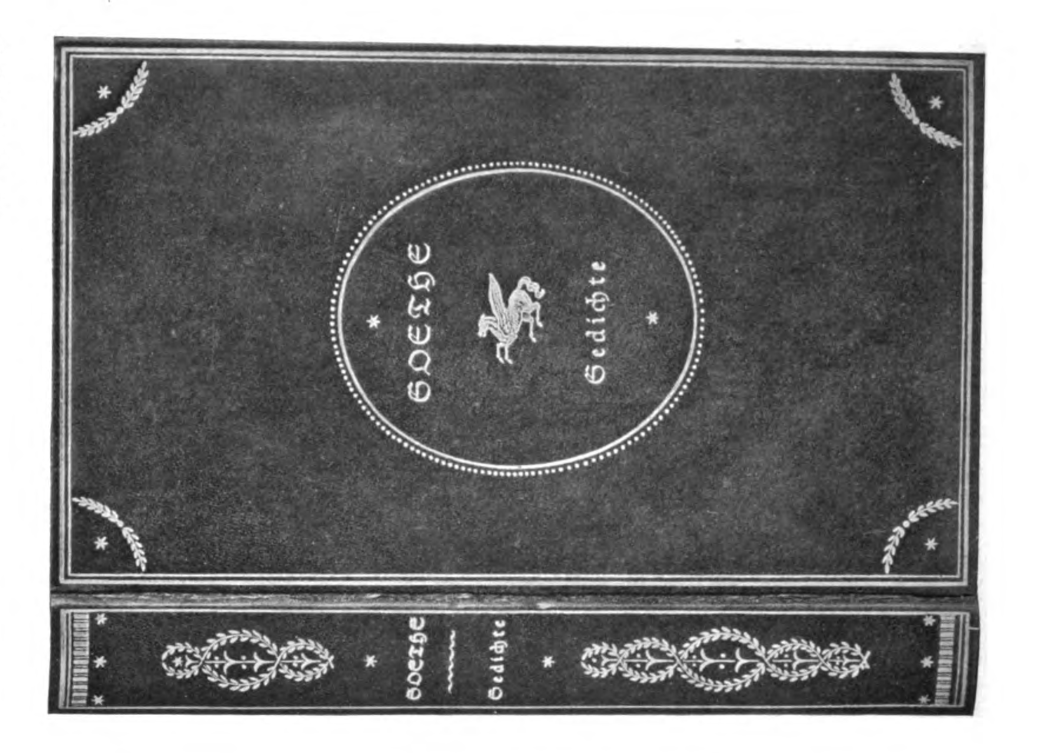


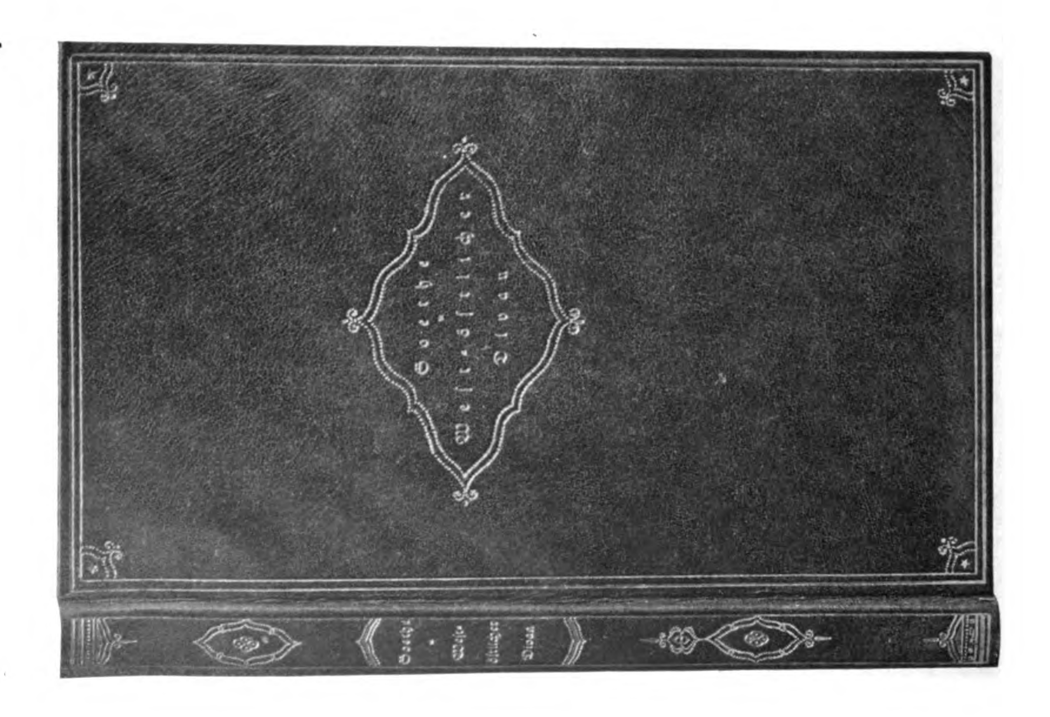


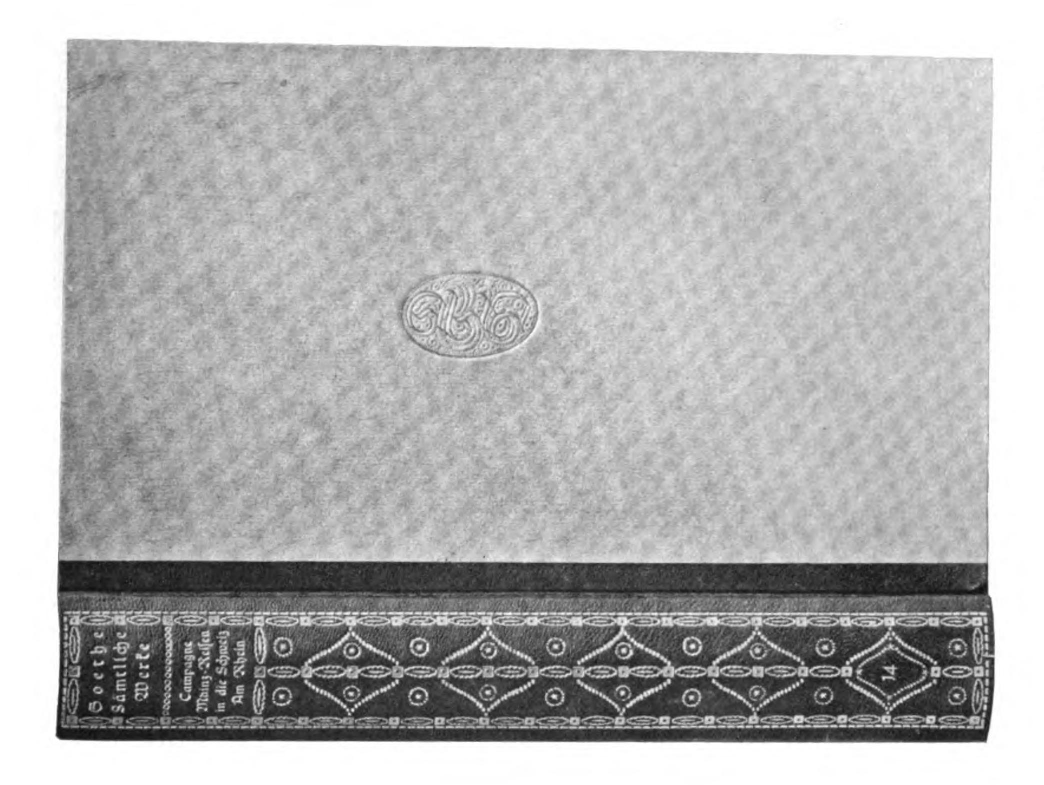


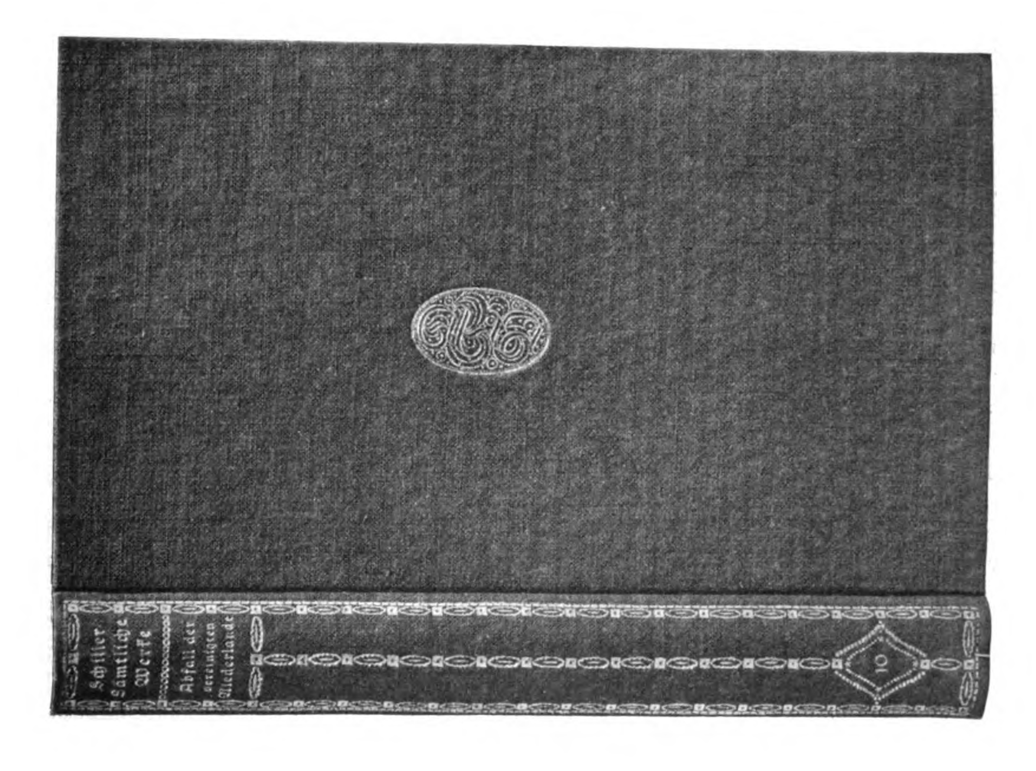
Umschlagzeichnung für den Verlag S. Fischer, Berlin

Einbände der „Geschenkausgabe“ der Klassiker des „Tempelverlags“, Leipzig









Leinen- und Halblederband der Klassiker des „Tempel-verlags", Leipzig

Bucheinbände aus dem Verlag S. Fischer, Berlin



der Flächenanordnung, der Verteilung aller Einzelheiten im Raume des Seitenrechtecks verbinden. Zugleich gewann Weiß ein immer näheres Verhältnis zu den *gedruckten* Lettern. Er studierte mit der Leidenschaft eines fanatischen Bibliophilen die kostbaren Bücher des XVIII. und aus dem Beginn des XIX. Jahrhunderts. Die Ungerschen, die Didotschen, die Altschwabacher Schriften entzückten ihn; sie fanden Aufnahme in den Büchern, die ihm anvertraut wurden. Bis er selbst sich reif genug fühlte, in den Reigen der alten Offizinmeister einzutreten. Und aus jahrelanger mühevoller Arbeit ging nun seine „*Weiß-Fraktur*" hervor, die diesen Teil seiner bisherigen Lebensarbeit krönen sollte.

Diese Frakturschrift, zu deren Herstellung sich Weiß mit der Schriftgießerei von Gebrüder Bauer in Frankfurt a. M. verband, sucht die charakteristische Eigentümlichkeit der uns geläufigen Letternform mit der Klarheit und den sonstigen Vorteilen der Antiqua zu verbinden. Das Ziel war vor allem: alles Preziöse, Gezierte, allzu Individuelle zu vermeiden, aber zugleich auch das Gewöhnliche, Harte und Deformierte der landläufigen Systeme. Der Druckbuchstabe soll gewiß nicht alle Unarten bewahren, die er im Laufe vieler geschmackloser Jahrzehnte angenommen hat. Aber er darf auch seine Wohlgeformtheit nicht allzu aufdringlich betonen, darf sozusagen nicht „zu schön" sein. Es handelt sich darum, daß er seine natürlichen Elemente in möglichst harmonischer Zusammenstellung aller Teile und Teilchen, Winkel und Liniendistanzen präsentiert. Macht er das anspruchsvoll und hyperselbstbewußt, so vergißt er sein Amt: dem Text

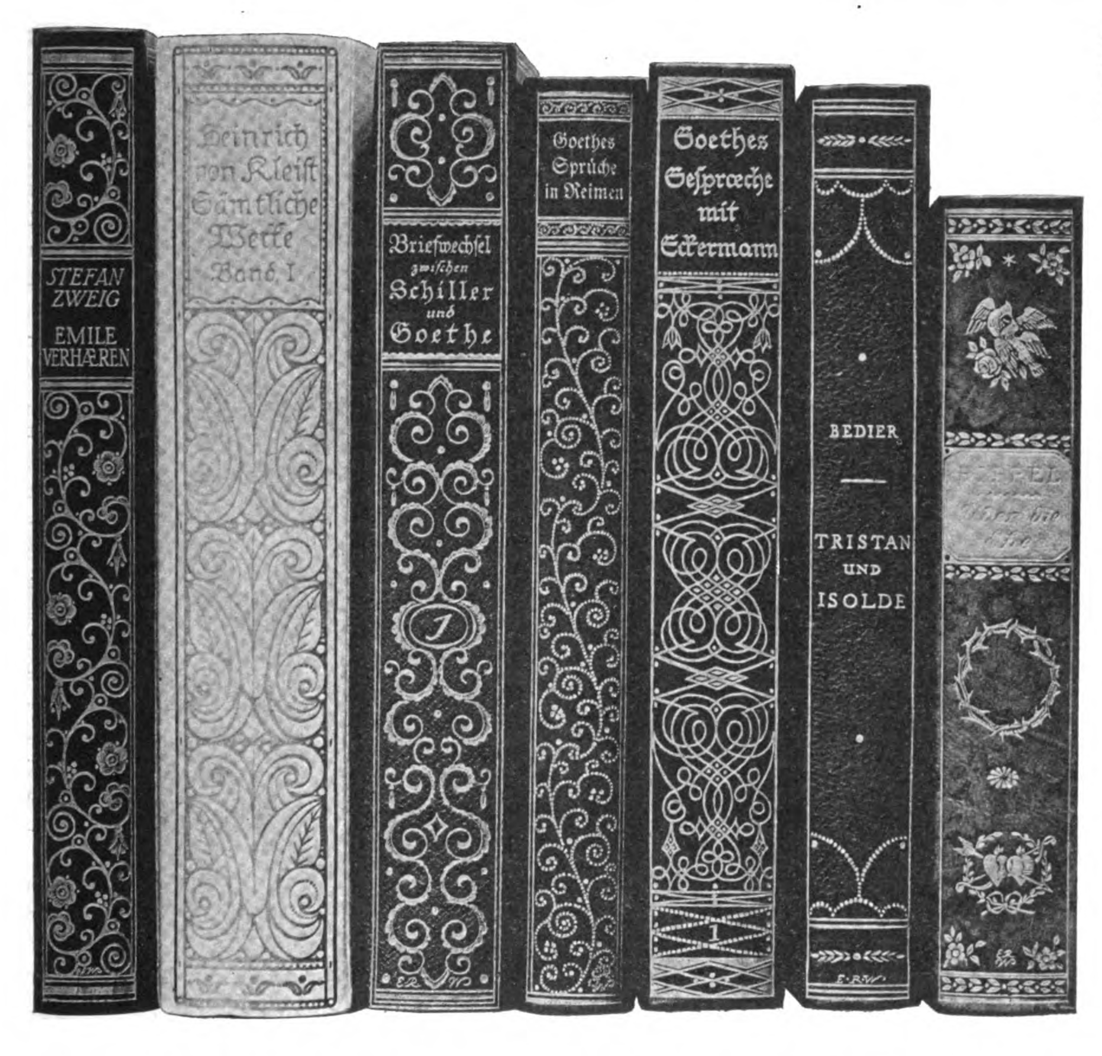
Doppelcicero (24 Punkte).

Das Vatikanische Archiv
Materie und Gedächtnis
Düsseldorfer Malerschule
Union-Verlags-Anstalt
Das Wesen der Religion

Doppelmittel (28 Punkte).

Familien-Bibliothek
Die Lehre vom Glück
Handel und Gewerbe
Deutscher Werkbund
Balladen und Lieder
Andersens Märchen
Kritik der Philosophie

Weiß-Fraktur der Bauerschen Gießerei.



Bücher aus dem Insel-Verlag, Leipzig

bescheidentlich zu dienen. Der Leser kann über den gar zu schönen Druck genau so gut stolpern wie über den häßlichen. Sein Auge will, mit dem Unterbewußtsein, eine dekorative Schwarz-Weiß-Anordnung von angenehmen Verhältnissen zu genießen, über die Lettern hingleiten.

Mir scheint, die Weiß-Fraktur wird diesen Forderungen mit wunderbarer Treffsicherheit gerecht und ihre Grundgestalt bewährt sich ausgezeichnet durch alle Grade. Daneben verbindet sie eine niemals, auch im Nonpareille nicht versagende Lesbarkeit mit der Möglichkeit eines festen Zusammendrängens der Typen, wodurch das einzelne Wort als ein festes und geschlossenes Ganze erscheint, das sich von seinen Nachbarn wirksam abhebt. In den „Tempel"-Ausgaben der Klassiker hat die Fraktur ihre Probe glänzend bestanden. Noch schöner freilich als hier, wo wir sie nur in stereotypiertem Satz kennen lernen, wirkt sie im Handsatz; man vergleiche dazu etwa eine Seite aus Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint". Es ist anzunehmen, daß die ursprüngliche Zeichnung der Schrift sich *noch* feiner und ausgeglichener präsentierte; denn irgend etwas wird auf dem Wege von der Künstlervorlage über den Stempelschneider bis zum Guß immer verloren gehen. Aber auch die erzieherische Arbeit, die Weiß hier geleistet hat, verdient einen besonderen Hinweis: wie er sich mit unermüdlicher Energie seine

Titel für S. Fischer, Verlag, Berlin

Gabriel Schillings Flucht

Drama

von

Gerhart Hauptmann



S. Fischer Verlag / Berlin

handwerklichen Helfer heranbildete, um sie ganz seinem Zweck gefügig zu machen und mit dem Sinn seiner Absichten zu erfüllen.

In dieser Art ging Weiß nun auch an die Arbeit, als es sich darum handelte, für die Anwendung der Satzspiegel bei Titeln, Kopfstücken und fortlaufendem Text zu festen ästhetischen Normen zu gelangen. Man spürt hier deutlich wieder den Einfluß der guten deutschen Bücher aus der Rokoko- und Klassizistenzeit. Namentlich in den Bänden, die Weiß jetzt in immer steigender Zahl für den Insel-Verlag in Leipzig besorgte, spielt dies große Vorbild eine entscheidende Rolle. Er studierte mit leidenschaftlicher Inbrunst die Künste, die damals allen Buchdruckern im Blute lagen, die sie instinktiv anzuwenden wußten, ohne daß sie sich anzustrengen brauchten, und ohne daß sie ein besonderes Verdienst für sich in Anspruch nahmen: die Organisation der Flächen, der großen Zwischenräume und kleinen Spatien, die unschematische, sinnvoll empfundene Achsenanordnung. Das sind die Fundamente, auf denen die wundervolle Noblesse jener alten Bände beruht. Man darf getrost sagen, daß niemand sie in unserer Zeit mit so systematischer Zähigkeit und so glücklichem Gelingen zu erneuen strebte wie E. R. Weiß.

Die Seiten eines Korrekturbogens aus der herrlichen Hamletausgabe des Verlags Eugen Diederichs in Jena (siehe Abbildungen Seite 157) mögen als Beispiel dienen für die grübelnde, fanatische Unermüdlichkeit, mit der hier der Drucker zur denkbar besten Leistung erzogen, gezwungen wurde. Unwillkürlich denkt man an die Korrekturdrucke von Menzels Holzschnitten zum Kugler und zu den Werken Friedrichs des Großen, welche die Nationalgalerie aufbewahrt. Zwei Zeitalter grüßen sich hier. Das der „illustrierten Ausgaben", wo der Begriff des Bücherschmucks sich mit dem Bildschmuck erschöpfte, und das der reinen Buchkunst, die ihre Aufgabe in der Veredelung des Handwerklichen sieht und kaum drüber hinaus denkt, jedenfalls alles andere erst in zweiter Linie in Betracht zieht. Die beiden Welten treffen dann zusammen in der unvergleichlichen Publikation des Insel-Verlages, die Goethes italienische Reise mit den Zeichnungen des Dichters selbst und seiner Freunde bringt, wie in der Faustausgabe, die der gleiche Verlag jetzt vorbereitet: mit Delacroix' Lithographien. Hier wie dort herrscht Weißens reifste Sicherheit im durchgeführten typographischen Arrangement. Ich wüßte dabei tatsächlich kein Detail, das man sich anders denken und wünschen könnte. Die große Boccaccioausgabe mit der monumentalen Linearaufteilung des Titelblattes gliedert sich würdig an.

Zur Druckschrift gehört auch das Arsenal der typographischen Zierstücke, das Weiß seiner Fraktur beigefügt hat, die schlichten, zusammensetzbaren Sternchen und Röschen, Schluß- und Kopf- und Eckstücke, bei denen wieder Rokoko-, klassizistische und frühe Biedermeiererinnerungen auftauchen. Ein Riesenvorrat, der hier dem Drucker zu freier Verwendung dargeboten wird. Und es gehört dazu ferner ein Kursiv-System — für Fraktur eine kniffliche Aufgabe —

Die Ratten

Berliner Tragikomödie

von

Gerhart Hauptmann



S. Fischer / Verlag
Berlin
1911

DER FEIND UND DER BRUDER

Eine Tragœdie in vier Akten

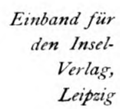
von

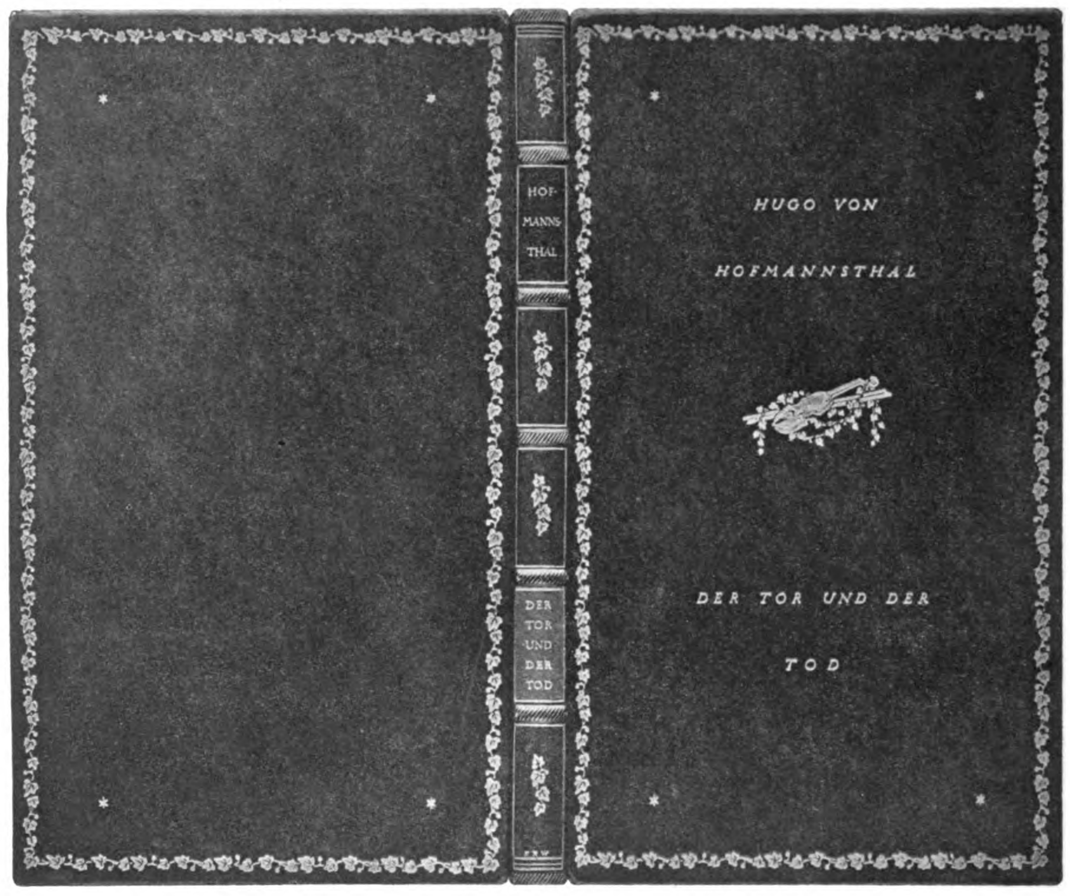
MORITZ HEIMANN



BERLIN
S. FISCHER · VERLAG
MDCCCCXI

Zwei Titel für S. Fischer, Verlag, Berlin

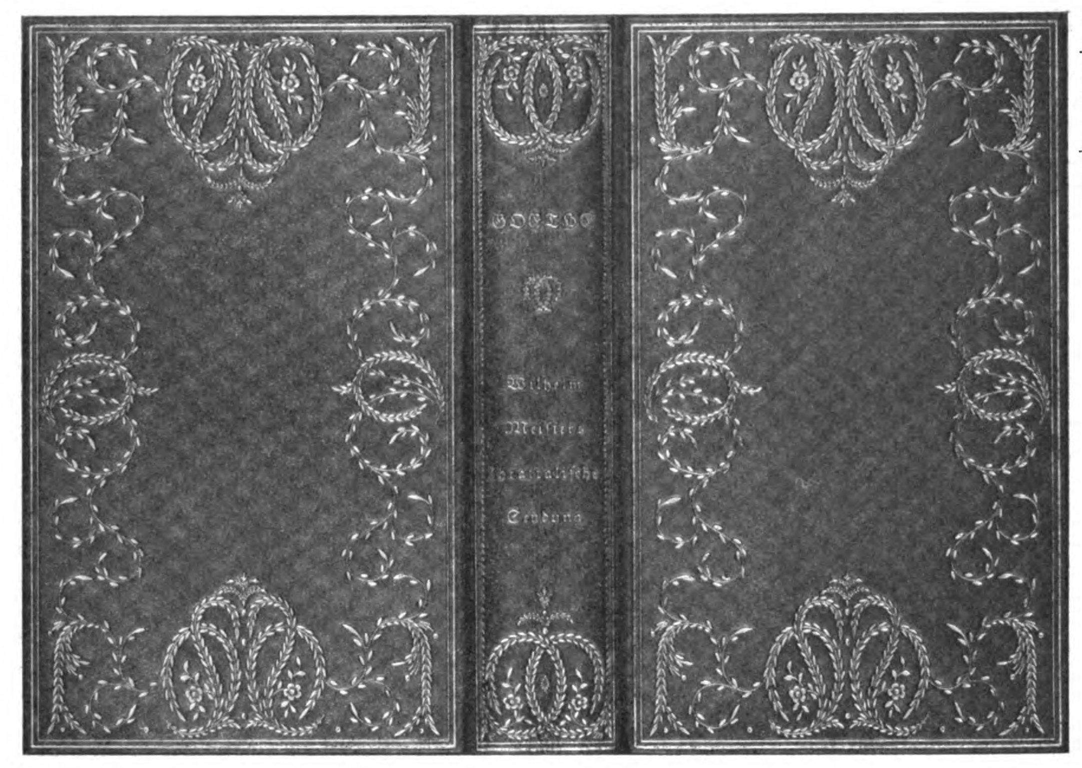

Einband für den Insel-Verlag, Leipzig



über das sich der Künstler eben jetzt mit den Stempelschneidern von Gebrüder Bauer den Kopf zerbricht.

Zur reinen Buchkunst aber gehört auch der *Einband.* Wieder ein besonderes Ressort Weißscher Tätigkeit. Hier hat der Maler in ihm dem Buchkünstler genützt und ihn zu den delikatesten Farbenzusammenstellungen befähigt, die der moderne Markt kennt. Ganz streng aber wird auch hier das Handwerkliche als einziger Faktor respektiert, von dem Vorschriften angenommen werden. Die sachgemäße Verarbeitung des Leders, wozu neben der Behandlung der glatten oder leicht geprägten, aufgerauhten Oberfläche die Färbung gehört, beherrscht den Band. Klare Prägung der Rückenschrift in Gold zwischen den organisch eingefügten Bünden, kleine, scharf und fest geschnittene Stempel, die feine, den Kenner sofort orientierende Symbole zeigen — so etwa bei der Goetheausgabe je nach dem Bandinhalt wiederkehrende winzige Masken, Lyren, Helme, Capitolsäulen, Ährenbündel, Denksteine, Flügelrosse und so fort — kommen hinzu, ordnen sich aber jenen wichtigeren Elementen unter.

Man stelle sich einmal eine Anzahl von Weißschen Luxusbänden der Tempelausgabe nebeneinander, und man hat ein Stilleben von einem farbigen Reiz, daran man sich als an einem seltenen Augenschmaus ergötzt. Goethe: dunkelblaues Leder mit braunem Rückenschildchen. Schiller: rot mit grün. Heine: schwarzgrün mit gelb. Kleist: braun mit dunkelblau. Möricke: gelb mit hellblau. Hebel: ein leise marmoriertes Braun mit rot. Uhland: violett-bordeaux-rot mit grünschwarz. Das Nibelungenlied: gelblich weiß mit dunkelblau. Eine köstliche Reihe...



Einband für die J. G. Cottasche Buchhandlung Stuttgart und für den Insel-Verlag, Leipzig.



Probeseite aus den Tempelklassikern, gesetzt in Weißfraktur

Entschuldigung

Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern!
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann.

Der Chinese in Rom

Einen Chinesen sah ich in Rom: die gesamten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
„Ach!“ so seufzt' er, „die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut.“
Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den echten reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur Er heiße, der Kranke, gesund.

Spiegel der Muse

Sich zu schmücken begierig, verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indes verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte sich zürnend.
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: „Freilich
Magst du die Wahrheit nicht sehn, wie rein dir mein Spiegel sie zeiget!“
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend, und rückte den Kranz sich zurechte.

Phöbos und Hermes

Delos' ernster Beherrscher und Majas Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht' jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt' auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz:
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt das goldene Spiel wild mit dem Eisen entzwei.

7

Einflußreicher aber noch sind die einfacheren Einbände: die Leinendeckel der Tempelausgabe und die ganz billigen, aber durchaus soliden und in der Wirkung vorzüglichen Pappbände der billigen Bände des Inselverlages mit den ovalen Rückenschildchen in anderer Farbe. Dazu die schlichten Schnitte, die mit den Einbänden einen schönen Zweiklang von sorgsam abgestimmten Lokalfarben ergeben: bei jenen Leinenbänden des „Tempel“, die alle die gleichen feinen Ornamentbänder des Rückens und das ovale Verlagssignet als Stempel des Deckels in Golddruck zeigen: Schiller rot mit bläulichem Schnitt, Heine grün mit hellbraun, Kleist braungelb mit grün, das Nibelungenlied dunkelblau mit grün, Uhland braun mit grün. Oder bei den Pappbänden: beim Volks-Goethe (Insel-Verlag) hellbraunes Papier, hellbrauner Schnitt, rotbraunes Rückenschild; bei Hofmannsthals prosaischen Schriften — in S. Fischers Verlag, der als bedeutsamer Auftraggeber Weißens hinzukommt — gelbe Pappe, weißes Schild, roter Schnitt; in Hartlebens gesammelten Werken (ebendort) grüner Pappband, weißes Schild mit schwarzem und rotem Aufdruck, gelber Schnitt. Die aparten Seidenbändchen für einzelne lyrische Schriften zeigen schon von außen an, daß hier eine besondere Zierlichkeit des Inhalts sich birgt.

Nicht vergessen sei daneben die Hans Sachs-Ausgabe des Inselverlags: die Bände in braunem Schweinsleder mit Blinddruck auf dem Rücken; das Vorsatzpapier ein kräftig stilisiertes Blumenmuster in Holzschnitt, von zwei Stöcken braun, Ton in Ton, gedruckt; im Buche selbst zwischen prächtig schwarzem Satz alte Holzschnitte, handkoloriert.

Oder es melden sich wieder andere Stücke. Wie feinfühlig ist der grüne Band des „Westöstlichen Divan“ gehalten, der an die Farbentönungen persischer Poterien denken läßt. Welche Zartheit vereint sich in dem Bande „Goethes Liebesgedichte“: rotes Leder, leichte, klassizistisch gestimmte Ranken und eine schwebende Amorette als Stempel auf dem Deckel, auf dem Rücken ein blaues Lederschildchen. Wie präludiert ein ernstes Schwarzgrün mit sparsamem Golddekor der Stimmung in Hofmannsthal „Tor und Tod“.

Gewiß hat auch der Zeichner Weiß in seinen späteren Buchkunstarbeiten nicht geschwiegen. Der zarte Hofmannsthal-Band, der soeben genannt wurde, enthält in der Luxusausgabe drei delikate kleine Radierungen von seiner Hand. Hans Bethges „Chinesische Flöte“ trägt auf dem Titel die entzückende Gestalt einer graziösen Tochter des Reichs der Mitte, die in den sparsamen Linien eines ostasiatischen Holzschnitts wie eine feine, verwehende Erscheinung, und doch ganz unbildlich, ganz als Vignette, als Ornament in die Schrift des Blattes gestellt,



Der listige Quäker

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständliche Leute, wie hierzuland die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht tun nach ihren Gesetzen: nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes," sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tier da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein so gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich." Der Quäker dachte bei sich selbst: „Was ist zu tun? Wenn alles fehlt, so hab' ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäkers nach Haus, aber der Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voraus, Lazarus; du wirst deines Herrn Stall besser finden als ich." Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stalltüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem

Zweite Szene

Schenke an den Grenzen von Sachsen.

Karl von Moor in ein Buch vertieft. Spiegelberg trinkend am Tisch.

Karl von Moor (legt das Buch weg). Mir ekelt vor diesem tintenkleksenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.

Spiegelberg (stellt ihm ein Glas hin und trinkt). Den Josephus mußt du lesen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus' ist ausgebrannt, dafür nimmt man itzt die Flamme von Bärlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet. Da krabbeln sie nun wie die Ratten auf der Keule des Herkules und studieren sich das Mark aus dem Schädel, was das für ein Ding sei, das er in seinen Hoden geführt hat. Ein französischer Abbé doziert, Alexander sei ein Hasenfuß gewesen; ein schwindsüchtiger Professor hält sich bei jedem Wort ein Fläschchen Salmiakgeist vor die Nase und liest ein Kollegium über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannä und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponieren müssen.

Spiegelberg. Das ist ja recht alexandrinisch geflennt.

Moor. Schöner Preis für euren Schweiß in der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien lebet und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Ersatz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenn's glücklich geht, von einem französischen Tragödienschreiber auf Stelzen geschraubt und mit Drahtfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Probeseiten aus den Tempel-klassikern, gesetzt in Weißfraktur

Verlagssignete




S. Fischer, Verlag, Berlin



S. Fischer, Verlag, Berlin



S. Fischer, Verlag, Berlin



S. Fischer, Verlag, Berlin



S. Fischer, Verlag, Berlin



Reimar Hobbing
Verlag, Berlin



Hermann & Friedrich
Schaffstein, Cöln



Signet für die Werke Alfred Momberts
Schuster & Loeffler Verlag, Berlin



Meister Eckehard bei
Eugen Diederichs, Jena



Hölderlins Werke bei
Eugen Diederichs, Jena



Tempel-Verlag,
Leipzig



Julius Bard, Verlag, Berlin



Eugen Diederichs,
Verlag, Leipzig



Signet der Mörike-
ausgabe bei Georg D. W.
Callwey, Verlag, München



Rütten & Loening,
Frankfurt a. M.



Publikation des Kaiser-Friedrich-
Museums bei Julius Bard, Berlin



Insel-Verlag, Leipzig

HAMLET, *Prinz von Dänemark*

ERSTER AUFZUG

ERSTE SZENE

HELSINGÖR. Eine Terrasse vor dem Schlosse.

Francisco *auf dem Posten,* Bernardo *tritt auf.*

BERNARDO

ER da?

Fran. Nein, mir antwortet: steht und gebt Euch kund!

Ber. Lang' lebe der König!

Fran. Bernardo?

Ber. Er selbst.

Fran. Ihr kommt gewissenhaft auf Eure Stunde.

Ber. Es schlug schon zwölf; mach dich zu Bett, Francisco.

Fran. Dank für die Ablösung! 's ist bitter kalt,
und mir ist schlimm zu Mut.

Ber. War Eure Wache ruhig?

Fran. Alles mausestill.

Ber. Nun gute Nacht!
Wenn Ihr auf meine Wachtgefährten stoßt,
Horatio und Marcellus, heißt sie eilen.

Es treten auf Horatio *und* Marcellus

HAMLET, *Prinz von* Dänemark

ERSTER AUFZUG

ERSTE SZENE

HELSINGÖR. Eine Terrasse vor dem Schlosse.

Francisco *auf dem Posten,* Bernardo *tritt auf.*

BERNARDO

ER da?

FRANCISCO

Nein, mir antwortet: steht und gebt
Euch kund!

BERNARDO

Lang' lebe der König!

FRANCISCO

Bernardo!

BERNARDO

Er selbst.

FRANCISCO

Ihr kommt gewissenhaft auf Eure Stunde.

BERNARDO

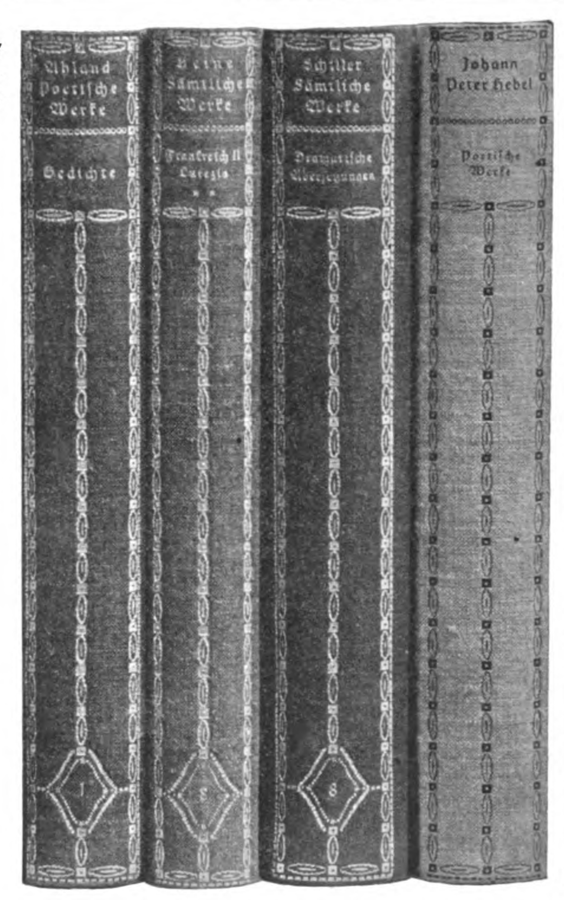
Es schlug schon zwölf; macht Euch zu Bett, Francisco.

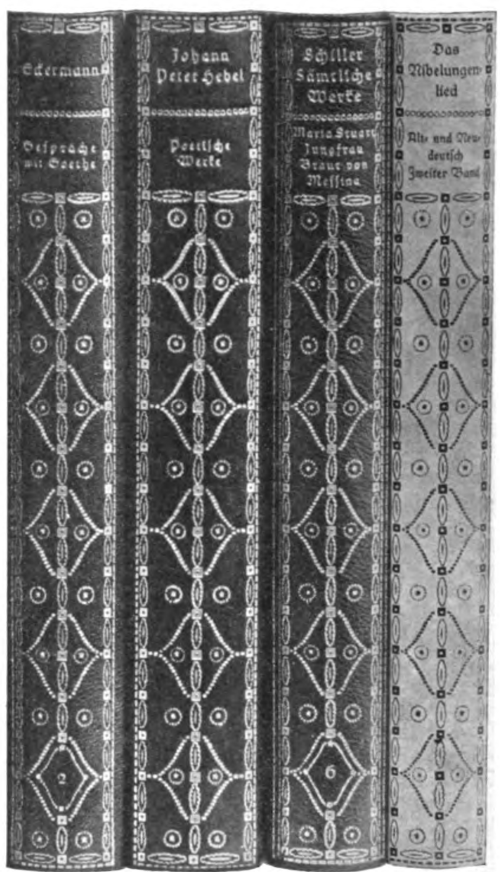
FRANCISCO

Dank für die Ablösung! 's ist bitter kalt,
Und mir ist schlimm zu Mut.

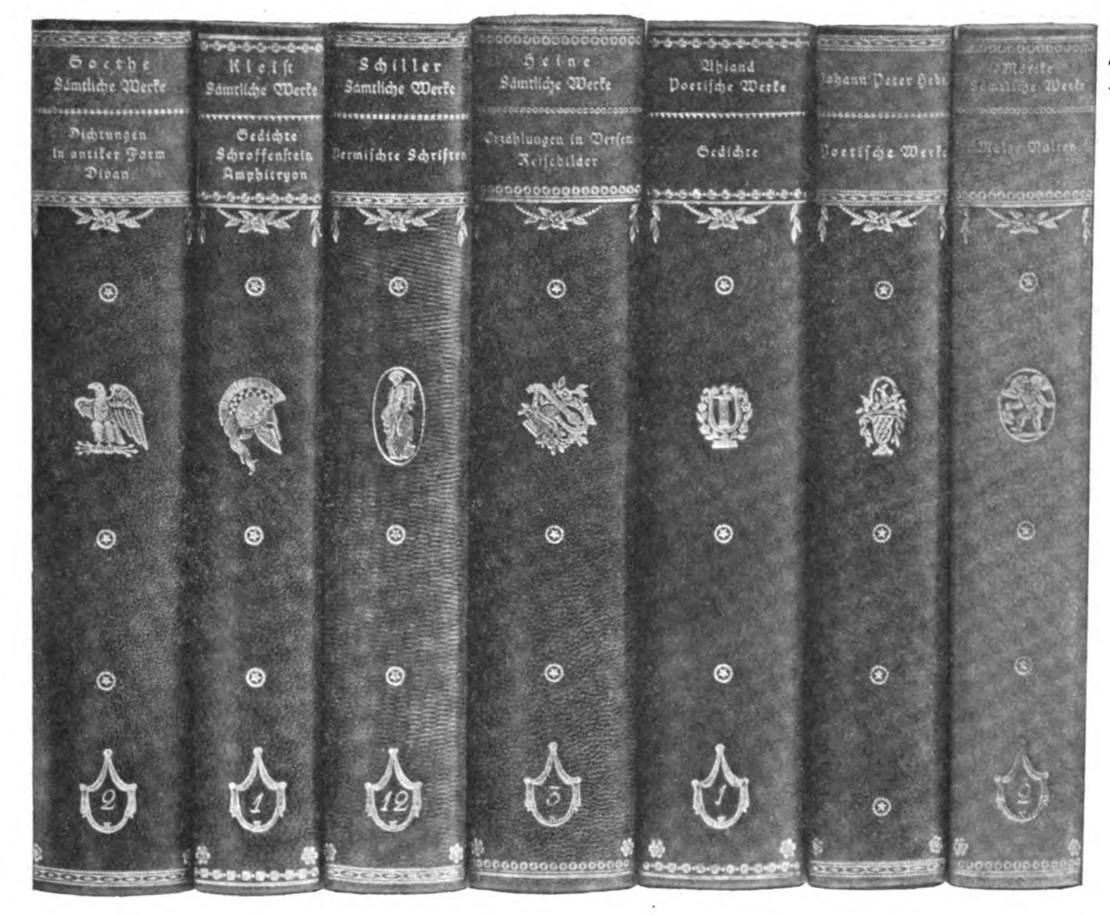
Vorproben für die Luxusausgabe des Hamlet, Verlag von Eugen Diederichs, Jena

Leinenband der Tempel-ausgaben





vorüberschwebt. Auch die Renaissanceart in festen, energischen Holzschnittstrichen taucht gelegentlich wieder auf, wenn das Thema dazu reizt. Von allen Kunstwelten und Kulturen strömen Anregungen herzu, die willig empfangen und genutzt werden. Doch das alles erscheint nun doch mehr und mehr als Nebenwerk. Der Schwerpunkt ruht in dem großen reformerischen Wirken für die wesentlichen Formprobleme des Buches als eines gewerblichen Erzeugnisses, die ohne Aufhebens in natürlichem, organischem Gang in die Sphäre eines von aller Unruhe und Effektsucht befreiten Geschmacks emporgeführt werden. So steht E. R. Weiß der Buchkünstler zugleich vor uns wie ein lächelnder Repräsentant der letzten Wünsche, die wir an alles knüpfen, was uns die Kultur des Sichtbaren, die redliche künstlerische Veredelung unserer gesamten Außenwelt heute und morgen zu geben hat.



Luxusbände der Tempel-klassiker

Die Bibliothèque du Louvre.

Von

Dr. G. A. Erich Bogeng in Berlin.

Die Büchersammlung des Louvre[1] ist nur eine Erinnerung. In der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1871 haben die Brandstifter der Commune, nachdem sie die Tuilerien und das Palais Royal angezündet hatten, ihre unheiligen Flammen auch in die im XIX. Jahrhundert weltberühmt gewesenen Büchersäle des alten Pariser Königsschlosses getragen. Am Morgen, zwischen vier und fünf, loderte das dem Barbaren Freiheit geweihte Opferfeuer auf. Als es erloschen war, ließ es nur ein paar beschmutzte und halbverbrannte Bücherreste auf großen Aschenhaufen zurück, die mit ein paar zufällig entfernten, ausgeliehenen oder zum Buchbinder gegebenen Bänden in die Bibliothek des Arsenals gebracht wurden und dort als

[1] Über sie handeln: E. J. B. Rathery, Notice historique sur l'ancien Cabinet du Roi et sur la bibliothèque impériale du Louvre. Paris 1863 (S. A. Bulletin du Bibliophile); M. Vachon, La Bibliothèque du Louvre et la collection bibliographique Motteley. Paris 1879; ferner: J. B. Labiche, Notice sur les dépôts littéraires. Paris 1880.

Überrest der Louvrebibliothek vorläufige Unterkunft fanden. Ferner blieben noch einige andere, zur Louvrebibliothek gehörende, aber in anderen Räumen des Louvre aufbewahrte Cimelien erhalten. Als man nämlich das Musée des Souverains einrichtete, suchte man in allen öffentlichen Sammlungen dem Besitze französischer Herrscher entstammende Gegenstände. So gelangten auch ein paar Bände aus der Bibliothèque du Louvre in dieses Museum (und wurden dadurch gerettet) das berühmte *Heures de Charlemagne* genannte Evangelienbuch, eine Prachthandschrift, die der Kaiser gelegentlich der Taufe seines Sohnes Pipin der Abtei de Saint-Sernin in Toulouse zum Geschenk gemacht hatte und die die Stadt Toulouse 1811 Napoleon I. kurze Zeit nach der Geburt des Königs von Rom überreicht hatte; die *Profession de foi des commandeurs de l'ordre du Saint-Esprit,* mit einigen Zeilen Heinrichs III. und den Unterschriften der Ordensmeister von 1578 bis 1789 (beide heute in der Bibliothèque nationale); *Le Sacre de Napoléon I.* mit den Originalzeichnungen von Isabey, Percier und Fontaine und die *Ouvres d'Ossian,* die Übersetzung von Letourneur in dem Napoléon I. überreichten Exemplar, das dadurch merkwürdig ist, daß es eine Zeichnung Isabeys nach einem von König Karl Johann von Schweden erworbenen, aber mit dem Transportschiffe untergegangenem Gemälde Gérards enthält.[1]

Der repräsentativen Bedeutung der Bibliothèque du Louvre entsprach ihre Ausstattung. Über eine prachtvolle, mit Skulpturen von Mme Claude Vignon geschmückte Freitreppe gelangte man in die der allgemeinen Benutzung zugänglich gemachten Lesesäle, von denen der erste mit Brunes die neun Musen darstellendem Deckengemälde verziert war. Der große Saal, in drei Schiffe geteilt, wurde im Mittelraume von zwölf großen Pfeilern getragen, während die beiden durch eichenhölzerne Scheidewände abgeteilten Nebenräume die Bücherwände bildeten. Seine allegorischen Deckengemälde, von Biennoury, Théologie — Jurisprudence — Sciences et Arts — Littérature et Poésie — Géographie et Histoire — Histoire générale versinnbildlichend, entsprachen den der Einteilung des Bibliothekskataloges. Von Denuelle stammende Medaillonbildnisse berühmter Schriftsteller verbanden sich mit ihnen zu dem weiteren malerischen Schmuck dieser Galerie, an die ein großer, auf die Cour Napoléon hinausgehender Ehrensaal stieß, dessen Deckengemälde eine Wiederholung des von Abel de Pujol 1819 für die große von Percier und Fontaine aufgeführte, später von Visconti niedergelegte Freitreppe des Louvre gemalten Freskos war. Über den beiden prachtvollen, in Holzbildhauerei von Lepêtre ausgeführten Kaminen waren Héberts Bildnisse von Napoléon I. und Napoléon III. angebracht, die noch durch die ausführliche Beschreibung, die Théophile Gautier von ihnen in seinem Salon de 1866 gab, berühmt sind.

Der Inhalt der Bibliothèque du Louvre zeigte, bei aller äußeren Abrundung, nicht den Zusammenhang, den sonst Büchersammlungen ihres Umfanges zu haben pflegen, weil sowohl die Entstehung wie die Vermehrung und die besonderen Zwecke der Louvrebibliothek für sie nicht die Grundlage eines allgemein feststehenden Planes geben konnten. Begründet wurde die Bibliothèque du Louvre eigentlich erst in der Zeit nach der Restauration, wenn auch ihre

[1] Es ist oft aber irrtümlich berichtet worden, Petroleummänner hätten vor der Brandlegung einige Kostbarkeiten der Bibliothèque du Louvre „gerettet". Daß die Legendenbildung bei dem Untergang zahlreicher Bücherschätze durch die Aufdeckung von allerlei „Spuren" einen Bibliophilentrost suchte, ist erklärlich. In diesem Zusammenhange muß deshalb auch kurz die Geschichte des berühmten, in Quarto auf holländischem Papier gedruckten Exemplares der Kehler Ausgabe der Oeuvres Voltaires erwähnt werden, dem Beaumarchais die Zeichnungen Moreaus hatte einbinden lassen, um es der Kaiserin Katharina II. von Rußland zu überreichen. 1860 von dem Pariser Altbuchhändler Fontaine wieder entdeckt, war es von diesem für 18000 Franken an den bekannten Sammler Bon L. Double verkauft worden und bei der Versteigerung von dessen Büchersammlung für 10000 Franken ausgeboten und für die Kaiserin Eugenie erworben worden. Der Baron hatte allerdings die Absicht gehabt, das Exemplar zurückzukaufen: da aber niemand aus Galanterie gegen die Kaiserin bieten wollte und der Versteigerungsleiter den Wunsch Bon Doubles vergessen hatte, gelangte das Exemplar in die Tuilerien, um mit ihnen zu verbrennen. Vergeblich bot ein Sammler nach dem 4. September 40000 Franken für das verschwundene Unikum. Zwar macht Jules Richard (L'art de former une bibliothèque. Paris 1883. Seite 35) die geheimnisvolle Andeutung: „Je crois savoir qu'un communard soigneux, prévoyant l'incendie, avait soustrait le Voltaire des impératrices Catherine II. et Eugénie et que grâce à lui il figure aujourd'hui dans une illustre bibliothèque de Berlin", aber leider hat sich diese immerhin nicht uninteressante Vermutung bisher nicht bewahrheitet und die siebzig angeblich bei Seite geschafften kostbaren Quartanten sind seit 1871 von niemanden wieder gesehen worden.



eigentlichen Anfänge etwas weiter zurückreichen. Ihre Vorgängerinnen, die alten im Louvre aufgestellt gewesenen Büchersammlungen, waren aus ihm längst entfernt,[1] als man um die Wende des XVIII. Jahrhunderts im Louvre, das seit 1793 das nationale Hauptmuseum in Paris war, die geeignete Stelle für die Unterbringung einer größeren Bibliothek erkannte.

A. A. Barbier[2] ist der eigentliche Begründer der Louvrebibliothek. Er hatte mit Hubert Pascal Ameilhon seit 1798 die Ordnung und Verwertung der deponierten Bücher als Mitglied der Section de bibliographie geleitet, in welcher Eigenschaft er die dann zum größten Teil nach dem 18. Brumaire unter den Consuln geteilte Bibliothèque du Directoire und dann aus den Überbleibseln dieser Sammlung die Bibliothèque du Conseil d'État gebildet hatte, deren Katalog er 1803 in zwei Bänden veröffentlichte. Die ursprünglich in den Tuilerien untergebrachte Büchersammlung des Staatsrats wurde 1807 zum größten Teile nach Fontainebleau geschafft und der zurückgebliebene Rest bildete den eigentlichen Grundstock der Bibliothèque du Louvre. A. Barbier hatte 1807 ein Magazin für die kaiserlichen Bibliotheken gegründet, wohin auch die in den Besitz des Kaisers übergegangene Sammlung eines Herrn d'Ambreville gekommen war, der es verstanden hatte, sich aus dem Dépôt de la Culture Saint-Cathérine eine kostbare Liebhaberbücherei auszusuchen. So entstand in der Zeit der Restauration mit Benutzung der Bücher dieses Magazins, die den Grundstock der Bibliotheken Napoléons I. gebildet hatten, der Bibliothèque du Conseil und der Bibliothèque particulière du Roi, die nun wieder mit dem alten Namen als Bibliothèque du Cabinet du Roi bezeichnete Sammlung. Unter der Regierung des Bürgerkönigs wurde sie dann abermals umgetauft und hieß nun Bibliothèque du Louvre. In dieser Zeit wurde sie auch in den nach der Wasserseite gelegenen Räumlichkeiten des Louvre untergebracht. Ihre starke Vermehrung sowohl durch Erwerbungen und Geschenke der Könige und des Kaisers Napoléon III. wie durch Ergänzungen aus dem Bestande anderer Bibliotheken (der Tuilerien-Bibliothek, der Élysée-Bibliothek usw.) hatte die nach dem 4. September den Musées du Louvre angegliederte Büchersammlung, die damals (und bis zu ihrer Vernichtung) von dem Sohne A. A. Barbiers, Louis Barbier, verwaltet wurde, auf rund 100000 Bände anwachsen lassen.

Ursprünglich eine Amtsbibliothek, dann die große Privatbibliothek der Könige Louis XVIII., Karl X. und Louis-Philippe sowie des Kaisers Napoléon III., die vor allem auch die großen, umfangreichen Veröffentlichungen aufzunehmen hatte, traten zu dem in der Hauptsache aus geschichts- und rechtswissenschaftlichen Büchern gebildeten durch Staatsschriften und ähnliche offizielle Publikationen ergänzten Grundstocke die kostbaren Galeriewerke und ihnen ähnliche Veröffentlichungen über Kunst, Festlichkeiten usw. Unter Louis XVIII. waren, der Vorliebe dieses Königs entsprechend, zahlreiche lateinische und französische Klassiker hinzugekommen, die Kaiser Napoléon I. und III. sowie mehrere Prinzen des Hauses Orléans hatten das Zustandekommen einer reichen kriegswissenschaftlichen Abteilung gefördert. Endlich hatte die persönliche Teilnahme einiger Bibliothekare die besondere Pflege einzelner Abteilungen begünstigt. So war durch Valery die schon in der Zeit des ersten Kaiserreiches sehr beträchtliche Ab-

[1] Schon Karl V., der Gelehrte (gestorben 1380), hatte seinen sehr reichen, fast 1000 Bände umfassenden, 1373 von Gilles Mallet verzeichneten Bücherbesitz im später Tour de la librairie genannten Tour de la Fauconnerie des Louvre untergebracht. Sowohl diese erste Louvrebibliothek wie auch eine spätere, das noch nach der Begründung der Bibliothèque du Roi fortbestehende und erst in der Revolutionszeit ganz aufgelöste Cabinet des livres du Louvre haben ein sehr wechselvolles Schicksal gehabt.

[2] Antoine Alexandre Barbier, am 11. Januar 1765 zu Coulommiers geboren, war zuerst Geistlicher gewesen und 1794 nach Paris gekommen. Seitdem war er als Bibliothekar tätig, zunächst als Mitglied der Kommission, die die in den aufgehobenen Klöstern und Schlössern befindlichen Gegenstände der Kunst und Wissenschaft sammeln sollte, dann als Aufseher der von ihm gebildeten Bibliothek des Staatsrats (1798), als Bibliothekar und literarischer Vertrauensmann Napoléons. Nach Napoléons Sturz wieder Bibliothekar der Bibliothek des Staatsrats wurde er mit deren Umbildung in die Bibliothek des Königs betraut. Seitdem Verwalter der Königlichen Privatbibliotheken starb er am 6. Dezember 1825, nachdem er 1822 wegen eines Streites mit einem Minister seiner Stellung enthoben worden war. Einen Namen erwarb sich Barbier auch als Bibliograph, insbesondere durch sein Hauptwerk: Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes. Paris 1806—8. IV. u. ö.



teilung der italienischen Literatur besonders erweitert und nach seinem Tode auch mit einer Auswahl italienischer Bücher aus seiner Privatbibliothek vermehrt worden.

Unter den Handschriften und Druckwerken der Louvrebibliothek befand sich eine große Zahl von Kostbarkeiten, die, teils wegen ihres Inhaltes, teils wegen ihrer Ausstattung unersetzlich waren. Ihre Aufzählung würde hier zu weit führen und nur einige Originale sollen kurze Erwähnung finden, weil sie noch häufig genannt werden. Mit der Louvrebibliothek gingen verloren der Briefwechsel und die Manuskripte von *Vauvenargues* (die glücklicherweise noch Gilbert seiner Paris 1852 in zwei Bänden erschienenen Ausgabe der Oeuvres dieses Philosophen zu Grunde gelegt hatte), und die *Vies des poètes français par ordre chronologique depuis 1209 jus qu'en 1647, par Guillaume Colletet,* fünf Quartbände Handschrift des Verfassers. (Neuerdings hat unter Benutzung einer Handschrift und sonstiger auf das verlorene Original zurückgehender Quellen A. van Bever die Restitution von 212 der 442 Vies unternommen und beginnt seine Ausgabe in fünf Bänden herauszugeben.) Der Verlust des *Rabelais* in vier Duodezbänden, den der Abbé Morellet mit zahlreichen Anmerkungen bereichert hatte und der gegen einige Dubletten der Louvrebibliothek von Herrn Burgault-Desmarets überlassen worden war, wird von manchen Forschern ebenso beklagt, wie von vielen Kunstfreunden der Verlust der großen, repräsentativen Prachtwerke bedauert wird, an denen die Bibliothèque du Louvre besonders reich war und von denen sie viele in einzigartiger Ausstattung, mit beigefügten Originalzeichnungen vermehrt, besaß. Gerade diese Werke (unter denen sich zum Beispiel fast alle Veröffentlichungen von Redouté in der eben erwähnten Ausstattung befanden) würden eine sehr lange melancholische Liste liefern. Daß die für diese Prachtwerke gemachten Aufwendungen zum Teil ganz außerordentliche gewesen sind, erweist schon der von Karl X. für das Pergamentexemplar der bei Panckoucke in 27 Bänden erschienenen *Victoires et conquêtes des Français* gezahlte Preis, rund 55000 Franken. Das von Louis Pâris veröffentlichte unvollständige Verzeichnis der Handschriften der Bibliothèque du Louvre umfaßt 348 Nummern, unter denen als von besonderem bibliophil-literarischen Interesse wenigstens einige hervorgehoben seien, wie das Handexemplar der 1671 in zwölf Abzügen hergestellten édition originale dite d'amis von *Bossuets Exposition de l'église catholique, Les Huit Herbiers der Mme de Genlis,* ein Quartant mit Originalzeichnungen (über den ausführlicher Mme de Genlis selbst im fünften Bande ihrer Memoiren berichtet), die *Archives du grand maître des cérémonies; correspondances et procès-verbaux des cérémonies et audiences diplomatiques depuis 1805 jusqu'en 1813,* 14 unter Louis-Philippe aus der Bücherei des comte de Ségur, des grand maître des cérémonies am Hofe Napoléons I. erworbene Quartanten, das *Journal historique et littéraire de Collé* (1748—1772) in neun Bänden.

Unter den verschiedenen in die Bibliothèque du Louvre aufgenommenen Sondersammlungen waren die bemerkenswertesten die folgenden. Zunächst die *Collection de Saint-Genis,* aus dem Besitze der zum Parlamentsadel gehörenden Familie dieses Namens und des Rechtsgelehrten Gillet — eine von 305—1789 reichende Urkundensammlung zur französischen Geschichte, die teils, besonders für die Zeit bis etwa 1650 aus ausführlichen Quellennachweisen, teils aus Zusammenstellungen von Drucken und Handschriften gebildet rund 800 Sammelbände und Sammelkästen umfaßte, deren bequeme Benutzung ein über 85 Bände sich verteilendes Register erlaubte. Sodann die 1826 von Karl X. erworbene *Petrarcabibliothek* des Professors *Antonio Marsand* mit 736 Werken in 862 Bänden, darunter auch einige wichtige Handschriften. Ferner die als *Recueil A* bezeichnete Sammlung, die von dem Buchhändler Nyon begründet und von den Bibliothekaren der Louvrebibliothek auf 1000 Bände gebracht worden war. Sie enthielt Drucke geringeren und geringsten Umfanges über die verschiedensten Materien und war eine Art Flugschriften-, Dissertationen-, Einblattdruck-Auswahl und sowohl wegen der vielen Drucke ephemeren Charakters, die sie enthielt, als auch wegen ihrer etwas bunten Zusammenstellung ein wertvoller Fundort allerlei verlorener Nachrichten. Endlich der *Recueil sur la Révolution,* 768 Sammelbände und Sammelkästen, eine ungemein vollständige Aufhäufung von Revolutionsschriften, über die bis ins Einzelne gehende Nachweisungen im Kataloge vorhanden



waren und die durch das 131 Sammelbände umfassende von *Viollet-Le-Duc* erworbene sogenannte *Théâtre révolutionnaire* ergänzt wurde, das aber neben sehr zahlreichen Bühnendichtungen der Jahre 1788 bis 1825 auch andere kleine Drucke mannigfachen Inhalts der gleichen Zeit enthielt. Neben diesen mehr als verloren gegangene wissenschaftliche Werte zu beklagenden Sondersammlungen barg die Bibliothèque du Louvre aber noch eine als Ganzes erhaltene Bibliothek, die zu den bedeutendsten französischen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gebildeten Liebhaberbüchereien gehört hat, die *Collection Motteley*.

Motteley war ein Elzevieromane und auch als Schriftsteller anerkannte Elzevierautorität, der seine in vierzigjährigen, ihn durch ganz Europa führenden Bücherreisen zusammengebrachte Elzeviersammlung so eingeteilt hatte: I. Authentische Elzevierdrucke mit oder ohne Druckerbezeichnung, der Zeit nach und nach Druckereien (Amsterdam, Leiden, Utrecht) geordnet. II. Falsche Elzevierdrucke aus verschiedenen Werkstätten Hollands, Belgiens, Deutschlands und Frankreichs. III. Nachahmungen der Elzevierdrucke. — Kostbare Handschriften, wertvolle Einbände, berühmte Provenienzen waren seine anderen hauptsächlichen Sammelgebiete, und unter den 2000 Bänden seiner bibliographischen Kollektion, wie er sie nannte, waren fast alle Kabinettstücke, die bei seinen immerhin bescheidenen Vermögensverhältnissen in seinen Besitz zu bringen ein unermüdlicher Sammeleifer, das Ausspüren der guten Gelegenheiten und vor allen Dingen seine Zeit, in der Kostbarkeiten dieser Art noch billig waren, ihm ermöglicht hatten. Leider ist ein gerade bei einer derartigen Zusammensetzung der Sammlung unentbehrliches ausführliches beschreibendes Verzeichnis nicht vorhanden, die von Marius Vachon auf Grund einiger Aufzeichnungen Motteleys zusammengestellte Bücherliste kann nur ungefähr über den Inhalt der Kollektion Motteley unterrichten.

Als Motteley 1856 starb, hinterließ er diese Verfügung über seinen Bücherbesitz: Je donne de mon vivant, et en cas de mort prématurée je lègue à la nation française, sons les auspices de M. le président de la République, ma remarquable bibliothèque à condition:

1°. Que le gouvernement la fera placer dans une galerie ou salon portant cette inscription: *Musée bibliographique formé par le bibliophile Ch. Motteley*;

2°. Qu'il n'y sera introduit d'autre livre ou manuscrit que ceux que le donateur y pourra ajouter de son vivant;

3°. Qu'il sera construit, dans le local, ou elle sera établie, une longne montre en acajou, avec glaces, propre à recevoir le plus nombreux et le plus beau musée de reliures exécutées depuis Louis XII. et Anne de Bretagne, jusqu'à nos jours, qu'il y ait bien certainement en Europe.

* * *

Quant à moi ou à ma famille, je laisse à la générosité du gouvernement d'agir comme il l'entendra, lui offrant en outre, autant que mon âge et mes forces me le permettront, d'être le conservateur honoraire de ce musée, jusqu'à mon décès, mais avec l'aide d'un employé ou sous-conservateur, rétribué, qui pourra me suppléer au besoin.

Da die Annahme des Legats aus irgendwelchen Gründen von dem damaligen Leiter der Bibliothèque nationale Herrn Taschereau abgelehnt worden war, wurde die Kollektion Motteley zunächst vorläufig in einem Saale des Louvre untergebracht und sodann die Bestimmung getroffen, daß sie dem Wunsche des Sammlers gemäß unter Erhaltung ihrer Selbständigkeit der Bibliothèque du Louvre einzugliedern sei; Cimelienvitrinen wurden nach Motteleys Willen aufgestellt und eine (von Mme Claude Vignon in Marmor ausgeführte) Büste zum Mittelpunkt der Schausammlung gemacht, die nur noch wenige Jahre die Augen der Bibliophilen entzücken sollte. Die Sammlung Motteleys, die er als Ganzes erhalten wollte, ist als Ganzes untergegangen. Man hat den Verlust ihrer vielen Schätze immer wieder beklagt, hat immer wieder hervorgehoben, daß das traurige Schicksal der Kollektion Motteley ihr erspart geblieben wäre, wenn sie, in einer glänzenden Versteigerung aufgelöst, sich in anderen, ihr ähnlichen Liebhaberbüchereien mit jedem einzelnen Bande das von dem Sammler ersehnte Gedenken seines

Namens gesichert hätte. Das ist eine Auffassung, die Edmond de Goncourt in die schönen Worte gekleidet hat: Ma volonté est, que mes dessins, mes estampes, mes bibelots, mes livres, enfin les choses d'art qui ont fait le bonheur de ma vie n'aient pas la froide tombe d'un musée, et le regard bête du passant indifférent, et je demande qu'elles seront toutes éparpillées sous les coups de marteau du commissaire-priseur et que la jouissance que m'a procurée l'acquisition de chacune d'elles, soit redonnée, pour chacune d'elles, à un heritier de mes goûts.

Und doch, mag auch Ehrgeiz, ja Eitelkeit Ch. Motteleys Bestimmungen über das Weiterbestehen seiner Sammlung veranlaßt haben, seine Absicht, sie der Allgemeinheit zu erhalten, soll nicht vergessen sein, wenn auch die Kollektion Motteley selbst vergessen ist.

Lessing und Ernestine Christine Reiske.

Ungedruckte Dokumente.

Mitgeteilt von

Dr. Reinhard Buchwald in Leipzig.

Das erste der Dokumente, die ich hier der Öffentlichkeit übergeben darf, Lessings Brief an die Reiskin vom 18. Dezember 1777, kann als eines der charakteristischsten Beispiele Lessingischer Briefkunst gelten und erhellt zugleich zum ersten Male eine sehr merkwürdige Episode im Leben des Dichters. Kurz vor Eva Königs Tode findet zwischen ihm und der zweiten Frau, die sein Herz hatte gewinnen wollen, diese Auseinandersetzung statt, die freilich ein endgültiger Bruch nicht gewesen zu sein scheint. Allerdings die „von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung" Johann Jakob Reiskes, um die sich der Streit bewegt, hat die Gattin selbst herausgegeben, mit eigenen kurzen Ergänzungen statt der stattlichen Supplemente, die Lessing in Aussicht gestellt hatte; sie selber verfaßte auch das Verzeichnis der hinterlassenen Handschriften, in dessen Anlage wir auch nach unserer neuen Quelle, die mit der Reiskeschen Vorrede zur „Lebensbeschreibung" fast wörtlich übereinstimmt, des Freundes Hand zu erkennen haben. Jedoch erschien dieses Werk erst 1783 im Buchhandel, und wir werden annehmen müssen, daß Frau Reiske Ende 1777 zwar die arabischen und griechischen Manuskripte, wie Lessing ihr in seinem Brief mitteilte, zurückerhielt, aber auf die Dokumente zur Biographie sogleich verzichtet hat, sie vielmehr in Wolfenbüttel beließ. Die Manuskripte wurden ja schon 1779 nach Dänemark verkauft (vgl. das dritte der hier veröffentlichten Schriftstücke); auf die letztere Hypothese dagegen führt uns der als Nr. 2 gedruckte Brief, den Karl Lessing nach dem Tode seines Bruders an Frau Reiske richtete und der mit dem von Fr. Chrysander zuerst bekannt gemachten aktenmäßigen „Verzeichnis der Lessingischen Manuskripte" zusammen gehalten werden muß („Westermanns Monatshefte", Dezember 1856 = Danzel-Guhrauers Lessing II 679, 2. Auflage). Wir nehmen also an, daß sich Lessing und die Reiskin auf eine Arbeitsteilung für die Reiske-Biographie einigten; ihm fiel der biographische, ihr der bibliographische Teil zu; aber Fragmentenstreit, Nathan und Krankheit hinderten ihn, auch diese beschränkte Aufgabe zu erfüllen. An einen unheilbaren Bruch zwischen den beiden großen Menschen zu denken, verbietet uns endlich auch die auf den 13. März 1778 datierte Vorrede zu der Reiskin Buch „Hellas" (Erster Band, Mitau 1778), die folgendermaßen beginnt: „Den Titel dieser Übersetzungen werde ich nicht besser rechtfertigen können, als wenn ich sage, daß er ihnen von meinem werthen Freunde, dem Herrn Hofrath Lessing, gegeben worden," und



auch der Schlußsatz, daß auch die Stücke der folgenden Bände durch „die Wahl einsichtsvoller Freunde" bestimmt werden würden, bezieht sich gewiß zuerst auf Lessing.

Eine Rechtfertigung erfordert die Mitteilung der weiteren Dokumente. Sie dienen der Geschichte Ernestine Christine Reiskes; und diese Frau verdient nicht nur als Freundin Lessings, ihr Gatte nicht nur als Kampfgenosse gegen Klotz das Interesse der Freunde deutscher Literatur. Die Briefe Johann Jakob Reiskes hat Richard Förster als Band XVI der „Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften" herausgegeben (Leipzig 1897); er bemerkt in seiner Vorrede ausdrücklich, daß er sich als Leser und Benutzer „nicht bloß klassische Philologen, sondern auch Arabisten, Historiker und Germanisten" denke (Seite IX). Die Stellung Reiskes in der Geschichte des deutschen Unterrichts hat Kämmel auf Grund des im Archiv der Leipziger Nikolaischule vorhandenen reichen handschriftlichen Materials geschildert (Geschichte des Leipziger Schulwesens, in den Schriften der Königl. Sächsischen Kommission für Geschichte, Seite 403 f.). Überdies konnte ich feststellen, daß sich in der Kopenhagener Bibliothek noch jenes Exemplar der Gottschedschen „Sprachkunst" befindet, das die Reiskin in der „Lebensbeschreibung" Seite 177 beschreibt als „mit Papier durchschossen, und sehr brauchbaren Anmerkungen beschrieben". Durch diese ebenso witzigen wie gründlichen Reiskeschen Notizen, auf denen ich bald eine Schilderung des Verhältnisses von Gottsched und Reiske aufbauen zu können hoffe, sowie durch die Darstellung Kämmels wird uns nun plötzlich verständlich, daß Gottsched seinen bescheidenen Kollegen 1755 „ohne sein Suchen" in seine Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften aufnahm („Lebensbeschreibung" Seite 72); freilich auch, daß ihm dieser vielbeschlagene Indogermanist unheimlich gewesen sein muß, der seine Orthographie in einer Thukydides-Übersetzung (1761) als verkehrte „Streblographie" bezeichnete und durch eine eigne, etymologische und phonetische, ersetzte, der aber zugleich den Wert der orthographischen Streitereien verneinte und Wortschatz und Stil auch noch der Gottschedschen Epoche als französisch, undeutsch, unlutherisch empfand. Aber auch sonst stecken in Reiske Ansichten, die nicht bloß über Gottsched, sondern gelegentlich auch über Gottscheds Überwinder hinausweisen. Wir schlagen seine „Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten aus dem Motanabbi" auf (Leipzig 1765) und finden unter anderem folgende Sätze (Seite 12 f.): „Ein Dichter, der in dem entzückten Tone der erhabensten Ode, in dem wahren Geiste der alten hebräischen Propheten redet; ein Dichter, von welchem man einen ganz nagelneuen Schwung [das ist das vielbelachte Reiskesche Deutsch, an das man sich gewöhnen muß] der dichterischen Sprache, und der dichterischen Einfälle, annehmen könnte, der seinen Leser mit einem hier zu Lande annoch ungesehenen Feuer erhitzet, der mehr ist als Young und Klopstock, der höher und tiefer redet, als sie beyde . . .



Ernestine Christine Reiske
(Silhouette aus Geislers „Gallerie edler deutscher Frauenzimmer").



Ich kenne Youngs Schönheiten; aber ich liebe ihn nicht, wenigstens liebe ich ihn in den Nachtgedanken nicht. Doch ich vergesse meinen Motanabbi darüber gar. Ein Dichter also, der, seiner großen Fehler ungeachtet, dennoch ganz Feuer, ganz Gedanke ist, der hat sich schon von manchen Gefühl- und Gedankenlosen, an deren Thüre er anklopfte, verschmähen und abweisen lassen müssen!" Das hat Reiske in dem Jahre geschrieben, da Goethe als Student nach Leipzig kam, wohl ohne ihm hier zu begegnen; in den Noten zum Divan tut er ihn später ziemlich kurz, in einem Satze mit seinem Gegner Michaelis, ab.

All das fordert auch für die Reiskin ein größeres Interesse, als ihr bis heute, trotz Geigers fast nur auf Försters Briefsammlung beruhender Biographie („Dichter und Frauen", Neue Sammlung, Berlin 1899, Seite 226ff.), zuteil geworden ist. Förster läßt seiner Sammlung der Reiske-Briefe mit Recht einen Anhang von Briefen der „geschickten Freundin" (diesen Ausdruck braucht auch ihr Gatte) folgen; durch einen sehr glücklichen Zufall kann ich demnächst die 42 geschäftsmäßigen und meist unpersönlichen Stücke, auf die Förster sich beschränken mußte, durch drei wesentlich lebendigere Briefe ergänzen. Diese gehören jedoch nicht zu den Reiske-Dokumenten aus dem Egidyschen Nachlaß, die hier geschlossen auftreten und die freilich mehr zur Kenntnis ihres äußeren Lebensganges beitragen; auch verlangen diese letzteren, um nach ihrem Werte geschätzt zu werden, den Vergleich mit den wenigen Quellen, die bisher in bezug auf die Alterstage der merkwürdigen Frau für uns flossen. Teilweise sind sie sogar genealogischen Inhalts und erhellen bloß die Müllersche Familiengeschichte — Frau Reiske war eine Tochter des Kemberger Superintendenten Augustus Müller. Diese genealogischen Stellen gebe ich gekürzt wieder; ganz unterdrücken mochte ich sie jedoch nicht, weil auch die Müllerschen Verwandten, die Nitzsch, Hanneken, Wernsdorf, keine geringe Rolle in der Kulturgeschichte ihres Zeitalters gespielt haben und weil das Interesse für diese Dinge Reiske und seine Frau in hervorragendem Grade beherrscht hat. Zur Reiskeschen Hochzeit ließ Ernestine Christines Bruder Gottlieb Müller, Probst und Superintendent zu Kemberg, seines Vaters Nachfolger, ein Quartheft „Die Geschichte seiner Vorältern" drucken (Leipzig, gedruckt bey Gotthelf Albrecht Friedrich Löper [1764; 20 S.]), das heute nicht mehr vollständig aufzufinden ist; von den zwei vorhandenen Exemplaren enthält das der Universitätsbibliothek zu Leipzig die Seiten 1—16, das zweite, im Besitz des Königl. Bibliothekars Dr. Friedrich Müller in Berlin, das Titelblatt und die Seiten 17—20. Beide hat ein heute lebender Nachkomme des Verfassers, Referendar Felix Müller, kombiniert und das vollständige Faksimile der von ihm verfaßten vorzüglichen Familiengeschichte beigegeben (Nachrichten über die Familie Müller vonn der Neustadt auff der Heide. Berlin 1911 bei Carl Hermann Müller). Von Frau Reiske erzählt ihr Bruder in der Vorrede dieser seiner Gratulationsschrift, sie habe „bisher unter anderen Wissenschaften insonderheit zur Genealogie eine große Neigung gehabt, und eine nicht gemeine Stärke darinnen erlanget" — (ähnliche Angaben in Adam Friedrich Geislers Gallerie edler deutscher Frauenzimmer II 1785, woher auch unser Bild entnommen ist, und in Hirschings Historisch-literarischem Handbuch IX 2, Seite 48ff.) — und als sichtbarer Beweis können uns ihre Anmerkungen zu ihres Gatten „Lebensbeschreibung" gelten.

Die fast lückenlose Mitteilung der folgenden Nummern I bis VI hat jedoch noch einen besonderen Zweck. Wir können nämlich aus ihnen den ziemlich zwingenden Beweis führen, daß wir in Lessings Brief (Nr. 1) den einzigen Rest seiner Korrespondenz mit Ernestine Christine Reiske besitzen. Der glückliche Fund dieses Schriftstückes führt uns nicht auf die Fährte nach dem Verstecke der übrigen, sondern verschafft uns vielmehr die Gewißheit, daß sie von einem der Egidyschen Erben, wahrscheinlich von der Reiskin Adoptivsohn Christoph Moritz von Egidy, vernichtet worden sind.

Es ergibt sich dies daraus, daß sich diese sechs Schriftstücke mit anderen ganz persönlichen Papieren, zum Beispiel Hochzeitsgedichten, Universitätszeugnissen, Verzeichnissen von Schmuckgegenständen zusammen als Packet verschnürt auf Schloß Kreinitz bei Strehla im Königreich Sachsen, einem Egidyschen Gute, vorfanden. Und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie mit dem vollen Bewußtsein ihres Wertes ausgewählt und gemeinsam aufgehoben worden



sind. Dem Verhältnis zu Lessing gelten die ersten beiden Reliquien; aber vielleicht waren sie dem Aufbewahrer noch wichtiger als Dokumente für die Geschichte des Nachlasses Johann Jakob Reiskes, auf den sich das dritte Schriftstück bezieht. Das vierte betrifft die Anstellung Egidys im sächsischen Staatsdienst, ein auf das Leben von Adoptivmutter und Sohn gleich einflußreiches Geschehnis. Es folgt eine noch von Reiske selbst eingeholte Auskunft über mütterliche Verwandte seiner Frau in Norddeutschland; und endlich das Begleitschreiben bei der Übersendung ihres Nachlasses an Egidy, mit Notizen über Angehörige im heimatlichen Kemberg.

Es ist durchaus möglich, daß die Briefe Lessings sowie ihre eigenen an Lessing, die sie nach seinem Tode zurückforderte (vgl. außer unserem Brief Nr. 2 noch Förster a. a. O. Seite 912 und Danzel-Guhrauer II Seite 679f., 2. Auflage), von Frau Reiske mit der einzigen Ausnahme unserer Nr. I selber vernichtet worden sind; es besteht aber auch die Möglichkeit, daß sie sich noch unter den in Nr. VI erwähnten Skripturen befanden und mit denen in Egidys Besitz gelangten. An der Hand von Nr. VI hätte dieser die Sendung ausgepackt und sofort oder bei einem Wechsel seines Wohnsitzes, wie er ihn mehrfach in seinem Leben vornahm, beseitigt, was ihm unwichtig schien. Nach Kreinitz scheint unser Konvolut erst unter dem letztverstorbenen Herrn von Egidy, zu dessen persönlichen Besitz es gehörte, gelangt zu sein.

Aber dem sei wie ihm wolle: die Hoffnung auf den Lessing-Reiske-Briefwechsel werden wir aufgeben müssen. Freilich hat sich noch ein zweiter Brief Lessings an sie erhalten (vom 27. März 1777); doch glaube ich, kann diese Tatsache unsere Schlußfolgerungen nicht erschüttern. Denn nicht nur in Kreinitz hat sich nichts weiter gefunden, sondern ebensowenig auch auf anderen Gütern, die der Drost von Egidy bewirtschaftet hat und über die mir auf meine Anfragen die bestimmtesten Auskünfte erteilt worden sind; es sind dies Campen bei Braunschweig, Lösnig bei Mühlberg, Naunhof (wo er starb) und Otterschütz, dessen Stelle heute ein Truppenübungsplatz einnimmt. Der gegenwärtige Besitzer dieser Schriftstücke ist Herr Oberleutnant von Zehmen in Borna; die erste Kenntnis von ihnen erhielt ich durch Herrn Missionsdirektor Professor D. C. Paul in Leipzig, damals Pfarrer in Lorenzkirch bei Strehla.

I.

Gotthold Ephraim Lessing an Ernestine Christine Reiske.[1]

Madame,

Ich habe freylich sehr unrecht gethan, daß ich allezeit mein Versprechen nach meinem guten Willen blos eingerichtet; u. Sie köñen auch nicht dafür, daß Sie sich von meiner gegenwärtigen Lage keinen Begriff machen köñen, in welcher ich an vier Orten wohne, ohne an Einem zu wohnen. —

— Hierbey folgt also die *erste* Kiste der Mss, u. das übrige köm̃t über acht Tage gewiß. — Ob ich sie so gebraucht habe, wie ich sie zu einem umständlichen Verzeichnisse, das ich unseres Freundes[2] Leben unter meinem Namen beyfügen köñte, gebraucht zu haben wünschte? Nein. — Aber ich will lieber von diesem Vorhaben ganz abgehen, als mir von Ihnen noch einen solchen Brief zuziehen, als der letzte.

Ob Ihr Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit Thorheit war: kañ ich nicht sagen. Aber meine Rechtschaffenheit soll sicherlich zu allen Zeiten[3] u. in allen Stücken Rechtschaffenheit bleiben: des bin ich gewiß.

Das Buch oder das Blat, welches ich wissendlich von den mir anvertrauten Mss behalte:

---

[1] Ein Bogen in Kleinfolio, 4 Seiten, 19,2 cm breit, 23,8 cm hoch; davon die zwei ersten beschrieben; auf der vierten eine rote Farb- oder Siegelspur. Wasserzeichen: D & C Blauw.

[2] unseres Freundes über gestrichenem seinem.

[3] Z aus S.



(welche, wenn ich damit nach Ihrem ersten Willen gehandelt hätte, jetzt weder mehr in Ihren noch in meinen Händen wären) soll mir ewig auf der Seele breñen.[1]

So auch der Pfeñig! — Sie haben mir nach u. nach an die 900 Rt. baar übermacht. Hierzu komen die Interessen von dieser Summe auf bisherige zwey[2] Jahr u. verschiedne Bücher[3]: so daß ich alles auf 1100 Rt. baar rechne.[4] Über diese eilfhundert Thaler will ich Ihnen, auf Ihre erste Antwort, eine Obligation senden, und Ihnen das Kapital jährlich zu 5 proct verinterissen[5]. Es ist mir sehr leid, daß ich in diesem Augenblicke nicht mehr thun kañ: auch genöthigt seyn werde, die Obligation selbst auf einige Jahre zu stellen. —

Freylich werde ich auch so noch Ihnen grosse Verbindlichkeit haben; u. so grosse, daß ich sie nie würde übernomen haben, wenn ich voraus hätte sehen köñen, was ich nun wohl begreiffe, das Sie selbst nicht vorausgesehen haben.

Was in beykomender ersten Kiste sich befindet, ist auf beyliegenden Bogen specificirt, den ich mir nach richtigem Empfang, quittirt wieder zurück erbitte. Aus ein Paar andern Blättern, die ich beyschliesse, werden Sie ersehen, wie ich ohngefähr mein umständliches Verzeichniß eingerichtet hatte, daß ich eben aufs Reine zu schreiben im Begriff war, als ich dero letzten Brief erhielt.

Indeß, meine Freundin — deñ so will ich Sie doch noch imer neñen, troz[6] Ihrer sich so bescheiden zurückziehenden Titulatur des Hofraths — wenn es Ihnen scheinen sollte, als ob ich aufgebracht sey, als ob ich diese Gelegenheit ergreiffen wolle, mit Ihnen zu brechen: so irren Sie sich wiederum in mir. — Wenn wir von dieser Seite, von der ich sehr betauere, daß jemals zwischen uns die Rede davon gewesen, mit einander in Richtigkeit sind: so wird es nur von Ihnen abhangen, ob ich noch künftig eine Stelle unter Ihren Freunden haben soll.

Wolfenb. den 18ten December 1777.

Gotth. Ephr. Lessing.

II.

Karl Lessing an Ernestine Christine Reiske.[7]

Wohlgeborne Frau,
Hochzuehrende Frau Doktorinn,

Ew. Wohlgeborn Verlangen, die Schriften, so mein verstorbner Bruder zur Lebensbeschreibung Ihres seeligenGemals gehabt, wieder auszuliefern finde ich sehr billig. Sie sind in einer besonderen Kommode verwahrt, und allen, so bey meiner Anwesenheit in Wolfenbüttel mit inventiren halfen, habe ich es ausdrücklich gesagt. Ich hoffe, daß man auch von Gerichtswegen keinen Anstand nehmen wird, sie Ihnen, Madam, verabfolgen zu lassen; so bald Sies verlangen. Sollte es aber wegen der versiegelten Stube, worinn sie sich befinden, für jetzt nicht geschehen können: so können Sie sich doch in 2 Monaten, als der Zeit, da ich mich mit meinem Geschwister erklären muß, ob ich die Erbschaft antreten will oder nicht, darauf Rechnung machen.

Mit Dero Briefen an meinen Bruder würde es eben so gehalten werden können, wenn solche nicht erst aus den übrigen Briefschaften herauszusuchen wären. Jetzt sind Sie nebst meines Bruders übrigen Schriften in einer großen Kiste, die ich dem Herrn von Döring[8] versiegelt übergeben habe, weil ich sie vor der Neugierde in seiner alten Wohnung, wo die übrigen Sachen aufbewahrt worden, nicht sicher genug hielt. Ich gebe Ihnen

[1] Erklärt sich vielleicht aus den folgenden Sätzen der „Lebensbeschreibung" (Seite 144): „Er [Reiske] hatte den Hofrath Lessing zu Wolfenbüttel von ganzem Herzen geschätzt, und dieser berühmte Gelehrte war auch sein warmer inniger Freund. Ihm vertrauete ich also die so theuern Papiere an, als ich, krank am Leib und Gemüthe, mir das Grab nahe dachte. — Kaum waren sie in dieses Freundes Händen, als sich D. Ernesti gegen mich erbot, sie in Verwahrung zu nehmen, und für ihren vortheilhaften Verkauf besorgt zu seyn. Meine Antwort, daß ich sie nicht mehr hätte, raubte mir auf einmal die väterliche Fürsorge, die er mir nur so eben angetragen hatte." — Lessings Wunsch, einiges zurück zu behalten, in seinem Brief vom 27. März 1777.

[2] z aus Z.

[3] Vgl. die Bibliotheksakten: Serapeum 1844, Seite 233 und Danzel-Guhrauer [2] II, 677 f.

[4] Danach gestrichen Dief oder Daf.

[5] So deutlich, obwohl man „verinteressen" vermutet.

[6] Über gestrichenem ohne.

[7] Kleinfolio, 4 Seiten, davon zwei beschrieben; breit 18,8 cm, hoch 23,2 cm; Wasserzeichen: J. Honig & Zoonen.

[8] Danzel-Guhrauer II, 598 und 679, 2. Auflage.



mein Wort, Madam, daß Sie niemand als Sie selbst erhalten soll; noch weniger soll ein Gebrauch davon, ohne Ihren Wissen und Bewilligen, gemacht werden.

Von Dero Aufsatz: der Weiberfeind, können Sie die Auslieferung mit den übrigen Sachen erwarten.

Für das gütige Anerbieten Ew. Wohlgeborn, mir Briefe, so mein Bruder an Verschiedene geschrieben, verschaffen zu wollen, danke ich recht sehr; und ich werde mich desselben bedienen, so bald ich davon etwas herauszugeben anfangen möchte. Ich habe mir dabei zur Hauptregel gemacht, ohne Bewilligung der Verfasser nicht eine Zeile davon drucken zu lassen.

Zu Dero neuer Ortveränderung[1] gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen, und wünsche Ihnen alles daraus gehofftes Vergnügen: mit der größten Hochachtung, die ich für eine so verdiente Dame, als Sie, allzeit gehegt, verharrend

Breslau — Ew. Wohlgeboren
den 10ten Mäji — ganz gehorsamster
1781 — Lessing.

III.

Kaufvertrag.[2]

Ich Peter Fridrich Suhm Ihro Majest. des Königs von Dänemarck Norwegen etc. bestellter Kam̄erherr gebe hiemit der Frau Doctorin E. C. Reiske die völlige Versicherung: daß Sie für den hinterlassenen und von mir erstandenen Handschriften Ihres N: Mannes jährlich, so lange Sie lebt die Sum̄e 200 Rth Sächsischen Courant, schreibt zweyhundert Reichsthaler, von mir, und falls ich mit den Tode abgehen solte, von meinen Erben erhalten werde. so: daß erwähnte Sum̄e Ihr in 2 Terminen nehml. zum 11ten Juni und 11ten December jedesmahl hundert Reichsthaler durch Anweissung auf ein in Leipzig für suffisant erachtetes Handlungs Contoir ausbezahlt werden. Und soll, falls die Frau Doctorin Reiske binnen zehn Jahren stürbe, d. Hr. Christoph Moritz v. Egidy aus dem Hause Ottersitz noch zehn Jahren von Ihrem Tode gerechnet, die obenerwähnte zweyhundert Reichsthaler Sächsischen Courants behalten, und Ihm solche auf vorgedachter weise ausbezahlt worden.

Diese auf gestempeltes Papier ausgefertigte und mit eigenhändiger Unterschrift und Pittschaft versehene Versicherung wird von mir, und wenn ich binnen der Zeit sterben solte, von meinen Erben unverbrücklich [!] gehalten, und der Frau Doctorin Reiske sowohl als dem Herrn Egidy zu völliger Sicherheit wegen Empfangs der obenerwähnten Summe dienen.

Kopenhagen d. 18ten Maj — P F Suhm
1779 — [Siegel]

IV.

Creuziger an Egidy.[3]

Hochwohlgebohrener,
Hochgeehrtester Herr,

Die drey Fragen, welche Euer Hochwohlgeboren geehrteste Zuschrift vom 18ten *dieses* enthält, kan̄ ich freylich so vollständig nicht beantworten, als ich zu Ihrer eigenen Befriedigung wünschte. Folgendes ist alles, was ich darüber zu sagen weis.[4]

[Die Entscheidung über seine Bewerbung um eine „Assessur auf das adlige Latus" könne erst nach den Ferien fallen; wann, das lasse sich nicht sagen. Von Hindernissen sei nichts bekannt; in Absicht der Priorität würde die Verzögerung nicht schädlich sein.]

Ich fühle das Unangenehme, das der Verzug der endlichen Resolution für Euer Hochwohlgebohren haben muß, gar sehr; u. werde mich eben so sehr freuen, wen̄ dieser Verzug nicht lange mehr dauert. Für Ihr geneigtes Andenken an meine Frau dankt Ihnen diese verbundenst, u. empfiehlt sich nebst mir der Frau Doct. Reiske gehorsamst. Mit vieler Hochachtung verbleibe ich

Dresden — Euer Hochwohlgebohren
am 16. März — gehorsamster Diener
1780 — Creuziger.

---

[1] Von Dresden nach Bornum bei Braunschweig.

[2] 1 Foliobogen mit folgenden amtlichen Bezeichnungen: Nr. 11968. No. 4. [Wappen]. Fire og Tyve Skilling. 1779. Muller. E Toine.

[3] 4 Seiten Kleinfolio, davon zwei beschrieben; breit 19 cm, hoch 26 cm; Wasserzeichen: Dolch, gekreuzt mit Scheide; auf Seite 4 Adresse: An des Herrn von Egidy Hochwohlgebohren in Leipzig.

[4] Über Egidys Anstellung, sowie die Aufgabe der juristischen Laufbahn und seinen Übergang zur Landwirtschaft: Frau Reiske d. 29. VII. 1782 (Förster, Seite 904).

V.

Carsten Niebuhr an J. J. Reiske.[1]

[Entschuldigt sich, daß er seine Zurückkunft nach Kopenhagen[2] noch nicht angezeigt habe, da ihm drei Wochen darnach seine Frau „eine junge Tochter gebracht habe". Sodann sei er auf seiner Rückkehr nicht durch Lübeck gekommen und habe einen Brief an Herrn Köhler[3] nicht abgeben können. Er will ihn sogleich hinschicken.] „Den Zettel des H. K. worauf er mir den 3. Band von Hudsons Geographie geben sollte, werde ich an einen Freund in Lübeck senden, der den erwähnten Band fodern soll, und wenn er ihn nicht erhält, so werde ich den Zettel bey Gelegenheit wieder zurück senden.

Sodann Seite 2 Mitte:

Des Dr. Münters Frau Mutter aus Lübeck ist jetzt hier. Bey dieser habe ich mich nach den Anverwandten Dero Frau Liebsten erkundigt, allein sie hat mir keine hinlängliche Nachricht davon geben können. Ihr Mann hat keine Schwestern gehabt, aber seines Vaters Bruder war Prediger in der Nähe von Lübeck, und dieser hat einige Töchter hinterlassen, wovon sie nicht weiß wohin sie verheyrathet worden. Vielleicht war also eine von diesen die Grosmutter[4] der Frau Doctorin. Sie ist wahrscheinlich auch von der Familie eines ehemaligen Bürgermeisters Müller in Lübeck; denn dieser war nahe mit dem Superintendenten Hankenius verwandt. Der Bürgermeister Müller hat zwey Töchter nachgelassen, die verheyrathet worden, aber gestorben sind, doch Kinder hinterlassen haben. Auch in Hamburg ist ein Dr. Hankenius. Der Münter den die Frau Doctorin in Wittenberg gekannt hat, ist ein Halbbruder des hiesigen Doctor Münters. Er ist Prediger in Stockholm gewesen, lebt aber jetzt in schlechten Umständen in Lübeck.

Wenn die Frau Doctorin sich noch einiger Umstände von Ihren Verwandten in Lübeck erinnert, so bitte ich, sie mir zu schreiben, ich habe einen Freund in Lübeck der sich gerne darnach weiter erkundigen wird.

Zu Hannover hörte ich daß zu Uslar ein Prediger und zu Nordthausen ein Kaufmann gewesen die Münter geheißen haben. Von diesen hatte der hiesige Dr. Münter gar keine Nachricht.

[Seite 3 Mitte bis Schluß: Bitte, durch den Dr. Eck in Leipzig, der da die Subskribenten zu Klopstocks Gelehrten-Republik gesammelt, dasselbe für seine Beschreibung Arabiens tun zu lassen.]

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich vielmal zu empfehlen und verbleibe mit der größten Hochachtung und Anwünschung einer besseren Gesundheit

Deroselben
ergebenster Diener
C. Niebuhr

Kopenhagen
d. 31. August 1774.

VI.

E. T. Viebig an E. M. v. Egidy.[5]

Hochwohlgebohrener Herr,
Gnädiger Herr u. Gönner!

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden gütigem Auftrag gemäß habe ich mit Beyhülfe des Herrn Walters die sämmtlichen Bücher u. Scripturen so gut u. sorgfaltig eingepackt, als mirs nur im̄er möglich war. Und da der noch übrige Raum des Kastens mit Brettern ausgefüllt worden ist, so hoffe ich, daß alles was in diesem Kasten befindlich ist, zu Ihrer Zufriedenheit bey Ihnen ankom̄en wird. Die Briefschaften sind ungelesen aus den Behältnissen, wie sie seit der Versieglung gelegen haben, zusam̄en gesucht u. über u. unter die Bücher gelegt worden. Es ist aber auch nun gewis kein einziges Blatt Pappier das nur den geringsten Werth hatte, außer den Kaufbriefen, zurückgeblieben, sondern alles auf das sorgfältigste zusam̄en gesucht u. mit eingepackt worden. Die Kaufbriefe sind zusam̄engepackt u. in die Schreibekom̄ode gelegt worden. Ganz in der obersten Schicht Bücher werden Ew. Hochwohlgeb. ein in Pappe gebundenes mit blauem Pappier überzogenes Büchlichen finden, in welchem, wie ich gesehen, die Fr. D. R. ihren Bücher Kauf u. Verkauf annotirt haben; dieses könnte vielleicht wegen noch außenstehender Reste u. dergl. Bemerkungen einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth seyn u. wollte nur Dieselben beym Auspacken im voraus darauf aufmerksam machen. Noch muß ich in Ansehung der Bücher bemercken, daß Sie in der obersten S[ch]icht unter andern 3 diverse Bände von Gellerts Schriften finden werden; die fehlenden Bände hat die sel. Fr. D. R. meiner ältesten Tocher[6], der sie auch einigen Unterricht im Nähen gegeben, nach u. nach zum Lesen gegeben; Besonders die Fabeln, einen Band von der Moral, den

---

[1] 1 Bogen Kleinfolio, 4 Seiten, 18,9 cm breit, 23,1 cm hoch, Wasserzeichen: D & C Blauw. Links unten: Herr Dr. Reiske in Leipzig.

[2] Über seinen Aufenthalt in Leipzig: Reiske 8. Oktober 1767 (Förster Seite 755) und C. Niebuhr, Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772, Seite XXV (Exzerpt aus einem Brief Brief Reiskens) und Seite 96.

[3] Prof. in Kiel, später in Königsberg (Lebensbeschreibung 105)?

[4] Catharina Eleonora von Nitzsch geb. Hanneken? Vgl. Gottlieb Müller, Geschichte seiner Voraltern, Seite 18.

[5] 4 Seiten Folio.

[6] Die sämtlichen vorkommenden Personen sind in dem angeführten Buch von Felix Müller zu finden.



sie vermuthlich für das Mädchen am schicklichsten gehalten. Als ich es einmahl erinerte, als uns die sel. Fr. D. R. besuchte, daß wir noch einige Theile von Gellerts Schriften hätten, so sagte die sel. Fr. D. R. sie könen sie behalten, die übrigen sollen sie auch bekomen. Da dieses aber nicht geschehen ist, da es kurz vor ihrem Ende war, u. ich sie auch nicht wieder daran erinert habe, u. beym Einpacken diese übrigen Bände auffand, so entschloß ich mich Ihnen solches umständlich zu benachrichtigen u. die besagenden Bände mitzuüberschicken — u. es Dero gütigem Ermessen ganz zu überlassen, ob dieselben solche behalten um das Werk ganz zu haben, oder ob Sie die noch fehlenden nebst den beykomenden meinem Kinde schenken wollen. Auf alle Fälle wollte ich doch nicht, daß dieselben unter diesen Umständen ein unvollständiges Werk haben sollten. Wollen Sie es aber meinem Kinde unter diesen Umständen die der Wahrheit gemäß sind, wie ich sie Ihnen offenherzig geschrieben habe, vollständig oder etwas anderes an dessen Statt gnädigst schenken, so nehme ichs von Ihnen mit eben der Dankbarkeit an, als ich es von der sel. Fr. D. Reiske angenomen habe. Sonst ist mir nicht bekannt daß die sel. Tante hier jemanden ein Buch geschenkt, noch weniger verborgt hätte, welches sie gewöhnlich gar nicht that. Sie müssen also alle, so wie sie sind inventirt worden, in der Kiste befindlich seyn. So ist auch von den ungebundenen Büchern auch nicht ein Blatt verrückt worden. Mit der Lebensbeschreibung des sel. D. R.[1] habe ich die Seitenwände des Kastens belegt, damit sich die Bücher nicht rücken sollen. Kurz, ich habe es nicht besser zu machen gewußt, als wir es gemacht u. eingepackt haben; Und sollte mich freuen, wenn es mit Dero Zufriedenheit beehrt würde. Von den noch übrigen Sachen wäre der neue Besitzer Mstr. Paanier nunmehro so bald als möglich gerne befreyt, damit er sich mit seiner zahlreichen Familie einrichten kann, da die Fr. M. Wilmersdorfin in die obere Stube, da sie in der ganzen Stadt kein schickliches Logie finden konnte, da ich selber für sie nach einer Miethe herum gelaufen bin, nolens volens, zur Miethe ziehen u. 10 Rt. jährl. Miethe geben muß. Ich wiederrieth es ihr sehr, diese große Stube wegen der vielen Miethe u. des noch weit kostbareren Holzes zu beziehen; Sie hat sich auch alle Mühe nach einem kleineren u. wohlfeileren Stübchen gegeben u. ich habe es ebenfalls nicht mangeln lassen; Aber vergebens. In ein ganz schlechtes u. abgelegenes Loch konnte u. wollte sie doch nicht ziehen u. die kleine Stube die sie jezt bewohnt, braucht der Wirth zur höchsten Noth. Ich wollte sehr wünschen u. habe es schon hundertmahl gewünscht, daß die gute sel. Tante die alte Funkin[2] nicht veranlaßt hätte ihr Häußchen zu verkaufen, da die Miethen hier jährlich theurer u. bey der zunehmenden Volcksmenge rarer werden; denn das Logie u. Holz wird die arme Wilmersdorfin am meisten drücken. [Egidy möge als Haupterbe mehrere von der Reiskin für ihre Angehörigen bestimmte Legate abändern und verbessern.] So hat mir auch die Fr. M. Müllerin, auf meine Vorstellung, gemeldet, daß wen ich glaubte, daß Ew. Hochwohlgeb. an ihr, als einer alten Wittwe, die seit 10. Jahren sehr vieles zugesezt hätte u. nur nothdürftig zu leben hätte, oder an ihren Kindern, oder Kindeskindern, wie ich ihr versichert großmüthig u. wohlthätig handeln würden, sie von ihrer (ohne unser Vorwissen durch einen Advocaten gemachten) Forderung in dieser Rücksicht abgehen u. es Dero Großmuth überlassen wollte, was Sie ihr als ein Andenken an ihre leibliche Schwester, gütigst mittheilen wollten und in dieser Rücksicht ihre gemachten Ansprüche zurücknehmen. Es hat die gute alte Mutter sehr gekränkt, daß sie von Ihnen keiner Antwort ist gewürdiget worden u. daß sie die einzige Schwester der sel. Fr. D. R. auch nicht das kleinste Andenken haben sollte. Diesen Vorstellungen habe ich durch Versicherung ihrer geäußerten großmüthigen Gesinnungen möglichst, soweit sichs bey einer alten Frau von 80. Jahren thun läßt, schriftlich zu be[ge]gnen gesucht, daß sie nun auf Dero Gnade u. Wohlwollen das beste Vertrauen hat. Die gute alte Mutter hat, in ihrem hohen kumervollen Alter durch den plözlichen Todt ihres Sohnes des Superint. Wachßmuths, der eine starke unversorgte Familie in bekümerten Umständen verläßt, vor wenig Wochen einen großen Schreck gehabt. Gott gebe nur daß meine Schwiegermutter, die Fr. Superint. Kranoldin, die auch schon lange Wittwe ist, noch lange lebt; bey dieser hält sich die Frau M. Müllerin, als ihrer noch einzigen Tochter auf. Unsere ganze Familie ist, außer dem H. P. M. Müller in Segresen, arm u. jede Unterstüzung die wir von Dero Großmuth erhalten wird Ihnen Gott gewis belohnen; denn ich wißte auch nicht einen einzigen Bemittelten in unsrer ganzen Familie, die meisten sind arm, haben viel Familie, oder doch nur ihr höchst nöthiges Auskomen. Doch ich will nicht klagen, noch weniger Ew. Hochwohlgeb. länger damit unterhalten. Ich habe das unbegrenzte u. sicherste Vertrauen Sie werden an mir u. meinem Kinde gewis, nach Dero Versprechen so handeln, daß wir mit Dero Billigkeit zufrieden seyn können. Ich empfehle mich u. die Meinigen zu Dero u. Fr. Gemahlin Gnade u. Wohlwollen und bin mit der größten Ehrerbietung Lebenslang

Kemberg, am 29. Maji 1799.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
M. Ernst Traugott Viebig.

[1] Gemeint ist das Manuskript, das ebenfalls verloren zu sein scheint. Im Druck sind, wie die R. angibt, „einige wenige Stellen abgekürzt, einige zu starke Ausbrüche der Hypochondrie, oder vielmehr der Unzufriedenheit, bey Erinnerung der erlittenen Ungerechtigkeiten, weggestrichen."

[2] Der Reiske Schwester Eleonora Catharina; über sie Felix Müller und Reiskes Brief bei Förster Nr. 296, Seite 642.



Neues von Lichtenberg. III

Mitgeteilt von

Professor Dr. Albert Leitzmann in Jena.

[Schluß.]

7. Julii [1783].

Es ist unglaublich was ich überlaufen werde. Kaum habe ich noch jezt Zeit an Sie zu schreiben. Die fremden Professoren schwärmen jezt wie die Schnepfen, und ob ich mich gleich gar nicht auf den Anstand stelle, so kommen sie mir doch immer in den Schuß.

HErr Büttner[1] soll *gewiß* von hier gehen. Schlötzer[2] hat die Nachricht mitgebracht, ob aber nach Jena oder nach Weimar, weiß ich nicht. Ich habe es sehr lange schon gewußt und immer vergessen zu schreiben. Indessen mit ein Paar guten Groschen Zulage wäre er wohl zu halten. Denn er geht doch ungern weg, er hat hier viele Freunde, die ihm seine Schwächen zu gute halten, wo er sich erst wieder festsetzen muß, könte es ihm mislingen. In *den* Jahren muß man *locum* nicht mehr mutiren, es fällt gemeiniglich so aus wie das verpflantzen alter Bäume. *Hora ruit.*

10. Julii.

Heute Morgen ist hier ein Courier von Berlin durchpassirt, der die Nachricht nach Cassel bringt, daß den König von Preußen der Schlag gerührt habe, andere Umstände sind nicht bekannt.

4. August.

Es passiren in unsrer Nachbarschafft die fürchterlichsten Donnerwetter, wovon wir, dem Himmel sey Danck, nur den kühlenden und erquickenden Regen haben. Diesen Morgen um 5 Uhr sah ich einen gantz fürchterlichen Strahl grade hinter Clausberg herunter fahren. Ich zählte 14 Secunden bis zum Donner und doch war dieser so hefftig, daß die Dielen unter meinen Füßen zitterten. Es war unbeschreiblich majestätisch und das blasen vom Thurm: *Nun dancket alle Gott* pp. nahm sich sehr gut dabey aus.

In den heutigen Göttingischen Zeitungen wird mein satirisches Gedicht,[3] das vor den schwimmenden Batterien[4] steht, denen von *Juvenal* und *Pope* an die Seite gesezt.[5] Das ist süßer Weyhrauch. Auch die schwimmenden Batterien kriegen ihr Lob.[6]

---

[1] Christian Wilhelm Büttner (1716—1801), Natur- und Sprachforscher, Professor der Philosophie in Göttingen, siedelte 1783 nach Jena über, wo seine große Bibliothek nach seinem Tode mit der Universitätsbibliothek vereinigt wurde; vgl. darüber Goethes ergötzlichen Bericht in den Annalen von 1802 (Werke 35, 130). Eine Charakteristik des sehr eigenartigen Mannes von Lichtenberg ist in den Briefen 1, 403 abgedruckt.

[2] August Ludwig Schlözer (1735—1809), der berühmte Historiker und Publizist, war Professor der Philosophie in Göttingen.

[3] Am Schlusse seines Aufsatzes „Professor Lichtenbergs Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten über die Schwärmerei unsrer Zeiten", der im vierten Stück des dritten Jahrgangs des Göttingischen Magazins erschien (Vermischte Schriften 5, 87), steht ein längeres satirisches Gedicht in Alexandrinern, das Lichtenberg einem bescheidenen Freunde zuschreibt, das aber von ihm selbst verfaßt ist (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit S. 87).

[4] Vgl. oben S. 90 Anm. 1.

[5] In den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 2. August heißt es in einer Kritik des betreffenden Stücks des Göttingischen Magazins (S. 1230): „Die Gemälde der herrschenden Torheiten unsrer Literatur in alexandrinischen Versen stellen den unbekannt sein wollenden Verfasser neben Juvenal und Popen; mit ihrer Fortsetzung würden sich die Herausgeber um sachkundige Leser sehr verdient machen".

[6] Über dies Gedicht urteilt dieselbe Kritik (ebenda): „Den Beschluß dieses Stücks macht ein echt komisches Gedicht über die verunglückten schwimmenden Batterien, dessen Verfasser unsres Bedünkens mit völligem Rechte auf die in der Vorrede erwähnte Erweiterung im Plane des Magazins Anspruch machen konnte". Diese Vorrede beginnt: „Wir haben dem dringenden Verlangen einiger Herren Subskribenten sowohl als des Herrn Verlegers diesesmal weiter nachgegeben . . . und nicht allein mehrere minder ernsthafte Stücke, sondern sogar diese in Versen aufgenommen. Der Geschmack der Zeiten scheint dieses zu erfordern. Ein ernsthaftes Journal, und wäre es auch vom reichsten Gehalt, lieferte es auch lauter gediegenes wissenschaftliches Gold, würde nur desto geschwinder sinken: also was kann es schaden, daß man ihm zuweilen etwas spezifisch Leichteres anknüpft, um es flott zu erhalten, wenn es nur nicht immer Kork und Windblasen sind?"



14. August.

O! Etwas! Gestern haben sich bey mir schon 2 Pursche zur Physic auf den Winter aufgeschrieben, ich konte mich kaum des lächelns enthalten. Ein Student, dem ich es heute aus Schertz erzählte, sagte mir, er glaube endlich würden bey mir noch Pursche für ihre künfftigen Kinder belegen.

1. September.

In Wien ist eine verhenckerte und sehr sinnreiche Schrifft herausgekommen, die heißt: *Specimen Monachologiae methodo Linnaeana.* Der Verfasser sezt die Mönche zwischen die Menschen und Affen und beschreibt sie mit Linnaeischen Ausdrücken. Es ist eine herrliche Satire; der Verfasser soll der berühmte HErr von Born seyn.[1]

4. September.

Von HErrn Professor Büttner höre ich, daß ihm in Weimar außerordentliche Ehre wiederfährt, und daß er noch ungewiß ist, wie bald er wiederkommen wird.[2] Da er einen sehr guten Appetit hat, hier aber meistens Cartoffel und wohlfeiles Obst genießt, und höchstens eine Gans die in der Judenschule zurecht gemacht wird, wo die Köchin die Bratpfanne mit solcher Ruhe aus der Gosse spühlt, als wäre es der Jordan oder der Bach Kidron, so wird er sich am Hofe gewiß brav mästen.

15. September.

Ich weiß nicht, ich bin schon seit 8 Tagen mit entsezlichen Kopfschmertzen in dem lincken Nacken Knochen geplagt, die zuweilen so zunehmen, daß ich mich gar nicht zu fassen weiß, und dann habe ich wieder etwas Ruhe. Zum Glück fällt diese Zeit in die Mitte des Nachmittags, so daß es mich an meinen Vorlesungen nicht hindert. Was daraus werden will, kan ich in Wahrheit nicht sagen. Es ist gar besonders, ich schlafe gut, mein Appetit ist auch nicht schlechter als sonst, nur mercke ich daß ich starck abnehme. Sehr sonderbar ist es ebenfalls, daß mein Gedächtniß sich völlig verjüngt hat, es sind mir Nahmen von gantz unbeträchtlichen Menschen beygefallen, die ich offt um mein Gedächtniß zu üben, wenn ich nicht schlafen konte, vergeblich gesucht habe, und zwar fielen sie mir so leicht bey, als wenn sie mir eingegeben würden. Diesen lezten Umstand wolte ich gerne *ertragen*, wenn nur diese Empfindlichkeit nicht mit so grosen Schmertzen verbunden wäre.[3]

18. September.

Gestern ist die gute Madam *Abbt* die Schauspielerin allhier gestorben, sie war recht zu bedauern; ihr Leben war ein wahres Trauerspiel auf die lezt.[4]

22. September.

Ja! warten Ew. Wohlgebohren nur. Ich werde Sie auch einmal überfallen oder überfallen lassen, weil Sie mir niemals meine *Hospites* anmelden und zwar noch dazu solche nicht mit so grosen Augen wie der leztere, der mir gradezu ins Gesicht sagte, daß er sich hätte in meinem Collegio in einen Winckel setzen und hernach auslachen wollen. Hätte ich es aber vorher gewußt, so hätte ich contrasappirt,[5] und eine elecktrische Mine

[1] Ignaz Edler von Born (1742—91), Bergrat in Wien, war ein Hauptvertreter der josefinischen Aufklärung. Sein Wien 1783 unter dem Pseudonym Johannes Physiophilus erschienenes Buch erwähnt Lichtenberg auch sonst mehrfach (vgl. meine Anmerkung zum Aphorismenbuch I 1147).

[2] Büttner, der seit Anfang Juni in Weimar war und im herzoglichen Schlosse wohnte (Düntzer, Goethe und Karl August S. 192), kam nicht mehr nach Göttingen zurück, sondern siedelte sich im Laufe des Sommers in Jena an.

[3] Ich habe diese Stelle darum aufgenommen, weil sie die älteste ausführliche Notiz über die krankhaften Zustände Lichtenbergs ist, die im letzten Jahrzehnt seines Lebens ihm so stark zusetzten und deren genaue Beobachtung und Schilderung in seinen Tagebüchern einen so breiten Raum einnehmen. Ebstein faßt die Krankheit, die Lichtenberg gewöhnlich „Nervenkrankheit" nennt und deren Symptome in den verschiedensten Formen auftraten, in einem kürzlich erschienenen Artikel („Süddeutsche Monatshefte" vom Dezember 1911 S. 354) im wesentlichen als „Folge einer rhachitischen Wirbelsäulenverkrümmung" auf, betont allerdings, daß Lichtenberg stark hypochondrisch veranlagt gewesen ist, was mit den Jahren natürlich mehr zu- als abnahm.

[4] Felizitas Abt, geb. Knecht (1746—83), hatte als Gattin Karl Friedrich Abts ein ruheloses Wanderleben geführt und sich, schwindsüchtig wie sie war, ohne sich je Schonung leisten zu können, früh zu nichte gearbeitet. Zu diesen Anstrengungen war seelischer Kummer hinzugekommen, da ihr Gatte, zwar ein vortrefflicher Schauspieler, aber ein sittenloser und im höchsten Grade leidenschaftlicher und leichtsinniger Mensch, sie fast zu Tode gequält hatte. Sie war der erste weibliche Hamlet. Ein Bild von ihr ist der Lebensskizze Steins beigegeben (Deutsche Schauspieler I, 1).

[5] Eine Gegenmine gegraben.





unter seinem Platz springen lassen, denn würcklich lasse ich nicht mit mir schertzen. Künfftig soll mir der Thorschreiber allemal melden, wenn jemand mit einer Habichts Nase und grosen Augen zum Thor herein kommt.

29. September.

Am Sonnabend Abend habe ich einer sehr illüstren Gesellschafft ein Collegium gelesen. Dem alten Grafen von Hardenberg (der mir ein sehr kluger Kopf zu seyn schien) 2) seiner Gemahlin 3) seiner Tochter und ihrem Gemahl 4) der Gräfin Reventlau 5) und 6) zweenen Grafen von Moltke, und den 7ten rathen Sie wohl nicht, dem berühmten HErrn Göthe, nunmehr HErrn Geheimden Rath von Göthe aus Weimar, der noch 2 junge Leute bey sich hatte.[1] Ich konte es nicht abschlagen, es kostet mich aber in der That etwas. Indessen macht die Sache Aufsehen, denn ich erkläre jedesmal alles nach dem Verstand der Gesellschafft, und ihren Fähigkeiten; daß ich der dephlogistisirten Lufft[2] nicht geschont habe werden Ew. Wohlgebohren daraus sehen, daß ich 36 Quartier verbraucht habe.

Künfftigen Sonntag kommen die HErren Prof. Forster und Sömmering[3] zu mir auf 10 oder 12 Tage, das soll mir eine recht hertzliche Gesellschafft seyn, Sömmering ist ein sehr heller Kopf. Sie logiren bey Dieterich und essen bey mir, wenn sie sonst niemand invitirt.

9. October.

HErr Prof. Forster empfiehlt sich Ew. Wohlgebohren gehorsamst, er und Sömmering sind nun schon seit Sonntag bey mir. Wir haben schon außerordentlich starck auf Montgolfiers Erfindung[4] gearbeitet, und grose Blasen angefangen, die zwar nicht von selbst steigen, aber doch in die Höhe geblasen werden konten wie Seifenblasen.[5]

12. October.

Was sagen Ew. Wohlgebohren zu dem infamen Urtheil der Londonschen Societät über Montgolfiers Versuch?[6] Das ist nichts als englisch-hochmütige Societäts-Cabale; sie schämen sich, daß sie die Sache nicht erfunden haben, und das illüstre Corps will nicht gern etwas nachmachen, was die Frantzosen diese *damned physical blackguards on the other side of the Channel* zuerst gemacht haben. Ich respecktire Urtheile von solchen Societäten sehr, wenn sie sich auf unwidersprechliche Versuche gründen, allein wenn die Londonsche Societät sagt: Montgolfiers Versuche können keinen Nutzen haben, so hat das bey mir nicht mehr Gewicht als wenn die Nürnberger Honigkuchen Becker-Gilde das sagte. Kein vernünfftiger Mann wird je sagen: diese Erfindung hat keinen Nutzen. Wir sind hier unermüdet beschäfftigt den Versuch zu machen, die gantze *seriem* meiner Bemühungen, die würcklich etwas kostbar sind, sollen Ew. Wohlgebohren in Zeit von 8 Tagen hören. Ich habe seit gestern eine gantz eigne Meinung von des Herrn Montgolfiers Versuch, wovon ich ebenfalls künfftig etwas melden will. Ich glaube gar nicht, daß er inflammnable Lufft gebraucht hat.

---

[1] Goethe hatte Anfang September mit dem jungen Fritz von Stein (wer der zweite junge Mann in seiner Begleitung war, habe ich nicht feststellen können) eine Harzreise unternommen, die ihn auf dem Rückweg über Göttingen und Kassel führte. Am 28. September schreibt er aus Göttingen an Charlotte von Stein (Briefe 6, 202): „Ich habe mir vorgenommen, alle Professoren zu besuchen, und du kannst denken, was das zu laufen gibt, um in ein paar Tagen herumzukommen". Nach seiner Abreise berichtet Karoline Michaelis am 30. September ihrer Freundin Luise Gotter (Karoline 1, 312): „Jedermann ist zufrieden mit ihm und alle unsre schnurgerechten Herren Professoren sind dahin gebracht, den Verfasser des Werther für einen soliden, hochachtungswürdigen Mann zu halten."

[2] Unter Phlogiston verstand man nach der damals geltenden chemischen Theorie einen hypothetischen Bestandteil der brennbaren Körper, der bei der Verbrennung oder Oxydation entweicht. Dephlogistisierte Luft entspricht etwa dem, was wir heute reinen Sauerstoff nennen (vgl. Lichtenberg, Anfangsgründe der Naturlehre 6 S. 203).

[3] Samuel Thomas Sömmerring (1755—1830), der berühmte Anatom, war Professor am Carolinum in Kassel und Georg Forsters intimster Freund.

[4] Joseph Michel Montgolfier (1740—1810), Papierfabrikant in Annonay, hatte soeben in Gemeinschaft mit seinem Bruder Jacques Etienne (1745—99) den ersten durch erwärmte Luft zum Steigen gebrachten Luftballon konstruiert, der erste öffentliche Aufstieg hatte am 5. Juni stattgefunden.

[5] Über die damaligen gemeinsamen Versuche der drei Freunde mit kleinen Luftballons, die sie dann getrennt in Kassel und Göttingen fortsetzten, berichten auch Briefe Forsters (Briefwechsel 1, 349. 356).

[6] Einen Abdruck des Urteils der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften über Montgolfiers Versuche habe ich nicht auffinden können; auch die Geschichten der Aerostatik von Cavallo und Kramp erwähnen es mit keinem Worte.



Der Goldmacher Price hat seine Haupt Retorte zersprengt, nemlich sich selbst mit Lorbeer Wasser — — vergifftet, und so ist die Comödie aus.[1]

23. October.

Ich weiß nicht, ob ich Ew. Wohlgebohren schon HErrn Prof. Forsters und Sömmerings Empfehlungen gemeldet habe, die sie mir wiederholtemale aufgetragen haben. Dieses sind 2 vortreffliche Leute. Forster hat sich gantz geändert,[2] und ist einer der arbeitsamsten Menschen, die ich kenne. Sömmering ist *quoad anatomiam* ein ungewöhnlicher Kopf. Ew. Wohlgebohren können sich einen solchen Besuch wie den nicht vorstellen, wir haben den gantzen Tag disputirt, experimentirt, anatomirt pp. ohne Ende. Einmal stund eine Schüssel mit Hecht *gekocht* auf dem Tisch, während an der Ecke die Gehörnerven an dem noch *rohen* Kopf demonstrirt wurden, und auf dem Camin Feuer ein Firniß kochte.

Ich sehe mein Brief fängt an überzukochen und daher muß ich mich Ew. Wohlgebohren und allen Freunden gehorsamst empfehlen.

27. October.

Heute habe ich einige Kupferstiche gesehen, die Montgolfiers und Roberts[3] Versuche vorstellen. Es sind erstaunliche Anstalten. Einer darunter ist sehr schön und fast Hogarthisch. Er stellt die Bauern von Gonesse vor, wie sie sich der herabgefallenen Kugel des Robert bemächtigen. Es sieht grade aus, als fänden einige Neu Seeländer ein Kriegsschiff. Sogar die *Sanctissima Ecclesia* steht da und predigt Philosophie, die nicht viel mehr werth sein mogte, als der Bauren ihre, nur verbrämter. Mehrere halten die Nasen zu und das ist nicht unrecht, und zeigt wie viel weiter der Trieb geht als der Verstand, etwas vernünfftigeres wäre unmöglich zu thun. Die Nase gieng ihren Gang richtig und sicher, die Philosophie schlegelte.[4]

30. October.

Ich habe nun 2 Personen gesprochen die Montgolfiers und Roberts Versuch mit angesehen haben, nemlich das Aufsteigen des Cörpers. Es verbreitete sich ein Geruch von gebranntem Stroh und als der Cörper aufflog, stieg ein dicker Dampf nach. Das ist es grade was ich wolte. Der gute Mann *muß* seine Körper groß machen, im kleinen geht es bey ihm nicht, denn kleine Körper erkalten ihm zu geschwind. Man schäzte die Zuschauer auf 300000 (schreibe eine 3 mit 5 Nullen). Von Morgens 6 Uhr an bis um halb 1 war die Strase von Paris nach Versailles mit Menschen bedeckt. Er stieg nicht höher als 293 Toisen, da der andere mit inflammabler Lufft[5] durch die Wolcken drang und gantz verschwand. Da hätte man wohl die Engelchen können singen hören.

3. November.

Hier lege ich ein schönes Bildchen von Montgolfier's Maschine im Augenblick ihrer Entbindung bey. Unten an hängt der Korb mit dem Hammel, Hahn und Ente. Die Maschine war 60 Fuß hoch und 40 hatte sie im Durchmesser, sie war blau gemahlt und der Nahme des Königs und die Festons waren Gold.

20. November.

Endlich ist es uns hier gelungen eine außerordentliche grose Schweinsblase, 14 Zoll hoch und 10 Zoll weit, zum steigen zu bringen. Als sie gefüllt war, stieg sie mit solcher Schnelligkeit auf, daß sie einen grosen

---

[1] James Price (1752—83), Arzt in Guildford, hatte im Jahre 1782 eine Reihe von erfolgreichen Versuchen angestellt, aus Quecksilber Gold herzustellen, die von wissenschaftlichen Autoritäten als einwandsfrei erklärt wurden, und darüber eine Schrift veröffentlicht; eine genaue Darstellung dieser Angelegenheit gibt Lichtenberg in einem Briefe an Wolff vom 14. Oktober 1782 (Briefe 2, 52). Mit diesen Versuchen, die eine Weile lang sehr ernst genommen wurden, beschäftigen sich zwei Aufsätze im Göttingischen Magazin: „Vom Goldmachen des Dr. Price, ein Auszug des Herrn Professor Gmelin aus des Doktors Schrift" (3, 410) und „Auszug eines Schreibens aus London an Professor Lichtenberg, worin eine Nachricht vom Goldmacher Price vorkommt" (3, 579). Der energischen Aufforderung, seine Versuche unter wissenschaftlicher Kontrolle zu wiederholen, entzog er sich im August 1783 durch Selbstmord: einen ihm aus England darüber zugegangenen Bericht veröffentlichte Lichtenberg wiederum im Magazin unter dem Titel „Schreiben an Professor Lichtenberg, Dr. Prices Tod betreffend" (3, 886; vgl. auch Forsters Briefwechsel 1, 348), in dem es gleichfalls heißt (S. 889) „*Finita è la comedia*, aber wer wird hier sagen: *vos plaudite?*".

[2] Seit seiner definitiven Loslösung vom Rosenkreuzerorden, dem er in Gemeinschaft mit Sömmerring eine Reihe von Jahren angehört hatte (vgl. oben S. 130 Anm. 4).

[3] Über Roberts Versuche vgl. Kramp Geschichte der Aerostatik 1, 10.

[4] Schlegeln = fehlen, sich irren (Grimm, Deutsches Wörterbuch 9. 345). Lichtenberg hat den Ausdruck, der übrigens auch bei Lessing und Goethe belegt ist, vielleicht den Satiren Liscows (vgl. oben S. 81 Anm. 7) entnommen.

[5] Unter inflammabler Luft verstand die damalige chemische Theorie ungefähr das, was wir jetzt reinen Wasserstoff nennen.



Korck und einen 16 Fuß langen starcken Seidenfaden mit sich fortriß, und dem ohngeachtet keine 2 Secunden brauchte an die Decke zu kommen, an welche sie so starck anstieß, daß sie fast Handbreit zurückprallte, wieder anstieß, und so fort bis sie endlich festsaß. Es ist ein gantz unglaublich schöner Anblick. Nach $^3/_4$ Stunden wurde ihr der Korck zu schwer und sie sanck langsam wieder bis der Korck aufsaß und so stund sie $2^1/_2$ Stunde etwa 8 Fuß über dem Boden, denn 8 Fuß des Fadens waren um den Korck gewickelt. Ew. Wohlgebohren können sich nichts schöneres dencken als dieses, bey dem geringsten Hauch oscillirte sie langsam .... Dieses ist das majestätischste Elecktroskop, das ich in meinem Leben gesehen habe. Am Ende wurden ihr auch diese 8 Fuß Faden zu schwer, sie sanck also, allein kaum ruhte ein kleines Theilchen von dem Faden an der Erde so stand sie wieder still. Sezte sich eine Fliege darauf so sanck sie und wenn die Fliege wegflog, stieg sie wieder,[1] als sie nun nach einer gantzen Stunde etwa bis auf 2 Fuß nach der Erde gekommen war schnitte ich den Seidenfaden kurtz vor der Blase ab, und in 3 Secunden saß sie wieder an der Decke, endlich kam sie auch da herab, bis zu diesem Augenblick von dem ersten aufsteigen an waren grade $4^1/_2$ Stunde verflossen, und doch war sie weder gefirnißt noch geölt. Auf der Erde gab es noch ein vortreffliches Schauspiel, wenn ich mit meinem Schlafrock an ihr etwas schnell vorbey gieng, so hob sie sich gleich wieder und folgte mir. Ueberhaupt schlich sie auf eine so seltsame Weise in der Stube herum gantz ohne zu rollen, bald an der Erde hüpfend bald wieder gantz schwebend, so wie sie ein Zug Lüfftchen traf, immer mit der Spitze nach der Erde gekehrt, daß allen Leuten, die es sahen, nothwendig ein Gespenst einfallen muste, und ich glaube man könte jemanden, der ein Nachtlicht brennte und furchtsam wäre, mit einem solchen Ding den Tod an Hals schrecken. Da ich keinen festen Schranck habe, der für ein solches zartes aufgeblasenes Ding Raum hatte, so hieng ich sie, um sie vor Mäusen zu sichern, grade von der Decke herab auf, auch da zeigte sie, daß sie nicht zum *plebs vesicarum* gehörte, sondern hieng auf eine eigene Weise da, die mich würcklich lachen machte, nemlich nicht wie die Canaille von Schweinsblasen thut, sondern horizontal. Ich konte nicht abzwarten, wann sie gantz herunter kommen würde, und legte mich nieder, um 2 Uhr stund ich auf, da hieng sie grade herab. Auf die lezt schrumpfte sie starck zusammen, denn die inflammable Lufft dringt durch das dünne Häutchen durch ohne die äußere Lufft hinein zu lassen. Wohnten Ew. Wohlgebohren nur eine Meile von hier, so hätte ich den Schertz gespielt und Ihnen eine in einer Schublade zugeschickt, die dann gleich bey Eröffnung des Deckels nach der Decke geflogen wäre. So wie die Sachen jezt stehen, geht es nicht; was aber die gefirnißten thun werden, will ich mit der Zeit sehen. Bey dem ersten stillen Tag, wo gar kein Lüfftchen weht, will ich eine etwas angemahlte im freyen steigen lassen, sie wird gewiß ehe 2 Minuten vergehen aus dem Gesicht seyn.

O wenn Sie doch eine solche Blase könten zu Stande bringen, sie würde Ihnen doch gewiß eine grose Unterhaltung gewähren. Morgen gedencke ich den Versuch im Collegio zu machen.

27. November.

In Cassel hat man 300 Thaler für einen Ballon subskribirt. Ich habe heute einen Expressen mit meiner Anweisung hinüber geschickt, aber ernstlich angerathen entweder meinen Versuch abzuwarten, oder einen im kleinen zu unternehmen. Ich lege HErrn Forsters Brief bey[2] woraus Sie das abscheulige Urtheil von Banks[3] lesen werden. Es ist blos Nationalhaß, das beste ist, daß sich kein Mensch, der selbst denckt, um die Urtheile neidischer Societäten bekümmern wird.

1. December.

Ums Himmelswillen lassen sich Ew. Wohlgebohren doch ja den eilften Band von Bernoulli's Reisen Sammlung[4] geben, darin steht ein Brief über die Silberstufe, der abscheulig ist. Bernoulli ist ein wahrer

[1] In einem undatierten Briefe an Wolff aus dem November über denselben Ballonversuch schreibt Lichtenberg (Briefe 2, 59; der Brief ist dort irrtümlich ins Jahr 1782 gesetzt worden): „Lustig ist es alsdann zu sehen, wie sie durch die Luft gesteuert werden und zwar von wem? von den Fliegen. Hier habe ich gesehen, daß unter den Fliegen das weibliche Geschlecht, bis jetzt wenigstens, beherzter ist als die Damen in Frankreich, denn sie setzten sich ungescheut auf die Blase. Dieses war leicht auszufinden: ich habe es aus gewissen Vorfällen geschlossen, die ich nicht erzählen mag aus Furcht Ew. Wohlgeboren keusche Ohren zu beleidigen. Bei jeder verübten Unzucht sank die Blase in den Abgrund. O, wenn es doch mit unserm Erdball ebenso wäre! so würde doch endlich dem leidigen Huren und Buben, mit Respekt zu sagen, endlich gesteuert werden."

[2] Dieser Brief Forsters an Lichtenberg ist nicht erhalten.

[3] Joseph Banks (1743—1820), der berühmte Naturforscher, Cooks Begleiter auf seiner ersten Reise um die Welt, war Präsident der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften und Verfasser des oben S. 174 Anm. 6 erwähnten Gutachtens gegen Montgolfier.

[4] Johann Bernoulli (1744—1807), Astronom der Berliner Akademie der Wissenschaften, entstammte einer berühmten Baseler Mathematikerfamilie. In seiner Sammlung kurzer Reisebeschreibungen 11, 422 findet sich ein „Auszug zweier Briefe aus Göttingen", vom Februar und April datiert, in denen von dem viel Aufsehen erregenden Diebstahl einer großen Silberstufe aus dem dortigen Museum erzählt, in ziemlich gehässiger Weise dem Konservator der Anstalt, Blumenbach, sträfliche Nachlässigkeit vorgeworfen und auch der Regierung eine Rüge deswegen erteilt wird.



Halluncke. Er ist der *erste* dieses Nahmens, der mit unnützen Aneckdoten trödelt, und zur Ehre dieses Nahmens vermuthlich der lezte. Es wird viel skandaleuses gegen Göttingen gesagt: Alle Kunstsachen würden elend verwahrt. Wenn Blumenbach[1] nicht Heynes Schwager wäre so hätte (der Mann, der den Brief schreibt) er nicht mit ihm theilen mögen. Er thue jezt (er will sagen, statt gestraft zu werden) eine Reise wozu noch Königliche Regierung sogar die Kosten hergebe.[2] Ist das nicht abscheulig? Es wird dem guten Blumenbach sein Kindbett[3] sehr versaltzen. Alles beneidet jezt Göttingen. Heyne hat seinen Sohn[4] nach Cassel geschickt, dieses macht viel Aufsehen. Man ist dort eifrig dran, die sehr gute Medicinische Facultät zu heben, und sobald der junge Michälis[5] aus Neu-York kommt, wird die Charité daselbst noch verbessert werden.

11. December.

Von dem jungen *Friederichs* habe ich einen angenehmen Brief aus Paris gelesen. Er hat den Versuch mit angesehen, da Pilatre de Rosier[6] und der Marquis d'Arlandes durch die Lufft flogen und 5000 Toisen in etwa 24 Minuten zurücklegten. Wie sie etwa 300 Fuß hoch waren ließ ihr starcker Schwindel nach, und als sie bey der Retour wieder in diese Höhe kamen kam auch der Schwindel wieder. Die Sache läßt sich leicht erklären, nachdem sie nemlich Häußer, Menschen, Kirchspitzen wieder erkennen konten auf die sie fallen konten mußte nothwendig die Furcht wieder aufwachen. Eine gantz vortreffliche Bemerckung ist, als sie in der grösten Höhe waren, verspürten sie ein sehr starckes Echo, wenn sie nur redeten. Ist das nicht herrlich? Wenn Ew. Wohlgebohren einige *recht grose* Schweinsblasen zu Hannover habhafft werden könten, so geschähe mir damit ein außerordentlicher Dienst.[7] Hier ist nichts mehr. Die Leute brauchen sie, anstatt sie zu Montgolfierschen Versuchen herzugeben, lieber zu terrestrischen Metwürsten.

15. December.

Meine Kugel ist schon seit 8 Tagen fertig[8]. Allein der Anstalten wegen muß ich alles auf die Weyhnachts Ferien versparen. Ich habe keinen Raum, als mein Auditorium, und das kan ich vor Schluß des Collegii zu solchen Operationen nicht gebrauchen .... Hätte ich mehr Raum gehabt, so wäre ich doch der erste in Deutschland gewesen, der es zu Stande gebracht hätte, vielleicht bin ich es noch. Sind das nicht abscheuliche Geschichten? Mit der lezten Maschine zu Paris wolte de La Lande[9] in die Höhe fliegen. Er unterließ es aber. *Halley*[10] versuchte so die Taucher-Glocke, eine weit gefährlichere Operation, und an Halley's Leben war mehr gelegen als an de La Lande's. Sie flogen 9 frantzösische Meilen weit, das ist weiter als Calais von Dover.

18. December.

Ew. Wohlgebohren können nicht glauben was meine aërostatische Maschine für ein prachtvolles Ding ist. Sechs Fuß hoch und 4 dick; wenn sie aufgeblasen ist, hat sie eine herrliche Form, denn die Böden runden sich ab .... Ich muß zum füllen mein Auditorium frey haben.

Ehe Ostern oder Pfingsten herbey kommen, soll Göttingen vermuthlich etwas sehn. Klindworth[11] ist entschlossen mit in die Höhe zu gehen. Gantz gewiß kam das Echo von der Erde.

---

[1] Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840), der berühmte Anthropolog, war Professor der Medizin in Göttingen. Seine und Heynes Frau waren Schwestern, Töchter des Universitätskurators Brandes in Hannover.

[2] Blumenbach befand sich damals auf einer wissenschaftlichen Reise nach der Schweiz, auf der ihn Therese Heyne, Heynes Tochter, die spätere Frau Georg Forsters, begleitete.

[3] Frau Blumenbach hatte kurz vorher eine Tochter geboren.

[4] Karl Heyne studierte Medizin.

[5] Vgl. oben S. 124 Anm. 3.

[6] Jean François Pilatre de Rosier (1756—85) ein junger Pariser Physiker, beteiligte sich mit kühnem Wagemut an den aeronautischen Versuchen, indem er als erster Mensch mit einem Ballon auffuhr, und verunglückte bald darauf bei dem Versuch über den Kanal nach England zu fliegen. Seinen hier erwähnten Aufstieg vom 27. November schildert Cavallo, Geschichte und Praxis der Aerostatik S. 57.

[7] Dieselbe Bitte kehrt auch in gleichzeitigen Briefen Lichtenbergs an Wolff wieder (Briefe 2, 58. 60).

[8] An Wolff schreibt Lichtenberg am Ende des Monats (Briefe 2, 61): „Schon seit einigen Wochen ist meine große aerostatische Maschine fertig. Sie kostet mich am Ende über 40 Taler. Ich wäre der erste in Deutschland gewesen, der so etwas zu stand gebracht hätte, allein ich habe hier keinen Platz und mußte die Ferien abwarten, um mein Auditorium beim Füllen zu gebrauchen".

[9] Joseph Jerome de Lalande (1732—1807) war Professor der Astronomie am Collège de France in Paris.

[10] Edmund Halley (1656—1742), der berühmte Astronom und Kometenentdecker, war Direktor der Sternwarte in Greenwich gewesen.

[11] Uhrmacher und Mechaniker in Göttingen, Lichtenbergs Gehilfe bei der Konstruktion von Apparaten und bei Experimenten.

II.

Diesen bunten Mitteilungen aus ungedruckten Briefen Lichtenbergs möge noch ein Hinweis auf eine gedruckte Schrift angereiht werden, die Schüddekopf und mir unbekannt geblieben war; den Hinweis darauf und die Einsicht verdanke ich gleichfalls Herrn Leutnant von Zimmermann. Nachforschungen nach den Originalen der hier erwähnten Briefe Lichtenbergs in der Familie des Adressaten, die auf meine Bitte angestellt worden sind, haben leider nicht zu dem gewünschten Resultat geführt: es entgehen uns damit die schönen Urkunden einer intimen Jugendfreundschaft des großen Gelehrten, die er in wehmütiger Anhänglichkeit bis ans Ende gepflegt hat.

Die folgenden Stellen sind Ernst Zimmermanns Schrift „Lebens- und Charakterschilderung des verstorbenen großherzoglich hessischen Superintendenten *Christian Heinrich Zimmermann* in Darmstadt" (Darmstadt 1807) entnommen, einem pietätvollen Denkmal, das ein Neffe dem verehrten Oheim gewidmet hat. 1740 als siebentes von 21 Kindern eines Gerichtssekretärs in Darmstadt geboren, zeichnete sich Zimmermann schon als Schüler des dortigen, unter Wencks Leitung blühenden Gymnasiums durch vielseitige Wißbegierde, die sich in gleicher Weise auf die alten Sprachen und Literaturen wie auf die mathematischen und historischen Wissenschaften erstreckte, und durch ein nicht geringes dichterisches Talent aus, zu dessen Pflege der Direktor Wenck eifrig aufzumuntern sich zur Aufgabe gestellt hatte. Auf der Universität Gießen, die er 1759 bezog, schloß er bald einen innigen Freundschaftsbund mit zwei andern ebenso strebsamen und vielseitig interessierten Jünglingen, dem aus Goethes Leben bekannten späteren juristischen Professor Höpfner, auf dessen gründliches Wissen und feines Benehmen er bei Gelegenheit einer Stipendiatenprüfung aufmerksam geworden war, und dem späteren Gießener Superintendenten Müller. Die drei Freunde waren unzertrennlich: sie gingen stets zusammen spazieren, lasen miteinander die Meisterwerke der griechischen und römischen, deutschen und englischen Literatur, philosophierten und disputierten zusammen und verbrachten die Sonntage in gemeinsamen religiösen Übungen, Vorlesungen und Gesprächen. Von der rohen und unmoralischen Haltung der Gießener Akademiker, wie sie uns aus Laukhards Schilderungen geläufig ist, hoben sie sich durch tadelloses Auftreten und Sinn für höhere Kultur des Geistes und Herzens aufs vorteilhafteste ab, so daß man behauptete, es habe mit ihnen in der Kulturgeschichte Gießens eine neue Epoche begonnen. Speziell galt Zimmermann für eine Zierde der Universität und viele Studenten suchten bei ihm wie bei einem Professor Rat und Belehrung in wissenschaftlichen Angelegenheiten. Als Mitglieder der kürzlich begründeten Deutschen Gesellschaft schrieben die Freunde gemeinsam das Gießener Wochenblatt, in dem also auch Zimmermanns Jugendarbeiten in Versen und Prosa enthalten sind. 1765 berief man ihn unter Verzicht auf die übliche und von ihm selbst gewünschte Prüfung als Informator der fürstlichen Edelknaben nach Darmstadt zurück, eine Stellung, in der er auf die Seelen der seiner Aufsicht anvertrauten jungen Adligen mit dem sichtbarsten Erfolge bildend einwirkte. Nach dem Tode des Landgrafen Ludwig VIII. wurde ihm 1768 die Erziehung des Prinzen Friedrich übertragen, die er aber nur ein Jahr lang leitete. 1769 ging er als Prediger nach Allendorf an der Lumda, verheiratete sich dort mit der Tochter des verstorbenen Pfarrers Baur in Bessungen, wurde aber schon 1770 nach Bickenbach an der Bergstraße versetzt, wo er, seit 1784 auch noch mit dem Inspektorat der Diözesen Zwingenberg und Seeheim betraut, den größten Teil seines Lebens in reichgesegneter Wirksamkeit verbracht hat. Literarisch trat er 1783 mit einer metrischen Übersetzung der vorzüglichsten Sinngedichte seines Lieblingsdichters Martial hervor, die Ramler beinahe ganz der Aufnahme in seine Auswahl der martialischen Epigramme würdigte. Als ein Schüler des großen römischen Epigrammatisten zeigt er sich auch in seinen eigenen Sinngedichten, deren er allmählich mehr als dreihundert verfaßte: einzelne davon erschienen im Bürgerschen Musenalmanach für 1783 (vgl. Briefe von und an Bürger 3,76) und in andern poetischen Sammlungen der Zeit, andere teilt der Neffe in seiner Gedenkschrift (Seite 43–47) mit, die meisten blieben ungedruckt. Außerdem hat er in der bei Varrentrapp und Wenner in Frankfurt seit 1778



erschienenen „Deutschen Enzyklopädie“ die ästhetischen Artikel bearbeitet sowie vereinzelte Predigten und geistliche Lieder im Darmstädter Schlosskirchengesangbuch drucken lassen. Im Jahre 1800 erhielt er auf seine Bitte, da seine stark angewachsene Familie eine Verbesserung seiner äußeren Lage gebieterisch forderte, die erledigte Pfarrei Pfungstadt, hatte sich aber dort kaum eingelebt, als ihn sein Landesvater 1802 zum Superintendenten des Fürstentums Starkenburg und zum Mitglied des Kirchen- und Schulrats ernannte, was seine Übersiedelung nach Darmstadt im Gefolge hatte. Obwohl ihm seine Gesundheit und seine Lebensweise noch einen langen und reichen Lebensabend zu versprechen schienen, starb er nach kurzer Krankheit schon im August 1806.

In Lichtenbergs Briefen wird die Persönlichkeit dieses intimen Jugendfreundes nirgends erwähnt: um so dankbarer müssen wir für die Nachrichten sein, die an den folgenden drei Stellen der Gedächtnisschrift uns über die Verbindung Lichtenbergs mit Zimmermann gegeben werden, zumal zwei davon längere Sätze aus Briefen Lichtenbergs enthalten:

(Seite 17.) Im Jahr 1761 mußte sich mein Oheim von seinen Freunden Müller und Höpfner auf ein halbes Jahr trennen, weil ihn sein Vater der kriegerischen Unruhen wegen von Gießen zurückberufen hatte. Aber die Freundschaft Lichtenbergs, des nachher so berühmt gewordenen Göttinger Professors, ließ ihm die Tage dieses Semesters wie Augenblicke verschwinden. Dieser außerordentliche Jüngling befand sich damals noch in Darmstadt. Von seiner frühesten Jugend an war er der innigste Freund meines Oheims. Diese Freundschaft wurde nie unterbrochen und die unten folgenden schätzbaren Briefe des großen Mannes werden den Leser von der Wärme derselben auf die rührendste Weise überzeugen. Zimmermann verlebte den Winter, den er in Darmstadt zubringen mußte, mit Lichtenberg auf eine Art, die ihm immer unvergeßlich blieb. Es verging kein Abend, den jener nicht in meinem großväterlichen Hause bei meinem Oheim zugebracht hätte. Sie beschäftigten sich besonders mit Homer und mit der Mathematik. In dem ersteren machte mein Oheim, in der letzteren Lichtenberg den Professor. Die beiden Jünglinge lernten sich unendlich viel ab und die soliden Kenntnisse, die Zimmermann in der Mathematik schon besaß, wurden durch den Umgang mit Lichtenberg ausnehmend erweitert.

(Seite 34.) Lichtenberg in Göttingen, obgleich weiter [als Höpfner] von ihm getrennt, blieb meinem Oheim stets mit der herzlichsten Liebe zugetan. Alle seine Briefe, die er an Zimmermann schrieb, atmen die zärtlichste Freundschaft. In einigen derselben spricht er mit einer Empfindung, die das Herz jedes gefühlvollen Lesers in Darmstadt bis zur Wehmut schmelzen und noch für den Schatten des edeln, freundschaftlichen, außerordentlichen Mannes mit inniger Hochachtung erfüllen muß. „Träum' ich mich hin zu dir in deines Herrn Vaters Haus in der Schloßgasse“, schreibt er in einem Briefe vom Jahr 1793[1], „o dann höre ich das Glockenspiel: *O Mensch, bewein dein Sünden groß* usw. und ich beweine die Flucht jenes güldenen Alters unsers Lebens, jener Tage und Stunden in deiner Gesellschaft, die mir das Gold unsers Königs nicht aufwiegen könnte; ich höre das Feiergeläute am heiligen Christabend und den heiligen, unvergeßlichen Klang der *großen Glocke*. Welch ein Zug eröffnet sich da vor meiner Phantasie von Freunden und Gespielen unsrer Jugend! — So und in dieser Stimmung habe ich deinen neulichen herrlichen Brief gelesen und wieder gelesen und durchgeträumt mit einer unbeschreiblichen Empfindung, die ich Wehmut nennen möchte, wenn sie nicht so viel reizendes für mich hätte.“

Lichtenberg interessierte sich für alles, was meinen Oheim betraf. „Großer Gott! was habt ihr indessen dort erlebt!“ heißt es in einem andern Briefe vom Jahr 1796. „Eine vollständige Erzählung von dem, was du vermutlich erlitten hast, erwarte und wünsche ich nicht einmal von dir: du würdest mein Herz zu tief verwunden. Allein dürfte ich wohl nur um ein paar Hauptzüge bitten, wenn einmal deine innere Ruhe verstattet, eine kleine Gedankenreise durch die hoffentlich nun ganz zurückgelegte Wüste zu unternehmen? Wie oft habe ich an dich, an dein Bickenbach und an Seeheim, an Darmstadt und an die Schloßgasse gedacht! Du warst immer die Person, die sich meine Phantasie wählte, wenn ich die Angst und alles Leiden, das mein armes Vaterland betroffen haben muß, meinem Herzen so nahe als möglich legen wollte.“

Im Jahr 1797 schrieb ihm Lichtenberg seinen letzten Brief, dessen überaus rührenden Schluß man fast auf Abschied und Ahndung eines baldigen Todes deuten möchte: „Wie lebst du denn, mein bester, mein unvergeßlichster Freund? Gieb mir doch eine kurze Geschichte, bloß in Aphorismen, von deinem Leben in diesem Jahre. Was interessiert mich von dir nicht? — Schwebt ihr denn da draußen noch immer zwischen Furcht und Hoffnung? Wir fangen leider! jetzt erst recht an zu schweben. — Der Tod unsers guten Höpfners[2] ist mir, auch selbst schon um deinetwillen, sehr nahe gegangen. Wer in der Welt hätte denken sollen, daß ich ihn überleben würde, ich? Die Wenckische Schrift[3] ist wirklich gut geschrieben. Mit großer Rührung habe

[1] Der einzige in Lichtenbergs Tagebüchern erwähnte Brief an Zimmermann ist vom 26. November 1793.

[2] Höpfner war am 2. April 1797 gestorben.

[3] Leben und Charakter des verstorbenen hessen-darmstädtischen geheimen Tribunalrats Dr. L. J. F. Höpfner (Frankfurt 1797).



ich die schönen Zeilen von dir darin gelesen. — Lebe wohl, mein bester, mein ältester Freund! Lebe wohl! Wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder: aber mein letzter Pulsschlag schlägt noch für dich, und wenn ihn mein Arzt verstände, er müßte bezeugen, daß er noch für dich geschlagen hätte. Adieu! Adieu!"

(Seite 47.) Lichtenberg und Zimmermann unterhielten sich in ihren Zuschriften oft über Gegenstände der Literatur und belachten und bemitleideten die in so viele Fächer derselben eingeschlichenen Albernheiten und Abgeschmacktheiten. Besonders beklagte Lichtenberg die Philosophie, die Poesie und die deutsche Sprache. „Das *tät* und *tut*, wozu sich einige der jetzigen Dichter emporschwingen", schrieb er einst meinem Oheim, „verdient eine Satire. Verfertige mir doch ein Sinngedicht gegen diese *Schuster-* und *Schneidereleganz*. Ich werde, wenn du mirs erlaubst, irgendwo Gebrauch davon machen." Mein Oheim schickte ihm bald darauf folgendes Epigramm, zu dessen Erfindung ihn Lichtenbergs eben angeführte unterstrichene Bemerkung veranlaßt zu haben scheint:

Die Handwerkspursche im Deutschen Reich contra einige neuere Dichter.

Bekanntlich war das *Tät*, das *Tut* und *Tun* im Reden
längst unser Eigentum:
Nun suchen in dem *Tun* so manche Herrn Poeten
gar sonderbaren Ruhm.
Wenns fort so gehen tut, wer mag in unsern Zeiten
Uns Handwerkspursche tun von Dichtern unterscheiden?

Einige Ergänzungen zu der Trenck-Bibliographie von Gugitz und v. Portheim.

Von

Johannes Sembritzki in Memel.

Die Herren Verfasser dieser sehr dankenswerten Bibliographie[1] meines ostpreußischen Landsmannes haben sie, zu bescheiden, nur einen Versuch genannt, der auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch machen wolle; sie werden daher gewiß gern gestatten, daß ich mir erlaube, hier einige Ergänzungen dazu zu veröffentlichen, die den Trenck-Freunden vielleicht willkommen sein dürften und nur der Sache selbst dienen wollen.

4. hat 12 Blatt, 296 Seiten.

Verschieden von 4., 5. und 6. ist folgende Ausgabe (mein Exemplar stammt aus dem Besitz von W. J. Minlos):

Friedrich Freyherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Berlin, bey Friedrich Vieweg dem älteren. 1787. 8°.

Erster Theil. Flectere si nequeo Superos Acheronta movebo. Neue mit Zusätzen vermehrte und verbesserte Auflage mit Kupfern. Mit Königl. Preuß. allergnädigstem Privilegio. (9 Blatt, 254 Seiten.)

Mit zwei Kupfern: G. & P. 18a (als Titelkupfer) und 22 (hinter dem Vorbericht).

Zweiter Theil. Tandem bona causa triumphat. [Privileg-Vermerk fehlt.] (237 Seiten und eine Seite „Erklärung der Fesseln und des Kerkers".)

Dritter und letzter Theil. Mit allergnädigsten Privilegiis. (11 Blatt, 330 Seiten.) Die Widmung dieses Bandes „An Se. Königl. Majestät von Preußen Friedrich Wilhelm II." ist vom 1. August 1787 datiert.

Die Seitenzahl im ersten und zweiten Teile ist dadurch geringer geworden, als in *4.*, daß zum Teil kleinerer Druck gewählt ist (der „Vorbericht" umfaßt zum Beispiel in *4.* $3^1/_4$ Seite, hier nur gerade 2 Seiten), große Stücke des Textes in *4.* hier als in Petit gedruckte Fußnoten gebracht und endlich einzelne unwesentliche Stellen fortgelassen sind. Der Text ist vielfach

[1] Erschienen im Verlag von Dr. Rudolf Ludwig in Wien (1912). Zugleich hat G. Gugitz bei Georg Müller in München einen ausgezeichneten Neudruck von Trencks „Lebensgeschichte" in zwei Bänden herausgegeben, auf den wir noch zurückkommen werden.



verbessert, zum Beispiel steht in *4.* im Vorbericht: „wo ich wirklich den Tod suchte, und verzweifelnd *ent*schloß", hier dagegen richtig: „*be*schloß".

14. Mein Exemplar hat ein Titelkupfer und zwar G. & P. 16.

16. und *153.* Mein Exemplar hat zwei Titelblätter. Der Haupttitel ist der unter 16. wiedergegebene; der Name lautet auf ihm „Friedrichs Freiherrn von der Trenk" [sic], auch hat er das Motto: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo". Der Sondertitel lautet wie unter 153, nur hat er „jungedlichen [sic] Brauseköpfen", „tükischen [sic] Höflingen" und „Trenk" [sic]. (2 Blatt, 124 Seiten). 8°. Das „Alphabetische Verzeichnis der Romane und Schauspiele" (Leipzig 1819; Abdruck aus dem allgemeinen Bücher-Lexikon) gibt Seite 82 an: „Geniestreich aller Geniestreiche etc. (ist Leben des Frhrn. Fr. v. d. Trenk 5 r.) 8. *Bautzen, Arnold,* 796."

78. Der Titel lautet: „Friedrichs Frhrn. von der Trenck Kaiserl. Königl. Obristwachtmeisters Samlung [sic] vermischter Gedichte welche in seinem zehnjährigen Gefängnis in Magdeburg geschrieben wurden. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Franckfurt und Leipzig, 1769". Hat 20 Blatt und 279 Seiten.

111. Im Titel heißt es „Guardian", „Menschen-Verstandes" und „Fryh." statt „Freyh.". Mein Exemplar hat 76 Seiten, und da Petzhol*dt* ebensoviel angibt, dürfte „*46*" wohl ein Druckfehler sein.

---

75. Meusel hat im Titel: „Charakterzüge des *berüchtigten* Freyherrn" und „Entlarvung *des Poltrons*" und als Impressum: Leipzig 1793. Vielleicht hat der Verfasser das Buch zuerst im Selbstverlage 1793 herausgegeben, und als 1794 die Rengersche Buchhandlung in Halle den Vertrieb übernahm, diese den Titel gemildert. — Endlich erwähnt Meusel (5. Auflage, IV, 300) noch folgenden Aufsatz: „Trenk in der Unterwelt, ein Todtengespräch in Lucianischer Manier, von Joh. Nicolaus *Kümpel*; im „Zuschauer und Moqueur", Band 4, St. 21, 1794". — (Maltzahns Bücherschatz III, 2338 führt unter „Frd. von Trenk" auf: „Die Seelen-Mörder, oder Die Jesuiten bey dem Portugiesischen Königs-Mord, Ein Trauer-Spiel in drey Handlungen, von einem Preußen. 1759", 86 S. 8°, o. O. Ich besitze ein Exemplar aus der Bibliothek von Ph. Nathusius. D. Red.)

Die Amtmänner Bürger und Scheufler.

Von

Dr. Erich Ebstein in Leipzig.

Georg Schaaffs schreibt in seiner letzten Arbeit im Maiheft dieser Zeitschrift Seite 58, daß der Briefe von Bürger an Scheufler nur wenige sind, die sich erhalten haben. Bei Strodtmann (4 Bände, 1874) zählt er neun, ich elf. Es sind:

1.	Strodtmann	I, 138	vom 22. August 1773.
2.	„	I, 217	vom 16. November 1774.
3.	„	I, 273	vom 1. Februar 1776.
4.	„	I, 328	vom Sommer 1776.
5.	„	I, 338	vom 10. September 1776.[1]
6.	„	II, 335	vom (?) Januar 1779.
7.	„	II, 339	vom 17. Januar 1779.
8.	„	II, 343	vom 30. Januar 1779.
9.	„	III, 112	vom 13. April 1783.[2]
10.	„	III, 116	vom 26. Juni 1783.
11.	„	III, 164	vom 10. Januar 1786.[3]

[1] Ist zuletzt bei Henrici in Katalog IX, Nr. 57 [1912] wieder aufgetaucht.

[2] Das Original, das ich dank der Freundlichkeit des Herrn Emil Hirsch in München einsehen konnte (ein Blatt beschrieben, Folio), hat die Adresse: „An den HErrn Amtmann Scheufler in Wittmarshof", und nach dem ersten Absatz bei Strodtmann ist einzuschalten: „*Die Stücke, welche sich von dem politischen Journal hier finden, überkommen hierneben*". In dem von *Schaaffs* mitgeteilten Briefe wird „das politische Journal" auch erwähnt.

[3] Von mir neu kollationiert mit dem Original bei Brockhaus.





Dazu kommt als *zwölfter* ein von mir aufgefundener und bisher *unbekannter* Brief, der der Diederichschen Sammlung entstammt und sich auf der Bibliothek in Amsterdam befindet, wo ich ihn 1909 selbst kopiert habe:

P. P.

Mein hochzuehrender Herr Nachbar.

Nachdem ich die Gelliehäusischen Kirchen*acten* nachgesehen, so hat sich nichts gefunden, daß *Eggert* meiner Kirche etwas schuldig wäre; dahero Sie denn keine weitere Notiz davon zu nehmen brauchen. Immittelst statte ich den verbindlichsten Dank für die gütigst deshalb getragene Sorge und Mühe ab; die ich gern jederzeit zu *reciproci*ren befließen seyn werde. — — —

Von den nächtlichen Gängen des Wolfs im Schafskleide habe ich zwar noch nichts vernommen, aber seine böse Tücken und Ränke kann ich mir lebendig genug vor Augen stellen. Daher will ichs nicht abschwören, daß er einen Einfall *projecti*re. Mit so vieler reeller Freundschaft ich ihn auch immer unterstützet und vertheydigt habe, so wird mich doch endlich seine Undankbarbeit zwingen, meine Stimme mit derjenigen zu vereinigen, welche mit wohlverdienten Knitteln hinter ihm her sind und das Zetergeschrey: Schlagt sie tod, die Bestie, die nichts als Unheil anstiftet! über ihr erheben. — —

Der Wink, den Sie mir mit Ihrer Nachricht gegeben, soll mir ein Zeugniß Ihrer aufmerksamen Freundschafft, die ich jederzeit dankbarlich erwiedern werde, seyn und bleiben.

Vale faveque

W[öllmershausen] d. 14. Jan. 1775. *Tuo*

G. A. B.

Als *13.* erhaltener Brief figuriert der vom *16. März 1778,* worin Bürger die Geburt von Marianne Friederike anzeigt. (Vgl. Erich Ebstein, „Süddeutsche Monatshefte", 1907, Sonderabdruck Seite 6.)

Als *14.* Dokument des Verkehrs kommt in Betracht die bisher *ungedruckte* Empfangsbestätigung Bürgers vom *8. März 1780,* die sich auf der Göttinger Bibliothek befindet:

Heute habe ich Endesunterschriebener von dem Herrn Amtmann Scheufler Anlehensweise gegen Verzinsung von 5 P. Cent auf vier bis fünf Monath empfangen

Zwanzig Stück Carolinen

Neunzig Stück französische Laubthaler

welches bis zu Ausstellung eines förmlichen Schuldscheines hiermit bescheinigt wird.

Wittmarshof, den 8ten März 1780. *Gottfried August Bürger.*

Desgleichen habe ich noch zwei und zwanzig Reichstaler in Courant Münzen empfangen. Wittmarshof, den 8ten März 1780 *Gottfried August Bürger.*

Als Nr. *15* kommt hinzu der von *Bolte* im Archiv für Literaturgeschichte Band 14, Seite 65 mitgeteilte Brief vom *21. Juli 1781* aus Appenrode, der sich in der Bibliothèque de Bourgogne in Brüssel befindet, wo ihn Herr Dr. Fritz Norden seiner Zeit für mich kopiert hat, da er ihn für unbekannt hielt.

Nr. 16 wäre der von *Schaaffs* (a. a. O.) mitgeteilte *vom 27. September 1781.*

Was nun den von *Schüddekopf* notierten Brief anlangt (im Euphorion 3. Ergänzungs-Heft Seite 130), so meint *Schaaffs*: „er wird einer der letzten gewesen sein, die Bürger überhaupt geschrieben hat". Wie *Schaaffs* zu diesem Ausspruch kommt, kann ich mir nur durch einen Irrtum erklären. Da *Bürger* am 8. Juni 1794 starb und die Notiz von *Schüddekopf* einwandfrei lautet: Bürger „an Scheufler, undatiert ($1^1/_2$ Seite Folio) Cohn's Auktionskatalog vom 22. Mai 1894. Nr. 9", so hat *Schaaffs* flüchtig gelesen, und daher: der sogenannte letzte Brief Bürgers!

Von der allgemeinen „Landplage der Ruhr" redet Bürger auch am 3. September 1781. (Vgl. Strodtmann III, Seite 58.) — „Stürmen und Schlackern" erinnert mich an Bürgers Macbeth-Übersetzung, zuerst in der „Berliner Literatur- und Theaterzeitung" vom 21. Oktober 1780 abgedruckt. (Vgl. E. Ebstein, „Zeitschrift für Bücherfreunde" III, Seite 398 ff.) — Bürger's Ankündigung von „Tausend und einer Nacht" druckte zuerst *Eduard Grisebach* (Bürger, fünfte Auflage) 1894, Seite 304—308 ab, und nicht *W. v. Wurzbach* in Max Hesse's 1902 erschienenen Ausgabe, wie *Schaaffs* sagt (a. a. O. Seite 58).

Zu dem Brief Bürgers an einen unbekannten Freund[1] (wobei *Schaaffs* an Schubart, Ehrmann oder Haug *denkt*), erwähne ich die zehn Tage später (Stuttgart, den 17. Oktober 1790) gemachten Einträge von Bürger und Frau Elise in das Stammbuch der *Frau Louise Charlotte von Zschock* („Süddeutsche Monatshefte" 1907 a. a. O. Sonderabdruck Seite 18).

[1] „Zeitschrift für Bücherfreunde" a. a. O. Seite 58.



Neue Wertheriana.

Andere Folge.

Von

Dr. Fritz Adolf Hünich in Leipzig.

I.

Werther und das Frauenzimmer. Ich will hier nicht das Bekannte wiederholen: etwa die rührende Geschichte von den Leiden der jungen Fanny von Ickstadt, oder das beklagenswerte Schicksal der Christel von Laßberg — Katastrophen, wie sie sich vor- und nachdem oft vollzogen haben, ohne durch eine besondere Verkettung von Zufällen der Geschichte anzugehören: ich will vielmehr ganz allgemein und an der Hand einiger neuen Zeugnisse aus der Zeit die Voraussetzungen schildern, unter denen der Wertherroman als tragisches Motiv in das Leben der Frauen eingriff. Für die einfachste der dabei aufzuwerfenden Möglichkeiten, den weiblichen Werther, werden die eingangs gestreiften Tragödien als Beispiele genügen; komplizierter im seelischen Problem sind die Fälle, in denen der Wertherroman auf verheiratete, enttäuschte Frauen traf, die seinen Helden zum Gegenstand ihrer Vergleiche und Wünsche machten (nicht bedenkend, daß Werther als Ehemann in dem Maße erkalten würde, als er einst Glut war). Wir wissen nicht viel über die aufrührerische und zerstörende Wirkung des Romans in den Ehen. Darum ist vielleicht die folgende Mitteilung doppelt willkommen. In dem „Bildungsjournal für Frauenzimmer zur Beförderung des Guten für beide Geschlechter. Zweiter Band. Julius bis December 1787. Zittau und Leipzig, bei Johann David Schöps, Buchhändler" fand ich unter der Rubrik „Eheliches Fach" einen Brief von Albertine von S— an Emilie von G—, aus dem ich die in dieser Beziehung wichtigsten Stellen heraushebe: „Meine Liebe! Also hast Du mir es in der That angesehn, daß ich auf dem lezten Picknick mißvergnügt war? ja, meine Beste! ich war es im höchsten Grade — und wenn Du vergnügt bleiben willst, so rathe ich Dir, heirathe ja nicht. Ach was sind die Männer für widersinnische Geschöpfe! wie sind sie doch so veränderlich! — Vor unserer Verbindung mit ihnen die gefälligsten zärtlichsten Liebhaber mit dem wärmsten gefühlvollsten Herzen, ganz wie wir sie wünschen! — aber nachher kalt, finster, unachtsam, und was weiß ich mehr — Warum bin ich doch nicht so glücklich gewesen, einen Gegenstand zu finden, wie ihn die Verfasser der Romane abbilden! Wie grausam sind diese Leute gegen uns, daß sie uns in ihren Schriften vollkommene Gemälde vorstellen, nach denen wir nothwendig lüstern werden müssen, und dessen Urbild wir doch bei dem ganzen männlichen Geschlechte nicht finden. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich einen Werther, oder seines Gleichen zum Manne bekommen hätte. — Ich sage Dir, meine Liebe, wirf den Plunder aus Deiner [368] Bibliothek alle ins Feuer, er taugt nichts, als uns unglücklich zu machen. Welche süsse Bilder entwarf ich mir sonst von gleichgestimmten Seelen, von sympathisirenden Herzen, wie dachte ich an der Hand eines feurigen Jünglings die sanfte Rosenbahn zu wallen, und an seinem Busen nur in zärtlichen Gefühlen hinzuschmelzen — Aber wie betrogen bin ich! Mein unempfindlicher Gatte weiß von alle diesen wonnereichen Empfindungen nichts; dagegen fängt er schon an, mir von Pflichten, die wir einander schuldig wären, ja selbst die wir dem Staate leisten müssen, vorzupredigen. Seine Geschäfte gehen ihm vor der zärtlichsten Unterhaltung mit mir vor, und wenn ich glaube, daß ich ganz meine süssen Phantasien in seine Seele ergießen könnte, so sizt er kalt und nachdenkend da, oder lacht mich aus, und schilt mich ein tändelndes Wesen . . . [369] . . . Seine Sprache vor dem Besiz meiner Person ist himmelweit von seinem jezigen Betragen [370] verschieden. Zwar *scheint* er mich noch zu lieben, aber wie selten sagt er mir dies, wie oft erwiedert er mir die zärtlichsten Liebkosungen kalt und mit Zerstreuung; auf meine Klagen über seine Frostigkeit weiß er nichts als seine überhäuften Geschäfte zur Entschuldigung anzuführen, und daß überhaupt die Zeit zum Tändeln verstrichen sei — traurige Aussicht in die Zukunft! — . . . Wie langweilig, wie einförmig wird nun mein Leben seyn! — . . . Ach, meine Liebe! nur in den Stunden, die ich der Lektüre eines solchen Buches widmen kann, welches für empfindsame gefühlvolle Seelen geschrieben ist, werde ich mir selbst leben; nur alsdenn, wenn ich im Schauplazsaal die rührendsten Vorstellungen eines zärtlichen aber vielleicht unglücklich liebenden Paares sehen werde, wird mein schlafendes Gefühl aufwachen, und mein empfindsames Herz wieder lauter klopfen; ich werde dann meine Thränen in die ihrigen *mischen*, und so die süssen Schmerzen der Liebe noch einmal schmecken! . . . [371] Nun, meine Liebe! eile doch, mich zu trösten, Du allein bist im Stande, meine harte Lage mit zu fühlen . . . Ich erwarte Dich mit der größten Sehnsucht, und bin zeitlebens Deine ewig ergebene *Albertine von S.*"

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Bilder auszumalen, die diese Klagen einer mehr unverständigen als unverstandenen Frau von dem Zustande der Gesellschaft entwerfen, deren Vertreterin Albertine von S. war. Genug, daß wir aus dem Nachwort erfahren, wie sie endlich doch noch eine vernünftige Frau geworden ist,



dem Herausgeber diesen Brief zur Warnung ihrer Mitschwestern einschickt und ihnen zuruft: „Fliehet, meine Theuren, alle Gesellschaften, alle Bücher und Schauspiele, die eure Empfindsamkeit zu sehr reizen können . . . Beschäftigt euch mit ernsthaften und nüzlichen Arbeiten, Langeweile ist die Mutter mancher Thorheit! aber überspannet eure Erwartungen in der Ehe nicht, zu große Forderungen zerstören euer wahres Glück, und würden euch zu so thörichten Klagen verleiten, als ich in vorstehendem Briefe geführet habe . . ." Mit vielfach gleichen Worten lesen wir dieselbe Warnung in den „Moralischen Vorlesungen über die Pflichten der Keuschheit und des ehelichen Vertrags, vornämlich von Seiten ihrer Wichtigkeit für junges Frauenzimmer betrachtet" von Friedrich August Fritsch (Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1795): „Vor allen fliehen Sie, warum ich Sie oft so inständig bitte, die Lektüre romanhafter Bücher, und ich möchte noch hinzusetzen, anakreontischer Dichter![1] Sie lernen aus ihnen durchaus nichts, als die mögliche Zusammensetzung einer bilderreichen Einbildungskraft, die keinen andern Zweck hat, als angenehm zu täuschen . . . [52] . . . Der Unerfahrne, der den Kopf mit solchen Bildern angefüllt hat, sucht nun überall zu viel oder zu wenig im Menschen, und erschwert sich die wahre Kenntnis desselben. Aber das Schlimmste ist, man verstimmt seine Einbildungskraft und verzärtelt sein Herz; man gewöhnt seine Vorstellungen an dergleichen Ueberspannungen, die man für wahr und für schön hält; man fängt an sie in der Wirklichkeit zu erwarten; man bildet sich ein hohes Ideal von Menschenwerth und Menschenglück; das Gewöhnliche ist uns zu einförmig, zu schleppend, zu ermüdend, die Begebenheiten schleichen einen unerträglichen Schneckengang; man will fortgerissen seyn in der Welt, wie im Buche; man will den geglaubten Fehler verbessern und wird ein Hitzkopf; man sucht alles um sich [53] her zu elektrisiren, daß Schlag auf Schlag kommt, und wird unerträglich. Der Mensch, der uns gefallen soll, muß ein Grandison seyn, wir lassen den ehrlichen Puff stehen und rennen in die Arme des Herrn *Selten*.[2] Wer uns hier mit seinem kalten Vernünfteln in den Weg tritt, der ist ein Altagsmensch und unser Feind. Es ist ja so schön Werthers Lotte zu seyn! . . ."

Prophylaktische Mittel sind es also, die angewandt werden, um einer nach zu hoch gespannten Erwartungen unausbleiblichen Enttäuschung zu steuern; dieselben Absichten liegen zugrunde, wenn dem Wertherfieber verfallene Mädchen der Lächerlichkeit preisgegeben werden, wie in dem folgenden Romane, der sich auch bisher aller Forschung entzogen hat. Er ist betitelt:

Lebenslauf meiner Tochter Therese von Silberbach. Teutschlands edelsten Töchtern gewidmet. Erster — Zweiter und lezter Theil. [Vignette.] Berlin, bei Friedrich Maurer. 1782—1783.

und unter Fiktion der Autorschaft des Vaters der Heldin nach Kaysers Bücher-Lexikon von Joh. Jak. Nath. Neumann verfaßt. Zu Anfang des zweiten Teiles wird der Besuch der Silberbachs bei einem alten Freunde der Familie, dem Amtsrat Heufeld, geschildert, der mit seinen beiden Töchtern in Bleienbrück wohnt. Er hat mit ihnen seine liebe Not, denn sie sind, angesteckt von seinem Aktuarius mit dem bezeichnenden Namen Winsel,[3] zu Wertherschwärmerinnen geworden, die ihrem Abgott in der Mitte eines grünen Grasplatzes ein Denkmal mit der Inschrift „Dem edeln, lieben Dulder!" errichtet haben und dort seinem Andenken ihre Tränenopfer darbringen:

„Ach! . . hier wollen wir unsre Tage in süsser Wollust verweinen: schluchzte Juliane. Schon die Morgensonne find' uns hier in Thränen!"

„Und der Abendstern hör' uns stets, wie heute, um ihn jammern, um den edeln Dulder," fuhr Friedrike fort. —

Der Verfasser kontrastiert nun diese beiden überspannten Geschöpfe mit der gesundempfindenden Therese von Silberbach, die auch die „Leiden des jungen Werthers" gelesen hat, aber als „eine der besten Warnungen vor den Thorheiten beyder Geschlechter" betrachtet. Nach einer eindringlichen Vermahnung, die ihnen durch den Herrn von Silberbach zuteil wird, schließt die Persiflage, nicht ohne vorher noch den Erfolg dieser wohltätigen Einflüsse wenigstens auf eine der Schwestern sichtbar gemacht zu haben, denn als Herr Winsel wieder

---

[1] Das Gegenstück dazu bildet Alxingers Gedicht „An den Unbestand" (Sämmtliche Gedichte. Erster Theil. 1788. Seite 54—57), worin anakreontische Flatterhaftigkeit als Schutz gegen wertherisch-unglückliche Liebe empfohlen wird; Seite 56:

Du bringst beklemmten Herzen
Zufriedenheit und Ruh,
Du linderst ihre Schmerzen,
Heilst ihre Wunden zu.

Oft hast du Giftphiolen
Verschüttet und den Hahn
Auf Werthrischen Pistolen
Oft in die Ruh gethan.

[2] In „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

[3] Der Amtsrat charakterisiert einmal diese Wertherkarikatur so: „Er führt recht den Namen mit der That; denn das Winseln ist sein Element. Sonst ist er doch auf der Welt Gottes zu nichts nütze. Alle Arbeit läßt er liegen. Sie ist gar nicht für ein fühlendes Herz, spricht er. Und wenn er nicht über seinen Büchern brütet: so klettert er dort auf unsern Bergen herum und plaudert mit sich selber. Mögt' er doch bis an den jüngsten Tag über seinen Büchern brüten und mit sich selber plaudern, und meinetwegen quengeln, so viel er wollte, wenns ihm so gefällt! Aber so hat er mir auch meinen armen unschuldigen Kindern den Kopf *mit* verrükt gemacht; und mein Unstern muß ihn mir ins Haus geführt haben. Kaum war er mit den Mädchen unter *einem* Dache, so hatt' er sie auch wie behext."



einmal vor den Bildnissen Werthers und Lottens zu jammern anfängt: „Ausgelitten hast du, ausgerungen",[1] nimmt Juliane die Kupferstiche von der Wand und entgegnet auf seinen erstaunten und verwunderten Einwand:

„Was kan das helfen, Herr Winsel! daß wir Werthern nur immer beklagen? Wir thun besser, wir hüten uns, daß wir nicht in seine Thorheiten verfallen."

Der lehrhafte Zug solcher absichtlichen Zerrbilder ist augenscheinlich, und wenn auch ihr künstlerischer Gehalt außerhalb jeder Diskussion steht, so darf doch der Nutzen, den sie als Korrektiv der Empfindungen ausgeübt haben mögen, nicht zu niedrig veranschlagt werden.

Nach allem bisher Gehörten muß das folgende Urteil befremden. Man findet es auf Seite 167—168 des Buches:

Ueber die Weiber. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787.[2]

Es lautet:

„Der Werther ist, nachdem seine Modeperiode vorüber gegangen, nun gar nicht für Weiber. Werthers Empfindungen können sie durchaus nicht nachempfinden. Wie könnten sie die Stärke, die Heftigkeit des Naturgefühls begreifen! Es ist gut, daß er sich, ihrer Meynung nach, nur aus Liebe erschießt, sonst wäre er gar ein Ungeheuer, weil man sich nur aus Liebe umbringen darf, und immer auch nur aus [168] Liebe zum Selbstmörder wird. Wie klein erscheint nicht meistens Lotte in ihren Augen, weil sie nur eine so untergeordnete Rolle spielt und ihr Charakter nur um etwas veredlete Natur ist?"

II.

Neue Wertheriaden. Hauptsächlich durch Anwendung der von mir im fünften Abschnitt der ersten Reihe meiner Mitteilungen[3] aufgestellten Kriterien und überhaupt bei einiger Spür- und Aufmerksamkeit war es nicht schwer, eine Anzahl von Romanen aus den Jahren 1782 bis 1792 der Gefolgschaft des Wertherromans zuzuweisen. Ich halte es umsomehr für notwendig, in jedem einzelnen Falle den Beweis der Zugehörigkeit zu erbringen, als man in der letzten Zeit bei der Durchsicht von Antiquariatskatalogen wiederholt die Beobachtung machen konnte, daß aus merkantilem Interesse beliebigen Romanen zwischen 1775 und 1825 der Charakter von Wertheriaden ohne Berechtigung dazu beigelegt worden war. Andererseits aber ist ebensowenig einzusehen, warum die Zahl der Wertheriaden mit den (zumeist aus Appells Buche) bekannten erschöpft sein solle. Um eines Großen willen, dessen Banne sie verfallen waren, werden Kleine wichtig, ihre Werke nach einem Jahrhundert noch dem Dunkel entzogen, begehrt und hoch bezahlt: so wunderlich spielt das Schicksal mit Menschen und Büchern.

Die erste der nun zu besprechenden Wertheriaden ist betitelt:

Friz Preller, ein Liebesroman, wie sich noch täglich unterm Mond welche zutragen[4]

und wurde schon öfters mit meinem Texte in Katalogen ausgeboten, ja sogar bereits in die dritte neu bearbeitete Auflage von Goedekes Grundriß aufgenommen (Vierter Band. III. Abteilung. Erstes Heft. Seite 189. Nummer 68), nachdem eine Dublette meiner Sammlung in C. G. Boerners hundertster Auktion als Nummer 198 versteigert worden war. Irgendwo scheint noch ein Verlagsrest zu lagern. Habent sua fata libelli!

Der Roman ist in Briefen abgefaßt; dieses ist sein Inhalt: Friz Preller, ein Jenenser Student, wird, der Not gehorchend und einer Neigung folgend, Schauspieler in K— (Kassel?), wo er sich in eine sechszehnjährige Kollegin, namens Sophie, verliebt; aber nicht wie früher, da jedes rosenwangige Mädchen Eindruck auf ihn machte, jeder volle Busen, jedes knappe Füßchen ihn in Flammen setzte: „reine keusche Flammen", schreibt er an seinen Freund Schröder, „haben buhlerisches Feuer verdrängt; seitdem ich Werthers Leiden und Siegwarts Geschichte gelesen habe, bin ich ganz umgestimmt. Jeden sanften Eindrücken offen, geniese ich mit meiner Sophie die Schönheiten der Natur; jede aufkeimende Rose, jede holdschlagende Nachtigall kan unsern Busen mit Wonne anfüllen; jedes welkende Blümgen, jedes fallende Blatt kan uns zum wehmüthig-feierlichem (!) stimmen." Ihrer Liebe drohen jedoch Hindernisse in Gestalt von Sophiens Vater, dem ein früherer Kommilitone Friz Prellers dessen Burschenleben in Jena, „das freilich etwas lokker und ausschweifend war," geschildert hat und der nun gegen ihn aufgebracht ist. Daneben erschüttern ihn (begründete) Gerüchte von der Untreue seiner Geliebten im Glauben an sie, und er ist nahe daran, eine Wertherische Geschichte zu spielen. „Es muß ein herrlich sanfter Tod seyn, die Adern aufzureisen, unds Blut an die Decke sprizen zu sehen, das ganz vor den Engel zu fließen bereit war." Auch von Erhängen, Erschießen, Ersäufen schreibt er. Zuletzt faßt er den Entschluß, mit Sophie zu entfliehen. Die Flucht mißlingt, doch hat er dabei Gelegenheit gehabt, mit der Geliebten in sehr nahe Beziehungen zu treten. Er verläßt K— und geht nach M— (Mannheim) zu einer anderen Schau-

[1] Das vielgesungene Lied „Lotte bei Werthers Grabe" ist von Johann Heinrich (nach anderen Carl Ernst) Freiherrn von Reitzenstein gedichtet. (Abgedruckt in Gustav Wustmanns Liederbuch „Als der Großvater die Großmutter nahm"[4], Seite 288—289.)

[2] Nach Kayser von E. Brandes, nach Holzmann-Bohatta von Georg Friedrich Brandes verfaßt.

[3] Siehe „Zeitschrift für Bücherfreunde" N. F. II. Seite 299 f.

[4] Enthalten in: Ganymed für die Lesewelt. Dritter Band. Eisenach, bei Johann Georg Ernst Wittekindt. 1782. Seite 1—96. Verfasser ist, nach Holzmann-Bohatta, J. G. Otto.



spielergesellschaft. Wie die Aufenthaltsorte, so wechselt er die Gegenstände seiner Neigung, die aber diesmal unerwidert bleibt. Sophie, deren Liebesverhältnisse Folgen haben, reist ihm nach und bittet ihn flehentlich, sie nicht der Schande preiszugeben. Ein Zufall führt ihn mit einem Freunde zusammen, der, als Werber ausgesandt, ihm rät, wie er eine Stelle an Basedows Philantropin in Dessau anzunehmen; er willigt ein, und so werden am Ende Friz und Sophie doch noch ein Paar. Die Wertherischen Züge des Romans liegen am Tage: der Held ist von Wertherempfindsamkeit und, wenn er unglücklich liebt, von Wertherfieber befallen. Dem Anschein nach sind tatsächliche Geschehnisse ohne viel Verschleierung wiedergegeben, aber es verlohnt sich nicht, den Spuren bis auf die wahren Namen und Zusammenhänge zu folgen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem folgenden Romane desselben Verfassers:

> Hans von Metebach eine interessante Geschichte aus dem Jahre 1781. Eisenach, in der Wittekindtischen Hofbuchhandlung. 1782.

Der Notwendigkeit, seinen Inhalt nachzuerzählen, bin ich dadurch überhoben, daß er eigentlich keine Wertheriade ist; ich erwähne ihn hier nur deshalb, weil an einer Stelle (im zwölften Briefe) von einem neuen Werther die Rede ist, der sich entleibt, nachdem er noch das Fest der Vermählung seiner Geliebten mit dem ihr aufgezwungenen Manne mitgefeiert hat. Die Schilderung fällt schließlich ganz in den Ton von Goethes sachlichem Bericht über die letzten Stunden Werthers:

> „Am Abend tanzte er noch mit ihr, und schien übertrieben lustig zu seyn. Nach zwölfen gieng er nach Hause, wo er seine Stube zu heizen hinterlassen hatte, er fand sie warm. Er suchte seine Papiere zusammen, siegelte sie und addressirte sie an P—, einen eben so starken Kopfhänger. Werthers Leiden war jederzeit sein Lieblingsbuch, und in diesen hatte er auch noch einige Seiten gelesen und sich darauf entleibt, ob mit einer Pistole, oder Degen, das hat man nicht erfahren können."

Ich übergehe einige in andere Briefe eingestreute Äußerungen, die sich gegen die Nachbeter und Nachahmer Werthers in Dichtung und Leben richten und ohne Zweifel die Meinung des Verfassers darstellen, da sie mit der gesunden Tendenz seiner Romane übereinstimmen, und wende mich zu dem dritten der mir vorliegenden Werke, hinter dessen Titel:

> Auguste und Friedrike oder die zwo Kusinen. Ein Bilderbuch für alle Stände. Nach der Zeichnung eines pommerschen Junkers. Erster — Zweiter Theil. [Vignette.] Küstrin, bey Ferdinand Oehmigcke. 1786.[1]

wohl niemand eine Wertheriade vermuten würde. Auch der erste Teil verspricht noch nichts. Er ist nur Vorbereitung: wir lernen in dem Herrn von Abendschein den Typus des natürlich empfindenden und geradedenkenden Landjunkers kennen und lesen von seiner Bekanntschaft mit Friedrike (von Blühwangen auf Lilienkelch), die später seine Frau wird, und mit dem Predigtamtskandidaten Moritz Frank, der seiner toten Geliebten, Philippine Auguste Baronesse von Hochgefühl, Friedrikens Kusine, nachtrauert. Den Herzensroman dieser beiden Liebenden, der Hauptsache nach in Briefen und Aufzeichnungen Augustens und ihres Vetters, des Herrn von Vielmark, enthält der zweite Teil.[2] Nur um zu tändeln und sich zu unterhalten, ist die Baronesse auf die Annäherungsversuche des jungen Theologen eingegangen. Der Funke aber wird zur Flamme und diese immer stärker entfacht, als er fern von ihr und sie mit dem Hauptmannn von Florian vermählt ist, der sie als Vierzehnjährige verführt und zur Mutter gemacht hatte, nun aber, nach fünf Jahren, nur ihren Reichtum begehrt und sie als seine Frau in gemeinster Weise beschimpft. Sie nährt ihre Leidenschaft für den Geliebten, den auch der Vetter auf dem Laufenden erhält, durch heimliche Briefe an ihn und betreibt indessen die Scheidung, in die der Hauptmann erst widerstrebend, dann anscheinend einwilligt. Es gelingt ihm aber, Auguste auf das Jagdschloß eines Freundes nach Polen zu entführen, wo sie der Vetter mit vieler Mühe aufspürt, nachdem er dem Bösewicht die Beute schon auf dem Wege dahin beinahe abgejagt hätte. Der Hauptmann, bei diesem Überfalle schwer verwundet und nun dem Tode nahe, bereut und sträubt sich nicht länger gegen die Scheidung. Er erholt sich wieder, Auguste aber stirbt, dem Übermaß des ihr beschiedenen Leides und den Strapazen nicht gewachsen, die sie während der Entführung hatte ausstehen müssen. „Dießmal war," so schreibt der Herr von Vielmark am Schlusse des Briefes, in dem er Frank den Tod der Geliebten berichtet, „die Art des Ausgangs aus der Welt ausgenommen, das Schiksal des liebenden Mädchens, was einst, wie ich irgendwo gelesen habe, das Schiksal des liebenden Jünglings war. Damals sang der Dichter·

> Jeder Jüngling wünscht sich, so zu lieben,
> jedes Mädchen, so geliebt zu seyn.

Das sang der Mann den Jünglingen und Mädchen ganz aus der Seele."

Hiernach werden die An- und Gleichklänge im Wortlaut, die Ähnlichkeiten und Entsprechungen in Situationen, denen der mit „Werther" vertraute Leser wiederholt begegnet, nicht weiter überraschen. Über die Absichten des Verfassers ließe uns der Name der Heldin keinen Augenblick im Unklaren, wenn wir nicht schon durch die häufigen Ausfälle des ersten Teiles gegen alles empfindsame Wesen unterrichtet wären. Friedrike nun

[1] Von J. J. N. Neumann.

[2] Frank hat die Papiere dem Herrn von Abendschein, seinem künftigen Patron, übergeben, um ihn in sein Schicksal einzuweihen.



ist ihrem Empfinden nach als Gegensatz zu der jungen Wertherin gedacht, der Herr von Abendschein als Kontrast zu Frank: in diesem Sinne lauten auch die Worte, mit denen er in einer Schlußbemerkung zur Widerlegung der Ansicht des Herrn von Vielmark *sein* Liebesverhältnis charakterisiert:

„Seitdem Werthers Geist in unserm deutschen Vaterlande umgeht, wünschte, Gott sey's geklagt! wohl mancher Jüngling und manches Mädchen so zu lieben und geliebt zu werden, daß es dabei wakker zu leiden und zu jammern giebt und wenn's übergenug zu leiden und zu jammern gegeben hat, ein oder das andre Theil hofnungslos niedersinkt und ein gar schmähliches Ende nimmt; aber, Gott sei's gedankt! bei weitem nicht jeder und jedes. Nur von meiner hinterpommerschen Wenigkeit zu sagen, so kan ich heilig schwören, daß dergleichen mir nie mit einer Sylbe eingefallen ist. Ich liebte meine Friedrike . . . gewiß warm und innig; ohngeachtet ich nicht von mir rühmen kan, daß mir davon das Innerste zerschmolzen und das Hirn wirrig geworden wäre. Hätt' ich aber gewußt, sie sei bereits das rechtskräftige Eigenthum eines andern, wenn schon dieser andre nicht eben ein Edler meines Gelichters gewesen wäre: so würde ich ihretwegen keinen Finger gereget haben. Meine ganze Ruhe hätt' ich in keinem Fall aufs Spiel gesetzt, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Wie ich mich fühle, wird ich auch sicher nie mein Lebenslicht weder selbst mir ausgeblasen, noch der Gefahr, von jemand anderm mit ausblasen zu werden, blosgestellet haben, wenn meine warme innige Liebe schlechterdings nicht gekrönt werden sollen. Meine Friedrike denkt mit mir gleichförmig. Und, wie mich dünkt, befanden wir uns beide dabei um desto besser."

Auch eine Wertheriade, ohne daß der Name Werther fiele, aber ohne dieses Vorbild nicht denkbar, ist ein anderer Roman desselben Verfassers, die Geschichte von der Liebe eines schwärmerischen Mädchens zu einem Offizier, der am Ende eine andere heiratet, worüber die Verlassene den Verstand verliert:

Mamsell Fiekchen und ihr Vielgetreuer. Ein Erbauungsbüchlein für gefühlvolle Mädchen. Küstrin, bei Ferdinand Oehmigcke. 1785.

Hier verrät schon der Titel die Gegnerschaft, und es fehlt auch fernerhin nicht an Spott über die Verstiegenheiten eines durch die Lektüre von „Siegwart", „Adolfs gesammleten Briefen"[1] und ähnlichen Sentimentalitäten verzärtelten Gemütes. Auffällig ist dabei die gleiche Bewertung der Gefühlswelt dieser Romane mit der von Goeckingks „Liedern zweier Liebenden" und Klamer Schmidts Elegieen — Dichtungen gewiß voll überschwänglicher, doch aus unverdorbenen Instinkten entsprungener Liebe.

Nach dieser Abweichung von der Chronologie aus sachlichen Gründen kehre ich mit dem folgenden Roman eines unbekannten Autors zu ihr zurück:

Karl und Elise, oder die schwachen Mädchen. [Motto.] Leipzig, in der von Schönfeldschen Handlung. 1787.

Ich muß ihn trotz seines kolportagehaften Titels und krausen Inhalts eine Wertheriade nennen. Der Held ist ein unglücklich Liebender: Intriguen eines Rivalen und dessen Schwester, die ihn zu besitzen trachtet, vereiteln die Vereinigung mit der Geliebten. Eben als alles sich günstig für ihn zu entscheiden scheint, fällt ihn die Kugel, die die Verschmähte der Nebenbuhlerin bestimmt hatte. Mehr aber noch als durch sein Schicksal, ist er durch seine Briefe an die Geliebte und einen Freund in die Nähe Werthers gerückt. Ich teile daraus einige der Stellen mit, in denen Werthers Tonfall am vernehmlichsten nachklingt:

„Die Gegend allhier ist herrlich, ganz zur Schwärmerey und für ein gefangenes Herz gebildet, da ist kein Thal, kein Hügel, den ich nicht schon durchstrichen, und wenn ich so Felsen und Berge hinangeklettert bin, sink ich auf einen Stein hin, und freue mich des Sumsens und Lebens der Geschöpfe unter einander, und wenn ich ausgeruht, da schleich ich endlich in ein ausgehöhltes Eingeweide eines alten grauen Bruchstückes, dessen moosigtes Haupt mir mein erkohrtes Lieblingsplätzchen so schaurig und finster schattirt, daß selten der Fuß eines Wanderers sich daher wagt; da bin ich einsam, hohe Eichen und Buchen versagen der mittägigen Sonne den Zutritt, welche im wallenden Grase Tausendschön und Vergißmeinnicht um- [111] kränzen; Petrarch, Ossian leisten mir Gesellschaft — Ach! könntest du, du [die] mir alles, das Ziel aller meiner Wünsche, meiner Hoffnungen ist, könntest du mich da einmal in meinem süssen Taumel belauschen! . . ."[2]

„Den nämlichen Abend, als ich in der Stadt ankam, gieng ich, um nicht ganz die schwarze Melancholie zu nähren, ins Schauspielhaus — Wie ward meinem gepreßten Herzen leichter, als ich in[s] Parter trat, und Elisen erblickte . . . [125] . . . Die Komödie gieng an, und ich setzte mich in eine Ecke des Parters Elisens Loge gegenüber . . . Du hättest mich sehen sollen, was ich für alberne Figur machte; ich hörte und sah von dem ganzen Schauspiele nichts. . . ."[3]

„Karl, sagte Elise, unsere Gemüther bedarfen(!) Stärkung, unsere Seelen Erholung — ich will dir was vorspielen.

Damit führte sie mich an ihr Zimmer, und schlug meine Lieblingsstücke am Fortepiano; mein Geist versank ganz in den Strom [148] von Empfindungen, den ihr auf den Flügeln der Phantasie aufwallender Geist über mich ausgoß . . ."[4]

[1] „Siegwart" von Johann Martin Miller. „Adolfs gesammlete Briefe" von Albrecht Christoph Kayser.

[2] Vgl. hierzu „Werther" (1. Ausgabe), Seite 7—9.

[3] „Werther", Seite 63.

[4] „Werther", Seite 43.



Auch dieser Roman will nicht nur unterhalten, sondern vor allem belehren und warnen: „man stelle ein Mädchen, einen Jüngling her," so sagt die Vorrede, „die eine sorgfältige Erziehung tugendhaft und gut bildete, man entdecke und bezeichne jeden Schritt, der sie der Verführung nahe bringt, schildere mit starken Zügen die verderblichen Folgen; welches Herz, das nicht äußerst vergiftet, und verdorben ist, wird nicht zurücke beben, nicht Lehren für sein künftiges Leben daraus ziehen?"

Satirisch-komischer Art und darum zu der Gattung Wertherkarikaturen gehörig ist der Roman:

Adölfgen, Frizgen und die Parforcepeitsche. Eine Wahrheit für manchen Jüngling geschrieben.[1]

Er behandelt, um einmal das Ende vorauszunehmen, die Heilung des Wertherschwärmers Adolf Werner, eines der Medizin und Weltweisheit beflissenen jungen Mannes, von seiner Krankheit durch die Hetzpeitsche des Vaters in dem Augenblicke, als er sich zum Weggang aus der Welt anschickt, da ihm Frizgen untreu geworden ist. (Frizgen Kroseck ist die Zofe der Baronesse von Tiefenwald.) Am Anfang ihrer Bekanntschaft war die kleine Kokette nicht so herzlos gewesen, wenn auch da schon ungleich in ihrem Verhalten, sodaß er in seinem Tagebuche wertherisch klagte:

„Könntest du, lieblicher Traumgott! wenn sie von sanftem Schlummer eingewiegt, ruht, mich ihr vorstellen, wie ich ihrentwegen leide und traure!!"

„Wie ich mich quäle, wie ich unglücklich bin!"

Bald fühlte er, daß Frizgen sich immer mehr von ihm abwandte; das Leben wurde ihm zur Last und er drohte der Kaltsinnigen, sich zu erschießen: eine Drohung, die er wahr zu machen gedachte, als er die Ungetreue im Arm des Neffen der Baronesse „gesättigt vom Vollgenuß der Liebe", überrascht hatte. Er erinnerte sich, daß eine Freundin Frizgens von ihrem Vater, einem Regimentschirurgus, zwei Pistolen geerbt habe und bat sich von ihr das Mordwerkzeug aus:

„Wollen Sie mir wohl, sprach er, bis übermorgen ihre Pistolen leihen? ich habe eine kleine Reise vor, es bangt mir vor dem Wald, den ich passiren muß; sollt ich unglücklich seyn, so bezahlt sie ihnen mein Vater. Willig reichte das Mädgen das Mordgewehr — Adolf drückte die Hand, die sie ihm reichte, und bat den Staub von dem Gewehr abzu—wischen. Leben Sie wohl, sagt' er: mit verstellter zitternder Stimme. Leben Sie recht wohl! — Noch einmal wand' er sich in der Thür um, noch einmal sagt' er ein warmes Lebewohl, — und noch einmal! — sollt sie nun nichts merken? — Leben Sie wohl! die Pistolen will ich holen lassen. (Mitnehmen durft' er sie nicht, da wäre die Idee nur halb ausgeführt gewesen.)"

Nach Hause gekommen, schrieb er als treuer Schüler Werthers das folgende Billet:

„Wollen Sie mir nicht zu einer kleinen Reise ihre Pistolen leihen? Sie sollen sie unverlezt zurück erhalten. Leben Sie recht wohl! — recht wohl! Ihr A. W.

An Jgfr. Hanette Preller."[2]

Er hegte dabei den stillen Wunsch, daß Frizgen es am nächsten Tage bei einem Besuche der Freundin finden und lesen möchte. Dann nahm er in einem herzzerreißenden Briefe Abschied von seinem „theuresten unvergeßlichsten — auch jenseit des Grabes ewig geliebten Mädgen", versäumte jedoch nicht, in einer Nachschrift Zeit und Ort der Ausführung seines Entschlusses genau anzugeben:

„Morgen Abend 9 Uhr befreit mich in der kleinen Lindenallee im Park eine barmherzige Pistole von aller Erdenlast."

Weniger leicht fand er den Ton für den Brief an seinen Vater, vor dem er „nicht empfindsam, sondern wie ein Mann, gesezt und trotzig erscheinen" wollte. Am andern Morgen ließ er nur den Brief an Frizgen sofort bestellen, der, während sie ihn las, dem glücklicheren Nebenbuhler in die Hände fiel und von da an die Baronesse gelangte, die den Vater von dem Vorhaben des Sohnes in Kenntnis setzte. Von dem Ausgang sind wir schon unterrichtet; die Kur hat geholfen; aus dem Affen Werthers wird „durch die Erinnerung an seine vorigen Thorheiten — ein vernünftiger — glücklicher Mensch."

---

[1] Ebenfalls in der Sammlung: Ganymed für die Lesewelt. Vierzehnter Band. [Motto.] Eisenach bey Joh. Georg Ernst Wittekindt. 1792. Seite 3—144.

[2] „Werther", Seite 213.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Cranachstr. 38. Druck u. Verlag von *W. Drugulin* Leipzig, Königstr. 10.



BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 1.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft für das Jahr 1912 beigetreten:

1. *Stadtbibliothek*, Danzig.
8. *Treptow-Sternwarte* (Direktor Dr. Friedrich Archenhold), Berlin-Treptow.
11. *Georg Ed. Marwitz*, stud. jur., Dresden-A., Reißiger Str. 4.
147. Dr. *Walter Riezler*, Direktor des Städtischen Museums, Stettin.
172. Dr. jur. *Walter Heun*, Kgl. Kammergerichtsreferendar, Berlin NW. 21, Perlebergerstr. 36 a III.
288. Dr. *Walter Grundig*, Landrichter, Bochum, Bergstr. 125.
292. *August Lattmann*, Hamburg, Harvestehuder Weg 39.
297. *Fritz Dümling* (i. Fa. J. G. Dümling), Schönebeck a. d. Elbe, Böttcherstr. 57.
302. *Hermann Volkmann*, Bremen, Contrescarpe 120.
323. Dr. med. *Willy Kuhnemann*, Cöln-Bayenthal, Goltsteinstr. 26.
331. Dr. med. *Paul Wolff*, Assistenzarzt, Berlin N. 65, Rudolf Virchow-Krankenhaus.
440. *Karl R. Fischer*, k. k. Konservator und Bürgerschullehrer, Gablonz a. N., Böhmen, Gebirgsstr. 45.
504. *Max Niderlechner*, Buchhändler (i. Fa. Joseph Baer & Co.), Frankfurt a. M., Weberstr. 65 II.
556. Dr. jur. *Carl Kastan*, Gerichtsassessor, Berlin-Wilmersdorf, Xantenerstr. 20.
557. *Wilhelm Halberstam*, Berlin W., Ranke Str. 7.
558. Dr. *Hermann Kellermann*, Verlagsbuchhändler (i. Fa. Alexander Dunckers Verlag), Weimar, Luisenstr. 13,
692. Frau *Elisabeth Steche*, Gaschwitz b. Leipzig.
729. *Arthur Zweiniger*, Bildhauer, Dresden-Gruna, Bodenbacher Str. 12.
869. *Georg Polsschuster*, Kgl. Postsekretär, Bamberg, Katharinenstr. 17.
897. Dr. *Paul Trinius*, Berlin W., 50, Marbuger Str. 6.

Außer den bereits angekündigten beiden Publikationen für 1912 hat der Vorstand noch eine dritte als Jahresgabe an die Mitglieder zu verteilen beschlossen; es ist uns gelungen, dafür das neueste ungedruckte Drama von Dr. *Paul Ernst*, „Ariadne auf Naxos", zu gewinnen. — Die Versendung sämtlicher Publikationen wird voraussichtlich Ende September und Anfang Oktober erfolgen.

Ein Prospekt über die Sonder-Publikation für 1912, *„Sebastian Brants Narrenschiff"*, in Faksimile-Reproduktion nach der ersten deutschen Ausgabe, Basel 1494, herausgegeben von *Hans Koegler*, wird unsern Mitgliedern demnächst zugehen.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

WEIMAR, Cranachstr. 38.

I. A.

Prof. Dr. Carl Schüddekopf.



Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Nach langen, sorgfältigen Vorbereitungen ist in Wien Anfang März eine neue große literarisch-bibliophile Vereinigung ins Leben getreten: Die *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.* Ursprünglich war geplant, auch in Wien nur eine Art Tochtergesellschaft oder Zweigvereinigung unserer Muttergesellschaft ins Leben zu rufen; doch erwies sich gleich bei den ersten Schritten der Rahmen zu enge. Dazu kam, daß auch die österreichischen Vereinsgesetze einem mehr losen Zusammenschlusse, wie anderwärts, im Wege standen. So ergab sich denn, gleich nachdem der erste von den Herren Hofrat Professor Dr. *Jakob Minor*, Kustos Dr. *Payer v. Thurn*, den Schriftstellern *Engelbert Pernerstorfer* und *Hans Feigl* gezeichnete Aufruf an Wiener Bibliophilen ergangen war, die Notwendigkeit, den Gedanken, den Kreis der zukünftigen Vereinsmitglieder auf die Zugehörigkeit zur Weimarer „Gesellschaft der Bibliophilen" zu beschränken, fallen zu lassen.

Am 3. März konnte endlich die *konstituierende Generalversammlung* der unter dem Namen „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft" ins Leben tretenden neuen Vereinigung stattfinden. Sie wurde im Saale des Wissenschaftlichen Klubs abgehalten und war sehr gut besucht. Zum Beitritt hatte sich eine überraschend große Anzahl Mitglieder gemeldet, die entweder persönlich in der Versammlung erschienen waren oder durch Begrüßungsschreiben ihren Anschluß an die Gesellschaft erklärten, darunter viele bekannte namhafte Wiener und auswärtige Gelehrte, Schriftsteller, Professoren usw., so Hofrat *Minor, Hermann Bahr, Hugo Wittmann,* Professor *Sauer* (Prag), *Richard v. Kralik*, Professor Dr. *Georg Witkowski* (Leipzig), Professor Dr. *Carl Schüddekopf* (Weimar) und viele andere mehr. Auch unsere hervorragendsten öffentlichen Bibliotheksinstitute, die Hofbibliothek, die Universitätsbibliotheken in Wien, Prag, Graz, die kaiserliche Familienfideikommißbibliothek usw. traten der Vereinigung bei und hatten in die Versammlung Delegierte entsendet. Ebenso sah man in der Versammlung die Inhaber unserer angesehensten Verlags- und Buchhandlungsfirmen, die gleichfalls in stattlicher Anzahl ihre Mitgliedschaft anmeldeten, darunter sowohl der Vorstand des Gremiums der Buchhändler *Heinrich Tachauer* als auch der Vorsitzende des Vereines der österreichisch-ungarischen Buchhändler Kommerzialrat *Wilhelm Müller*.

Nach einer kurzen, beifällig aufgenommenen Eröffnungsansprache des zur Leitung der Versammlung gewählten Hofrates Universitätsprofessors Dr. *Richard M. Werner,* der betonte, daß Wien stets eine Stätte der Bibliophilie gewesen sei und daß sich auf Wiener Boden in allen Gesellschaftsschichten — vom Kaiser Franz bis zum berühmten Wirt von Margareten, dem Gastwirt Haydinger — von jeher eifrige Bibliophilen betätigt haben, erstattete namens der Proponenten Schriftsteller *Hans Feigl* das Referat über die Ziele und Zwecke der Gesellschaft. Er legte von vornherein Verwahrung gegen den in letzter Zeit von pornographischen Spekulanten geübten Mißbrauch ein, zur Täuschung des Publikums den alten angesehenen Namen der Bibliophilie für unsaubere Geschäfte als Deckmantel zu benützen. Die Bibliophilie, insbesondere die deutsche, sei mehr als eine bloße Bücherliebhaberei oder ein bloßer Sammelsport. Immer sei es ein Ruhmestitel der deutschen Bibliophilie gewesen, die Männer wie Maltzhahn, Eduard Grisebach und viele andere zu ihren eifrigsten Bekennern zählen durfte, zur Förderung der Literaturwissenschaft Erhebliches geleistet zu haben. Die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft werde sich wohl alle Zweige der Bibliophilie angelegen sein lassen, daher auch der Kunst des äußeren Buchwesens ihr Augenmerk zuwenden. Form und Inhalt eines Buchwerkes müßten aber in einem richtigen Verhältnis stehen, nur ein gediegener Inhalt verdiene ein künstlerisches Gewand. Insbesondere werde man sich hüten müssen, in den Fehler zum Beispiel der französischen Bibliophilie zu verfallen, die sich leider stark in Äußerlichkeiten verloren habe. Jedes Jahr werde die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft an *ihre Mitglieder eine nicht im Buchhandel erscheinende, würdig ausgestattete und inhaltlich wertvolle Publikation* zur Verteilung bringen, wobei sie vornehmlich aus dem Gebiete des *deutsch-österreichischen Schrifttums* schöpfen wird, außerdem

Vorträge und regelmäßige gesellige Zusammenkünfte veranstalten. Eine der nächsten Aufgaben der Vereinigung werde darin bestehen, die *Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen*, die heuer ihre Hauptagung zum erstenmal außerhalb des Deutschen Reiches, und zwar *Ende September in Wien* abhalten wird, einen würdigen Empfang zu bereiten.

An das Referat schloß sich eine lebhafte Debatte, an der sich die Herren Dr. *G. A. Crüwel*, Dr. *Gottlieb* (Vertreter der Hofbibliothek), Hofrat Professor Dr. *Werner, Hugo Thimig*, Professor *R. v. Weilen*, Dr. *v. Payer, J. Eisenstein*, Professor Dr. *Rabenlechner*, Dr. *Mascha* und der Berichterstatter beteiligten. Es wurde beschlossen, die den Proponenten vorgelegten und genehmigten Statuten dahin abzuändern, daß die alle Jahre stattfindende Generalversammlung über die Höhe des Jahresbeitrages der ordentlichen Mitglieder Beschluß zu fassen hat. *Der Jahresbeitrag für 1912 wurde mit Kr. 7.— festgesetzt.* Stifter wird, wer einen Beitrag von 1000 Kr. auf einmal oder durch fünf Jahre hindurch je 200 Kr., Mitglied auf Lebenszeit, wer mindestens 200 Kr. bezahlt. *Auch außerhalb Wiens und Österreich-Ungarns Wohnhafte können Mitglieder der Gesellschaft werden. Vorläufig ist an eine Beschränkung der Mitgliederzahl nicht gedacht.*

Die einstimmig unter lebhaftem Beifall vorgenommenen *Vorstandswahlen* hatten folgendes Ergebnis. Es wurden gewählt: zum *ersten Vorsitzenden* Hofburgschauspieler *Hugo Thimig*, zum *zweiten Vorsitzenden* Schriftsteller *Hans Feigl*, weiter die Herren o. ö. Universitätsprofessor Dr. *Alexander Ritter von Weilen* (Schriftführer), Dr. *Ottokar Mascha* (Schatzmeister), Kustos Dr. *Payer R. v. Thurn*, Schriftsteller und Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses *Engelbert Pernerstorfer*, Professor Dr. *Michael Maria Rabenlechner*, o. Universitätsprofessor Hofrat Dr. *Richard Maria Werner* und außerdem — als sinnfälliges Zeichen der ideellen Gemeinsamkeit mit der „Gesellschaft der Bibliophilen" (Weimar) — der Sekretär dieser Gesellschaft Professor Dr. *Carl Schüddekopf* vom Goethe- und Schillerarchiv in Weimar. Von besonders lebhaften Beifallskundgebungen begrüßt, übernahm sodann *Hugo Thimig* den Vorsitz, um in einer kurzen, warm aufgenommenen Ansprache für seine Wahl zum ersten Vorsitzenden zu danken.

Am 12. März fand unter dem Präsidium des stellvertretenden Vorsitzenden eine *Vorstandssitzung* statt, an der sämtliche in Wien wohnende Vorstandsmitglieder mit Ausnahme des gerade auswärts weilenden ersten Vorsitzenden teilnahmen. Nach Erledigung zahlreicher geschäftlicher Angelegenheiten wurde der Beschluß gefaßt, die *„Zeitschrift für Bücherfreunde"* zum *Organe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* zu bestimmen. Die Verständigung mit den Herausgebern lag bereits vor. Es folgte sodann die Einsetzung eines *literarischen Arbeitsausschusses*, dem die beiden Vorsitzenden Hugo Thimig und Hans Feigl, sowie die Herren Dr. v. Payer, Hofrat Professor Dr. Werner und Professor Dr. v. Weilen angehören. Die weitere Beratung galt der Vorbereitung der Ende September 1912 in Wien stattfindenden Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen". Um einen stärkeren Besuch Wiens seitens der auswärtigen Gesellschaftsmitglieder zu erwirken, soll früher als sonst eine Propaganda für die Wiener Tagung eingeleitet und zu diesem Zwecke an den Sekretär der Gesellschaft Prof. Dr. Carl Schüddekopf mit geeigneten Vorschlägen herangetreten werden. Der erste gesellige Abend der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft wurde für den 16. April festgesetzt.

Bis Anfang März hatten sich bereits ungefähr 140 Mitglieder zum Beitritte gemeldet; täglich laufen weitere Beitrittserklärungen ein.

Alle Zuschriften, Beitrittserklärungen sind an den zweiten Vorsitzenden der Gesellschaft *Hans Feigl*, Schriftsteller, Wien IV, Johann Straußgasse 38 zu richten.

Der Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

I. A.: **Hans Feigl**
stellvertretender Vorsitzender.



Pariser Brief.

Der Dichter *Charles Guérin*, dem im vorigen Jahre in seinem Geburtsorte Lunéville ein Denkmal errichtet wurde, hat seit seinem am 17. Juni 1907 erfolgten Tode für französische Verhältnisse eine immerhin nicht gewöhnliche Popularität gewonnen. Selbst Volkszeitungen wie „Le Petit Parisien" feierten ihn im vorigen Sommer und druckten Gedichte von ihm nach, was auch dem Absatz seiner lyrischen Sammlungen wesentlich zustatten kam. Ein jüngerer Kritiker *Albert de Bersaucourt* hat dem früh verstorbenen Dichter, dessen zweites und drittes Gedichtbuch übrigens 1894 in München erschien, eine Gesamtdarstellung gewidmet, die soeben im Verlage der „Revue du Temps présent" in Buchform erschien. Francis Jammes, einer der nächsten Freunde und begeisterter Verehrer Guérins, hat dem Buch ein kurzes Vorwort vorangestellt. Mit eindringendem Verständnis und freundschaftlicher Liebe hat Bersaucourt das Leben und die Werke Guérins analysiert. Er war ein unruhiger, am Leben leidender Mensch, dessen erste Anfänge stümperhaft waren und nicht die Erfüllung ahnen ließen, die seine spätere Lyrik brachte, die im „Mercure de France" erschien. Aus der Bitterkeit schwerer, schmerzensreicher Jahre rettete er sich in die Religiosität, die ihm Friede und Ruhe von seiner Zerrissenheit brachten. Die Faksimilereproduktionen zweier Manuskripte, die Bersaucourts Buch beigegeben sind, zeigen, wie schwer und mühselig der Verstorbene arbeitete, wie vielfach er seine Gedichte durchfeilte.

Am 6. März ist ganz unerwartet der Dichter und Kritiker für Lyrik im „Mercure de France", *Pierre Ouillard*, gestorben. Er wurde am 14. Juli 1864 in Paris geboren, gründete nach Beendigung seiner Studien mit Ephraim Mikhaël und Saint Paul Roux „La Pléjade", lebte längere Zeit als französischer Lehrer in Konstantinopel, wurde Kriegskorrespondent der „Illustration", gründete nach seiner Rückkehr nach Frankreich eine Zeitschrift „Pro Armenia", trat für die Finnländer ein und wurde endlich Mitarbeiter des „Mercure de France", als welcher er in seinen monatlichen Betrachtungen über die französische Lyrik das Bedeutendste leistete. Er hat mehrere griechische Tragödien ins Französische übersetzt, ein Mysterienspiel: „La fille aux mains coupées" und seine Gedichte in einem Bande unter dem Titel „La Lyre héroïque et dolente" vereinigt.

Ich glaube, es wird gegenwärtig in keinem Lande soviel über die Lyrik theorisiert und ästhetisiert wie in Frankreich. Jeder Monat bringt neue Bücher über dieses Thema. Im Jahre 1910 hielt *Philéas Lebesgue* in der Gesellschaft für moderne Malerei einen Vortrag über Walt Whitman, *A. M. Gossez* einen Vortrag über le dynamisme poétique: Verhaeren, Romains, Duhamel, Vildrac usw. und *Henri Strentz* einen Vortrag über den normannischen Dichter Roinard. Diese drei Vorträge sind jetzt unter dem Titel: „Essai d'expansion d'une esthétique" in 250 Exemplaren mit Porträtbeilagen in „Le Havre aux éditions de la Province" erschienen. Die eingehenden drei Studien bieten im großen und ganzen wenig Neues. Im einzelnen sind einige neue Hinweise, neue Namen und Gedanken von Interesse. Die Studie über Roinard ist die umfassendste, die je über diesen Dichter erschien.

In Liège erschien in den „Editions de la sauterelle verte" von *Henry Maassen* eine Studie über Nicolas Beauduin und la poésie paroxyste, deren erster Eindruck recht vorzüglich ist. Man glaubt einen neuen Dichter und neue Kunst kennen zu lernen, bis dem Leser bei weiterer Lekture allerhand Erinnerungen und Anklänge auffallen. Und in der Tat, man hat es mit einem geradezu beispiellosen Plagiator zu tun. Der „Mercure de France" im August 1911 und die „Bandeaux d'or" im Januar und Februar 1912 haben Beauduin etwa hundert Plagiate aus Boileau, Hugo, Renan, Rostand, Paul Fort, René Arcos, Paul Castiaux, Stéphan Mallarmé und A. nachgewiesen. Aus diesem Brei hat dieser gemütvolle Provinzler sich eine „neue" Kunst zusammengerührt.

Robert de Souza hat im Verlage von H. Welter seine Studien über die Lyrik unter dem Titel „Du rythme en français" vereinigt. Leider verrennt dieser begabte Kritiker sich mehr und mehr in eine törichte Einseitigkeit. Einst zählte de Souza zu den führenden Kritikern seiner Zeit. Aber seitdem er seine Kritik bis in die Lautbildung und die physikalische Wirkung der Schallwellen zu vertiefen versucht, erweist sich seine mangelnde Kenntnis fremder Sprachen, die für derartige Studien vergleichsweise herangezogen werden müssen, als hemmend. Und zu oft versucht Robert de Souza mit seinen Theorien die Güte seiner eigenen Lyrik zu beweisen. Leider ist er aber ein recht schlechter Dichter, den man mit den Führern und Talenten der zeitgenössischen Dichtkunst in Frankreich nicht in einem Atem nennen kann.

Ein in Frankreich naturalisierter Slave *André Barre* hat eine 700 Seiten umfassende Doktorthese über den Symbolismus verfaßt: „Le Symbolisme, essai historique sur le mouvement symboliste en France de 1885 à 1900 suivi d'une Bibliographie de la poésie symboliste" (Jouve & Cie, Paris 12 Francs). In diesem umfassenden Werke ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, die Entwicklung des Symbolismus historisch darzustellen. Das Buch enthält manche wertvolle Einzelheiten, gibt aber im allgemeinen ein unzulängliches und lückenhaftes Bild dieser weit verzweigten Geistesströmung. Da der Verfasser aus dem ungeheueren Material von Büchern, Flugschriften, Tageszeitungen und Zeitschriften eine willkürliche und unkritische Auswahl getroffen hat, auf der er seine These aufgebaut hat, ist er mehrfach zu schiefen und einseitigen Urteilen verführt worden, die dem Entwicklungsgang dieser Bewegung nicht gerecht werden. Willkürlich und ungerechtfertigt ist auch die Beschränkung der Darstellung auf die Jahre 1885 bis 1900. In einigen Kapiteln merkt der aufmerksame Leser die wörtliche Verwertung von Informationen aus den Dichterkreisen, die kritisch gelesen natürlich



wertvoll sind. Daß diese Informationen aber nicht selbständig und kritisch von Barre verarbeitet worden sind, ersieht man, wenn man die Kapitel René Ghil (zwölf Seiten), Emile Verhaeren (vier Seiten und fünf Seiten Zitate) und Gustave Kahn (15 Seiten) vergleicht. Vor Verhaeren versagte Barre völlig, während er den Ghilschen und Kahnschen Theorien einen über die Gebühr breiten Platz einräumte. Paul Fort und Paul Claudel fehlen in dem kritischen Teile des Buches gänzlich, weil Faguet dem Doktoranden nicht erlauben wollte, diese beiden Dichter mit aufzunehmen. Auch die Bibliographie ist leider unzulänglich. Wert hat nur die Bibliographie der Dichter selbst. Die in Frankreich erschienenen kritischen Arbeiten über den Symbolismus sind nur teilweise aufgenommen worden. Ganz unzulänglich ist die ausländische Bibliographie. Barre hat nur aufgenommen, was der Zufall ihm zutrug. Unter den deutschen Aufsätzen sind beispielsweise zwei Aufsätze von mir verzeichnet, die ich nie geschrieben, ja niemals zu schreiben beabsichtigt habe. Diese Angaben können nur von dem ehrgeizigen René Ghil ungeprüft übernommen worden sein, der die Literatur über ihn gerne umfangreicher machen wollte. Dieses Detail ist charakteristisch für das gesamte Werk.

Georges Collas hat im Verlage von Perrin & Cie. eine umfassende Biographie Jean Chapelains (1593 bis 1674) herausgegeben, die sich auf die 1884 und 1894 herausgegebenen Briefe und auf bisher unveröffentlichte Dokumente des Dichters stützt, das Privatleben Chapelains behandelt, eine kritische Würdigung seiner Werke und eine räsonierende Bibliographie enthält. Das 477 Seiten enthaltende Werk bringt außer Einzelheiten kaum etwas Neues, und der Verfasser gelangt auch zu keinem anderen Urteil, wie Mühlau es vor 25 Jahren in Deutschland über diesen mittelmäßigen Dichter gefällt hat.

Ein junger Dichter *Noël Nouët* hat im Verlag der „Revue du Temps présent" unter dem Titel „Le Coeur avide d'infini" eine Sammlung begabter Dichtungen herausgegeben, die für die Zukunft Hoffnungen erwecken.

„La marche à l'étoile" eine zusammenhängende Dichtung von *Albert Londres* (Sansot & Cie.) ist ein Gemisch von gereimten Niedlichkeiten und Banalitäten.

Henri Allorge hat unter dem Titel „L'essor éternel" im Verlage von Plon & Cie. eine neue Gedichtsammlung herausgegeben, in der viele Gedichte durch ihre blumige Sprache gefallen. Allorge ist ein differenziertes Temperament, das mit schöner Begabung Empfindungen in Verse zu transponieren weiß. Allorge ist den begabtesten Dichtern jenes Kreises zuzurechnen, der in traditionellen Geleisen Sully Prudhomme und François Coppée nacheifert.

Aus der Zeitschriftenliteratur ist vor allem die Veröffentlichung eines *unbekannten Manuskriptes von Jean Racine* hervorzuheben, das der Abbé *Joseph Bonnet* in Petersburg entdeckte, wo es sich seit 1796 befand, nachdem es zwischen 1716 und 1724 von dem Prälaten Zalusky von Paris nach Rußland verkauft war. Die interessanten Aphorismen und Maximen erschienen in der „Revue". In der gleichen Zeitschrift veröffentlichte *Jean Finot* eine psychologische Studie über die sexuellen Fragen unserer Zeit; ferner von *Emile Faguet* „La Société française au temps de Philippe Auguste", Briefe von *Fromentin* usw.

In der „Grande Revue" erschien von *Ferdinand Buisson* eine Studie über die Jugenderziehung, von *Robert de Souza* eine kritische Würdigung Henri de Régniers anläßlich seiner Aufnahme in die Akademie, von *Ernest Tissot* eine Studie über Edouard Rod, sowie unbekannte Briefe von *Voltaire*.

„La Nouvelle Revue française" beendete den Abdruck des neuen Dramas von *Paul Claudel* „L'annonce faite à Marie" und veröffentlichte eine Studie von *Jacques Copeau* über Suarès, der kürzlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde; von *Legrand-Chabrier:* „Le Loisir de Cagliari", von *Jerome et Jean Tharaud:* „La Fête Arabe", eine farbenreiche Schilderung aus Tripolitanien.

In der „Phalange" widmete *René Chalupt* dem kürzlich verstorbenen Charles Bordes, einem bedeutenden Förderer und Freunde der Kunst und Bibliophilie einen ausführlichen Nachruf. Ferner veröffentlichte dort *Georges Lote* wertvolle und tief schürfende Studien zur Prosodie: „Le numérisme et l'égalité numérique des vers", *Stuart Merrill* widmete seinem Freunde, dem verstorbenen Dichter Pierre Ouillard, einen Nachruf. In der gleichen Nummer neue Lyrik von *Verhaeren, Vielé-Griffin, Spire* und *de Souza*.

Die „Bandeaux d'or" brachten neue Lyrik von *Georges Duhamel, Paul Castiaux, Jules Romains*, eine Studie von *Théo Varlet* über den Haschisch sowie eine Studie von *J. J. Jouve* über G. Chennevières Printemps.

Im „Mercure de France" erschien eine ausführliche Biographie *Pierre Ouillards* von Ferdinand Hérold, eine Studie über Wells von *René Segny*, ein unbekanntes Manuskript von *Reynolds:* „La direction des talents" sowie die Jahresbilanz des Büchermarktes in Frankreich mit ausführlicher Statistik und kritischer Würdigung von Eugène Morel. — Aus der „Revue bleue" ist hervorzuheben: eine Studie über Stendhals politische Ökonomie von *Eugène d'Eichthal*, ein unbekannter Brief *Sully Prudhommes* über die italienische Malerei, sowie eine eingehende Würdigung von *Romain Rollands* letztem Roman von *Lucien Maury*. „Les Cahiers du Centre" haben als vorletzte Lieferung von *Eugène Perreau:* „Dirigeables et aéroplanes" und als letzte unter dem Titel „Entre Loire et Allier" die kurze Geschichte einer Halbbauernfamilie veröffentlicht, die von *Joseph Voisin*, einem jungen, bourbonnäsischen Bauernsohn eindringlich und in schönem, klarem Stil geschrieben worden ist. — Die erste Nummer des neuen Jahrgangs des „Pan" brachte eine alte, berühmte Studie zur Sprachwissenschaft von *Auguste Callet* „Etudes et méditations linguistiques" (1853) zum Wiederabdruck. — „L'amateur d'Autographes" veröffentlichte bisher unbekannte Briefe von Stendhal von *Jacquemont, Delacroix, Balzac und Béranger*. Die gleiche Zeitschrift widmete ihrem



Mitarbeiter, dem in Rom verstorbenen Autographensammler *Delpy*, einen längeren Nachruf. — „Les Hommes du jour" veröffentlichten letzthin Bildnisse und Biographien von Camille Flammarion, Cécile Sorel und Emile Rousset. — In den letzten Monaten ist eine lange Reihe neuer, kleiner Zeitschriften begründet worden. Aus dieser Überfülle seien hervorgehoben: „Les Soirées de Paris" herausgegeben von *Guillaume Apollinaire, André Billy, René Dalize, André Salmon und André Tudesq;* ferner „La Flora", herausgegeben von *Georges de Okinczyc, Lucien Rolmer* und *Roger Lalli.* Diese drei Herren wollen in ihrem Blatt die Grazie pflegen.

Im letzten Monat fanden eine Reihe interessanter Auktionen statt, von denen bei der Überfülle an Material hier nur die bedeutendsten charakterisiert werden können.

Die Bibliothek *E. C. A. Legrand*, die anfangs Februar im Hotel Drouot versteigert wurde, brachte insgesamt 228715 Fr. ein. Von einzelnen Verkäufen notieren wir: *Goya*, Caprichos, Madrid 1799: 1555 Fr. — Hero et Léandre, par le Chevalier *de Quérelles*, mit kolorierten Stichen von P. L. Debaucourt, P. Didot l'aîné 1801: 1300 Fr. — *La Fontaine*, Contes et Nouvelles. P. Didot l'aîné 1795, zwei Bände, mit Fleurons von Choffard und Figuren nach Fragonard: 2120 Fr. — *La Fontaine*, Werke, 1803. (Bozérian): 1001 Fr. — *Molière*, Werke, Paris 1734, sechs Lederbände aus der Zeit, mit Porträtstich nach Coypel von Lépicié und 33 Illustrationen nach Boucher gestochen von Laurent Cars: 1400 Fr. — *Balzac*, Contes Drolatiques, illustriert von G. Doré, 1855: 360 Fr. — *Béranger*, Chansons, Vignetten von Déveria, kolorierte Zeichnungen von H. Monnier: 900 Fr. — *Daumier*, Robert Macaire, Galerie morale des voleurs, spéculateurs, dupeurs, tireurs, divers: 1200 Fr. — Les Français peints par eux-mêmes, Zeichnungen von Gavarni Monnier, Meissonier, Daumier usw. L. Burmer, 1840 bis 1841. Le Prisme. Gravures hors texte en deux états: 980 Fr. — *Kugler*, Geschichte Friedrichs des Großen: 500 Fr. — *Goethe*, Faust, französische Übersetzung von Albert Stapfer, Porträt Goethes und Zeichnungen nach einzelnen Szenen von Delacroix: 889 Fr. — Le Faust de *Goethe*, Übertragung von H. Blaze, illustriert von Tonny Iohannot (Mercier): 260 Fr. — *Goethe*, Les souffrances du jeune Werther (Cuzin). Illustrationen von Moreau, gestochen von Ghendt und Simonnet: 400 Fr. — *Goethe*, Les souffrances etc. Mit vier Zeichnungen von Tonny Iohannot; gestochen von Burdet. Vor der Schrift, auf China montiert: 435 Fr. — *Grandville*, Les Métamorphoses du jour. Bulla 1829; 1600 Fr. — La Mésangère. Le bon Genre. Observations sur les modes et les usages de Paris pour servir d'explication aux 115 caricatures publiées sous le titre de Bon Genre, depuis le commencement du dix-neuvième siècle. Dessiné par Carle Vernet, Bosio, Lanté, Dutailly usw., et gravé par Gatine et Schencker. 1827. Zeiteinband. Eine vollständige Sammlung der 115 Tafeln, handkoloriert: 4550 Fr. — *Töpffer*, Voyages en zigzag, illustriert vom Autor und Calame: 1000 Fr. — *Vernet* (*Carle*), Les cris de Paris: 1500 Fr. — *Flaubert*, Hérodias. Kompositionen von Georges Rochegrosse, gestochen von Champollion: 1330 Fr. — *Balzac*, Béatrix ou les amours forcés, 1840, gebunden: 216 Fr. — *Balzac*, Physiologie du mariage, Canel 1830, gebunden: 395 Fr. — *Barbey d'Aureville*, L'Ensorcelée Cadot 1855: 750 Fr. — Fromentin Dominique, 1863, broschiert auf holländisch Bütten, mit Widmung an Cazin: 1560 Fr. — *V. Hugo*, Le Rhin, 1842, geb.: 245 Fr. — *Merimée*, Carmen 1846, geb.: 510 Fr. — *Musset*, La Confession d'un enfant du siècle 1836, geb.: 1150 Fr. — *Musset*, Les deux Maîtresses. Fréderic et Bernerette 1840, geb.: 1100 Fr. — *Musset*, Un spectacle dans un fauteuil, Eug. Reudnel, 1833 und 1834, acht Bände: 1800 Fr. — *Stendhal*, La chartreuse de Parme 1839, zwei Bände: 1355 Fr. — *Vigny* (*A. de*), Servitude et grandeur militaires 1835: 1355 Fr.

Von der Auktion der vorwiegend theologischen Büchersammlung des Genfer Universitätsprofessors *Stroehlin*, (Hotel Drouot, 12.—16. Februar) mit dem Gesamtergebnis von 151314 Fr. seien erwähnt: Biblia sacra latina 1542, Lyoner Einband des XVI. Jahrhunderts: 3400 Fr. — Manuale ad usum Lausanensem, Genf, Jean Belot 1500, mit Holzschnitten: 2000 Fr. — Lateinisches Livre d'heures, Ms. des XV. Jahrhunderts auf Velin, mit Miniaturen: 2060 Fr. — *Albrecht Dürer*, Marienleben, 19 Blätter, Nürnberg: 1550 Fr. — *Dürer*, Kleine Passion, Nürnberg 1511, 36 Holzschnitte: 3650 Fr. — 990 „Album amicorum de Jean Durant" 1583—1592, die Seiten mit dem Rahmen des Jean de Tournes zu Ovids Metamorphosen geschmückt; über 100 Autographen berühmter Persönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts: 3000 Fr.

Am 22. Februar wurde eine anonyme Sammlung alter Manuskripte und Bücher versteigert, die, 400 Nummern umfassend, 29342 Fr. erbrachte. Einzeln seien hervorgehoben: *Vassé*, Carmita latina. Manuskript des XVI. Jahrhunderts mit Handzeichnungen und zwei Miniaturen 600 Fr. — *Tortorel* und *J. Perrisin*, 40 Holzschnitte und Radierungen, Szenen aus französischen Kriegen, Ermordungen und Revolten in Frankreich darstellend 500 Fr. — *Plutarque*, les vies des hommes par Vascosan 1657, 7 Bände, 330 Fr.

Paris, Anfang März. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Gerade in letzter Zeit erschienen in England eine ganze Reihe von interessanten und gehaltvollen Werken, von denen ich hier an erster Stelle namentlich erwähne: *„Stories of the German Artists by Professor Dr. Hans Singer, with Illustrations. London. Chatto and Windus"*. Das vorliegende schön ausgestattete und reich illustrierte Buch stützt sich vornehmlich auf Sandrarts Werk „Teutsche Akademie". Letzteres wird aber nicht nur ergänzt, sondern in einzelnen Teilen wesentlich überholt durch die ge-



schickte, von hoher Sachkenntnis zeugende, vom Autor vorgenommene Gruppierung und Sichtung des Stoffes, dem eine Menge Neues von Belang hinzugefügt, Minderwertiges fortgelassen, vor allem aber tatsächliche Irrtümer berichtigt wurden. Dr. Singer hat das gewaltige Material sachgemäß wie folgt gegliedert: die kölnische Schule, Martin Schongauer und Albrecht Dürer. Diesen außerordentlich interessanten und für alle Kunstforscher wissenswerten Kapiteln schließt sich an: Burkmair, Hans Baldung und Mathias Grünwald. Eine Fülle zum Teil bisher so gut wie unbekannter, aber nicht nur für die Spezialkunstgeschichte, sondern auch für die allgemeine historische Epoche, wichtiger Details enthalten die Abschnitte: Albrecht Altdorfer und die Nürnberger Kleinmeister, die beiden Cranachs, die beiden Holbeins und Adam Elsheimer. Den vortrefflichen Schluß bilden dann die Bemerkungen über das künstlerische Schaffen und Privatleben von Anton Raphael Mengs, Chodowiecki und Anton Graff. Die Bordüre zum Titelblatt des Buches besteht in einer verkleinerten Reproduktion der Titelseite nach Holbein: „De Arte Supputandi“ von Bischof Cuthbert Tonstall, anno 1522. Alles in allem haben wir ein höchst bemerkenswertes Werk vor uns.

Eine neue und tatsächlich sehr verbesserte Auflage von „*Michelangelo, by Sir Charles Holroyd London. Duckworth & Co*“ (*5 Shilling net.*) wurde ebenfalls kürzlich publiziert. Der Verfasser hatte den Vorteil, sich auf die neue Übersetzung Hornes von Condivis „Leben Michelangelo Buonarrotis“ beziehen zu können, und ihm standen außerdem als Direktor der „National Galery“ in Trafalgar Sqare zu dem gedachten Zweck noch manche andern Hilfsmittel zur Verfügung. Für die kritische Objektivität von Sir Charles Holroyd spricht es sicherlich, daß er seine Schrift auch dadurch zu einem wirklichen Musterwerke erhob, indem er sich entschloß, die „Leda“ seiner eigenen Galerie nicht mehr zu den authentischen Arbeiten Michelangelos zu zählen. Dagegen hat er den verbürgten Werken des letzteren die unvollendete Pietà, die sich noch bis vor kurzem zu Rom im Hofe des Palastes Rondini befand, hinzugefügt.

Vollständig erfüllt hat auch der zweite Teil des nachstehenden Buches die auf dasselbe gesetzten Erwartungen: *Oxford Books: A Bibliography of printed Works relating to the University and City of Oxford, or printed or published there, with Appendices, Annals and Illustrations. Vol. II. Oxford Literature, 1450—1640, and 1641—50. By Falconer Madan. Oxford Clarendon Press.*“ Im ganzen wurden in dem genannten Buche 2065 Eintragungen näher behandelt, die einen ungemein hervorragenden Beitrag zur Geschichte der Universität Oxford liefern.

Über den heutigen Stand des englischen Journalismus gibt uns genaue Auskunft: „*Seels World's Press*“ in dem Kapitel „Journalis as a Career, Old Styl and New“. Ferner in den Abschriften der anekdotischen Geschichte der britischen Presse, in dem „Leben Disraelis“ und in dem über die „Times“ handelnden Aufsatz. Augenblicklich erscheinen in England 2890 Zeitungen, von denen allein in London 735 veröffentlicht werden.

In dem „Public Record Office“, dem Staatsarchiv Englands, wurden vor nicht allzu langer Zeit hochinteressante Dokumente entdeckt, die zugleich einen wichtigen Aufschluß darüber geben, welche von den ersten englischen Königen und Prinzen von Geblüt überhaupt schreiben konnten und wie deren Handschrift beschaffen war. Das Resultat der bezüglichen Untersuchungen bildet ein mit der Reproduktion zahlreicher Schriftproben der Regenten versehenes und in Faksimile wiedergegebenes Handschriftenwerk, betitelt: „*The Handwriting of the Kings and Queens of England. By W. J. Hardy. The Religious Tract Society*“. Der Verfasser ist der Ansicht, daß die „Magna Charta“, der große englische, von den Baronen dem König Johann abgetrotzte Freibrief, nicht des letzteren eigene Unterschrift aufweist, sondern daß diese vielmehr zuvor von einem Geistlichen angefertigt wurde. Die erste hier wirklich als beglaubigt anzusehende Namensunterschrift ist die des Schwarzen Prinzen. Heinrich VIII. Handschrift wechselte in den verschiedenen Phasen seines Lebens und gewährt den Graphologen ein ebenso umfangreiches Studium wie Napoleons Handschrift, auf Grundlage derer allein der Abbé Michon eine Lebensgeschichte des Kaisers schrieb. Von sämtlichen Frauen Heinrich VIII. liegen Schriftproben vor. Die Königin Victoria unterschrieb ihren ersten Brief im Alter von vier Jahren. Als ein frühzeitiges Handelsgenie erwies sich der zehnjährige Sohn der Prinzessin Beatrice, der sich an die Königin Victoria mit dem Gesuch um einen Zuschuß von einem Pfund für sein Taschengeld wandte, aber abschläglich beschieden wurde. Darauf gelangte Zug um Zug folgendes Schreiben an die Königin: „Liebe Großmama! Ich danke dir sehr für deinen Brief. Es war wirklich sehr nett, mir so zu schreiben. Ich habe den Brief sofort für vier Pfund zehn Schilling an einen Handschriftensammler verkauft. Dein getreuer Enkel.“

Die uralte Kathedrale von Peterborough besitzt eine schöne und sehr wertvolle Bibliothek von etwa 8000 Bänden, unter denen sich Inkunabeln und Werke seltenster Art befinden. Durch Zufall wurde vor einigen Tagen die bedauerliche Entdeckung gemacht, daß ein junger Mann etwa 80 der bedeutendsten Werke entwendet und nach verschiedenen Seiten hin verkauft hat. Eine Warnung vor Ankauf befindet sich in den englischen Blättern und die gerichtliche Verfolgung ist bereits im Gange.

Aus der dramatischen Welt ist zu berichten, daß der hiesige deutsche Botschafter, Graf Paul Wolff-Metternich, das besondere Protektorat über die Festvorstellung von „Alt-Heidelberg“ übernommen hat, die zum Besten des Deutschen Wohltätigkeits-Vereins am 31. dieses Monats in dem „New Princes-Theatre“ stattfinden wird. Die Ausführung liegt in der Hand des „Deutschen Bühnen-Vereins London“. Derselben Privatgesellschaft steht Sonntags zu dramatischen Aufführungen das „Court Theater“ zur Verfügung. Hier wurde „Das Opferlamm“ von Oskar Walther



und Leo Stein, unter Mitwirkung von Herrn Paul Nathell vom Berliner Schiller-Theater gegeben, in dessen Händen sich die Hauptrolle befand.

Am 1. Mai dieses Jahres wird in Margate zur Feier des 50jährigen Bestehens der Philatelischen Gesellschaft, der Philatelische Kongreß Großbritanniens tagen. Hierbei wird eine Ausstellung von Briefmarken vorgesehen, und soll außerdem alles nur auf den Gegenstand Bezügliche von Druckwerken, Katalogen und Zeitschriften zur Stelle sein, kurzum, die gesamte betreffende Literatur lückenlos zur Vertretung gelangen. Ferner läßt der Kongreß eine Erinnerungsmarke drucken. Der Präsident der Gesellschaft, der Graf von Crawford, der zugleich der bedeutendste Sammler Englands ist, hat seine Kollektion, mit Ausnahme der englischen und amerikanischen Marken an Mr. W. H. Peckitt, London, 47. Strand, verkauft.

Unter den von der Firma *Sotheby* veranstalteten Bücherauktionen sind mehrere zu verzeichnen, die sehr günstige Resultate aufweisen. So wurden unter anderen folgende Preise gezahlt: „*Dresser* „Birds of Europe" acht Bände, 1871—81, 750 M. *Lilford* „Birds of the British Jslands", acht Bände, 1891—7, 1000 M., *Holbein* „Historiarium Veteris instrumenti Icones", 1538, 1020 M. Ein Psalter auf Velin, ein schön illuminiertes Manuskript aus dem XIII. Jahrhundert, hergestellt von einem vlämischen Künstler, 15000 M. (Sabin). „Leben der Heiligen", deutsch, ein Manuskript aus dem XV. Jahrhundert, 1800 M. *Beaumarchais* Original-Handschrift von „Le Mariage de Figaro", 2020 M. (Sabin). „Book of Martyrs", Bunyans Exemplar, 12000 M. Für das einzig bekannte intakte Exemplar von *Charles Lambs* „King and Queen of Hearts", zahlte Mr. Sabin den Rekordpreis von 7000 M. Eine unvollständige erste Folio-Ausgabe Shakespeares erstand Quaritch für 10000 M. Die erste Ausgabe von *Waltons* „Compleat Angler" erreichte 15000 M. Eine Sammlung autographischer Briefe *Mirabeaus* erwarb Mr. Hornstein für 1560 M.

Bei *Christie* fand Anfang März eine Auktion von Original-Zeichnungen statt, die von 1869—1899 als Vorlagen zur Illustration von „Vanity Fair" gedient hatten. Folgende Porträts wurden am höchsten bewertet: *Pellegrinis* Porträt vom Grafen Beaconsfield" (Disraeli) 540 M. *L. Ward* „Lord Randolph Churchill" 500 M. *L. Ward* „Joseph Chamberlain" 360 M. *J. Tissot* „Der fähigste Staatsmann in Europa" (Bismarck) 300 M. *Tissot* „Darwin", 200 M. und *Pellegrini* „Der Herzog von Connaught" 150 M.

Die englische Tages- und periodische Presse brachte dem verstorbenen *Felix Dahn* einen sehr ehrenden Nachruf. In der Meinung der hiesigen Kritik steht sein Buch „Der Kampf um Rom" am höchsten, und wird ganz besonders sein Patriotismus allseitig gerühmt und anerkannt. Viele englische Autographensammler wandten sich an Dahn um seine Handschrift zu besitzen; einigen davon gelang es auch, sein Autograph in der von ihm beliebten Form zu erhalten: „Der größte Schatz des Mannes ist sein Vaterland!"

London, Anfang März.

O. v. Schleinitz.

Wiener Brief.

Das soeben erschienene *IX. Jahrbuch* (1911) der trefflich geleiteten *Österreichischen Exlibris-Gesellschaft* macht einem wieder Freude. Es präsentiert sich, wie stets, in vornehmem Gewande, und ist außerdem diesmal in besonders starkem Umfange erschienen. Aus dem reichen Inhalte möchte ich vor allem den warm empfundenen Nachruf erwähnen, den *R. v. Höfken* dem verstorbenen Präsidenten der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft *M. v. Weitenhiller* widmet. Dem schließt sich ein Aufsatz *E. Krahls* an, der Weitenhiller als Künstler würdigt. Der verstorbene Präsident der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft war nicht allein auf dem Gebiete heraldischer Kunst und Wissenschaft hervorragend tätig, sondern auch als Zeichner, Radierer usw. auf landschaftlichem, architektonischem, figuralem und auf dem Gebiete der Exlibris-Kunst. Den beiden Aufsätzen sind eine Porträtradierung von E. Heermann und 14 Abbildungen beigegeben. Es folgen dann Artikel über die Supralibros des Stiftes Seitenstetten (von P. Josef Schock), über drei alte Bucheignerzeichen Trients (von J. Anderle), über drei alte Bücherzeichen (von Dr. Th. Gottlieb), ein Aufsatz über das „Eigenblatt" als Tauschobjekt (von Alfred Coßmann), Würdigungen über die Exlibriskünstlerinnen Hedwig Gerber und Hede v. Trapp, über Hans Eibl und Treßlers Girardiblatt (aus der Feder des Jahrbuch-Redakteurs Gerhard Ramberg), über Neuerscheinungen österreichischer Exlibris (von Fr. Anderle) usw. Das Jahrbuch, das von der Buchdruckerei Carl Gerolds Sohn in Wien VIII hergestellt wurde, ist mit Abbildungen, eingeklebten Beilagen, farbigen Kunstblättern, Rötel-drucken, Zweifarbendrucken, Heliogravüren usw. verschwenderisch ausgestattet. Man muß sich fast wundern, daß die Gesellschaft um den geringen Jahresbeitrag von 10 Kr. eine so prächtige Gabe an die Mitglieder unentgeltlich verteilen kann. Die Österreichische Exlibris-Gesellschaft nimmt auch außerhalb Österreichs Ansässige als Mitglieder auf.

Ein *Schildbürgerstückchen schlimmster Art* hat sich kürzlich ein Wiener Lese- und Bibliotheksverein geleistet. D'Annunzios Schmähgedicht gegen Österreich und dessen Herrscher (siehe den Wiener Brief im Märzhefte d. J.) hat in Wien nicht allein Dichter wie Hugo v. Hofmannsthal zu energischer Abwehr veranlaßt, sondern auch bei mehr oder weniger berufenen Personen eine zum Teil recht unverständliche Aufregung verursacht. Auch der Verein „*Wiener Zentral-Bibliothek*" (das größte Wiener Lese- und Ausleihe-Institut) glaubte mit seiner patriotischen Empörung nicht zurückbleiben zu müssen und faßte in der Generalversammlung den Beschluß, *Gabriele d'Annunzios Werke aus den Listen der Bibliothek zu streichen.* So wird in Österreich mitunter in Patriotismus ge-

macht. Es wäre noch verständlich, wenn die Herren der Zentralbibliothek das strittige Pamphlet aus den Beständen des Institutes verbannt hätten. (Das aber haben sie wahrscheinlich nie zu Gesichte bekommen.) Nein, der ganze d'Annunzio wird verbrannt. Daß sich der italienische Dichter selbst in den letzten Jahren manchmal in recht bedenklicher Weise zum Herold der Gassenstimmungen herabgewürdigt hat, berechtigt noch niemand, über seine Werke als Ganzes den Stab zu brechen. Trotz dem häufigen Schwulst der Sprache, die gerne in gesuchtestem schweren Brokat einherschreitet, ist d'Annunzio auch ohne die ausdrückliche Bestätigung der Herren von der Zentralbibliothek ein Dichter. In der erwähnten Generalversammlung fand sich wenigstens *ein* Mitglied, das die Dummheit nicht mitmachen wollte. Freilich, dessen Proteste gegen die hirnrissige Aktion fanden nur taube Ohren.

Stendhal-Verehrer seien auf einen Aufsatz aufmerksam gemacht, (Literaturblatt d. „N. Fr. Presse" vom 3. März Nr. 17072,) in dem *Anton Bettelheim* bisher *unveröffentlichte Mitteilungen über Stendhal-Beyles Triester Konsulat* bringt. Sie sind aus österreichischen *Polizei- und Zensurakten* geschöpft. 1830 wurde Stendhal zum Konsul in Triest ernannt. Metternich versagte ihm das Exequatur. In den von Bettelheim veröffentlichten Polizeiberichten werden Stendhals Persönlichkeit und Werke polizeikritisch beleuchtet. Ergebnis: den „Atheisten" und „Ketzer" Stendhal kann man als Generalkonsul nicht brauchen. — Die Veröffentlichung der gesamten darüber handelnden Akten soll in den „Süddeutschen Monatsheften" erfolgen.

Das Kuratorium der *Bauernfeld-Stiftung* hat folgenden Schriftstellern Ehrengaben im Betrage von 1000 Kr. erteilt: *Paul Apel* in Wolfgang in Graubünden für sein Traumspiel „Hans Sonnenstößers Himmelfahrt", dem Novellisten *Felix Salten* und dem Romanschriftsteller *Jakob Wassermann* in Wien, dem Lyriker Dr. *Friedrich Adler* in Prag und *Siegfried Trebitzsch* für seine Novelle „Des Feldherrn erster Traum".

Der letztgenannte Wiener Schriftsteller ehrte sich überdies dadurch, daß er die Hälfte seiner Ehrengabe dem in gedrückten Verhältnissen lebenden, außerdem kränklichen, aus Proletarierkreisen stammenden Dichter *Alfons Petzold* zukommen ließ, dessen eben in geschmackvoller Ausstattung erschienener neuer Skizzenband *„Memoiren eines Auges"* (Anzengruber-Verlag, *Brüder Süschitzky, Wien* X) allseits große Beachtung findet. Schon die erste Gedichtsammlung des 1882 geborenen Alfons Petzold *„Trotz alledem"* hat man mit tiefer Bewegung gelesen. Ein hartes Proletarierleben war bisher sein Los. Als Lehrling in einer Metallschleiferei begann er, um nacheinander Kellner, Packer, Fensterputzer, Geschäftsdiener, Bauarbeiter usw. zu werden. Seine Mutter brach sich eines Tages bei der Arbeit beide Hände. Petzold, der oft posten- und brotlos war, erkrankte überdies vor einigen Jahren an einer schweren Lungenentzündung, die ihn arbeitsunfähig machte. Nun nahmen sich endlich Freunde, die seinen dichterischen Wert erkannten, seiner an. Gewiß soll die Bedeutung des Dichters nicht überschätzt werden, vieles ist noch ungefüge, ungelenk, allzu qualvoll und unrein im künstlerischen Sinne. Auch die Tendenz, so sehr sich Petzold vielleicht auch Mühe geben mag, sie zu unterdrücken, schlägt allzu oft noch durch. Allein ein dichterische Kraft ist dieses Proletarierkind, dessen Verse und Skizzen aus dem Leben des Arbeiters entnommen sind, unzweifelhaft.

Ein grünes Heft liegt vor mir im altmodischen Format der Liederhefte, wie sie zur Zeit Schuberts üblich waren. Den Umschlag ziert ein Faksimile der ersten Takte eines Kanons auf einen den meisten Wienern wohlbekannten Ausflugsort, nämlich die Krainerhütte bei Baden. Das Heft trägt den Titel *„Berühmte Besucher Badens"* und stellt die fleißige Arbeit eines Badener Lokalchronisten, *Paul Tausig*, dar, der an der Hand der Kurlisten des alten und vielbesuchten Schwefelbades Baden sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, uns genau über Aufenthaltsdauer und Zweck des Besuches der Heilquellen seitens berühmter Künstler, Dichter, Musiker usw. zu unterrichten. Von den vielen Fürstlichkeiten ganz abgesehen, marschiert natürlich fast das gesamte vormärzliche Wien und Österreich auf, soweit es auf irgendeinem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft Ruf besaß. Namen hier aufzuzählen, hieße alle Berühmtheiten der Zeit nennen. Natürlich weilte auch Eichendorff hier, Fanni Elßner, Gentz, Raimund, Grillparzer, Bauernfeld usw. Von späteren sei L. Gruber erwähnt, der hier um 1867 als Statist im Stadttheater auftrat, um später als Ludwig Anzengruber in ganz anderer Weise am Theater beschäftigt zu sein. Auch der Enkel Goethes, Legationsrat Goethe, befindet sich in der alphabetisch geordneten Liste, die kurz und trocken eigentlich nur reine Daten verzeichnet. Man sollte gar nicht glauben, was findige Chronisten mehr oder weniger berühmter Orte (in Baden spielt ja größtenteils auch Schnitzlers „Weites Land") mit Kur- und Fremdenlisten alles anzufangen wissen. Das hübsche Heft, das sich als Beitrag zur Stadtgeschichte Badens bezeichnet, ist nur in einer *beschränkten Auflage* von hundert Exemplaren erschienen.

Die *Originalpartitur* von *Josef Haydns Oratorium „Il ritorno di Tobia"*, zweiter Teil, ist durch die Gesellschaft der Musikfreunde für deren berühmte Sammlung von Handschriften der großen Meister der Tonkunst käuflich erworben worden. Der kostbare Band besteht aus hundert von Haydn mit seiner zierlichen und deutlichen Notenschrift bedeckten Blättern und war zu Haydns Zeiten im Besitze einer Marchioneß of Bute, einer Dame aus der Familie des bekannten englischen Staatsmannes dieses Namens.

In Salzburg ist Mitte Februar die Schriftstellerin *Irma v. Troll-Borostyani* gestorben. Fast niemand hat vom Tode dieser Frau Notiz genommen. Und doch war die Verstorbene einmal eine vielgenannte Schriftstellerin. In der Sturm- und Drangperiode der Frauenbewegung trat sie mit zahlreichen, heute freilich ziemlich überholten Schriften für die *„Gleichstellung der Geschlechter"* ein, wie sich ihr Hauptwerk nannte,



zu der *Ludwig Büchner* das Vorwort schrieb. Auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans hat sich die ihrer Zeit viele Anhänger besitzende Schriftstellerin nicht ohne Begabung versucht. In den letzten Jahren war ihr Name ganz verschollen.

Im Dorotheum fand in den Tagen vom 5. bis zum 10. Februar die *Versteigerung der Kupferstichsammlung des Kunsthistorikers* Dr. *Alfred v. Wurzbach* statt, die eine beträchtliche Anzahl vorzüglicher und höchst seltener Blätter aller Schulen, vornehmlich der *niederländischen Maler und Radierer* des XVII. Jahrhunderts enthielt. Der darüber seinerzeit ausgegebene Katalog verzeichnet ungefähr 500 Blätter der Werke Rembrandts und seiner Schüler, ferner eine Anzahl von Blättern des berühmten Rembrandtstechers G. J. Schmidt (40 Blätter), ein reichhaltiges Ostadewerk usw. Ich verweise bei der nachfolgenden Anführung der Auktionsergebnisse auf die Nummern dieses durch die Firma *Halm & Goldmann* ausgegebenen Kataloges. Die wichtigsten Ergebnisse waren nachstehende:

Nr. 28 — Kr. 35; Nr. 33 — Kr. 90; Nr. 56 — Kr. 85; Nr. 57 — Kr. 360; Nr. 68 — Kr. 42; Nr. 69 — Kr. 60; Nr. 94 — Kr. 46; Nr. 98 — Kr. 47; Nr. 102 — Kr. 56; Nr. 192 — Kr. 44; Nr. 220 — Kr. 62; Nr. 276 — Kr. 62; Nr. 277 — Kr. 62; Nr. 278 — Kr. 62; Nr. 333 u. Nr. 334 — je Kr. 50; Nr. 366 — Kr. 130; Nr. 419 — Kr. 100; Nr. 444 — Kr. 110; Nr. 445 — Kr. 185; Nr. 564 — Kr. 82; Nr. 596 — Kr. 140.

Nr. 663 — Kr. 64; Nr. 926, 927 — Kr. 70; Nr. 938 — Kr. 42; Nr. 960 — Kr. 50; Nr. 974 — Kr. 62; Nr. 1077 — Kr. 68; Nr. 1083 — Kr. 50; Nr. 1086, 1087 — Kr. 59; Nr. 1088, 1089 — Kr. 54; Nr. 1093 — Kr. 51; Nr. 1095 — Kr. 70; Nr. 1098 — Kr. 62; Nr. 1101 — Kr. 50; Nr. 1108 — Kr. 90; Nr. 1113 — Kr. 58; Nr. 1114 — Kr. 68; Nr. 1133, 1134, 1135 — Kr. 150; Nr. 1158 u. 1159 — Kr. 110; Nr. 1160 — Kr. 84; Nr. 1162 — Kr. 145; Nr. 1176, 1177 — Kr. 260; Nr. 1197 — Kr. 90; Nr. 1200 — Kr. 100; Nr. 1208, 1209, 1210 — Kr. 140; Nr. 1211 — Kr. 325;

Nr. 1255 — Kr. 175; Nr. 1256 — Kr. 75; Nr. 1257 — Kr. 110; Nr. 1281 — Kr. 95; Nr. 1282 — Kr. 205; Nr. 1286 — Kr. 70; Nr. 1287, 1288 — Kr. 70; Nr. 1290 — Kr. 70; Nr. 1294 — Kr. 160; Nr. 1349 — Kr. 120; Nr. 1350 — 100; Nr. 1352 — Kr. 280; Nr. 1377 — Kr. 85; Nr. 1387 — Kr. 315; Nr. 1416 — Kr. 135; Nr. 1417 — Kr. 450; Nr. 1427 — Kr. 270; Nr. 1452 — Kr. 70; Nr. 1461 — Kr. 150; Nr. 1473, 1474 — Kr. 78; Nr. 1475 — Kr. 72; Nr. 1575, 1576 — Kr. 75.

Über die Gründungsversammlung der *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* wird an anderer Stelle dieses Beiblattes berichtet.

Wien, am 8. März 1912. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Zu den beiden wichtigen Werken über die Bibliographie der Topographie von Rom *De Rossi, Piante iconografiche e prospettiche di Roma anteriori al secolo XVI* und *Rocchi, Piante di Roma nel secolo XVI*, wird sich in kurzem ein drittes bedeutendes Werk aus der Feder des P. Ehrle, des wegen seiner Kenntnisse allgemein geachteten Bibliothekars der Biblioteca Vaticana, gesellen. Diese großartig angelegte Publikation wird in der Kunstanstalt von Danesi in Rom hergestellt und wird den Titel führen: „*Le piante maggiori dei secoli XVI e XVII, riprodotte in fototipia a cura della Biblioteca Vaticana*". Sie wird folgende Bände umfassen, von denen der erste und zweite bereits erschienen sind: 1. *Roma al tempo di Giulio III.* — La pianta di Roma de Leonardo Bufalini del 1551, riprodotta per la prima volta dalla stampa originale. Roma, 1911 (Preis Lire 20,—). 2. *Roma prima di Sisto V.* — La pianta di Roma Du Pérac-Lafréry del 1577. Contributo alla storia del commercio delle stampe a Roma nel secolo XVI e XVII. Roma, 1908 (Preis Lire 15,—). 3. *Roma al tempo di Paolo V.* — La Pianta di Antonio Tempesta del 1606 (in Vorbereitung). 4. *Roma al tempo di Urbano VIII.* (1623—1644). — La pianta di Roma Maggi-Maupin-Losi, di quarantotto fogli, riprodotta da uno dei tre esemplari completi, fin adesso conosciuti. 5. *Roma al tempo di Urbano VIII.* (1623—1644). — La Pianta di Roma pubblicata da Goert van Schaych (Gottifredo Scaicchi) nel 1630 (in Vorbereitung). 6. *Roma al tempo di Innocenzo XI.* — La pianta di Roma di Giovanni Batt. Falda del 1676 (in Vorbereitung). — Zu diesen sechs Bänden werden dann noch zwei Supplementbände kommen: 1. *La grande veduta Maggi-Mascardi* (1615) *del Tempio e del Palazzo Vaticano*, stampata coi rami originali, e con introduzione di Francesco Ehrle, S. J. Roma 1911. 2. La pianta della Campagna Romana del 1547, in sei fogli, riprodotta in fototipia dalla copia Vaticana, unica finora, con introduzione di Tommaso Ashby (in Vorbereitung).

Professor Guido Bustico hat zu seiner Alfieri-Bibliographie nunmehr ein Supplement erscheinen lassen: *Supplemento alla bibliografia di Vittorio Alfieri. Domodossola*, Tipografia Orsolana, 1911. 36 Seiten. 8°. Dies Supplement ist in zwei Teile eingeteilt: 1. *Bibliografia delle opere dell' Alfieri* und 2. *Bibliografia della Critica*, in denen zusammen 712 Nummern aufgezählt und beschrieben werden.

Im Jahre 1910 wurden — wie aus dem *Bollettino della proprietà intellettuale* hervorgeht — im ganzen 883 Werke bei dem italienischen Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel hinterlegt. Hiervon waren 770 Originale, 88 Übersetzungen und 25 Werke in fremden Sprachen. Diese Statistik weist ein bedeutendes Mehr gegen die Vorjahre auf. Im Laufe von zehn Jahren hat sich die Zahl der hinterlegten Werke nahezu verdoppelt. Von jedem in Italien erscheinenden Buche muß ein Exemplar bei dem genannten Ministerium deponiert werden.

In Genua ist der 100. Geburtstag *Charles Dickens* festlich begangen worden. Das Haus, in dem der Dichter im Jahre 1844 gewohnt hatte, schmückt eine

Marmortafel; am 7. Februar begab sich nun der Bürgermeister mit einer Abordnung des Gemeinderates dahin, um an dieser Tafel einen ehernen Kranz anzubringen. Die Tafel trägt die Inschrift: *In questa villa dal prisco rosso delle sue mura „Pink Jail" ebbe gradita dimora Carlo Dickens geniale e profondo rivelatore del sentimento moderno"* (In dieser Villa, die nach dem alten Rot ihrer Mauern den Namen „Pink Jail" führt, verlebte Charles Dickens, der geniale und tiefe Erwecker des modernen Empfindens, einst angenehme Tage). Auf dem Kranze stehen die Worte: *„Genova a Carlo Dickens, 7. febbraio 1912."* Im Gemeinderat hielt dann der Bürgermeister bei Eröffnung der Sitzung eine ausgezeichnete kurze Gedächtnisrede, die von der Versammlung und dem Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.

Einer der letzten Bände der bedeutenden bei Laterza in Bari erscheinenden Sammlung *„Classici della filosofia moderna"* enthält zum ersten Male in italienischer Übersetzung die beiden philosophischen Hauptschriften *René Descartes': „Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences"* und *„Meditationes de prima philosophia"*. Über diese wichtige Neuerscheinung lese ich in der Nuova Antologia: *A. Tilgher* hat eine getreue und mit gelehrten Anmerkungen versehene Übersetzung von Descartes' *Discorso sul metodo* und *Meditazioni filosofiche* besorgt, denen er eine Einleitung über die Entstehung und Geschichte dieser für die Entwickelung des modernen philosophischen Gedankens so hervorragend wichtigen Werke vorausschickt. Die Arbeit Tilghers ist durch die vor kurzem vollendete Nationalausgabe der Werke Descartes' und durch die Biographie des Philosophen von *Carl Adam* sehr erleichtert worden; aber das nimmt der Veröffentlichung Tilghers nichts von ihrem Wert und ihrer Bedeutung für das gegenwärtige Wiederaufleben der philosophischen Studien in Italien. Diese Werke Descartes' waren tatsächlich noch niemals vollständig ins Italienische übersetzt worden und wurden von den wenigen Philosophen von Fach im Urtext, das heißt französisch — wie der *Discorso* — oder lateinisch — wie die *Meditazioni* — gelesen, und so war ihre Aufnahme in die Sammlung Laterza, in italienischer Übersetzung, ein sehr verständiges Unternehmen. Besonders der *Discorso* ist von grundlegender Wichtigkeit für die Geschichte der modernen Philosophie und der mathematischen Wissenschaften. Tilgher hat auf Grund genauer Berechnungen festgestellt, daß sich Descartes mit den mathematischen Ideen, die er darin niedergelegt hat, im Winter 1619—20 vornehmlich beschäftigte; das ist um die gleiche Zeit, als man in Rom seinen großen Zeitgenossen *Galileo Galilei*, den Umstürzer des Aristotelischen Systems, verurteilte.

Ernst Rodocanachi, dem wir schon so manche treffliche Arbeit über die italienische Renaissance verdanken, hat bei Hachette in Paris ein neues, prächtiges Werk veröffentlicht: *„Rome au temps de Jules II. et de Léon X."* Der Verfasser untersucht mit seltener Kenntnis die so merkwürdige und komplizierte römische Gesellschaft der Renaissance, die Zusammensetzung des heiligen Kollegs, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kardinäle, ihr öffentliches und privates Leben, das Leben der beiden größten Renaissancepäpste, ihre Reisen, Vergnügungen, Jagden, Bankette usw. Von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Veränderungen der Stadt Rom unter Julius II. und Leo X., das, wie das ganze Werk, sehr reich mit ausgezeichneten auf Originale zurückgehenden Abbildungen illustriert ist.

Wenn auch infolge verschiedener Umstände ein wenig verspätet, so soll doch auch an dieser Stelle auf die Ende vorigen Jahres bei Olschki in Florenz erschienene Monumentalausgabe von *Dantes Divina Commedia* gebührend hingewiesen werden. Diese Ausgabe ist mit einem ungeheuren Aufwand von Mühe, Zeit und Geld hergestellt und verrät sachlich wie typographisch die reichen Kenntnisse und den sicheren Geschmack des Herausgebers. Wer jemals in Italien Druckwerke herzustellen hatte und weiß, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, besonders, wo es sich um nicht ganz alltägliche Arbeiten handelt, wird dieses große, mühevolle Druckwerk noch ganz besonders zu würdigen wissen. Und das muß rückhaltlos anerkannt werden — mag auch der oder jener dies oder das nicht gutheißen, der Geschmack ist ja nun mal ein gar persönliches Ding — die typographische Ausführung ist hervorragend, und nach meiner Überzeugung wird jeder, der überhaupt von dem Geist alter und der Technik moderner Drucke ein wenig versteht, wenn er alles nur in allem nimmt, diese neue Dante-Monumentalausgabe als eine Publikation allerersten Ranges ansehen müssen.

Das Papier ist eigens für diese Ausgabe von der Firma Miliani in *Fabriano* hergestellt worden und zeigt als Wasserzeichen das Porträt Dantes und das Signet des Verlegers. Der Druck — schwarz und rot — ist in zwei Kolonnen angeordnet, von denen die eine den Text, die andere (in kleinerer Schrift) den Kommentar enthält, und ist mit schönen Initialen geschmückt. Die Gesänge, deren Text nach den neusten Ergebnissen der Danteforschung gewissenhaft korrigiert ist, sind außerdem von prachtvollen Holzschnitten begleitet, getreuen Nachbildungen der 101 Figuren, die die berühmte Venezianer Ausgabe von 1491 illustrieren. Der Band umfaßt 600 Seiten in großem Folioformat und ist in einer einmaligen Ausgabe von 300 Exemplaren hergestellt, die fortlaufend und mit dem gedruckten Namen des Subskribenten versehen sind. Der Einband ist aus braunem Leder gearbeitet, mit reichen Blindpressungen geschmückt und mit Schließen und Bronzebeschlägen an den Ecken und in der Mitte versehen — das Bronzemedaillon in der Mitte der Einbanddecke zeigt das Porträt Dantes. — Außer den 300 Exemplaren auf Papier sind sechs auf Pergament abgezogen worden, in denen die Initialen zu Anfang eines jeden Gesanges und die Namen oder das Wappen oder Ex-libris des Subskribenten von dem Florentiner Miniator Professor Amedeo Nesi in Gold und Farben miniert sind. Diese Miniaturen sind in



Anlehnung an die Ornamente in den Handschriften in der Laurenziana in Florenz ausgeführt. Die Einbände dieser Exemplare sind mit Schließen und Beschlägen in massivem Silber versehen. Die Ausgabe, der eine Vorrede von *Gabriele d'Annunzio* vorangeht, ist dem König von Italien gewidmet. Der Preis beträgt 600 Lire, für das Pergamentexemplar 3000 Lire.

Die an Versteigerungen arme Saison wurde durch eine zehn Tage dauernde Auktion bei Rossi auch nicht sonderlich belebt. Immerhin bot der erste Tag — die folgenden neun waren wenig interessant — manch' wichtiges und viel umworbenes Stück. Ich gebe nachstehend eine kleine Auswahl der erzielten Preise: *Gauricus, De sculptura* Florenz, Junta, 1504. L. 42.—. *Officium S. Januarii.* Neapel, 1525. L. 42.—. *Sophocles, Tragödiae.* Venedig, Aldus, 1502. L. 95.—. *Donatus, In Ovidium fabulae.* s. l. n. d. (wahrscheinlich: Louvain, Johannes de Westphalia, XV. Jahrhundert) L. 125.—. *Theobaldeo, Sonetti, capitoli e rime chiamate opere d'amore.* Modena, Dom. Rocociolo, 1498. L. 82.—. *Boccaccio, Decamerone.* Firenze, Junta, 1527 (der sehr seltene Originaldruck). L. 150.—. *Boccamazzo, Trattato della caccia.* Roma 1548, L. 250.—. *Passavanti, Specchio di vera penitentia.* Firenze 1495, L. 230.—. *Chariteo. Opere.* Neapel, Sigism. Mayr, 1509. L. 100.—. *Hasius, In artem chiromanticam.* Augsburg 1509. L. 78.—. *Landino, Formulario di lettere.* s. l. n. d. (Florenz cirka 1490). L. 220.—. *Hipocrates, Opusc. repertorii in mutationes aeris etc.* Venedig, Ratdolt, 1485. L. 52.—. *Pescatore, Vendetta die Ruggiero.* Venedig 1557. L. 75.—. *Alchabitius, Libellus ysagogicus.* Venedig, Ratdolt, 1685. L. 69.—. *Berni, Orlando innamorato.* Venedig 1545. L. 56.—. *Biblia latina.* Venedig, Junta, 1511. L. 150.—. *Caracciolo, De timore divinorum judiciorum.* Venedig 1475. L. 120.—. *Oliva, Ucelleria.* Roma 1622. L. 53.—. *Primo libro de Don Polindo.* Toledo 1526. (Außerordentlich seltener Ritterroman.) L. 1210.—. *Sabadino, Libro di Novelle, intitol. Le Porretane.* Bologna, Henr. de Colonia, 1483. L. 315.—. *Varthema, Itinerarium.* s. l. ni. d. (Mailand 1511). L. 165.—. *Itinerarium Portugallensium e Lusitania in Indiam etc.* (Mailand 1508). L. 600.—. *Faber, Arithmetica.* Paris 1496. L. 195.—. *Aristoteles, Organon (graece).* Venedig, Aldus, 1495. L. 320.—. *Panzer, Annales typographici.* XI Bände. L. 525.—. *Ovid, Metamorphosen.* Venedig 1509. (Mit prächtigen Holzschnitten). L. 335.—. *Ramusio, Navigationi et viaggi.* 1583—1606. L. 150.—. *Tasso, Gerusalemme liberata.* Venedig 1745. Groß-Folio mit vielen Figuren. L. 170.—.

Vom 18. bis 20. März kommt bei der gleichen Firma eine wertvolle Sammlung alter Werke über Fechtkunst und Duell zur Versteigerung.

Rom, Anfang März 1912.

Ewald Rappaport.

Amsterdamer Brief.

Im Dezemberheft des „*Gids*" schreibt *Franz Erens* über *Stefan George* und einiges andere mehr; deshalb hat er als Titel „Mymmeringen" (Träumereien) gewählt. Den Ausgangs- und Endpunkt seiner Betrachtungen bildet die letzte Gedichtsammlung von Stefan George „Der siebente Ring". Als eine der Haupteigenschaften der Georgeschen Muse bezeichnet Erens hier den Stolz, den geistigen Hochmut, der zwischen den wenigen Eingeweihten und der großen dumpfen Menge so streng scheidet, und er vermißt die Liebe. Er charakterisiert dann die Kunst Georges als eine intellektuelle, die Reflexion hat die Oberhand, ohne daß jedoch irgendwie „moderne" Gedanken ausgesprochen werden, wie bei *Mombert* oder *Dehmel*. Denn das Streben nach Tageserfolg, den die Behandlung moderner Probleme so leicht erzielt, ist George fremd. Er findet auch Verwandtschaft mit *Nietzsche*, besonders mit dem Zarathustra „wo die Ideen in herrlichen Salvos von Farbe und Glanz, aber auch in Verwirrung auf- und abwogen." Dann streift Erens das Verhältnis Georges zu anderen Erscheinungen der neueren Literatur, zu *Mallarmé* und *Verlaine*. Er meint, daß George sich mit *Mallarmé* in seiner Flucht vor dem Alltag, vor dem Banalen und Konventionellen im Gefühlsleben und im sprachlichen Ausdruck berühre. Aber bei dem Franzosen ist weniger Selbstüberhebung und weniger Absichtlichkeit. Von der Bescheidenheit Verlaines findet sich bei George keine Spur. *Verlaines* Gedichte sind wie eine große, ganz in Demut abgelegte Beichte und, weil nichts als die Liebe zur Frau sein Leben erfüllte, durchströmt all seine Verse eine Wärme, die wir bei George vergebens suchen. Verlaine hatte nicht nötig, sich über andere zu erheben. Er klagte in Einsamkeit und sang seinen Schmerz aus in einer großen Ruhe. *Mallarmé* und *Moréas*, ja auch *Baudelaire* haben den Hochmut besungen und ihr eigenes Ich ins Ungemessene gesteigert, wie neben Dehmel in Deutschland besonders George. Ganz anders empfanden *Goethe* und *Schiller*, die ihr Ich mit der ganzen Menschheit verfließen ließen. Trotzdem versagt aber Erens dem Dichter nicht seine höchste Bewunderung, und er ist geneigt, ihn von allen lebenden deutschen Dichtern für die bedeutsamste Erscheinung anzusehen. Neben manchem Anregenden und Treffenden enthält der Artikel von Erens auch viel Schiefes und Oberflächliches, und der Autor wiederholt sich öfters; ich habe die Hauptgedanken deshalb in einer anderen Reihenfolge wiedergegeben. Jedenfalls ist es aber für den in Holland herrschenden Geschmack typisch, daß diesem in Deutschland nur von einer kleinen, etwas abseits stehenden Gemeinde verehrten Dichter in einer so konservativen Zeitschrift wie „De Gids" ein so ausführlicher und anerkennender Aufsatz gewidmet wird.

In demselben Heft des „Gids" setzt *Kohlbrugge* seine Studien über den Naturforscher Goethe fort: „*War Goethes Naturbetrachtung eine teleologische oder eine mechanische?*" Der erste Artikel war im Juliheft erschienen. (Vergl. unser Referat im Oktoberheft,



Seite 252.) Kohlbrugge sucht in dieser Fortsetzung, gestützt durch ein umfangreiches Material, den Beweis zu erbringen, daß die seiner Ansicht nach heute herrschende Meinung, als ob Goethe einer mechanischen Weltanschauung gehuldigt habe, falsch sei. Mit *Bielschowsky*, der schrieb: „Die Welt war in teleologische Denkweise verfallen, nur Goethe nicht", ist er nicht eins. Wohl aber stimmt er mit *Lange*, dem Verfasser der Geschichte des Materialismus überein, und mit Magnus (Goethe als Naturforscher), den er aber sonst wenig zuverlässig findet. Mit einer mechanischen Welterklärung scheint ihm der Pantheismus Goethes im Widerspruch zu stehen, der in den Gesprächen mit Eckermann sogar zum Teil ganz christliche Formen annimmt. Aber auch in seinen naturwissenschaftlichen Schriften, und darauf kommt es in erster Reihe an, hat sich Goethe von teleologischen Gedanken nicht freizuhalten gewußt. Wogegen er sich allein wandte, war die ganz platte teleologische Betrachtungsweise, nach der alles zum Gebrauche des Menschen geschaffen ist und eine Erscheinung „erklärt" war, wenn der Nutzen für den Menschen nachgewiesen war. Dann kommt Kohlbrugge auf *Goethe* und den *Darwinismus* zu sprechen. Nachdem er kurz dargelegt, daß die Grundgedanken Darwins schon vor Darwin zu Goethes Lebzeiten von verschiedenen Naturforschern verfochten wurden, präzisiert er die Frage nach dem Verhältnis Goethes zu Darwin dahin: Glaubte Goethe an die Abstammungstheorie in einem weiteren Sinn? Diese Frage verneint Kohlbrugge. *Häckel* hat darauf bekanntlich bejahend geantwortet, aber Häckel ist schon längst von *Kossmann*, *Schmidt* und *Cattie* widerlegt. — Man hat die evolutionistischen Ideen, die sich bei Goethe finden, durch den Einfluß *Herders* zu erklären versucht, das scheint Kohlbrugge verkehrt. Er sieht vielmehr in dem seit 1768 in Straßburg wirkenden Professor *Johann Hermann* den geistigen Urheber solcher Gedanken. Das Werk, in dem Hermann seine Entwicklungstheorie zuerst vor einem größeren Leserkreise auseinandersetzt, erschien allerdings nach Goethes Straßburger Aufenthalt, im Jahre 1783.

Eine Zeitlang schien es, als ob Goethe eine gemeinsame Abstammung von Tier und Mensch für möglich halte. Das war besonders in der Periode, wo er sich mit dem Zwischenkieferknochen beschäftigte (1784). Interessant ist es, daß in demselben Jahre auch die deutsche Übersetzung des Werkes des Schotten *Burnet Monboddo*, der prädarwinistische Gedanken vertrat, mit einer Vorrede von Herder erschien. Daß Goethe sich aber von der Deszendenztheorie bald abwandte, bringt Kohlbrugge mit seinem eingehenderen Studium Kants und dem Einflusse des Kantianers Schiller in Zusammenhang. Die später erscheinenden Schriften anderer Vertreter dieser Theorie blieben ohne Einfluß auf Goethe, so die „*Zoonomia*" des alten *Darwin*, die Werke *Lamarcks*, und die Aufsätze von *Ballenstedt*, *Krüger*, *Tausche*, *Körte*, die vergleichende Osteologie von *Pander & d'Alton* 1821—1828. Nur in der Besprechung Goethes der zuletzt genannten Schrift findet sich ein Satz, der als eine Anerkennung der Veränderlichkeit der Gattung gedeutet werden könnte; aber derselbe bezieht sich nur auf die Klasse der Nagetiere. Auch die prädarwinistischen Ideen *Voigts* gingen spurlos an Goethe vorüber, obwohl Goethe seine Werke bespricht. Goethe hielt an dem Dogma der Unveränderlichkeit der Gattungen (species) fest. Kohlbrugge kommt zu dem Schluß, daß Goethe als Naturforscher nicht auf der Höhe seiner Zeit stand. Er spielte ebensowenig eine führende Rolle, außer darin, daß er einer der Begründer der ungesunden, unnatürlichen Naturphilosophie war.

Von wichtigen Katalogen, die in der letzten Zeit erschienen sind, verdienen zwei besondere Erwähnung. Der eine ist von *van Stockums Antiquariat* im Haag, Prinsegracht 15, herausgegeben und handelt über Flugschriften, die Bezug haben auf die Geschichte der Vereinigten Niederlande, besonders ihre Handels- und Kolonialpolitik von 1588 bis zum Ende der Republik. (*A catalogue of pamphlets relating to the United Netherlands, their history, commerce, wars at sea and on land, 60 pag.*) Eine der interessantesten Nummern des Katalogs ist eine vollständige Sammlung von 38 Flugschriften, die in den Jahren 1607 bis 1608 gegen den Frieden mit Spanien veröffentlicht wurden, und die wertvolles Material für die Geschichte des frühen Handels der Holländer mit Amerika enthalten; die merkwürdigsten sind von W. Usselincx, dem Begründer der holländischen Westindischen Compagnie verfaßt (Nr. 15, Preis 500 fl.). Von drei andern wichtigen Stücken sind die Titelblätter in dem Katalog reproduziert. Ein sehr seltenes Dokument ist der Abdruck eines Patents, an der Westseite des Amazonenstromes bis an den Orangefluß eine Kolonie zu gründen, das die Generalstaaten 1689 einem gewissen Jan Reeps verliehen (Nr. 278, Preis 250 fl.), das Titelblatt ist reproduziert.

Der zweite, umfangreichere und schön ausgestattete, auf rauhes Papier mit breitem Rand gedruckte Katalog ist von der Amsterdamer Firma *Fred. Muller & Co.* herausgegeben. (*Catalogue annuel de livres et de documents sur la cartographie, la géographie, les voyages XV—XIX. siècles.*) Derselbe enthält auf 184 Seiten 1230 Nummern. Das kostbarste Buch dieser Sammlung ist eine *1486* in *Ulm* gedruckte lateinische Ausgabe der Geographie des *Ptolomäus* mit 32 Karten; es ist die vierte Ausgabe dieses Werkes, das für die Geschichte der Kartographie vom größten Interesse ist. Während nämlich in den italienischen Ausgaben des Ptolomäus die Karten auf Kupfer gestochen und nicht koloriert sind, sind sie in dieser deutschen Ausgabe in Holz geschnitten und koloriert. Das Exemplar befindet sich noch in dem alten mit Schweinsleder überzogenen Holzband (Nr. 5001, Preis 1200 fl.). Die erste lateinische Ausgabe des *Wagenaar*, *Speculum nauticum*, *Leiden 1586*, in einem modernen Einband, ist für 250 fl. käuflich (Nr. 5008); die elfbändige *Cosmographie* von *J. Blaeu* in lateinischer Sprache aus den Jahren 1662—1665 für 750 fl. (Nr. 5019). Der Preis der *Reisebeschreibung* von *Thomas Cavendish* und *Francis Drake* (Nr. 5149,



600 fl.) mit holländischem Text, zwei Jahre vor der englischen Ausgabe, 1598 von Cornelis Claeß in Amsterdam veröffentlicht, ist wohl für amerikanische Käufer berechnet. Die englische Ausgabe der *Reisen* des *Jan Huygen van Linschoten* nach Ost- und Westindien (Nr. 5155) von *1598* ist mit 900 fl. verzeichnet. — Deutsche wird es interessieren, daß sich in den Katalog auch drei Lithographien mit Abbildungen aus dem Leben des einst so populären, jetzt aber ganz in Vergessenheit geratenen badischen Revolutionshelden *Friedrich Hecker* verirrt haben; sie werden unter dem Schlagwort *Illinois*, wo sich Hecker nach seiner Flucht ansiedelte, für 40 fl. angeboten (Nr. 5221). — Ein Werk, das für die früheste Geschichte des spanischen Amerika von großer Wichtigkeit ist, die erste Originalausgabe der vollständigen Abhandlungen von *Bartolomeo de Las Casas* (Nr. 5309) ist für 1000 fl. käuflich; dasselbe enthält die ersten genaueren Mitteilungen über die Eingeborenen der spanischen Kolonien und gibt ausführliche Schilderungen der von den Spaniern bei der Eroberung verübten Greuel. Es sind im ganzen neun Teile in einem Band, *1552 bis 1553* in *Sevilla* erschienen. Ein unverhältnismäßig hoher Preis, 350 fl., wird gefordert für Nr. 5384: *Barlaeus*, Rerum per octo-ennium in *Brasilia* et alibi nuper gestarum, sub praefectura Cornitis I. Mauritii Nassaviae . . . historia, *Amsterdam*, I. Blaeu *1647*, unverhältnismäßig, auch wenn man berücksichtigt, daß es eine Ausgabe auf großem Papier und in reichem Einband ist und die Tafeln und Karten koloriert sind. Dasselbe Werk erzielte auf einer Auktion bei R. W. P. de Vries im Juni 1911 den bescheidenen Preis von 62 fl. Die Originalausgabe der Reise um die Welt von *Magellan* in lateinischer Sprache *1523* in *Rom* erschienen, in rotem Maroquineinband (Nr. 5579) kostet 1200 fl. Erwähnung verdienen dann noch Nr. 5640, eine Ansicht des Palastes des Sultans von Marokko, ein Stich von *Adr. Matham* (259,5 × 53) 300 fl.; Nr. 5654, der erste Bericht von der *Expedition Kaiser Karls V. nach Tunis*, 1535 in Nürnberg herausgegeben, 8 Seiten in 4° 50 fl.; Nr. 5805, *W. Dampier, Neue Reise um die Welt, Leipzig 1708*, 8°, nicht erwähnt in der Bibliographie von Mendelssohn, 30 fl., und Nr. 6077, Epistola . . . Emanuelis Regis Portugalie . . . De victoriis habitis in India & Malacha [Rome?], 1513, die Originalausgabe der ersten Beschreibung der Expeditionen *Albuquerques* nach Ostindien von 1510—1512, 500 fl.

Die *Justiz*, die sich hier in Holland gegenüber obszöner Literatur bisher immer sehr tolerant gezeigt hatte, scheint sich jetzt auf Grund eines neuen Sittlichkeitsgesetzes, das aber nur den Zweck hat, die Jugend vor Verführung zu schützen, verpflichtet zu fühlen, auch auf die auf Auktionen vorkommenden Bücher ihr Augenmerk zu richten. Sie betritt damit ein sehr schwieriges Feld, besonders wo es sich um ältere Literatur handelt, die man nicht mit der engbrüstigen Moral unserer Tage messen kann. In den „Weisheitstempel“ des bekannten *Leidener Antiquariats* von *Burgesdyk & Niermans* (das Haus führt den Namen Templum Salomonis) hat die Polizei schon einen Einfall getan und sie hat eine ganze Reihe Werke, die im Auktionskatalog vom 4.—14. Dezember 1911 unter der Rubrik „Facéties“ vorkamen, Nr. 5036 und 5070—5100) vorläufig beschlagnahmt. Die Mehrzahl sind französische Bücher aus dem XVIII. Jahrhundert, die in den Anmerkungen des Katalogs als „libre“ oder „piquant“ bezeichnet werden. Die Ironie des Schicksals will es nun, daß sich auch einige Bücher darunter befinden, die in Holland in früheren, weniger strengen Zeiten herausgegeben sind, wie *Histoire d'Eloïse et d'Abélard avec la lettre passionée qu'elle lui écrivit. La Haye 1694*, 12. (Nr. 5072) und (*Heinsius, N.*) *L'avanturier Hollandais ou la vie et les avantures divertissantes et extraordinaires d'un Hollandais. Amsterdam 1767*, 12. (Nr. 5081). Ein anderes durfte 1786 in Maastricht erscheinen (Nr. 5001). Aber die Zeiten ändern sich. Auch vor ein paar deutschen Werken wollte die Obrigkeit die reinen Gemüter ihrer Untertanen bewahren: den Dichtungen und Gesprächen des Göttlichen *Aretino*, in der *Bearbeitung von Conrad, 1904*, und man staune, vor der von *H. Nordhausen*, Berlin 1905 herausgegebenen *Ars amandi, von Hoffmannswaldau bis Schiller*.

Die im Verlag von Martinus Nyhoff seit 1903 erscheinende holländische Zeitschrift „*Tydschrift voor Boek- en Bibliotheekwezen*“ wird seit dem neuen Jahre unter einem andern Titel und in einem handlicheren Format herausgegeben. Sie heißt jetzt: „*Het Boek*“, und ist aus einer Vierteljahrsschrift eine Monatsschrift geworden; nur in den Monaten August und September pausiert sie. Die Zeitschrift präsentiert sich äußerlich jetzt viel besser als früher, und macht einen angenehmen Eindruck; Redaktion und Mitarbeiter sind dieselben geblieben. Infolge des häufigeren Erscheinens soll künftighin auch über aktuelle Erscheinungen, neue Ausgaben, Kataloge und Auktionen berichtet werden. Auch die andere holländische, dem Buch- und Bibliothekswesen dienende Zeitschrift „*De Boekzaal*“, die jetzt ihren sechsten Jahrgang beginnt, hat ihr Programm vergrößert und erscheint in sorgfältigerer Ausstattung; der Druck ist größer geworden, die Seite ist nicht mehr in Spalten geteilt, aber dafür mit einem breiten Rand umgeben, wodurch der Gesamteindruck ein vornehmerer geworden ist; das einzelne Heft hat fast den doppelten Umfang von früher; neu sind die sehr ausführlichen Rubriken Bücher- und Zeitschriften, Musik- und Kunst-Rundschau. Redakteur und Verleger (J. Ploegsma in Zwolle) sind dieselben geblieben.

Zum Schluß möchte ich noch die für holländisches Kunstleben interessierten Leser auf die sehr nützliche französische Zeitschrift „*Répertoire d'art et d'archéologie*“, Paris, 19 Rue Spontini, aufmerksam machen, die seit einiger Zeit eine fast vollständige Übersicht über den Inhalt der wichtigsten holländischen Zeitschriften gibt, soweit sie Aufsätze über Kunst enthalten; besonders für moderne holländische Kunst ist das Répertoire eine wahre Fundgrube; es ist auch stets angegeben, ob der Artikel illustriert ist.

Amsterdam, Mitte Februar. *M. D. Henkel*



Moskauer Brief.

In Rußland bereitet man sich eifrig zur Jahrhundertfeier des „vaterländischen" Krieges gegen Napoleon vor. In Moskau soll ein „Museum des Jahres 1812" eröffnet werden und fast täglich bringen die Zeitungen Nachrichten über neue Stiftungen für dieses Museum. Viele der gespendeten Gegenstände sind auch für den Bibliophilen von nicht geringem Interesse, — so verschiedene französische Landkarten, deren sich die Führer der großen Armee zur Orientierung bedienten, und die als Beutestücke in die Hände der Sieger gerieten. Eine Zusammenstellung sämtlicher auf den Franzosenkrieg bezüglicher Beiträge russischer Zeitschriften von 1811 bis 1911 bringt *K. Wojenski* im „Bibliophile Russe" — eine nicht genug zu lobende, ungemein gewissenhafte Arbeit. Die Direktion der russischen Hofbühnen hat schon im vorigen Jahr ein Preisausschreiben für das beste Drama aus dem Jahre 1812 erlassen — ob es viel Erfolg haben wird, mag dahingestellt bleiben; vorläufig hört man noch nichts von zu erwartenden dichterischen Großtaten. Es kann immer noch passieren, daß die eine oder die andere Bühne das Gedächtnis an die große Zeit durch eine Aufführung der „Madame Sans-Gêne" ehrt.

Denn die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Als erste Erinnerung an das Jahr 1812 haben wir vorläufig in Petersburg eine „Jahrhundertausstellung französischer Malerei von 1812—1912", deren Zustandekommen der Redaktion der ausgezeichneten Kunstzeitschrift „Apollon" und dem „Institut Français de St. Pétersbourg" zu danken ist. Von David und Delacroix bis zu Felix Valloton und Odilon Redon sind alle bedeutenden französischen Künstler in mustergültiger Weise vertreten. Vieles ist aus Frankreich herübergebracht, vieles von dem Schönsten stammt aber auch aus russischem Privatbesitz. Ob wir jemals eine derartige Ausstellung *deutscher* Kunst in Rußland erleben werden? Ein paar Versuche sind in frühern Jahren ja gemacht worden, aber die dokumentierten sich so deutlich als rein geschäftliche Unternehmungen, daß von ihnen keinerlei tiefere künstlerische Wirkungen ausgehen konnten.

Auch in einer andern Sache haben wir Deutschen uns von den Franzosen überholen lassen. Zwischen Frankreich und Rußland ist im Dezember eine literarische Konvention abgeschlossen worden, die den Schriftstellern beider Länder das Eigentumsrecht auf ihre Werke im fremden Lande für die Dauer von zehn Jahren sichert. Das Zustandekommen dieser Vereinbarung ist ausschließlich ein Verdienst der französischen Schriftsteller, die die Frage immer wieder aufwarfen und keine Ruhe gaben, als bis sie erreicht hatten, was sie wollten. In Rußland hat man sich gegen die Konvention aus allen Kräften gesträubt und da sie nun doch abgeschlossen werden mußte, fließen die Krokodilstränen in Strömen. Wir aber fragen wieder: wo bleibt Deutschland? Es wird in Rußland ungleich mehr aus dem Deutschen übersetzt, als aus dem Französischen, und man wird jetzt, wo Frankreich die Grenze abgesperrt hat, sich erst recht auf die deutschen Bücher werfen. Über das Wie der Übersetzungen möchte man lieber gar nicht reden, besonders die Verfasser populärwissenschaftlicher Schriften müssen sich, ohne etwas davon zu ahnen, oft ganz Unglaubliches gefallen lassen. Dabei verstehen es die populären russischen Schriftsteller, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang haben, sehr wohl, die Lücken der deutschen Preßgesetzgesetzgebung zu ihren Gunsten auszunutzen. Es ist ja am Ende auch nicht schwer, das Titelblatt seines Romans in Berlin drucken und ein paar Exemplare des Buches in den Schaufenstern deutscher Buchhandlungen auslegen zu lassen.

Eine Ausstellung für Buch- und Plakatkunst — wenn ich nicht irre, die erste dieser Art in Rußland — fand im Dezember in Petersburg im Anschluß an den Künstlerkongreß statt. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften hatte der Ausstellung eine ganze Reihe wertvoller alter Bücher aus ihrem Besitz zur Verfügung gestellt. Unter den Erstdrucken konnte man hier auch die Apostelgeschichte von 1564, das erste in Moskau gedruckte Buch, sowie die ostroshsker Bibel von 1581 sehen — beides aus der Bibliothek der Akademie; von Büchern des XVIII. Jahrhunderts fand sich hier unter anderem ein Lehrbuch der Arithmetik aus dem Jahre 1728, das eigens für den jungen Zaren Peter II. verfaßt und gedruckt worden war, und sehr interessante illustrierte Schilderungen der Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren der Zarinnen Anna, Elisabeth und Katharina II. (aus Privatbesitz).

Im Oktober 1911 waren hundert Jahre seit der Eröffnung einer der berühmtesten Lehranstalten Rußlands verflossen — des Kaiserlichen Lyzeums in Zarskoje Selo (das heute als „Alexanderlyzeum" — Gymnasium mit daran gegliederten juristischen Hochschulkursen — noch in Petersburg fortbesteht). Aus dieser Anstalt sind eine ganze Reihe bedeutender Männer hervorgegangen, vor allem Schriftsteller und Gelehrte. Selbstverständlich denkt man, wenn vom Lyzeum die Rede ist, zu allererst an *Alexander Puschkin*, der mit den ebenfalls rühmlichst bekannten Dichtern Delwig und Illitschewski, dem späteren „Dekabristen" Küchelbäcker und anderen zum ersten Coetus der Schule gehörte; doch hatte das Lyzeum auch späterhin noch manchen Zögling aufzuweisen, der ihm Ehre machte — so den Sprachforscher Jakob Grot, den Dichter Mey und viele andere. Eine Geschichte des Lyzeums in seiner Glanzzeit von 1811—1843, verfaßt von dem greisen russischen Historiker *D. Kobeko*, der selbst einst „Lyzeist" war, ist soeben erschienen. Der 553 Seiten starke, typographisch und buchkünstlerisch musterhafte Band ist weit mehr als eine bloße „Festschrift", er enthält eine Fülle oft mit großer Mühe zusammengetragenen, fleißig gesichteten und musterhaft verarbeiteten kultur- und literaturgeschichtlichen Materials. Mit vollem Recht greift der Historiker dort, wo es sich um die hervorragendsten Zöglinge des Lyzeums handelt, über die Grenzen der Anstaltsgeschichte hinaus und skizziert auch das spätere Leben

und Wirken der einzelnen Personen, so daß wir in Summa ein ganz bedeutendes Stück russischer Geistesgeschichte durch diese schöne und gründliche Arbeit kennen lernen.

Noch eine andere Jahrhundertfeier brachte der verflossene Winter — das Jubiläum der Moskauer „Gesellschaft von Freunden der russischen Literatur", der ältesten unter den bestehenden literarischen Vereinigungen des Zarenreiches. 1811 wurde die Gesellschaft an der Moskauer Universität zu dem Zweck gegründet, „die Kenntnis der Regeln und Muster eines gesunden Schrifttums zu verbreiten und dem Publikum wohlbearbeitete Werke in Versen und Prosa zu vermitteln." Im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens trugen die Bestrebungen der Gesellschaft einen durchaus konservativen Charakter, erst Ende der zwanziger Jahre finden wir auch jüngere Dichter wie Puschkin und Baratynski unter ihren Mitgliedern, die sich da aber scheinbar nicht sehr wohl gefühlt haben. In den dreißiger Jahren fristet die Gesellschaft nur noch ein Scheindasein. Neues Leben kommt in den erschlafften Organismus erst durch die 1858 erfolgte Wahl des bekannten slawophilen Dichters und Philosophen *A. S. Chomjakow* zum Vorsitzenden. Chomjakows Bestreben war, aus der Gesellschaft eine „freie Akademie" im Gegensatz zu der „offiziellen" in Petersburg zu machen. Zu diesem Zweck wurden die Satzungen der Gesellschaft 1866 bedeutend erweitert. In diese Zeit fallen auch die wichtigsten literarisch-wissenschaftlichen Publikationen der Gesellschaft, wie zum Beispiel das große Wörterbuch der russischen Sprache von *Dahl*. Turgenjew, Ostrowski, Tolstoi — kurz alles, was Rußland damals an hervorragenden Schriftstellern aufzuweisen hatte, gehörte in den sechziger und siebziger Jahren zu den Mitgliedern der Gesellschaft. Den Bemühungen der Gesellschaft ist auch die Errichtung der beiden Dichterdenkmäler Moskaus zu danken — des 1881 enthüllten Puschkindenkmals, und des Gogoldenkmals, dessen Enthüllung 1909, zur 100. Geburtstagsfeier des Dichters, stattfand. In den neunziger Jahren hatte auch diese Gesellschaft die unvermeidlichen Kämpfe mit Polizei und Zensur auszufechten, die oft ein schlimmes Ende zu nehmen drohten. So wäre die Gesellschaft 1899 wegen einer Festrede zur Puschkin-Zentenarfeier beinahe aufgelöst worden. Harmloser schon erscheint ein ebenfalls in den 1890er Jahren erfolgtes Verbot der Polizei: es dürfe in den Sitzungen der Gesellschaft nichts von oder über Leo Tolstoi und Wladimir Solowjow verlesen werden.

Zur Hundertjahrfeier ist eine Geschichte der Gesellschaft und ein von dem Moskauer Universitätsbibliothekar *D. Jasykow* mit großem Fleiß zusammengestelltes Lexikon der Mitglieder der Gesellschaft von 1811 bis 1911 erschienen, welch letzteres mit seinen reichen und genauen bibliographischen Angaben sehr wohl einen vorläufigen Ersatz für das noch immer ausstehende russische Schriftsteller-Lexikon bieten kann. Von besonderm Interesse sind die *autobiographischen* Mitteilungen der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft.

Wie es um das Bibliothekswesen in Rußland bestellt ist, wird durch folgende Tatsache illustriert: das Moskauer Rumjanzew-Museum, das die zweitgrößte öffentliche Bibliothek Rußlands besitzt, ist in diesem Winter endlich mit der Ordnung und Aufstellung der in den *siebziger* (!) Jahren erworbenen Büchersammlung des kleinrussischen Bibliophilen Iwan Lukaschewitsch fertig geworden. Ein gutes Vierteljahrhundert haben die Bücher in wirrem Durcheinander in den Bodenkammern des Museums gelegen. Dabei enthält die Sammlung so gut wie alle russischen Erstdrucke, die der bekannte Iwan Fedorow einst auf seiner Handpresse anfertigte; ferner eine Fülle Moskauer Bücher aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in alten slawischen Lettern, an deren Stelle unter Peter dem Großen die neuen, der Antiqua angenäherten Typen traten, zahlreiche altslawische und altrussische Handschriften usw. usw.

Die ausgezeichnet redigierte russische Zeitschrift für Bücherfreunde „*Le bibliophile russe*" habe ich schon in meinem letzten Moskauer Briefe erwähnt. Aus der Menge wertvollen Materials, die die jüngsten Hefte bringen, sei auf die sehr interessanten Mitteilungen des Novemberheftes über ein Prachtwerk hingewiesen, das die polnischen Jesuiten dem falschen Demetrius überreichten und das sich gegenwärtig in der Bibliothek der St. Petersburger katholischen geistlichen Akademie befindet. Es ist eine reich illustrierte Beschreibung Jerusalems in drei Foliobänden. Der volle Titel lautet: „Tomi tres apparatus urbis ac templi Hierosolymitani Joannis Baptistae Villalpandi Cordubensis e societate Jesu collato studio cum H. Prado ex eadem societate. Romae. Superiorum permissu. Typis Illefonsi Ciacconi, excudebat Carolus Vullietus anno Domini MDCIIII."

Gebunden sind alle drei Bände in rotes Maroquinleder. Vorder- und Rückseite des Deckels sind mit reicher Goldpressung geziert — und zwar zeigt die Mitte den russischen zweiköpfigen Adler mit der Kaiserkrone, darüber einen Christuskopf, unten ein Kruzifix, rundherum die Symbole der Evangelisten, zehn polnische Adler, das Monogramm des Jesuitenordens JHS, zwei Pelikane und in den vier Ecken die Gestalt des Hl. Georg zu Pferde. Um den äußern Rand eines jeden Einbandes läuft eine Widmungsinschrift, und zwar bei dem einen Bande in russischer, dem andern in lateinischer, dem dritten in griechischer Sprache. Der lateinische Text lautet: „Serenissimo et inclitissimo monarchae Demetrio Joannis Dei gratia imperatori et magno duci totius Russiae et omnium Tatarium regnorum et aliorum plurimorum dominiorum monarchiae Moscoviticae subjectorum Domino et Regi patres sosietatis (!) Jesu Roma dono mittunt." Das Titelblatt des ersten Bandes trägt den Vermerk: „Inscriptus catalogo librorum Collegii Wilnensis Societatis Jesu, anno D-ni 1606."

Bekanntlich war der falsche Demetrius in Polen zur römischen Kirche übergetreten und soll auch die



Absicht gehabt haben, sein Volk zum Katholizismus zu bekehren. Die römische Geistlichkeit suchte sich auch sonst ihm gegenüber liebenswürdig zu erweisen; so wissen wir von einer lateinischen Bibel, die ihm der Nuntius Rangoni zugleich mit der Mitteilung über die Wahl Pauls V. zum Papst schickte. Die Hoffnungen der Jesuiten auf eine Bekehrung Rußlands wurden aber durch den schnellen Sturz des Usurpators vereitelt.

Aus dem Januarheft der Zeitschrift sei ein hübscher Aufsatz über *Daniel Chodowiecki* hervorgehoben, dem die beigegebenen Illustrationen noch einen besondern Reiz verleihen — es sind nämlich fast ausschließlich Stiche des Meisters, die sich auf *Rußland* beziehen. So das große Blatt von 1758 „Russische Gefangene" und eine Menge kleiner Bildchen zur Geschichte Peters des Großen aus dem „Göttinger Taschenkalender" von 1790.

Auf einige angekündigte Neuerscheinungen möchte ich noch hinweisen. Der Petersburger Verlag Brockhaus-Jefron plant eine große russische *Molière-Ausgabe*, die sich den vom selben Verlage gebrachten großen Ausgaben der Werke Shakespeares, Schillers, Byrons und Puschkins anreihen soll. Die Leitung soll auch diesmal wieder in den Händen des verdienten Literarhistorikers *S. A. Wengerow* liegen. Da ist nun wohl zu erwarten, daß wir durchaus korrekte Texte und ausgezeichnete literarhistorische Einleitungen und Kommentare bekommen werden. Dagegen dürfte die Illustrierung den Bibliophilen wohl wenig erfreuen — wenn nämlich an dem Prinzip der vorhergegangenen Ausgaben festgehalten wird. Dort wollte man vor allem durch die Fülle des Illustrationsmaterials imponieren — und man brachte in buntem Durcheinander alles, was man nur erlangen konnte. So sah man denn etwa in der Schiller-Ausgabe Vignetten und Titelbildchen der Erstausgaben neben den Illustrationen aus der „Prachtausgabe" der Deutschen Verlags-Anstalt, in der Shakespeare-Ausgabe die ganze Boydelsche Sammlung neben den Zeichnungen Sir John Gilberts, Konewkas Silhouetten zum Sommernachtstraum neben Schauspielerporträts aus Leon Kellners Shakespeare-Biographie und allerlei modernen Kitsch in tadelloser phototypischer Wiedergabe. Hoffentlich weiß man bei Molière mehr Maß zu halten.

Ein Beweis, daß das Interesse für ältere Literatur in gefälligen Ausgaben auch in Rußland in stetem Wachsen ist, sind die neuen Unternehmungen einiger junger Verlagsgesellschaften, so des an dieser Stelle schon einmal erwähnten Moskauer „*Musaget*". Er kündigt eine russische Ausgabe von Friedrich Schlegels „Lucinde", mit Einleitung von Dr. Friedrich Steppuhn, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" und eine Auswahl provenzalischer Lyrik des XII. und XIII. Jahrhunderts an, die ein sehr begabter junger Neuphilologe, N. P. Kisselew, besorgt. Ein eben erst gegründeter Verlag, *K. F. Nekrassow* in Moskau, plant eine Serie von Literaturwerken des XVIII. Jahrhunderts in guten russischen Übersetzungen mit literarhistorischen Einleitungen. Zuerst sollen Laclos' „Liaisons dangereuses", eine Auswahl französischer Lyrik (übersetzt von Valer Brjussow), einige Komödien Goldonis, Casanovas Memoiren im Auszuge (eine vollständige Übertragung ist in Rußland nicht möglich), sowie ein paar Werke der deutschen Stürmer und Dränger erscheinen. Derselbe Verlag bringt auch die gesammelten Werke *Richard Dehmels* in autorisierter Übersetzung auf den Markt. Erschienen ist vorläufig ein Band Novellen, der einen sehr guten Eindruck macht. Wenn es dem Herausgeber gelänge, für die Lyrik Dehmels geeignete Übersetzer zu finden, so wäre sowohl dem russischen Lesepublikum, als dem deutschen Dichter ein nicht unerheblicher Dienst geleistet.

Ende Februar 1912. *Arthur Luther.*

New Yorker Brief.

In den Räumen des Grolier Club findet zurzeit eine Ausstellung aus Anlaß der Jahrhundertfeier von *W. M. Thackeray* statt, die durch die Mitwirkung der Mitglieder und ihrer Freunde sehr umfangreich und wertvoll wurde. Alle Werke von Thackeray sind in Erstausgaben vertreten, von den ersten Versuchen im „Snob" aus seiner Studienzeit in Cambridge bis zu den „Adventures of Philip on his way through the World", dem letzten Werk, das zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurde. Manches Original-Manuskript war darunter und viele Originalzeichnungen von Thackeray und *G. Cruikshank*, der einzelne seiner Werke illustrierte; außerdem eine Sammlung Briefe und Zeichnungen, die noch nirgends veröffentlicht wurden. Den Schluß der Ausstellung bildete eine kleine Auswahl Schriften und Aufsätze über Thackeray.

Die Jahresversammlung des Grolier Club fand am 25. Januar statt; unter andern wurden dabei zwei Exemplare von „Notable Printers of Italy in the fifteenth Century" auf Japanpapier zu 55 Dollars und 50 Dollars verauktioniert; die Longfellow Plakette des Clubs in Silber brachte 50 Dollars.

Selten genug kommt es vor, daß ein Verlagshaus hier 100 Jahre im Besitz einer und derselben Familie bleibt, hier in Amerika ist es nur eine Firma, die in einer kurzen Spanne Zeit ihr 100jähriges Bestehen feiern darf: *Harper & Brothers*. Eine Gedächtnisschrift, die soeben von einem der jetzigen Mitinhaber und Enkel eines der Gründer, *J. Henry Harper*, unter dem Titel „The House of Harpers. A Century of Publishing in Franklin Square" veröffentlicht wurde und den stattlichen Umfang von beinahe 700 Seiten hat, dürfte in weiteren Kreisen Interesse erregen; ist doch die Verlagstätigkeit dieses Hauses, das während des ganzen Jahrhunderts eine führende Rolle gespielt hat, innig mit der Entwicklung der amerikanischen Literatur des XIX. Jahrhunderts verbunden. Ein Überblick über den Verlagskatalog der Firma und über die Liste ihrer Mitarbeiter an den verschiedenen periodischen Druckschriften beweist dies zur Genüge.

Im Rahmen dieses Briefes kann der Wert des Buches nicht genügend gewürdigt werden; es mögen daher nur einige Perioden oder spezielle Momente herausgegriffen werden, um so mehr, als das Buch voll persönlicher Erinnerungen an die Autoren und Mitarbeiter des Hauses ist, wobei ihnen meist ein schönes Denkmal der guten wechselseitigen Beziehungen gesetzt wird.

Mit einer einzigen Handpresse fing James Harper im Jahre 1817 eine eigene Druckerei an; als erstes Werk druckte er „Seneca's Morals" für den Buchhändler Duyckinck; als erstes eigenes Verlagswerk Lockes „Essay upon the human understanding" allerdings erst, nachdem ihm eine Anzahl Sortimenter durch Vorausbestellungen die Kosten der Auflage gesichert hatten. Durch diese Vorausbestellungen erwarben sie sich nach damaligem Brauche das Recht als Mitverleger auf dem Titelblatte genannt zu werden. Dieselbe Vertriebsart wurde noch für eine Reihe weiterer Veröffentlichungen beibehalten. Nach und nach bis zu dem Jahre 1825 haben sich seine Brüder John, Joseph Wesley und Fletcher zu ihm gesellt und jeder hat in der tatkräftigsten Weise am Ausbau des stetig wachsenden Geschäftes mitgeholfen, so daß im Jahre 1853, wo eine Feuersbrunst das Werk so vieler Jahre in wenigen Stunden zerstörte (die Gebäulichkeiten der Firma umfaßten damals insgesamt elf aneinander stoßende Häuser), die Verlagsliste insgesamt 1549 Werke in 2028 Bänden aufführte, wovon 722 Originalwerke und 827 Nachdrucke.

Interessant sind die Berichte über die Zeit, da es noch kein schützendes Copyright gab, wo es jedem freistand, das einmal anderswo Gedruckte frei nachzudrucken; fast unmögliche Kunststückchen wurden da ausgeführt, um den Rivalen den Rang abzulaufen. So wurde z. B. „Peveril of the Peak" aus den Waverley Novels Scotts vollständig gedruckt und geheftet innerhalb 21 Stunden nach Empfang des Londoner Abdrucks auf den Markt gebracht; schließlich wurden aber die Kosten für solche Unternehmungen durch die Konkurrenz so in die Höhe und der Preis so herabgetrieben, daß die meisten Nachdrucker ihr Geschäft des geringen Gewinnes wegen aufgeben mußten. Die unerquicklichen Zustände, die durch das Fehlen eines Urheberrechtsschutzes hier für lange Jahre herrschten, ziehen sich wie ein roter Faden durch das Buch, von den Versuchen Charles Dickens' bis zu den neuesten Gesetzesvorlagen, und manch wichtiges Dokument zur Geschichte des Urheberrechts in Amerika kann darin gefunden werden.

In die Blütezeit des Hauses fällt die Gründung von drei periodischen Druckschriften, welche alle zu seinem Erfolg viel beigetragen haben: *Harpers „Magazine"*, im Juni 1850 gegründet; *Harpers „Weekly"* im Januar 1857; und *Harpers „Bazar"* im November 1867. Die ersten beiden spielten eine große Rolle im geistigen Leben der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; fast jeder Schriftsteller von Bedeutung hat zu der einen oder andern Zeit Beiträge zu ihnen geliefert; besonders verdient gemacht haben sich *G. W. Curtis*, *Th. Nast* und *H. M. Alden*. Harpers „Weekly" hat einerseits die Rolle eines unbeteiligten wöchentlichen Berichterstatters (mit Bildern) gespielt, andererseits hat es aber auch eine direkte politische Richtung verfolgt und infolgedessen manchen harten Kampf zu bestehen gehabt. Nach dem Bürgerkrieg fiel infolge der politischen Anschauungen, die das Blatt vertrat, die Abonnentenzahl so, daß es beinahe aufgegeben worden wäre, und nur die Veröffentlichung von Dickens' „Our mutual friend", der in Serien im Weekly erschien, soll die Abonnentenzahl wieder auf die alte Höhe gebracht haben. Bei einer anderen Gelegenheit in den siebziger Jahren war es das „Weekly" und ganz speziell der Zeichner *Th. Nast*, der durch seine Karikaturen das Publikum derart aufrüttelte, daß es aufstand und den bekannten Tweed-Ring, der den Stadtsäckel um Millionen jährlich durch Ämter-Verschacherung usw. erleichterte, zu Fall brachte.

„Harpers Bazar", im Verein mit dem Lipperheideschen „Bazar" herausgegeben, war das erste Modejournal in Amerika. In den Jahren 1879—1899 veröffentlichte die Firma noch eine Wochenschrift für Kinder, und seit 1899 erscheint eine weitere Monatsschrift, die *North American Review*, bei ihr.

Harpers haben es verstanden, sich mit einem guten Stab von Künstlern zn umgeben und sich technisch immer auf der Höhe der Zeit gehalten. Ein Monument künstlerischer Illustrationen ist *„Harpers illustrated Family Bible"* mit Holzschnitten von Joseph A. Adams, welche in großen Quantitäten verbreitet wurde. Andere Künstler im Dienste der Firma waren der im vorigen Jahre verstorbene *Howard Pyle*, *C. S. Reinhart*, *E. A. Abbey*, der unter andern Shakespeares Werke illustrierte, *J. W. Alexander*, *Winslow Homer*, *Frederic Remington*, durch seine Bilder aus dem Indianerleben berühmt geworden, *Du Maurier* und andere mehr. Von den Schriftstellern aus dem Harperschen Verlage ist *Mark Twain*, der mit dem Geschäft aufs innigste verbunden war, am besten bekannt.

Das Buch schließt mit einem Überblick über die neueste Phase des Geschäftes unter der Leitung von *G. Harvey*, der seit einer Reihe von Jahren seine Geschicke bestimmt und die Traditionen der Gründer hochhält.

Das hochinteressante Buch ist ausgestattet mit den Porträts der Gründer und einer Anzahl anderer Mitarbeiter und Autoren wie Mark Twain, W. D. Howells, J. L. Motley, G. W. Curtis usw. Ein Sachregister erhöht seine Brauchbarkeit als Nachschlagewerk.

Ein hübsch ausgestattetes Büchlein über Bücher kommt mir eben aus San Francisco unter die Augen. Die Firma Paul Elder & Co. hat einen Teil der Beiträge von *George Hamlin Fitch*, dem literarischen Kritiker des San Francisco Chronicle, unter dem Titel „Comfort found in good old Books" gesammelt und in einem handlichen, sehr schön und geschmackvoll gedruckten und recht passend illustrierten Bändchen herausgegeben. Es ist ein angenehmes Plaudern von schönen alten Büchern, die einen bleibenden Einfluß

auf die Welt gehabt haben; von der Bibel, von den alten Klassikern, von 1001 Nacht, St. Augustin und Don Quixote, Robinson Crusoe und Gullivers Reisen, Dante und Milton und anderen Größen der Weltliteratur; das Büchelchen dürfte mit zum Besten gehören, was je in dieser Art geschrieben wurde, um die Freude an schönen und guten Büchern in weitere Kreise zu bringen.

Edwin Björkman, ein literarischer Kritiker schwedischer Abkunft, der schon viel zum Verständnis der nordischen Schriftsteller in Amerika beigetragen hat, bringt zurzeit eine Übertragung der Werke *Strindbergs* ins Englische heraus, zugleich mit einer gründlichen Studie über Strindberg; eine Sammlung Essays von Björkman ist soeben bei Mitchell Kennerly erschienen unter dem Titel „Is there anything new under the sun". Er beschäftigt sich da unter anderm mit G. B. Shaw, John Galsworthy und William James.

Eine gute Übersicht über die moderne amerikanische Erzählungsliteratur bietet das bei Henry Holt & Co. erschienene Buch von *Frederic Taber Cooper*, Some American Story Tellers. Es ist eine Sammlung kritischer und biographischer Skizzen nachstehender erfolgreicher amerikanischer Schriftsteller und ein wertvolles Supplement zu allen einschlägigen Literaturgeschichten: Marion Crawford, Robert Herrick, Ellen Glasgow, R. W. Chambers, G. Atherton, Winston Churchill, Kate Douglas Wiggin, D. G. Philipps, Frank Norris, O. Henry, Owen Wister, Booth Tarkington, Edith Warton und Ambrose Bierce. Eine Abhandlung über fünf andere moderne amerikanische Schriftsteller — Th. N. Page, C. E. Craddock, G. W. Cable, J. L. Allen und J. C. Harris — hat *H. A. Toulmin* unter dem Titel Social Historians bei Badger in Boston veröffentlicht.

Bei dem Brande des Equitable-Gebäudes wurde die Bibliothek der Gesellschaft, die eine der wichtigsten Sammlungen rechtswissenschaftlicher Werke war, schwer beschädigt. Zirka 4000 Bände wurden Zeitungsberichten zufolge fest zusammengefroren aus dem Eis herausgehackt, und es soll nach den Angaben der Buchbinderei, welche es unternommen hat, die Bände wiederherzustellen, mindestens zwei Monate dauern, bis die Werke aufgetaut und nachher vom Wasser gereinigt werden können, doch hofft man auf diese Weise noch die meisten retten zu können.

Aus der periodischen Literatur wären folgende Aufsätze zu erwähnen: „North American Review", February: *Arnold Bennett*, The Future of the American Novel; „Forum", February: *E. Björkman*, A. Strindberg; „Book News Monthly", February: vollständiger Bericht über die Gedenkfeier für *R. W. Gilder* in Philadelphia; „Twentieth Century Magazine", February: *L. M. Powers*, Superior Civilization of Germany.

Der Auktionsmarkt ist recht lebhaft zurzeit und wurden für gute Sachen im allgemeinen gute Preise erzielt, obwohl viele umfangreiche Sammlungen in den letzten paar Wochen auf den Markt kamen. Der dritte Teil der Sammlung *Hoe* kommt im April zur Versteigerung.

New York, Ende Februar 1912.

Ernst Eisele.

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Behrend, F., German manuscripts of the middle ages. (Bericht über die Deutsche Kommission.)
Library Association Record. 14. 1912. S. 47—49.

Brandsma, T., De Miniaturen van den Kruisheer Joannes van Deventer.
Het Boek. 1. 1912. S. 1—18 mit 1 Taf.

Cowley, A., Another unknown language from eastern Turkestan.
Journal of the R. Asiatic Society. 1911. S. 159—166 mit 4 Taf.

Gauthiot, R., Note sur la langue et l'écriture inconnues des documents Stein-Cowley.
Jourual of the R. Asiatic Society. 1911. S. 497—507 mit Abbild. i. T.

Helßig, R., Der Erwerb des Codex Utinensis und einer anderen Julianhandschrift durch Gustav Hänel.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 97—116.

Hoernle, A. F. R., The „unknown languages" of eastern Turkestan. II.
Journal of the R. Asiatic Society. 1911. S. 447—477 mit 6 Taf.

Hopkins, L. C., Chinese writing in the Chou dynasty in the light of recent discoveries.
Journal of the R. Asiatic Society. 1911. S. 1011—1034 mit 6 Taf.

Kluge, Th., Mitteilungen von einem photographischen Handschriften-Unternehmen im Kaukasus.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 117—122.

Lindsay, W. M., The Abbreviation-Symbols of ergo, igitur.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 56—64.

Prinet, M., Un armorial des minnesinger conservé à la Bibliothèque nationale.
Bibliographe moderne. 15. 1911 (1912). S. 9—19.

Rousset, A., Les recueils lithographiés d'autographes publiés à Lyon.
L'Amateur d'autographes. 45. 1912. S. 46—58.

Serafini, A., Ricerche sulla miniatura Umbra (secoli XIV—XVI).
L'Arte di Adolfo Venturi. 15. 1912. S. 41—66 mit 16 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Anderle, J., Alte Bucheignerzeichen Trients und seiner Umgebung.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 31—37 mit 3 Abbild., 1 Tabelle.

Axon, W. E. A., An appreciation of the „Bibliotheca Lindesiana".
Library Association Record. 14. 1912. S. 4—13.

Corwegh, R., Hanns Bastanier. (Exlibris.)
Xenien. 5. 1912. S. 71—75 mit 7 Exlibris.

Ehrenfeld, Hansi. Das Sammeln. (Von Exlibris.)
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 100—102.

Nyare Svenska **Exlibris**.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 1. 1911. S. 67—69. 83 mit 17 Abbild. i. T. und 5 Taf.

G--k, Hede von Trapp.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 68—75 mit 17 Abbild., 1 Taf.

Gottlieb, Th., Drei alte Bücherzeichen. (Aus der Wiener Hofbibliothek: Hieronymus Winckelhofer † 1538; Bischof Georg Slatkonia 1503—1513; Nikolaus von Haunoldt † 1612.)
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 38—59 mit 9 Abbild., 1 Taf.

Höfken, R. v., Moritz von Weitenhiller †.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 1—9 mit 1 Taf.

Hübner, E. F., (Fragment aus einem Trinkspruch von Dr. L.)
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 63—65 mit 2 Abbild., 1 Taf.

Krahl, E., Weittenhiller als Künstler.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 10—16 mit 15 Abbild.

Rbg., Vier neue Blätter von Ernst Krahl.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 97—99 mit 3 Abbild., 1 Taf.

Rbg., Allerlei neue Exlibris.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 84—89 mit 4 Abbild., 2 Taf.

Rbg., Arthur Kurtz.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 92—96 mit 2 Abbild., 1 Taf.

Ross, A., Hedwig Gerber.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 66—67 mit 4 Abbild.

Rudbeck, J., Om biblioteksmärken.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 1. 1911. S. 73—75 mit 8 Abbild.

Schock, J., Die Supralibros des Stiftes Seitenstetten.
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 17—30 mit 6 Abbild.

Sobotka, G., Sechs Exlibris von Walther Sobotka (Wien).
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 76—80 mit 3 Abbild., 3 Taf.

Symmachos, Hans Eibl. (Exlibris.)
Österreich. Exlibris-Gesellschaft. Jahrbuch. 9. 1911 (1912). S. 81—83 mit 3 Abbild., 1 Taf.

Bibliothekswesen.

Behrens, E., Il movimento pro biblioteche popolari in Inghilterra.
Coltura popolare. 2. 1912. Nr. 1—3.

Braun, J., Das Buch in der Volksbücherei.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 87—90.

Coerper, F., Leser-Beiräte für volkstümliche Bibliotheken.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 1912. Februar. S. 7—10.

Delisle, L., Le Catalogue collectif des bibliothèques de Paris.
Bibliographe moderne. 15. 1911 (1912). S. 5—8.

Erlaß betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Königlichen Universitäts-Bibliotheken.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 75—78.

Fawtier, R., La bibliothèque et le trésor de l'Abbaye de Saint-Èvre-Lès-Toul à la fin du XI[e] siècle d'après le manuscrit latin 10292 de Munich.
Mémoires de la Société d'archéologie lorraine. 61. 1911. S. 123—156 mit 3 Taf.

Gebhard, A. C., Studie-afdeeling van de Centrale Vereeniging van Openbare Leeszalen en Bibliotheken. *De Boekzaal.* 5. 1911. S. 313—316.

Hadley, Ch., The State Library Association.
Public Libraries. 17. 1912. S. 1—4.

Hulme, E. W., Principles of book classification. (Forts.)
Library Association Record. 14. 1912. S. 39—46.

Jast, L. St., Address to the Northern counties Library Association on branch work.
Library Association Record. 14. 1912. S. 19—27

Jast, L. St., The library outlook: an address to municipal library assistants.
Library Association Record. 14. 1912. S. 28—38.

Kirschner, A., Aus dem Leben des Bibliothekars Daßdorf. Zu seinem hundertsten Sterbetage am 28. Februar.
Sachsen-Post. Nr. 282 vom 28. Februar 1912. S. 2—3.

Koch, Th. W., Suggested readings for library assistants in the new Encyclopaedia Britannica.
Library Journal. 37. 1912. S. 63—69.

Ladewig, P., Volksbüchereien. Vom Werdegang der Volksbücherei.
Vossische Zeitung. 1912. Nr. 133 vom 13. März.

Leijonhufvud, K. K., Kongl. Södermanlands regementes officerskars Bibliotek.
Svensk Exlibris-Tidskrift. 1. 1911. S. 75—79 mit 2 Abbild.



Mattern, J., Serienwerke, Regierungspublikationen und internationale Kooperation.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 49—56.

Proceedings of the 34. annual meeting of the Library Association. Held at Perth, 4 to 8 September, 1911.
Library Association Record. 13. 1911. Supplement. S. 497—539.

Putnam, H., The service of books in a democracy.
Library Journal. 37. 1912. S. 59—63.

Die erste Tagung der westfälischen Bibliothekare. (Schluß.)
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1911/12. S. 187—197.

Zimmer, H. O., Kinderlesezimmer und Jugendpflege in der Stadt.
Blätter für Volkskultur. 1912. März 1. S. 98—100.

Buchdruck und -Gewerbe.

Clouzot, H., La tradition du papier peint en France au XVIIe et au XVIIIe siècle.
Gazette des beaux-arts. 1912. Februar. S. 131—143 mit 10 Abbild.

Enschedé, J. W., De Leidsche Elseviers en hun meesterknecht P. Heemskerk, overleden in 1654.
Het Boek. 1. 1912. S. 25—31.

Gulyás, P., Aus dem Wanderbuch eines ungarischen Buchbindergesellen. (1660—62.)
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 122—123.

Hölscher, G., Neue Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 1795—96. 1961—62.

Huck, Th. W., Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, the printer, 1719—1794.
Library Association Record. 14. 1912. S. 14—18.

Schinnerer, J., Das Deutsche Buchgewerbemuseum.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 25—28.

Schottenloher, K., Beiträge zur Geschichte der Inkunabelkunde in Franken.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 64—75.

Buchhandel.

Cercle de la librairie. *Assemblée* générale annuelle du 23 Février 1912.
Bibliographie de la France. 1912. Chronique. S. 37—52.

Friemar, Billige Ausgaben.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 2754—2756.

Huth, F., Brauchen wir eine Deutsche Autoren- und Verleger-Kammer?
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 2437—2439.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Funck, A., Le Journalisme au Luxembourg. Pages rétrospectives.
Les Marches de l'Est. 3. 1911/12. S. 594—608 mit 2 Abbild.

Ein Presseprozeß aus dem Jahre 1648. Von R. (Augsburger Zeitung betreffend.)
Bayerland. 23. 1912. S. 193—194.

Bibliographie.

Corns, A. R., Bibliotheca imperfecta. (Englische Werke, die nicht vollendet wurden.)
Book-Auctions Records (Karlslake). 9. 1912. S. I—VI. (Wird fortges.)

Tourneux, M., Salons et expositions d'art à Paris (1801—1900). Essai bibliographique. (Suite.)
Bibliographe moderne. 15. 1911 (1912). S. 32—63. (Wird fortges.)

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Ackerknecht, E., Neue Erzählungkunst.
Eckart. 6. 1911/12. S. 327—335.

Benzmann, H., Die Ballade und Romanze der Romantiker. *Eckart.* 6. 1911/12. S. 298—313.

Boer, R. C., Uit de jongste Noorweegsche litteratuur. I. *De Gids.* 1912. März 1. S. 509—526.

Dreyer, A., Der Münchener Dichterbund der „Krokodile".
Bayerland. 23. 1911/12. S. 189—192. 210—214. 258—261. 279—281. 295—298. 322—325. 340—344. 364—366. 382—384. 403—405 mit 13 Abbild.

Einstein, C., Brief über den Roman.
Pan. 2. 1912. Nr. 16. S. 477—482.

Franck, H., Neue deutsche Dramen. (VI.)
Eckart. 6. 1911/12. S. 313—327.

Ibsen, S., Literarische Erotik.
Nord und Süd. 1912. Märzh. 1. S. 532—539.

Kettner, Altdeutsche Literatur im Städtischen Archiv.
Mühlhäuser Geschichtsblätter. 12. 1911/12. S. 106—130.

Kosch, W., Vom Realismus Hebbels zum Naturalismus Gerhart Hauptmanns. Eine Studie.
Konservative Monatsschrift. 1912. Februar. S. 506—519.

Kruse, G. R., Die Beziehungen Elisas von der Recke und Tiedges zum Nicolaihause.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 10 vom 10. März.

Mechelhäuser, J., Hanswurst und Possenreißer auf der alten Bühne.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 110—113. 146—151 mit 14 Abbild.

Einzelne Schriftsteller.

Arndt: Rassow, Ein deutscher Mann. Ungedruckte Briefe von E. M. Arndt an Dr. Trinius in St. Petersburg.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 52—55 vom 1. 2. 4. 5. März.



Auerbach: Auerbach, R. B., Berthold Auerbach.
Nord und Süd. 1912. Märzh. 1. S. 540—544.
—: Geiger, L., Auerbach und Wolfsohn. (Aus ungedruckten Briefen.)
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 9 vom 3. März.

Bang: Barchan, P., Bangs Maske.
Neue Rundschau. 1912. März. S. 431—333.
—: Poppenberg, F., Bang der Künstler.
Neue Rundschau. 1912. März. S. 420—426.

Björnson: Rémusat, M., Lettres de Björnstjerne Björnson á sa fille.
La Revue. 1912. Februar 15. S. 527—533.

De Foe: Pilon, E., Daniel de Foë.
Nouvelle Revue française. 1912. Februar. S. 141—217.

Dethlefs: Spiero, H., Sophie Dethlefs. Eine vergessene Dichterin.
Konservative Monatsschrift. 1912. März. S. 645—648.

Dickens: N. G., Charles Dickens.
Nieuwe Gids. 1912. März. S. 490—498.
—: Ludwig, A., Charles Dickens.
Eckart. 6. 1911/12. S. 287—297.

Droste: Gotthard, J., Neues über Annette von Droste und ihren Freundeskreis. Mit ungedrucktem Material. V. VI.
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 159—166. 173—179.

Ettlinger: Josef Ettlinger.
Literarisches Echo. 1912. März 1. Sp. 739—746 mit 1 Portr.

Eulenberg: Deibel, F., Ein „Enkel" der Romantik. (Herbert Eulenberg: Katinka die Fliege.)
Literarisches Echo. 1912, März 1. Sp. 761—765.

Falke: Biese, A., Der Lyriker Gustav Falke.
Konservative Monatsschrift. 1912. Februar. S. 530—533.

Fontane: Herwig, F., Fontane. (Schluß.)
Über den Wassern. 5. 1912. S. 114—118.

Frenssen: Storck, K., Der neue Frenssen.
Der Türmer. 1912. März. S. 863—867.

Goethe: Steig, R., Von August v. Goethe als Heidelberger Studenten.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 10 vom 10. März.
—: Stockmann, A., Goethe im Lichte der Bibliographie.
Stimmen aus Maria-Laach. 1912. H. 3. S. 298—304.

Greif: Kosch, W., Martin Greif, die österreichische Neutralitätserklärung und Napoleon III.
Westermanns Monatshefte. 1912. März. S. 48—52.

Jacobi: Wilhelm Jacobi. Ein hessischer Arzt und Dichter.
Hessenland. 26. 1912. S. 56—58. (Schluß folgt.)

Kellermann: Puetzfeld, K., Die Romane Bernhard Kellermanns.
Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 6. 1911. S. 193—213.

Keyserling: Bang, H., Graf Eduard Keyserling.
Neue Rundschau. 1912. März. S. 427—430.

Kierkegaard: Wien, A., „Jener Einzelne". Zur Einführung in das Studium Kierkegaards.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt 1912. Nr. 8 vom 19. Februar.

Kleist: Minde-Pouet, G., Epilog zur Feier des 100. Todestages Heinrich von Kleists.
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 153—157.
—: Wippermann, F., Heinrich von Kleist.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 83—87. (Wird fortges.)

Kunad: Grobe-Wutischky, A., Paul Kunad †.
Xenien. 5. 1912. S. 67—70.

Meyer: Weland, K., Auf Conrad Ferdinand Meyers Spuren. Eine Reiseskizze.
Grenzboten. 1912. Nr. 7. S. 334—340.

Meyrink: Scheller, W., Gustav Meyrink.
Pan. 2. 1912. Nr. 13. S. 391—395.

Mörike: Klöß, H., Eduard Mörike.
Die Karpathen. 5. 1912. S. 305—312. (Schluß folgt.)
—: Windegg, W. E., Aus Eduard Mörikes Brautzeit. Mit einem neu aufgefundenen Gedicht Mörikes.
Westermanns Monatshefte. 1912. März. S. 123—124 mit 1 Portr.

Nietzsche: Faguet, E., Nietzsche et les femmes.
Revue des Deux Mondes. 1912. Märx 1. S. 81—95.
—: Strecker, K., Nietzsches Deutschtum.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 44 vom 21. Februar.

Rolland: Le Cardonnel, G., Ein jungfranzösischer Roman. (Romain Rolland; Der brennende Busch.)
Pan. 2. 1912. Nr. 14. S. 410—414.

Rosenow: Schmidt, C., Emil Rosenow.
Literarisches Echo. 1912. März 15. Sp. 819—824.

Schiller: Müller, E., Die inneren Beziehungen von Schillers „Kabale und Liebe" und „Don Carlos".
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 7 vom 18. Februar.

Schmidt: Dreyer, A., Ein bayerischer Volksdichter. Zum 80. Geburtstage Maximilian Schmidts (25. Februar 1912).
Bayerland. 23. 1911/12. S. 428—430 mit 1 Porträt.

Shakespeare: Miller, A. E., Die erste deutsche Übersetzung von Shakespeares „Romeo and Juliet".
Journal of English and Germanic Philology. 11. 1912. S. 30—60.

Steub: Dreyer, A., Ludwig Steub als belletristischer Schriftsteller. Zum 100. Geburtsfeste des Dichters (20. Februar 1912).
Bayerland. 23. 1911/12. S. 407—409. 426—428 mit 1 Porträt.

Storm: Böhme, F., Vergessene Geschichten Theodor Storms.
Westermanns Monatshefte. 1912. März. S. 116—128.



Tolstoi: Heimann, M., Tolstois Nachlaß.
Neue Rundschau. 1912. März. S. 434—439.
—: Poppenberg, F., Tolstois Nachlaß.
Literarisches Echo. 1912. März 15. Sp. 811—815.
—: Schumann, W., Tolstoi und sein Nachlaß.
Kunstwart. 1912. H. 12. S. 364—381.

Verhaeren: Franck, H., Zu Verhaerens Deutschlandsreise.
Gegenwart. 41. 1912. S. 149—152.

Wells: Seguy, R., H.-G. Wells et la pensée contemporaine.
Mercure de France. 1912. Februar 16. S. 673—699.

Von den Auktionen.

Ende April versteigert *Max Perl* in *Berlin* die Bibliothek eines bekannten Wiener Bibliophilen, Anfang Mai die Ex-libris-Sammlung Dr. *Dillmann* †, Wien, alte deutsche Ex-libris vom Jahre 1470—1900, deutsche, englische, amerikanische, französische und Schweizer Ex-libris des XVII.—XIX. Jahrhunderts, deutsche Ex-libris aus dem XIX. und XX. Jahrhundert in Holzschnitt, Lithographie und Radierung von ersten Künstlern in meist signierten Abdrücken.

Vom 20. bis 25. Mai kommen bei *C. G. Boerner* in *Leipzig* unter den Hammer die kostbaren und umfangreichen Kupferstichsammlungen des Kammerherrn *von Seidlitz-Pilgramshain* und *Främbs-Neuwied*, kostbare Kupferstiche vom XV.–XVIII. Jahrhundert, deutsche und italienische Inkunabeln, Dürer und Rembrandt usw.

Am 2. April verauktioniert die *Galerie Helbing* in *München* alte japanische Farbenholzschnitte, vom 6.–11. Mai *H. G. Gutekunst* in Stuttgart die Sammlungen Hofmarschall *v. Baldinger-Stuttgart, E. Schröter-Dresden, Fritz Rumpf-Potsdam*, II. Teil: Kupferstiche, Holzschnitte und Radierungen alter Meister, dabei bedeutende Werke von Dürer und Rembrandt, Originalradierungen, Handzeichnungen des XIX. Jahrhunderts.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Die deutschen Volksbücher, herausgegeben von *Richard Benz*. Band 3: Tristan und Isalde. *Jena* bei *Eugen Diederichs* 1912.

Als Fortsetzung der früher (siehe Beiblatt Juli 1911, S. 155) angezeigten schönen Benz'schen Volksbücher erscheint dieser dritte Band, der den ältesten Druck der Historie von Tristan und Isalde, erschienen bei Anton Sorg in Augsburg 1484, geschickt erneuert. Der Rhythmus der Sprache ist mit feinem Ohr aufgefangen und wiedergegeben. Die äußere Erscheinung unterstützt den suggestiven Eindruck, der mit soviel Bewußtsein dem primitiven und naiven Wesen dieser alten Geschichten angenähert ist, die aus der Zierkunst der Ritterepen das starke menschliche Stützwerk bewundernswert herauszuschälen wußten. In der Drugulin-Fraktur und dem schönen, wie die gesamte Ausstattung von dem Herausgeber entworfenen Einband zählen diese Bücher zu dem Besten, was wir jetzt an echter, formreiner Buchkunst haben. G. W.

Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel von Goethe. Et prodesse volunt Et delectare poetae. *Walpurgis-Verlag, Schierke am Brocken*.

Einer der überflüssigsten unter allen überflüssigen Neudrucken. Der Pferdefuß guckt am Schlusse heraus, wo die Bruchstücke und das Personenverzeichnis von *„Hanswursts Hochzeit"* angehängt sind. Die übermütigen Derbheiten sollen offenbar die Käuferscharen locken; es ist nur zu wünschen, daß diese Absicht, mit der ein neuer Verlag sich nicht eben rühmlich einführt, erfolglos bleibe. A—s.

Aus dem alten Rom. Zwölf Aquarelle von *André Lambert*. *Stuttgart, J. Hoffmann*.

Hier ist ein Maler, der uns einreden möchte, daß im alten Rom die Sonne nicht geleuchtet und darum auch das Wasser nicht geglänzt, der Marmor nicht gespiegelt, der Purpur nicht gestrahlt habe. Die Menschen aber waren so: sie hatten aschfahle Leiber und regelmäßig geschnittene, ausdruckslose Gesichter; stumm, dumpf und träg brachten sie ihr Leben dahin; die Gottheit, zu der sie beteten, hieß Venus, war aber nicht die Göttin glühender Sinnlichkeit oder verzehrender Leidenschaft, sondern matter Lüsternheit. Männlein und Weiblein, Freier und Knecht zeigten sich im Haus wie draußen gern nackt oder halbnackt; auch verstanden sie sich darauf, die Gewänder in Verruf zu bringen, indem sie durch knittrigen kleinlichen Faltenwurf die Schönheit selbst der kostbarsten Stoffe verdarben; ihre Bewegungen litten an einer seltsam kontrakten Steifheit, die von Würde weiter noch entfernt war als von Anmut. Dies alles möchte ein gelehrter Maler (unterstützt von einem wirklich vortrefflichen Drucker) uns einreden: wir aber glauben ihm nicht.

Neue Klassikerausgaben.

In der Reihe der *Hesseschen Klassiker* sind *Hamerlings sämtliche Werke* in 16 Bändchen erschienen, mit einem Lebensbild und Einleitungen, herausgegeben von *Michael Maria Rabenlechner*. Es bedeutet keinen Mangel, daß von den zahlreichen Zeitschriftenaufsätzen nur ein Teil und von der „Atomistik des Willens" ein einziges Kapitel aufgenommen wurde; bietet doch die Ausgabe ein vollständig genügendes Gesamtbild des Schaffens und der Eigenart dieses starken Talents, das mit dem „Ahasver in Rom" und der „Aspasia" den Beweis lieferte, wie antike Motive im Gegensatz zum archäologischen Professorenroman dichterisch befruchtet werden könnten. Das Zeitalter Schopenhauers und



Eduard von Hartmanns hat sich nirgends reiner niedergeschlagen als in der Poesie Hamerlings und des scheinbar so unähnlichen Wilhelm Busch. Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" und die übrigen autobiographischen Schriften strotzen freilich zu ausschließlich von Poeteneitelkeit, als daß sie dafür zeugen könnten. Er sagt, der Widerwille gegen das Unwahre, gegen Ungenauigkeit, Schönfärberei und Phrasentum in der biographischen Literatur sei es hauptsächlich gewesen, der den Entschluß in ihm reifen ließ, die „kurze" Schilderung seines eigenen Lebens (303 Druckseiten) in Angriff zu nehmen. Aber hier heißt *Leben* von dem Werden des ersten Buches an wirklich nicht mehr als Schreiben, Druckenlassen, Rezensiertwerden und jedes Wort des Lobes und Tadels begierig auffangen. So ist in dieser Selbstbiographie kaum etwas zeitgeschichtlich Wichtiges zu finden, höchstens die Schilderung des Jahres 1848, das der „grüne Dichterjüngling" als Mitglied der akademischen Legion in Wien erlebte. Es versteht sich ja von selbst, daß der Dichter nicht sich selbst *sub specie aeterni* erblicken kann, aber es bleibt doch auffallend, wie literatenhaft Hamerling die Welt betrachtete. Auch die Biographie des Herausgebers ordnet das Schaffen Hamerlings nicht in einen größeren historischen Zusammenhang ein und hält allzu unkritisch den Ton unbedingter Lobpreisung fest. Der Druck der Ausgabe ist klar und scharf, freilich, ebenso wie der Einband, von keinem Hauch buchkünstlerischen Empfindens gestreift.

In demselben Gewand bringt der Verlag *Hesse & Becker* in *Leipzig* auch *Molières sämtliche Werke* in sechs Bänden, übersetzt von *Wolf Grafen Baudissin*, (durch neue Übersetzungen ergänzt), herausgegeben von Professor Dr. *Philipp August Becker*. Unter den drei neuen deutschen Molièreausgaben ist diese inhaltlich die gediegenste. Sie ist die erste vollständige, aufs sorgsamste kommentiert und eingeleitet unter vollständiger Benutzung der gesamten Literatur, mit allen Beigaben Molières zu den Originaldrucken ausgestattet. Die Übersetzungen Baudissins, deren feinfühlige Eigenart von jeher anerkannt wurde, haben durch die Überarbeitung des Herausgebers noch gewonnen. Das Fehlende ist durch ihn selbst, *Max Moser* und *Maja Löhr* hinzugefügt worden.

Unter den Begriff der Klassiker fällt jetzt jeder Dichtername älterer Zeit, der mit noch so schwachem Klange in die Gegenwart fortlebt. *Friedrich Baron de la Motte Fouqué* verdankt es wohl ausschließlich der „Undine", daß er außerhalb des Kreises der Literarhistoriker noch nicht ganz vergessen ist; und schwerlich wird die neue reichliche Auswahl seiner Werke in *Bongs Goldener Klassikerbibliothek* den veralteten großen Roman „Der Zauberring" mit seinem fabelhaften Rittertum wieder erwecken. Leichter genießbar als er sind die kleinen Erzählungen, namentlich „Das Galgenmännlein", und manche der Gedichte des Vielschreibers bezeugen, daß ihm nur die Sammlung fehlte, um Wertvolleres zu schaffen. Auch einzelne Partien in der ersten Dramatisierung der Nibelungensage, die das XIX. Jahrhundert hervorbrachte, gleich den späteren von Wagner und Hebbel eine Trilogie, betitelt „Der Held des Nordens", bleibt schon um der Nachfolger willen beachtenswert, wenn auch von dem Helden Sigurd immer das witzige Urteil Heinrich Heines gelten wird: „Er ist so stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Mut wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel". Der Herausgeber *Walther Ziesemer* waltete seines Amts gewissenhaft und ohne die so häufige Verblendung, wenn er auch, wie recht und billig, alles vorbringt, was zugunsten des übernommenen Mandats sprechen kann. Man freut sich doch, in dem sorgsam und klar gedruckten, dabei auch äußerlich recht gefälligen Bande von über 900 Seiten für den bescheidenen Preis von M. 2.50 nun auch diesen Dichter bequem zur Hand zu haben.

Groß ist die neue historisch-kritische Ausgabe von *Börnes Werken* angelegt, die, ebenfalls im Verlag von *Bong & Co.*, von *Ludwig Geiger* in Verbindung mit anderen besorgt wird. Sie will die erste wissenschaftliche sein und auch die Briefe darbieten. Bis jetzt sind drei Bände erschienen, auf dem Titel des ersten prangen nicht weniger als vier Bearbeiter: abgesehen von der Einleitung *Alfred Klaars — Ludwig Geiger*, *Leon Zeitlin* und *Erwin Kalischer*. Er enthält die Jugendschriften und den ersten Teil der dramaturgischen Blätter, die in dem zweiten Bande beendigt sind. Hier beginnen dann die reizvollen vermischten Aufsätze und werden im dritten Bande fortgeführt. Die Ausgabe erweckt in jeder Beziehung einen günstigen Eindruck.

Die erstaunliche Energie des Verlags *Georg Müller* in *München* läßt neben einander eine ganze Reihe von Gesamtausgaben schnell fortschreiten. Der *Propyläen-Goethe*, dessen Schönheit wir schon des öfteren rühmten, steht bereits beim zwölften Band, der in der bekannten chronologischen Anordnung Erzeugnisse der Jahre 1798 und 1799 bringt. Die *Horenausgabe* von *Schillers Werken* gelangte mit dem fünften Bande bis zu den in Weimar 1788 und in Jena vor Schillers schwerer Krankheit entstandenen Schöpfungen. Den größten Teil füllt die „Geschichte des Abfalls der Niederlande". Zum Glück ist jetzt auch endlich mit dem schlechten Grundsatz der Anonymität gebrochen worden. Der befähigte und gewissenhafte Herausgeber *Conrad Höfer* wird genannt und trägt mit der Verantwortung auch die Ehre seiner außen und innen gediegenen Leistung.

Von *Clemens Brentanos sämtlichen Werken*, die *Carl Schüddekopf* für *Georg Müller* besorgt, liegen wieder zwei neue Bände vor. Der 13., enthaltend die „spanischen Novellen" und den „Goldfaden", geschmückt mit den alten Holzschnitten, wurde von *Heinz Amelung* und dem Herausgeber selbst bearbeitet. Die Frage, ob Brentano oder seine Gattin Sophie die spanischen Novellen geliefert habe, wird dahin entschie-



den, daß Sophie einige der Novellen ganz oder teilweise wortgetreu übertragen, und daß Clemens den so entstandenen Text überarbeitet hat. Sehr nützlich ist die Zusammenstellung aller Zeugnisse für die Aufnahme des von den Gegnern der Romantik heftig befehdeten Buches. Der erste Teil des 14. Bandes bringt, besorgt von *Wilhelm Oehl* und *Carl Schüddekopf*, den Anfang der religiösen Schriften. In der umfangreichen Einleitung Oehls zu der wenig beachteten, aber bedeutsamen Schrift „Die Barmherzigen Schwestern in bezug auf Armen- und Krankenpflege" sei bemerkt, daß Dohmke (S. VII) ein Femininum ist. Das „Lebenswerk" des katholischen Brentano, die Passionsgeschichte der Anna Katharina Emmerich, hat als Erbauungsbuch weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus gewirkt und verdient deshalb wohl die Bezeichnung als „ein europäischer Kulturfaktor von unübersehbarer ästhetischer und ethischer Bedeutung". Das einseitig ablehnende, zum großen Teil wohl befangene Urteil der zünftigen Literaturgeschichte über dieses merkwürdige und bedeutende Buch wird zu revidieren sein.

Auch von *E. T. A. Hoffmanns sämtlichen Werken*, die *Carl Georg von Maassen* bei *Georg Müller* mit dem höchsten buchtechnischen und wissenschaftlichen Aufwand ediert, ist wieder ein Band, der sechste, erschienen. Er entspricht dem zweiten Teil der Serapions-Brüder; der erste mit der Gesamteinleitung wird erst am Schlusse geliefert werden. Hohe Anerkennung verdient auch hier die Sorgfalt der Textkritik und die Fülle der erläuternden Beigaben.

Immer weiter gestaltet der *Tempel-Verlag* seine Klassikerreihe aus. Der Schiller ist zu Ende geführt worden, und gleichzeitig liegen schon *Mörikes sämtliche Werke* in *Franz Deibels* Redaktion vollständig vor. Vielleicht hat sich die Weiß-Fraktur noch keinem der Dichter dieser Sammlung so stilgerecht angeschmiegt wie diesem romantischen Vorläufer der Moderne. Auch der Halbpergamentband wirkt durch den Farbenzweiklang Weiß-Blau besonders anmutig. Fein ist auch der Akkord des einzigen braungelben Bandes mit rotem Schnitt, in dem die Tempel-Klassiker *Johann Peter Hebels* Gedichte und das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" darbieten. *Emil Strauß*, einer der besten unter den heutigen alemannischen Dichtern, hat den Druck überwacht, und unter dem bescheidenen Titel „Hebel in seinen Briefen. Mit Erläuterungen" eine anmutige Biographie gegeben. Auch *Eckermanns Gespräche mit Goethe* durften unter den Tempel-Klassikern nicht fehlen. *Monty Jacobs* fügt zu ihnen aus dem Nachlaß Eckermanns die Äußerungen über den zweiten Teil des „Faust" und Proben aus Sorets „Conversations avec Goethe", die erst jüngst im französischen Urtext zugänglich wurden. Das Nachwort wird dem Verdienste Eckermanns völlig gerecht und gibt ihm doch nicht mehr als ihm zukommt. Auch die Entstehung der „Gespräche" unter den Auspizien des Meisters ist richtig dargestellt, ihr künstlerisches Wiedergeben von Goethes Tonfall mit Recht gerühmt. Ein reichhaltiges Register erhöht den Wert der schönen Leistung.

Der *Insel-Verlag* in *Leipzig* bot den zweiten und dritten Band von *Nikolaus Lenaus sämtlichen Werken und Briefen* in sechs Bänden, herausgegeben von *Eduard Castle*. Der zweite Band enthält die epischen Dichtungen: „Faust", „Helena", „Savonarola", „Die Albigenser" und das „Don Juan"-Fragment; eine schöne Silhouette Lenaus und ein vortrefflich wiedergegebenes Blatt der Fausthandschrift schmücken ihn. Der dritte Band bringt den ersten Teil der Briefe, bis zum März 1836 reichend. Der Brief an die Mutter und das schöne Knabenbildnis des Dichters sind sehr erfreuliche Zugaben. Über das Äußere dieser schönen Ausgabe haben wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes gesprochen (vergleiche Beiblatt, April 1911, Seite 28). Der Druck in der Unger-Fraktur macht sie zu einem würdigen Seitenstück unseres besonderen Lieblings, des *Insel-Kleist*, und in dem schönen, von *E. R. Weiß* gezeichneten Lederbande erhielt sie ein besonders prächtiges Gewand. Soweit ohne den kritischen Apparat, den erst der sechste Band bringen soll, geurteilt werden kann, entspricht die Sorgfalt der Bearbeitung diesem Gewande.

Ebenso liegt von der neuen Gesamtausgabe *Heinrich Heines*, die *Oskar Walzel* für den *Insel-Verlag* besorgt, als Fortsetzung der zweite, sechste, siebente und neunte Band vor, jeder zu dem billigen Preise von M. 3.—, solide in Halbpergament gebunden. Band 2 bringt die „Neuen Gedichte", „Atta Troll" und „Deutschland"; der sechste und siebente den Anfang der Pariser Prosa, der neunte die „Lutezia" und eine Anzahl kleinerer Aufsätze. Die Arbeit der Herausgeber, zu denen *Jonas Fränkel*, *Walther Gensel*, *Albert Leitzmann* und *Julius Petersen* zählen, erweist sich als gründlich und geschmackvoll, zumal durch die außerordentliche Knappheit des Kommentars. Wenn das Folgende, wie nicht zu bezweifeln ist, dem ersten Drittel entspricht, wird sich diese Ausgabe durch ihren streng wissenschaftlichen Charakter die erste Stelle neben der von Elster erringen, während sie durch ihre Ausstattung ohne Zweifel allen früheren überlegen ist.

Die *Herdersche Verlagshandlung* in *Freiburg im Breisgau* brachte in zweiter umgearbeiteter Auflage *Dantes poetische Werke* in vier Bänden. Der italienische Text ist der formschönen und als meisterhaft allgemein anerkannten Übertragung *Richard Zoozmanns* Seite für Seite gegenüber gestellt, was neben der Vollständigkeit, die keine frühere deutsche Danteübersetzung bot, dem großen Unternehmen schon allgemeinen Beifall sichern wird. Die feinsinnigen, vor allem vom ästhetischen Standpunkt aus die Werke würdigenden Einführungen *Constantin Sauters* und die ausführlichen Anmerkungen und Register sind die willkommensten Zugaben. Buchtechnisch interessant ist die Art, wie der Kommentar den Bänden eingefügt wurde. Er bildet in jedem der



Bände ein Sonderheft, das durch einen starken Leinwandfalz mit dem Außenrande des hinteren Buchdeckels verbunden ist und herausgeklappt werden kann. So wird dem Leser alles lästige Vor- und Zurückblättern erspart und er kann den Blick mit Leichtigkeit von dem Text auf die Erläuterungen hinüberlenken. Neben allen andern vortrefflichen Eigenschaften dieser Ausgabe muß auch ihr sehr mäßiger Preis (M. 20.— in Leinen, M. 30.— in Pergament für vier starke Bände) gerühmt werden.

Bedingt darf in die Reihe der Klassiker auch der jung verstorbene *Wilhelm Heinrich Wackenroder* aufgenommen werden. Man weiß, daß von den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und den „Phantasieen über die Kunst" Wirkungen ausgegangen sind, die sich über das gesamte Kunstbereich der folgenden Zeit erstreckt haben, und daß der von Wackenroder inspirierte Roman Ludwig Tiecks, „Franz Sternbalds Wanderungen" die Grundlage des Nazarenertums in der Malerei wurde. Wackenroder hat nicht nur den Begriff der „Kunstfrömmigkeit" geprägt, er ist nicht nur der Entdecker Nürnbergs, er wußte auch die Sprache als Künstler zum Ausdruck feinster Innerlichkeit zu formen und in ihr das Bild seiner reinen, wehmütigen Jugend abzuprägen. Wir danken *Friedrich von der Leyen* und dem Verlag *Eugen Diederichs in Jena* für die zwei zierlichen Bände, in denen sie uns die Werke und Briefe Wackenroders gegeben haben; wie man es bei den Ausgaben des Verlags Diederichs gewohnt ist, ohne alle gelehrten Zugaben, jedoch mit jener gewissenhaften Sorgfalt, zu der das Amt des literarischen Testamentsvollstreckers in jedem Falle verpflichten sollte, und mit der Liebe, die nur aus innigem Einfühlen in den Gegenstand erwachsen kann.

Ein wenig von der Blindheit jeder echten Liebe darf auch dem Herausgeber zugestanden werden und am meisten, wenn es eine erste Liebe ist. Von solcher, aus zärtlicher Anbetung und dem heimlichen Stolz des beglückten Anbeters gemischten Empfindung zeugt die schwungvolle Einleitung *Paul Zifferers* zu seiner Übersetzung der *Jugenddichtungen Gustav Flauberts.* Zum ersten Male werden wir mit den Anfängen des großen Romanciers beschenkt, und erstaunt entdecken wir nichts von jener *impassibilité*, die seinen reifen Werken oberstes Gesetz war. Ein leidenschaftliches Feuer tobt sich in der grellen Theatralik historischer Szenen aus, für die der ältere Alexander Dumas und Victor Hugo, Vitet und Mérimée die Muster hergaben. Auf der Bühne erblickt man diesen Stil nur noch im „Troubadour" und den Opern Meyerbers, in der Erzählungskunst ist er ganz verschwunden. Aber der Kinematograph lockt durch ihn die Massen (und nicht nur die künstlerisch Unempfindlichen) in unseren Tagen von neuem mit unwiderstehlichem Reiz. So wird auch dieser starke Band in seinem ersten Teil, den „Historien und Legenden", jetzt wieder vielen Lesern als eine die Nerven spannende Unterhaltungslektüre willkommen sein, nicht minder der zweite, „Erzählungen und Visionen", der, voll stärkeren persönlichen Gehalts, in die dunklen Pfade Edgar Poes und Baudelaires einlenkt. Als ein glänzendes Virtuosenstück sei hier namentlich die Novelle „Bücher!", die Tragödie eines Bibliomanen, hervorgehoben. *J. C. C. Bruns' Verlag in Minden*, dem wir die große Gesamtausgabe Flauberts verdanken, hat diesen Band unter der Leitung von *F. H. Ehmke* auf ein schönes van Gelder-Bütten drucken und in einen Halbfranzband mit ungewöhnlich dekorativem Rücken binden lassen.

Als Seitenstück zu der monumentalen Ausgabe des Nibelungenliedes hat der *Hyperion-Verlag Hans von Weber in München* bei *Enschedé en Zonen* in *Haarlem* die *Kudrun* drucken lassen. Dieselbe wundervolle Gotisch, dieselbe typographische Schönheit, frei von jeder ornamentalen Beimischung, und dieselbe Würde des Gesamteindrucks machen diesen Band zu einem ebenso unentbehrlichen Besitz für den Bücherfreund wie seinen Vorgänger.

P—e.

Catalogus van boeken in Noord-Nederland verschenen van den vroegeten tijd tot op heden. Samengestelt door de Teutoonstellings-Commissie der nationale Teutoonstelling van het boek, juni—augustus 1910. Uitgave van de vereeniging ter beoordering van de belangen des boekhandels. *'S Gravenhage, Martinus Nijhoff*, 1911. Wie der Titel angibt, ist dieser umfangreiche Gesamtkatalog der niederländischen Literatur (im heutigen Sinne) eine Frucht der Buchausstellung, die bei Gelegenheit des internationalen Verlegerkongresses im vorigen Jahre in Amsterdam veranstaltet wurde. Die Einteilung ist dem sogenannten Dezimalsystem entlehnt und innerhalb jeder Rubrik chronologisch. Für häufiger erschienene Bücher werden nur die ersten Ausgaben genannt. So empfängt man für alle Wissenschaftsgebiete ein Bild ihrer Entwicklung in Holland von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1910, wenn auch kleinere Gelegenheitsschriften, Schulbücher, alle Zeitschriftenaufsätze und Sonderabdrücke fehlen. Als Grundlage einer späteren allgemeinen niederländischen Bibliographie und als Nachschlagebuch verdient das Werk, das durch Zusammenwirken zahlreicher Kräfte entstanden ist, Dank. Noch nützlicher würde es freilich sein, wenn die Abteilungen nicht einzeln paginiert wären, und wenn ein Generalregister der Namen die zehn Personenregister zusammenfaßte. Der Preis beträgt M. 30.—

G. W.

Kleine Mitteilungen.

Im *Buchgewerbemuseum* zu *Leipzig* ist eine reiche Auswahl aus dem Karikaturenwerk des englischen Zeichners *Thomas Rowlandson* (1756—1827) ausgestellt. Sie stammt aus dem Besitz des bekannten Sammlers und Schriftstellers Eduard Fuchs. Bei dem Nebeneinander so vieler Blätter merkt man doch, daß Rowlandsons Ausdrucksfähigkeit ziemlich beschränkt war, daß es nur eine einzige Seite des vielgestaltigen Lebens war,

deren äußerliche Komik ihn reizte. Er war kein Satiriker, kein Ankläger, sondern ein gutmütiger Humorist, und dabei oberflächlich, leidenschaftslos, nur neugierig, so wie seine Helden, die sofort das Fernrohr zur Hand haben, wenn es „etwas zu sehen" gibt. Seine Kunst erschöpft sich in der Modelaune und dem öffentlichen Gebahren seiner Zeit. Man liebte große körperliche Üppigkeit, die man freimütigst zur Schau trug. Hier setzt Rowlandson ein. Er komponiert schreckliche oder ulkige Geschichten, lächerliche Situationen, um seine Nacktheiten dokumentieren zu können. Und es macht ihm Spaß, dem Beschauer auch, denn er beleidigt nicht, er ist wie gesagt innerlich harmlos. Schon die Verallgemeinerung seiner Typen enthebt seine Darstellung einer eindringenderen, spezielleren Charakteristik. Es ist immer wieder der komische Alte mit der untersetzten Statur, dem großen Kopf, der bizarren Nasen- und Mundform, sein Typus des Genießers, dann die junge, hübsche Frau mit der quellenden Leibesfülle und dazu ein paar Statisten. Seine künstlerischen Ausdrucksmittel sind im gleichen Maße reduziert. Seine Linie an sich spricht nicht, sie dient nur zur Bestimmung und Begrenzung einer Fläche, deren leuchtende Färbung die sinnlichen Eindrücke vermitteln soll. Daher bevorzugt Rowlandson die Aquatintamanier, die in seiner Behandlung stets auf Kolorierung Bedacht nimmt. Am höchsten aber könnte man seine formale Gestaltungskraft einschätzen, die die schwierigsten Bewegungsmotive zu meistern versteht. Seine Fleischmassen sind immer in Aufruhr; ein ewiges Drängen, Stoßen, Fallen verleiht seinen Darstellungen eine köstliche Lebendigkeit.

Aus Rowlandsons Stoffgebiet seien einige Hauptmomente gegeben. Selbst das schrecklichste Unglück faßt er immer von der komischen Seite an und benutzt es nur als Vorwand. Eine Feuersbrunst bietet ja Gelegenheit genug, die Menschen im Nachthemd zu zeigen. Manche schöne Jungfrau wird heldenmütigst gerettet, manche muß aber auch eine Leiter heruntersteigen, die eifrig von zwei glotzenden Kerlen gehalten wird. Oder der sehr bekannte Absturz von der steilen Treppe, exhibition stare case, wo es in der Begeisterung des Zusehens den Herren natürlich nicht einfällt, den halbnackten Schönen wieder aufzuhelfen. Trotz der heiklen Situation ist die Darstellung so grotesk, daß man es als das nimmt, was es sein soll, als einen Scherz in rein künstlerischer Behandlung. Den kleineren Fährlichkeiten des menschlichen Lebens gewinnt Rowlandson auch immer die pikant humoristische Seite ab. Frauen, die aus einem Wagen fallen oder mit dem Rock hängen bleiben, bieten in ihrem Unglück den Zuschauern immer Stoff zum Lachen. Alles rennt herbei, um sich ja nichts von dem Anblick entgehen zu lassen. An den Haaren muß die Gattin ihren übereifrigen Mann fortzerren. Unter dem Wagen kauern die guten Leute, um einer Frau beim Einsteigen zuzusehen.

Die Modetorheiten, an denen die damalige Zeit sehr reich war, boten auch gegnügend Stoff dem witzigen Schilderer. The bum shop, beim Steißschneider, karikiert sehr treffend, welchen Verunstaltungen man seinem Körper schuldig zu sein glaubte. Es gibt sehr viele Blätter Rowlandsons, die dieses Gebiet in allen seinen Unglaublichkeiten behandeln. Es gelingt ihm auch manche hübsche Szene genrehafter Art. Reizend ist die junge Frau, die ihrem tölpelhaften Gatten beim Rasieren den Spiegel hält. Zum Schlusse mag noch auf ein Blatt hingewiesen werden, das einen Schlächter darstellt, wie er einem Stück Vieh die Eingeweide ausnimmt. Dieser brutale Kerl mit dem Messer im Maule — die Hände braucht er zur Arbeitsverrichtung — hat etwas von der typischen Größe und Kraft, die die Kunst eines Daumier vorausahnen läßt.

In den unteren Räumen des Buchgewerbehauses zeigt die *Königliche Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe* ihre *Schülerarbeiten*. Man gewinnt den bestimmten Eindruck, daß den jungen Leuten lebendige Kunstwerte vermittelt werden, daß sie nicht in akademischem Formalismus großgezogen und von den Anschauungen und Forderungen unserer Zeit ferngehalten werden. Es genügt schon, die Studien der vorbereitenden Klassen anzusehen, die Akt- und Porträtzeichnungen, die Tempera- und Ölmalereien, die im Farbenauftrag und in der Verwendung reiner, leuchtender Farben sich ganz bewußt den neuen künstlerischen Zielen anschließen.

Das eigentliche Arbeitsfeld liegt aber in den Werkstätten, wo alle Zweige der Graphik und des Buchgewerbes mit besonderer Berücksichtigung und Sorgfalt ihrer technischen Herstellung gelehrt werden. Die ausgestellten Arbeiten geben einen guten Überblick über die Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände und über die erfolgreiche Tätigkeit des künstlerischen Nachwuchses. Dr. *Hans Wolff.*

Die rührige Direktion der *Königlichen Graphischen Sammlung* in *München* hat durch *Dr. Bredt* einen Sachkatalog der reichen Sammlung herstellen lassen, der ein Muster von Klarheit und Bequemlichkeit, und der wirklich imstande ist, jedem in Schnelligkeit zu dem Material der Sammlung zu verhelfen, das er gerade nötig hat. Wie nützlich ein solcher Katalog speziell in München ist, wo zahllose Kunststudierende und Kunstinteressenten, aber auch die Handwerker vielfach auf die Schätze der Königlichen Graphischen Sammlung angewiesen sind, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Dr. Bredt hat einen Stichwort-Katalog verfaßt, der in 300 Stichwörtern alles das kategorisiert, was in der Sammlung enthalten ist. Wie sehr diese Einteilung ins Detail geht, mögen solche Stichwörter, wie *„Akrobaten"*, *„Apokalypsen"*, *„Autosport"*, *„Backfische"*, *„Clairobscur"*, *„Korpsstudenten"*, *„Kostümfeste"*, *„Wagen"*, *„Wahrsagen aus Karten"*, *„Wasserspeier"* und andere mehr dartun. Diese Stichwörter verweisen auf 300 Zettel-Abteilungen, die in zwölf nach Gruppen geordneten und überschriebenen Zettel-Kästen verteilt sind; daneben aber findet sich auch noch an den Wänden aufgehängt eine Zeit- und Stiltafel, die wiederum auf die einzelnen Abteilungen verweist. Dabei sind die Zeiten oder Perioden durch eine Anzahl die Länge der Tafel herablaufende Periodenbezeichnungen aufgeteilt, die von „vorgeschichtlich" bis ins „XX. Jahrhundert" führen.



Die Breite der Tafel entlang laufen die Kunstarten, wie Zeichnung, Kupferstich, Holzschnitt usw. Zeit- und Stiltafel und Stichwort-Katalog reichen sich dann wieder die Hände, indem zum Beispiel im Stichwortkatalog bei Stilbezeichnungen wie Altchristliches, Byzantinisches und dergleichen auf die Zeittafel verwiesen ist, wo alle Katalogabteilungen auf einer Zeile genannt sind, die hierfür in Betracht kommen. Außerdem steht noch ein Führer durch die Graphische Sammlung zur Verfügung, der die Materialien der aufgestellten Kataloge und der 15 Spezialkataloge resümiert. — Ebenso nützlich ist ein soeben erschienenes Verzeichnis der wichtigsten *Miniaturhandschriften der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek München*, das der Vorstand der Handschriftenabteilung, Dr. *Georg Leidinger*, hergestellt hat. Das Verzeichnis ist hervorgegangen aus dem Katalog, der gelegentlich des zu München tagenden IX. Internationalen kunsthistorischen Kongresses im September 1909 für die in der Hof- und Staatsbibliothek eingerichtete Ausstellung zur Geschichte der Miniaturmalerei von Dr. Leidinger abgefaßt wurde. Der Katalog ist nunmehr in dem vorliegenden neuen Verzeichnis stark vermehrt und verbessert und enthält die Beschreibung von 252 der wichtigsten Miniaturhandschriften aus einem nicht gezählten, aber wohl aus 1000 miniierten Handschriften bestehenden Münchener Besitz. Dem Verzeichnis ist noch ein Register der Signaturen der beschriebenen Handschriften beigefügt, in welchem außerdem die Nummern der photographischen Einzelaufnahmen vermerkt sind, welche in einer Anzahl von vielen Tausenden Einzelblättern bereits von dem Hofphotograph Teufel aufgenommen sind. Dieser Katalog ist nicht allein ein ausgezeichneter Führer für die Besucher der Staatsbibliothek selbst, sondern wird, namentlich auch durch das angefügte Register, den auswärtigen Gelehrten bedeutende Dienste leisten können, die sich nach diesem Katalog mit Leichtigkeit die betreffenden Teufelschen Photographien aussuchen und bestellen können. M.

Zu den vielen wertvollen Schätzen der Sammlung *Huth* in *New York* gehörte auch ein Exemplar der ersten Ausgabe der Gedichte von *Robert Burns*, die schon seit Jahren zu den größten Seltenheiten des Büchermarktes gerechnet wird. Exemplare dieser Ausgabe, und besonders gut erhaltene Exemplare sind in der Tat so selten, daß der kleine und dünne blau-weiße Oktavband, den *John Wilson* in *Kilmarnock* im Jahre 1786 druckte, heute fast ein kleines Vermögen darstellt. Das Bändchen wurde, wie die New Yorker „Sun" mitteilt, damals vom Verleger zum Preise von 72 Cents angesetzt. Die Gesamtzahl der Auflage betrug 612 Stück, und der Dichter mußte sich nach Abzug aller Kosten für Druck, Papier und Einband mit dem bescheidenen Ertrag von 96 Dollars begnügen. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts konnten Exemplare davon gelegentlich für 25 Cents erworben werden; in der Mitte der siebziger Jahre dagegen begann gerade bei diesem Buche ein gewaltiger „Boom" einzusetzen, der seinen Preis auf das 3000- bis 7000fache des ursprünglichen Verlagspreises trieb. Der höchste Preis, der bisher für das Buch bezahlt worden ist, waren wohl die 4800 Dollars, für die im Jahre 1909 die Trustees des Burns-Hauses das besterhaltene damalige Exemplar erwarben; über die übrigen Höchstpreise seit dem Beginn der siebziger Jahre gibt die nachfolgende Übersicht Auskunft:

Unbenanntes Exemplar,	Edinburg	1874	19	£
Laings,	Sotheby	1879	90	„
Craigs,	„	1888	111	„
Unbenannt,	„	1890	107	„
Gaisfords,	„	1890	120	„
Youngs,	„	1890	100	„
Auchinlecks,	„	1893	102	„
Baronets,	„	1896	121	„
Lambs Nr. 1,	Edinburg	1898	572,5	„
Veitchs,		1903	1000	„
Van Antwerps,		1907	700	„

Die Geschichte dieser Bücher in ihrer Wanderung von Besitzer zu Besitzer zu erforschen, wäre gewiß eine interessante, aber kaum sehr lohnende Aufgabe; denn die weitaus überwiegende Mehrzahl derselben ist jedenfalls unwiederbringlich verloren, und man darf sehr zweifeln, ob heute von der einstigen Auflage von 612 Stück noch mehr als 30 oder 40 vorhanden sind. Das Britische Museum besitzt zwei Exemplare dieses Buches, von denen das eine insbesondere darum wertvoll ist, weil es zusätzliche Verse und sonstige schriftliche Eintragungen von Burns Hand enthält. *(Börsenblatt)*

In Lichterfelde verschied am 7. März im Alter von 36 Jahren unser verehrter Mitarbeiter *Ernst Schur*. Er war ein Dichter und Kunstkenner von seltener Feinheit, und diese Eigenschaften bewährten sich namentlich in den zahlreichen, stets gehaltvollen Bücherbesprechungen, die er zur „Zeitschrift für Bücherfreunde" beigesteuert hat.

Das *Germanische Nationalmuseum in Nürnberg* hat im letztverflossenen Jahre für seine Bücherei eine Anzahl sehr wertvoller alter *Stammbücher* erworben, über die Herr Dr. *H. Höhn* demnächst in unserm Hauptblatt Näheres mitteilen wird. Die meisten stammen aus der berühmten Sammlung des Geh. Rats Friedrich Warnecke und wurden auf einer Versteigerung in Leipzig erstanden aus Mitteln, die der Opfersinn alter Nürnberger Patrizierfamilien zur Verfügung gestellt hat. Als die wertvollsten Stücke seien angeführt: das Stammbuch des Predigers an der Spitalkirche Nürnberg Georg Werner, das Einträge von Nikodemus Frischlin, Johann Praetorius, Hans Leo Haßler (eine kleine Komposition) usw., dazu auch eine von Melanchthons Sohn beglaubigte Aufzeichnung Luthers enthält, ferner das auch künstlerisch ausgestattete Stammbuch des Ulrich Johann Starck und dasjenige des Hieronymus Kreß mit einer Eintragung Wallensteins aus dessen Altdorfer Studentenzeit und verschiedenen Darstellungen aus dem Studentenleben in Aquarellmalerei. Diese drei Bücher gehören noch dem XVI. Jahrhundert

an. Aus dem XVII. Jahrhundert wären hervorzuheben zwei Harsdorffersche Stammbücher sowie die des Marcus Carl Tucher, Leonhard Grundherr, Paulus Christoph Gugel und des Gebhard Gerdner, eines Altdorfer und dann Jenenser Studenten mit großem Bekanntenkreise, aus dem XVIII. Jahrhundert endlich ein Stammbuch des Nürnberger Theologen Friedrich Kordenbusch, des Altdorfer Studenten Georg Dehler und insbesondere das reichhaltige Stammbuch des Karl Friedrich Treuttel, eines jungen Straßburgers, der in den Jahren 1788—1791 eine große Reise durch Deutschland machte und bei dieser Gelegenheit zu den Berühmtheiten der verschiedenen Städte in Beziehung trat. Dieses letztere Stammbuch, in das sich auch Wieland, Goethe, Schubart, Pfeffel, Salzmann, Uz, Joh. Reinhold Forster u. a. eingetragen haben und das auch künstlerisch reich ausgestattet ist, wurde nicht auf der Auktion Warnecke, sondern anderweitig erworben.

Ein überaus reicher Fund von antiken Schriftstücken aus Ton, sogenannte *Ostraka*, ist von dem bekannten Gelehrten Dr. *Karl Maria Kaufmann* in Ober-Ägypten gehoben und für die Frankfurter Antikensammlung bestimmt worden. Dieser literarische Schatz besteht aus 700 Schriftstücken, in fünf verschiedenen Sprachen. Neben talmudischen, griechischen und koptischen Texten, die in der Mehrzahl vorhanden sind, kommen aramäische und arabische vor. Nach dem Ergebnis der ersten wissenschaftlichen Prüfung befinden sich unter anderem Material private und kaufmännische Korrespondenzen, literarische Texte, Rechnungen und andere kulturhistorische und sprachwissenschaftlich wertvolle Dokumente.

(Berliner Tageblatt)

Anfang Februar ist aus einem Bethause in *Leipzig* ein *altes handschriftliches Notenbuch mit lateinischen und hebräischen Kompositionen* in schwarzem Ledereinband *gestohlen* worden, das auf dem Deckel mit dem Namen „*M. Wach*“ bezeichnet ist und 500 M. Wert besitzt. Der Altertumswert beziffert sich jedoch bedeutend höher. Der Dieb wird in einem unbekannten Menschen vermutet, der sich am 4. Februar in der betreffenden Andachtsstätte aufgehalten hat. Er ist 30—35 Jahre alt, 1,70 Meter groß, schmächtig, hat länglich-blasses Gesicht, Anflug von schwarzem Schnurrbart und hat dunklen Anzug, schwarzen Überzieher und ebensolchen steifen Hut getragen.

Auf *Günthersdorf bei Neusalz* ist jetzt im Besitze des Herrn von der Lancken-Wakenitz die *Bibliothek Wilhelm von Humboldts* aufgefunden worden. Humboldt hatte sie ursprünglich auf seinen Sohn Hermann vererbt. Der Fund förderte ein bisher verloren geglaubtes Werk Humboldts zutage, die bis zur Widmung ganz druckfertige Schilderung der baskischen Reise, die Humboldt im Jahre 1801 unternommen hat. Dank dem Entgegenkommen des Herrn von der Lancken-Wakenitz wird die Handschrift in dem für Supplemente bestimmten 13. Bande der von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Gesammelten Schriften Wilhelm von Humboldts“ erscheinen.

Literatur und Justiz.

Im Laufe der letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, bezw. durch gerichtliches Urteil bestätigt:

Faschingsnummer der „Berliner Blauesten Nachrichten“;

Aus dem Tagebuch eines Homosexuellen (Bernhards Verlag, Stuttgart);

Johannes Tralow, Kain der Heiland (Berlin, Concordia);

Wiener Karikaturen Nr. 6, 8;

Willy, Pimprenette (Budapest, G. Grimm);

Pierre Waldagun, Die Lehren Lisbeth Lottias (Budapest, G. Grimm);

Tristan Bernard, Zwei Frauenfreunde (Budapest, G, Grimm);

K. H. Hirsch, Ein alter Mordskerl (Budapest, G. Grimm);

Hans Hoya, Chaine anglaise (Budapest, G. Grimm);

Jean qui rit, Witzpetarde (Budapest, G. Grimm);

Der Mann im Purpur und anderes (Budapest, C. Grimm);

Die Schönheit der Frauen, Neue Folge, 1. Lief. (Berlin, Hermann Schmidt);

Nackte Schönheit, 1., 4., 5., 11. Lief. (Berlin, Hermann Schmidt);

Der Komet (München) Nr. 4;

Sekt, zahlreiche Nummern des 6.—8. Jahrgangs;

Le Frou-Frou Nr. 589;

Edith Salburg, Wenn Könige lieben (Leipzig, W. Elischer Nachf.), für Österreich;

„Cythere“ (2 Bände), 1. Band: „Amors Fabeln“ von seinen Jüngern gesammelt und an das Licht dieser liebesfrohen Welt gestellt im Jahre 00478500; 2. Band: „Nymphen und Satyrn“ Geschichten und Begebenheiten aus Amors Reich, getreu der Wahrheit nacherzählt im Jahre 2438;

„Venus Rosenkränzlein“, für die galante Welt gedruckt zu Cythere im Jahr, da gut zu lieben war;

„Bilder aus dem Privatleben der römischen Cäsaren.“ Auf Capri bei Sabellus 1780. Deutsche Ausgabe gedruckt für *Heinrich Conradt* und seine Freunde;

„Denkmäler des Geheimkults der römischen Damen“. Fortsetzung der Bilder aus dem Privatleben der römischen Cäsaren. Auf Capri bei Sabellus 1784. Deutsche Ausgabe gedruckt für *Alfred Semerau* und seine Freunde.

„Die Briefe der kleinen Gräfin.“ Gesammelt, herausgegeben und übertragen von Professor *Konrad Eppach*. Mit Einleitung und Anhang von Dr.

Alfred Semerau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Brüssel 1908.
Francisco Delicado: „Die hübsche Andalusierin". Zum ersten Male und vollständig aus dem Spanischen übertragen und mit acht Vollbildern von Choisy le Conin geschmückt. Nicht im Handel, Privatdruck des Herausgebers;
„Der Tarif der Dirnen von Venedig". (XVI. Sec.) London 1908;
„Die Andachtsübungen des Herrn Heinrich Roch und der Frau Herzogin von Condore". Von dem verstorbenen *Abbé von Voisenon.* Mit einem Frontispice von Félicien Rops. 1908. Nicht im Handel;
„Curiosa der Weltliteratur". Eine Sammlung seltener galanter Werke aller Völker. Herausgegeben von Dr. Georg Cordesmühl. 3. Band. Dr. *Alfred Semerau:* „Das Reich der Kypris". Zum ersten Male ins Deutsche übertragen. 1906. Privatdruck:
„Geschichten aus Aretino". Mit 15 Bildern von Choisi-Nérac. Nicht im Handel. Gedruckt für *Heinrich Conradt* und seine Freunde. Siena 1907;
„Die Posteriora und die Priora". Physiologisch-historisch-philosophisch-literarische Abhandlungen von *Adam Theobald Pruzum.* Vermehrt um des Herrn Swift Grand Mistère oder das große Geheimnis und die Kunst, Betrachtungen über den Abtritt anzustellen. Buslar 1794.

Die weitere Verbreitung der Zeitschrift „Pschütt" wurde auf zwei Jahre verboten.

Die Beschlagnahme des Romans „Die Gräfin" von *A. Kuprin* (München, Georg Müller) wurde aufgehoben.

Am 27. Februar begann vor dem Schwurgericht unter dem Vorsitz des Landesgerichtsrates Dr. Altmann der für drei Tage anberaumte *Prozeß gegen den Verlagsbuchhändler Karl Wilhelm Stern* (*L. Rosners Verlagsbuchhandlung*) wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit, begangen durch die Herausgabe und den Vertrieb erotischer Literatur. Die Staatsanwaltschaft Wien hat den Vertrieb von zwölf im Sternschen Verlag erschienenen Druckwerken unter Anklage gestellt. Wie erinnerlich, wurden im Januar 1910 die Verlagswerke Sterns in großen Massen konfisziert. Ungefähr 30000 Bände wurden damals mit Beschlag belegt und ins Landesgericht geschafft. Die Voruntersuchung gegen Stern wurde schon im Jahre 1909 eingeleitet, so daß der Prozeß seit zweieinhalb Jahren anhängig ist. Das Aktenmaterial ist ein enormes, da im Laufe des sogenannten subjektiven Verfahrens 1100 Personen in allen Teilen von Österreich und des Deutschen Reiches verhört wurden. Der Untersuchungsrichter hatte eine Korrespondenz von 5000 Briefen — die ganze Geschäftskorrespondenz des Verlages während der letzten drei Jahre — zu studieren. Das sogenannte objektive Verfahren, in dem einzelne der Verlagswerke Sterns für verboten

erklärt und ihre Weiterverbreitung untersagt wurde, hat zu zahlreichen Einspruchsverhandlungen Anlaß gegeben, in denen die Verlagsbuchhandlung den Standpunkt vertrat, daß die beschlagnahmten Druckschriften Erzeugnisse von wissenschaftlichem und künstlerischem Wert seien. Dieser Anschauung hat bezüglich des Buches von *Eduard Fuchs:* „L'élément érotique dans la caricature" auch das Oberlandesgericht Wien beigepflichtet.

In dem städtischen *Hotel des Ventes* in *Paris* wollte der Schriftsteller Edmond Harancourt Mitte Februar seine bekannte Sammlung von Zeichnungen von *Félicien Rops* versteigern lassen. Der Staatsanwalt verbot aber kurz vor der Versteigerung die öffentliche Ausstellung einer Anzahl dieser Zeichnungen, weil sie ihm anstößig erschienen. Daraufhin unterblieb die Versteigerung, zu der auch Kauflustige aus Deutschland gekommen waren.

Das Landgericht Berlin I sprach unlängst den Schriftsteller Dr. *Herbert Eulenberg*, den Redakteur Herzog und den Verleger Paul Cassirer von der gegen sie erhobenen Anklage aus § 184 des Strafgesetzbuchs frei, da der der Anklage zugrunde liegende, in der Zeitschrift „Pan" veröffentlichte Aufsatz Eulenbergs: „*Brief eines Vaters unserer Zeit*" nicht als unzüchtige Schrift anzusehen sei, vielmehr als ein Beitrag zur Lösung eines schwierigen sexuellen Problems von hohem ethischen Wert bezeichnet werden müsse, frei von jeder Unsittlichkeit, Lüsternheit oder verführerischen Tendenz und geeignet, der Jugend eine bessere Kenntnis und höhere Achtung des weiblichen Geschlechts zu vermitteln. So hatten die Sachverständigen, Professor Gurlitt als Pädagoge, Universitätsprofessor Simmel als Ethiker und Geheimer Medizinalrat Dr. Eulenburg als Mediziner, ausgeführt, und das Gericht schloß sich ihrer Ansicht an. Gegen diese Entscheidung legte die örtliche Staatsanwaltschaft Revision beim Reichsgericht ein, in der sie Verletzung des materiellen Rechts rügte. Der höchste Gerichtshof verwarf indessen am 20. Februar das Rechtsmittel in Übereinstimmung mit den Anträgen des Reichsanwalts und der Verteidigung als unbegründet. Die Ausführungen der Staatsanwaltschaft in der Revisionsbegründung enthielten großenteils tatsächliche Angriffe auf die Beweiswürdigung. Das Untergericht habe rechtsirrtumfrei festgestellt, daß die Wirkung des Aufsatzes keine derartige sei, daß das Scham- und Sittlichkeitsgefühl eines normalen Menschen irgendwie verletzt werden könne. Auch mit Rücksicht auf die Art der Verbreitung der Zeitschrift „Pan" könne nicht angenommen werden, daß der Aufsatz dadurch zu einem unzüchtigen werde. Der Vertrieb des „Pan", der nur von gebildeten Leuten besserer Kreise gelesen werde, sei nicht auf die gleiche Stufe zu stellen mit dem der Tageszeitungen. Daß die betreffende Nummer des „Pan" gegebenenfalls auch in unberufene Hände gelangen könne, liege so fern, daß die Angeklagten mit dieser Möglichkeit nicht hätten zu rechnen brauchen. Alle



diese Erwägungen seien auch vom Untergericht angestellt worden, und wenn daraus auf Freisprechung erkannt werde, so sei dies rechtlich nicht zu beanstanden. (Aktenzeichen: 2 D. 52/12.)

Die Pariser Staatsanwaltschaft hat sich zu einem energischen Vorgehen gegen jene Buchhändler entschlossen, die mit pornographischen Werken Handel treiben. So wurde vor einigen Tagen der Buchhändler Charles Hirsch, der in der Rue des Pyramides, einer der elegantesten Geschäftsstraßen des Tuilerienviertels, etabliert ist, wegen des Vertriebes pornographischer Bücher verhaftet. In seiner Wohnung entdeckte man in einem nur durch eine Geheimtür zugänglichen Appartement ein ganzes Lager von pornographischen Werken und Photographien. Auf mehreren Wagen wurde das gefundene Material in das Depot der Staatsanwaltschaft gebracht. Mit Hirsch wurde auch der Geschäftsführer eines anderen Buchhändlers, der mit Hirsch in Geschäftsverbindung stand, in Haft genommen.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 20. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 599. Periodica. Zeitschriften, Zeitungen, Sammelwerke, Publikationen gelehrter Gesellschaften. 1716 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 35. Radierungen, Holzschnitte, illustrierte Werke von Moritz von Schwind, Ludwig Richter und andern Künstlern der Zeit. 563 Nrn.

Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung Becker & Eidner in *Göttingen.* Nr. 40. Wissenschaftliche Theologie. 3494 Nrn.

Max Götz in *München.* Anzeiger Nr. 952. Varia. Neuerwerbungen. 944 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 60. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 958 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 348. Klassische Philologie und Altertumskunde, enthaltend unter anderem die Bibliotheken von Professor O. Gilbert in Halle und Professor L. Jeep in Königsberg. Abteilung II: Zeitschriften. Altertumskunde. Archaeologie. Numismatik. Grammatik und Lexikographie. 2515 Nrn.

B. Heß in *München.* Nr. 25. Albrecht Dürer. Original-Kupferstiche und Holzschnitte. 192 Nrn.

Rud. Hönisch in *Leipzig.* Nr. 4. Napoleon I. und seine Zeit. Politische, Kultur- und Literatur-Geschichte 1740—1850. 1307 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 59. Kulturgeschichte. Teil 1: Allgemeines. Das geistige Leben. 1464 Nrn. — Nr. 60. Kulturgeschichte. Teil 2: Häusliches und privates Leben. Nr. 1465—3110.

Max Jaeckel, G. m. b. H. in *Potsdam.* Nr. 45. Deutsche Literatur. 840 Nrn.

Th. Kampffmeyer in *Berlin S. W. 48.* Nr. 474. Theologie und Philosophie.



Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München.* Anzeiger Nr. 6. Neueste Erwerbungen und Anderes. 604 Nrn. — Nr. 181. Deutsche Literatur bis 1850. (Enthaltend viele Erstausgaben aus der Zeit der Klassiker und Romantiker.) 2111 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 212. Kunst. 3011 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin N. W.* Nr. 265. Klassische Philologie. Bibliotheken des † Professors H. van Herwerden in Utrecht und des † Regierungs-Rats Direktor Arnoldt in Altona.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 106. Bücher mit Kupfern und Vignetten, illustrierte Werke, deutsche Literatur, Goethe, Theater, Kunst, Werther, allgemeine Geschichte, Zeitschriften usw. 372 Nrn.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 154. Klassische Philologie. Enthält unter anderem die Bibliotheken des † Professor Dr. Ad. Greef, Göttingen, und des † Professor Dr. Rob. Peppmüller, Halle a. S. 2488 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 36. Kunst.

Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat Dr. E. Nolte, Inh. G. A. Wolff in *Bonn.* Nr. 64. Katholische Theologie. 2430 Nrn.

Ludwig Rosenthal in *München.* Nr. 145. Zur Geschichte der Kunst. 3308 Nrn.

Ottmar Schönhuth Nachf. in *München.* Nr. 32. Illustrierte Bücher des XIX. und XX. Jahrhunderts. Bücher für Bibliophilen. 540 Nrn. — Nr. 33. Moderne Dichtung. Erstausgaben und Seltenheiten der deutschen Literatur seit Nietzsche 483 Nrn.

Hugo Streisand in *Berlin W. 50.* Nr. 29a. Interessante Werke aus allen Gebieten. 1094 Nrn. — Nr. 33a. Erstausgaben deutscher Literatur. Nr. 342—1015.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Dritte Folge. 47.—48. Stück. Eine Anzahl geschätzter Bibliothekswerke. Neueste Erwerbungen. Friedrich der Große. Interessante Neuerscheinungen; japanische Farbenholzschnitte. Neue Doves Preß-Drucke. Gesuchte Bücher. Nr. 4516—4767.

Max Ziegert in *Frankfurt a. M.* Nr. 17. Städte-Ansichten in schönen und seltenen Farbstichen, kolorierten Kupferstichen, Radierungen und Lithographien, sowie in Aquarellen und Handzeichnungen von Künstlern des XVI. bis XIX. Jahrhunderts. 1546 Nrn.

Von unserm großem Antiquariats-Katalog

Kulturgeschichte (10000 Nrn.)

erscheint in einigen Tagen der dritte Teil:
Soziales, etwas später Teil IV: Religiöses.
Fertig sind bereits
Teil I: Allgemeines. Das geistige Leben und
Teil II: Häusliches und privates Leben.
In Vorbereitung:
Teil V: Die Frau und Teil VI: Curiosa.

Wir bitten Interessenten um frdl. Angabe ihrer Adresse.

HEINRICH HUGENDUBEL, MÜNCHEN
Abteilung: Antiquariat Salvatorstr. 18.

C. LANG BUCH- U. KUNST-ANTIQUARIAT
Via delle Quattro Fontane 157
gegenüber d. „Palazzo Barberini“ **ROM**

Auf Wunsch versende ich gratis und franko:

Kat. XVII. Auswahl seltener und wertvoller Werke.
„ XVI. Archäologie und Kunst — Numismatik.
„ XV. Aeronautik — Astronomie — Elektrizität — Hydraulik — Kräuterbücher — Mnemotechnik — Optik — Sonnenuhren — Tabak usw. usw.
„ XIV. Bibliographie und Hilfswissenschaften.
„ XI. Mittel-Italien.
„ X. Rom. (Reichhalt. Spezialkatalog, ca. 2000 Nrn. Preis M. 1.—).
„ VII. Ober-Italien.

Ich bitte die Herren Sammler um Angabe ihrer *Interessengebiete* und Mitteilung von *Desideraten*, denen ich *dauernd aufmerksame Beachtung* zusichere.

Soeben erschienen KATALOG IV:
AUSWAHL VON BÜCHERN AUS VERSCHIEDENEN WISSENSGEBIETEN
(Almanache, Alpina, ausländ. Literatur, Bavarica, Buchhandel, Curiosa, deutsche Geschichte, deutsche Literatur, alte Drucke, schöne Einbände, Folkloristik, Frau-Ehe-Liebe, Genealogie, Heraldik, Humoristika, Illustr. Bücher, Juden, Kunst, alte Medicin, Namenkunde, Napoleon I, Plantindrucke, Reisen, Saxonica, Selbstmord, Silhouetten, Stammbücher, Studentica, Thuringica usw.) Städteansichten — Porträts.

Katalog umsonst und postfrei
HANS LOMMER, Antiquariat
Gotha, Hauptmarkt 14.

Das Antiquariat

ED. BEYER NACHF.
WIEN I SCHOTTENGASSE 7

bietet an:

BREVIARIUM GRIMANI

12 BÄNDE, Leipzig (Hiersemann)

In Original-Mappen

Ganz unbenutztes Exemplar

(Subskriptionspreis M. 2400.—)

für M. 1400.—

Soeben erscheint:

Katalog 145

Zur Geschichte der Kunst

3300 Nummern. Derselbe enthält unter anderen: Künstler-Biographien / Künstler-Lexika / Kunstphilosophie / Archäologie / Architektur / Kunstdenkmäler / Kunststätten / Galeriewerke / Graph. Künste / Buchschmuck / Miniatur-Malerei / Kalligraphie / Karikaturen / Kostümkunde / Literatur über Bucheinbände / Ex-libris-Bibliographie / Faksimile-Reproduktionen / Gemmen und Medaillen / Kartographie / Kunsttechnik / Mal- und Zeichen-Unterricht / Perspektive / Farbenlehre / Keramik und Glasmalerei / Ornamentwerke / Papier- und Wasserzeichenkunde / Porträtkunst u. Porträtwerke / Silhouetten / Kunstsammlungs-Kataloge / Werke über Spielkarten / Literatur über den Totentanz / Kunst-Zeitschriften

Dieser Katalog steht Interessenten auf Wunsch gratis und franko zur Verfügung.

LUDWIG ROSENTHAL'S
ANTIQUARIAT MÜNCHEN
HILDEGARDSTRASSE 14 LENBACHPLATZ 6



Ulrich Putze Nachf. Hans Goltz,
MÜNCHEN, Briennerstr. 8

bietet an:

Dante, La Comedia del Divina, Ausgabe Olschki, Schweinsleder M. 450.—

Shakespeare Sonnets, Drugulin-Druck auf Pergament (nur 6 Exemplare) M. 260.—

Menzel Kinderalbum (vergriffen) M. 250.—

Pretorius: Skizzen. 10 Originallithographien in Mappe auf Japan. 80 Expl. M. 45.—, Luxusausgabe M. 160.— (vergriffen).

Goethe, Urmeister. Luxusausgabe M. 85.—

Lemberger, Meister-Miniaturen aus 5 Jahrhunderten. Geb. M. 30.—, Luxus M. 60.—

GOLTZBÄNDE
Münchner Liebhaberbände in Handarbeit.

Verzeichnisse kostenlos.

Über die Bücher der *Ernst-Ludwig-, Pan-, Janus-, Doves-* und *Medici-Press*, über die *Drugulin-Drucke* und *Hundert-Drucke* bitte ich Offerten einzuholen.

Soeben erschien:

Katalog 62

Freimaurer u. andere geh. Gesellschaften. (Mormonen, Shaker, Tempelherren, Rosenkreuzer, Odd-Fellows usw.)

Päpste und Jesuiten. Spiritismus. Alte Medizin.

Seltene Utopien

(Staats- und Zukunftsromane, Politische Schriften des XVI—XVIII. Jahrhunderts.)

Geister, Gespenster, Hexen, Geistliche und weltliche Orden, Ehrenzeichen, Inquisition, Strafen, Flagellanten, Sitten und Bräuche, Hypnotism., Magnetism., Theosophie, Kuriosa, Karikaturen usw. usw.

Auf Verlangen kostenlos.

ED. BEYERS NACHF.
Buchhandlung und Antiquariat,
WIEN I, Schottengasse 7.

G. RAGOCZY'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
(KARL NICK) FREIBURG I. BR., SALZSTRASSE 13
bietet an sämtliche erschienene acht

DRUCKE FÜR DIE HUNDERT

Nr. 1: Historl von Herren Tristrant und der schönen Isalden.
In Schweinsleder mit Schließen.

Nr. 2: Her Walther von der Vogelweide.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 3: Goethe, West-Östlicher Divan.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 4: Novalis, Hymnen an die Nacht.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 5: Baudelaire, Les Fleurs du mal.
In Maroquin gebunden.

Nr. 6: Nietzsche, Ausgewählte Gedichte.
In Maroquin gebunden.

Nr. 7: Dehmel, Die Gottesnacht.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 8: Hölderlin, Hyperion.
In Maroquin gebunden.

Die Einbände stammen aus der Werkstatt von CARL SONNTAG JUN., LEIPZIG.

Der Preis für die acht Bände, die nur zusammen, unter keinen Umständen einzeln abgegeben werden, beträgt M. 1350.—











GRAPHISCHES KABINETT

Buch- u. Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag

BERLIN W. 15, Kurfürstendamm 33.

Im Eckhause gegenüber der Sezession.

STÄNDIGE AUSSTELLUNG MODERNER GRAPHIK.

Illustrierter Katalog und Prospekte gratis.

Ankauf illustrierter Bücher u. guter Graphik.



Einbände jeder Art • für den Buchhandel, sowie für -10 Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt •

Gegründet im Jahre 1844

Eine edle Schrift

von künstlerischem Wert und dabei doch für jeglichen Zweck geeignet, von der reinen Formular-Drucksache an bis zum schöngeistigen Werk oder der feinen Akzidenz, nennt die Fachpresse in der Besprechung mit Recht unsere

nach Entwürfen von Professor F. W. Kleukens geschnittene

Kleukens-Fraktur

Eine halbfette Garnitur, prächtige Initialen, freie Anfangs- und Endbuchstaben sowie Ornamente von des Künstlers Hand ergänzen in bester Weise diese Schrift, die ein vornehmes Material für den Bücherdruck bildet

Schriftgießerei D. Stempel, Aktien-Gesellschaft
Frankfurt am Main

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 2.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Jeder, der zu Studienzwecken die französischen Staatssammlungen besuchte, hat Gelegenheit gehabt, sich von der Unvollkommenheit oder gar dem gänzlichen Fehlen der Kataloge zu überzeugen. In Anbetracht dieser beklagenswerten Umstände verdient es besonders gewürdigt zu werden, daß zwei jüngere Kunsthistoriker, Jean Guiffrey und Pierre Marcel Levi, es unternommen haben, die Handzeichnungen des Louvre und des Museums von Versailles zu katalogisieren. Dieses Generalinventar, das vorläufig sich nur auf die Handzeichnungen der französischen Schule beschränkt, ist vor einigen Jahren schon begonnen worden und wird frühestens 1920 zu Ende geführt werden. Soeben ist in dem bekannten Verlage von Ch. Eggimann 106. Bouler St. Germain (Librairie centrale d'art et d'architecture) der sechste Band erschienen, der wie die früheren Bände ein Beweis für die gründliche Arbeit der Herausgeber ist. Da auch diesem Bande wiederum naheзu 600 photomechanische Illustrationen in mustergültiger Reproduktion beigegeben sind, so kann dieses Werk der Aufmerksamkeit aller kunsthistorischer Institute und Bibliotheken aufs nachdrücklichste empfohlen werden; denn es gestattet das Studieren der Handzeichnungen auch in der Ferne. Aus dem neuen Band, der die Buchstaben G—J umfaßt, ist als besonders bemerkenswert das Album mit Zeichnungen von Jules Goncourt, ein in Maroquin gebundenes Heftchen 20×13 cm, hervorzuheben, das Erinnerungen von einer italienischen Reise im Jahre 1855/56 enthält und mit dem Vermächtnis Andéoud in den Besitz des Louvre gelangte. Außer diesen kostbaren Erinnerungen werden durch dieses Inventar auch die Zeichnungen von François Marias Granet zum ersten Male einem größeren Publikum bekannt gemacht.

Unter neueren bibliophilen Publikationen ist ein neues Werk von Max Jacob, dem Buffon der literarischen Avantgarde, hervorzuheben, „les œuvres burlesques et mystiques de Frère Martorel Mort au Convent" das mit zahlreichen Holzschnitten von André Derain im Verlage von Henry Kahnweiler 28 rue Vignon erschien.

„L'Effort", die junge, von Jean Richard Bloch in Poitiers geleitete Zeitschrift, die in ideeller Kühnheit um die Anerkennung der jüngsten Literatur kämpft, hat als Märzsondernummer eine Anthologie herausgegeben, die die begabtesten Dichter aus dem Kreise der Verslibristen in markanten Proben kennen lehrt. Jeder, der sich für die Bewegung interessiert, die die alte französische Tradition zu sprengen und zu erweitern trachtet, greifen zu diesem Buche, in dem Paul Fort, René Arcos, G. Chennevière, George Duhamel, Henri Ghéon, Marguerite Gillot, Jules Romains, André Spire und Charles Vildrac mit neuen und charakteristischen Proben vertreten sind. Auch der verstorbene Henri Franck beteiligte sich noch an diesem Werk. An den Schluß sind einige Übersetzungen Whitmans von Bazalgette gestellt worden.

Eine etwas ältere Gedichtsammlung von Henri Allorge verdient gerade jetzt genannt zu werden, da die Exzentrizitäten der Cubisten und Futuristen in aller Welt ein staunendes Echo finden. In „l'âme géométrique", die von Camille Flammarion mit einem Vorwort versehen ist, liest man Gedichte, in denen alle geometrischen Figuren, der Kreis, das Parallelogramm, die Diagonale, die Sinusoïde, das Prisma, der Punkt, der Zylinder besungen werden. Vielleicht vermag diese Poesie den deutschen Expressimisten zu neuen Werken anzuregen.

Henri de Régnier, der erste aus dem Kreise des „Mercure de France", der jüngst in die Académie Française einzog, hat einen neuen Roman herausgegeben, der infolge der offiziellen Anerkennung des Autors rasch acht Auflagen erlebte. „L'Amphisbéne" ist sehr akademiefromm und von jener etwas welken Eleganz, die in den Akademiekreisen üblich ist. Mühsam ringt der Ausländer sich durch die verstaubte und müde Schönheit der 350 Seiten hindurch. Man muß schon

Franzose sein, um die inhaltsarme, aber feingeschliffene Sprachkunst dieses Buches ohne Ungeduld ertragen zu können. Es ist derselbe Ton, die gleiche Kühle, es sind ähnliche anämische Nuancen der Schwermut wie in den früheren Romanen Régniers. Bei seiner feierlichen Aufnahme in die Akademie wurden Régnier vom General de Mun seine Jugendwerke als Sünden vorgehalten und mit versteckter Ironie getadelt; mögen sie den Akademikern ein Dorn im Auge sein — uns und allen in der Gegenwart Lebenden werden sie wertvoller sein und bleiben als diese müden Dehnungen eines verblühenden Herzens.

In dem Kreise der aufstrebenden Jugend, die mit frischer Unverbrauchtheit aus der Weltbetrachtung neue Bilder und Stilisierungen schöpft, debütiert der feurige Herausgeber des „Effort", Jean Richard Bloch, mit einem Novellenband „Levy" (Verlag der „nouvelle revue française"). Der junge Autor beweist darin eine scharfe und intuitive Beobachtungsgabe, eine meistens klar disponierende Gestaltungskraft und eine beißende Ironie. Die Titelnovelle läßt Rollandschen Einfluß erkennen. Andere eine Schulung durch Romains und Kipling. Am eigentümlichsten und stärksten wirkt die letzte Novelle „l'interview de Robert Dax", in der eine ursprüngliche Begabung für sprachlichen Schwung am deutlichsten erkennbar wird.

Ein andrer Debutant, E. Gaillard, hat im Verlage von Sansot & Cie. unter dem Titel „Portraits" wie Jean Richard Bloch eine Reihe Novellen vereinigt, deren Vorwürfe aus dem Provinz- oder Landleben genommen sind. Gaillard hat einen unmittelbaren, kurzen und harten Stil, dessen Plastizität in der Novelle „Jean Claude" von frappierender Kraft ist. Zuweilen aber ist seine Komposition noch unsicher. Er vergreift sich in dem Mittel, so daß die einzelnen Valeurs sich nicht wirkungsvoll voneinander absetzen.

Der sympathische Dichter Philéas Lebesgue hat im gleichen Verlage eine linguistische Phantasie herausgegeben, die in der Form der Reise eines Eingeborenen von Counani zur Auffindung einer vollkommenen Sprache mit geistreichen Sarkasmen untermischt eine amüsante Kritik an der französischen Sprache darstellt. „Le Pélerinage à Babel" wird allen Sprachforschern eine wertvolle Lektüre sein.

Jann Karner, der Kapitän eines Überseedampfers der französischen Gesellschaft des Messageries Maritimes, hat im Verlage von Sansot & Cie. eine Romanserie „La vie et la mer" herausgegeben, in denen er die Herzensschicksale französischer Marineoffiziere erzählt. Den Liebeskonflikten dieses neuen Pierre Loti dienen exotische Landschaften als Hintergrund.

Ein jüngerer Kritiker und Mitarbeiter der „Nouvelle Revue française", Jacques Rivière, der kürzlich durch die erste, grundlegende Studie über den Kubismus Aufsehen erregte, hat im Verlage der gleichen Zeitschriften eine Sammlung seiner Kritiken herausgegeben, die durch zwei tiefschürfende Würdigungen André Gides und Paul Claudels besonders hohen Wert gewinnt. Rivières fein ziselierte, kritische Betrachtungen zeichnen sich durch intuitive Methode aus, kraft derer, dieser junge Literat es versteht, schon durch die ersten, einleitenden Sätze ein Silhouette zu zeichnen, die er durch scharfe Logik, durch Vertiefung in Einzelheiten dann weiter mosaikartig zu einem Gesamtbilde ergänzt.

Georges Duhamel gab im Verlage von Eugène Figuière unter dem Titel „Propos critiques" Einzelbetrachtungen der Dichter jenes Kreises heraus, in dem er selbst einer der bedeutendsten ist. Romains, Arcos, Vildrac, Chenevières, Spire und Varlet werden in ihrem Wollen und Werden mit eindringendem Verständnis und kollegialer Liebe gewürdigt. Wer über diese stärkste und zukunftskräftigste Bewegung in der französischen Lyrik sich Rechenschaft geben will, greife zu diesem Buch.

Ein allgemeineres Buch über die Literatur unserer Zeit, das gleichsam die Bilanz der Jahre 1910 und 1911 zieht, ist Alexandre Mercereaus „La Littérature et les sidées nouvelles", das im gleichen Verlage erschien und mit umfassendem Blick der Dichtkunst, dem Theater und dem Roman gerecht werden will.

Der kubistische Maler Jean Metzinger widmete im gleichen Verlage Mercereau eine Sonderbetrachtung, aus der man vor allem die eifrige und sich aufopfernde, agitatorische Kraft dieses jungen Literaten erkennt.

Denys Amiel stellte im Verlage von Sansot & Cie. eine Sammlung von Aphorismen von Henry Bataille zusammen, die unter dem Titel „Le règne inférieur" melancholische Impressionen und feine Ironien des begabten Dichters vereint.

Maurice Barrès hat im Verlage Emile Paul ein Buch über Gréco ou le secret de Dolide herausgegeben, das interessante kunstkritische Gesichtspunkte in einer gar zu salopp hingeworfenen Form bietet. Gleichzeitig mit diesem Buch erschien im „Mercure de France" ein heftiger Angriff auf Barrès, dem der größere Teil der französischen Jugend laut zujubelte.

Aus der Zeitschriftenliteratur ist hervorzuheben: Im „Mercure de France" von Pierre Lavedan „Balzac et Moléri ou le curieux dilemme". Das Dilemma: ein als bisher unveröffentlichtes Werk Balzacs neulich edierter Roman „l'Amour masqué ou Imprudence et Bonheur" entstammt einer Novelle von Moléri (Hippolyt-Jules Demolière, geboren 1802 in Nantes). Balzac kommt trotzdem nicht in den Verdacht eines Plagiators, weil seine Autorschaft an der genannten Erweiterung aus stilkritischen Gründen abzulehnen ist. Francis Viéle-Griffin betont kritisch die „Délimination du Barrésisme". Von E. Herpin: „Chateaubriand et sa Cousine Mére des Seraphins". Ferner eine Studie Robert d'Humiéres über den zurzeit in Frankreich aktuellen Bernard Shaw. — Gleichzeitig gelangt in der „Grande Revue" der Briefwechsel zwischen Shaw und Tolstoi zum Abdruck.

In der gleichen Zeitschrift Tunnar Heiberg! „mes rencontres et conservations avec Ibsen". Hier widmet ferner Sebastien Voirol Herman Bang einen Gedächtnisartikel. — Die „Revue bleue" veröffentlicht Briefe von Joseph de Maistre an G.-M. de Place. A. le Chatelier, Professor am Collège de France bespricht unter dem Titel „Vers le congrès des Universi-



tés" die besondere Aufgabe für den geplanten Kongreß französischer Universitäten, den Einfluß des französischen Geisteslebens im Ausland zu organisieren und verweist auf deutsche Musterbeispiele. In der gleichen Zeitschrift von Antoine Albalat „comment il faut lire J.-J. Rousseau", ferner eine Darstellung der Flucht des Marschalls Bazaine, die den Staat zum mindesten vor einer fühlbaren Budgetbelastung bewahrte, von Ch. O. Caltier und von Paul Louis, eine Studie über den Kapitalismus im alten Rom. —

In der „Phalange" die Gedächtnisreden auf den jungverstorbenen Henri Franck und Poesien von Gaetan Rondeau, Henri Aimée, René d'Avril, Claude Odilé, Jean Royère. Neben der „Phalange" muß als Organ der jungen lyrischen Bewegung „les Bandeaux d'or" genannt werden, wo Jules Romains (mit fünf Oden), ferner Théo Varlet, Paul Castiaux, René Arcos, Charles Vildrac vertreten sind. — Die „Revue" bringt zum siebzigsten Geburtstag Camille Flammarions eine gediegene Würdigung des Philosophen, Wissenschaftlers und Literaten durch H. Poincaré, Jean Mascart und Edmond Haraucourt. Von Emile Faguet in der gleichen Zeitschrift eine Studie „George Sand et ses amis", in der „Revue du temps présent" ein Essay „la Morale de l'Ironie". — In der „Revue d'Europe et d'Amérique" von Jacques Rivière eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem „Cubisme" unter dem Titel „Sur les tendences actuelles dans la peinture"; Tendenzen, deren entwicklungstheoretisch logisches Dasein der Autor darzustellen versucht, wobei er sich freilich angesichts der Werke eingesteht, daß die meisten Parteigänger der Bewegung nicht verstehn, was sie gerade zu propagieren scheinen. — „Les Hommes du Jour" widmeten ihre jüngsten Nummern Denys Cochin, dem neulich unter der Kuppel Empfangenen, Bernhard Shaw und Léon Bourgeois. —

Die „Revue des Bibliothèques" beginnt die Veröffentlichung eines von Emile Chatelain besorgten alphabetischen Kataloges der Wappeneinbände auf der Bibliothèque de l'Université. Ferner in der gleichen Zeitschrift: Dr. Ernst Wickersheimer, „un Erreur des Bibliographes médiaux, Nicolaus Prepositi confondu avec Nicolaus Salernitanus"; Louis Canet, „Quelques remarques sur d'anciens Sacrementaires"; Hugues Vaganay, „un sonnet italien peu connu, quatre traductions du Stabat Mater du XVI.e siècle: G. Lépreux, „Contributions à l'Histoire de l'Imprimerie parisienne".

„L'amateur des autographes" veröffentlicht Briefe des Präsidenten am Kassationshof Louis Bernard Bonjean, der unter der Commune als Geisel erschossen wurde, über diese Zeit. Aus der ersten diesjährigen Autographen-Versteigerung (am 21. Februar im Hôtel Drout) folgende Proben: 10. Berlioz 165 Fr. — 15. Jérôme Bonaparte 125 Fr. — 20. Kaiser Karl V. 55 Fr. — 44. Flaubert 41 Fr. — 54. Heinrich IV. von Castilien und Leon 90 Fr. — 59. Johann II. von Castilien und Leon 100 Fr. — 60. Johanna von Castilien und Leon 185 Fr. — 75. Louis XIV. 75 Fr. — 76. Louis XVI. 60 Fr. — 82. Maria Theresia, Kaiserin 10 Fr. — 87. Masséna 152 Fr. — 97. Caroline Murat 115 Fr. — 99. 100. Napoleon I. 120 und 310 Fr. — 101. Napoleon III. 20 Fr. — 102. Nelson 165 Fr. — 113. Rachel 123 Fr. — 124. Joseph Justus Scaliger 51 Fr. — 126. 127. Robert Schumann 65 u. 50 Fr. — 128. Jean de Silhon 235 Fr. — 131. Jean Nicolas Stofflet 126 Fr. — 134. François Talma 81 Fr. — 138. Alfred de Vigny 55 Fr. — 139. Richard Wagner 112 Fr. — 140. K. M. von Weber 92 Fr.

Bücherauktionen von Bedeutung fanden im März nicht statt.

Paris, Anfang April. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

In der „*Kings Library*" des British Museum finden zurzeit zwei hochinteressante Ausstellungen statt: Die eine gibt eine übersichtliche *Darstellung der verschiedenen Entwicklungsstufen des chinesischen Drucks*, die andere umfaßt eine zwar nur kleine, aber sehr repräsentative *Sammlung des japanischen illustrierten Buches*.

Das tatsächliche Datum der Erfindung des Druckes in China vermag mit absoluter Gewißheit nicht festgestellt zu werden, und welches Jahr man auch immer der ersten Anfertigung der Holzstöcke mit eingeschnittenem Text, den Blöcken anweisen will, so steht es doch fest, daß zur Zeit der „Tang-Dynastie", d. h. 618—906 n. Chr., der Druck in China allgemein zur Anwendung gelangte. Das älteste Beispiel eines solchen Frühdruckes gehört dieser Periode an und stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem IX. Jahrhundert. Der Text desselben besteht aus dem Fragment einer buddhistischen Zauber- oder Beschwörungsformel. Ob ein Buch im eigentlichen Sinne aus der gedachten Epoche sich bis auf unsere Tage hinübergerettet hat, erscheint zweifelhaft. Selbst Bücher aus der bis 1260 reichenden „Sung-Dynastie" sind äußerst selten, aber um so höher ist der ideelle und materielle Wert eines indirekt, 1099 datierten Buches anzusetzen. Dieser Druck, somit überhaupt der älteste in den Beständen des British Museum, trägt nämlich die nähere Bezeichnung: „Im zweiten Jahre von Yuan-fu", eine Angabe, die eben dem Jahre 1099 entspricht. Der Inhalt des Bandes besteht in einer chinesischen Übersetzung von Teil 28 der „Abhidharma-sästra". Das Werk ist vorzüglich erhalten und die Buchstaben nicht im geringsten verblichen, ein Umstand, der einer mit Kampher gemischten Tinte zugeschrieben wird. Es scheint, daß chinesische Buddhisten zuerst den Druck in Japan einführten. Drei von ersteren in diesem Lande hergestellte Bücher sind mit dem Datum 1157, resp. 1248 und 1283 versehen.

Die Regierungszeit der nächsten Dynastie der Mongolen währte 80 Jahre, und besitzt das Institut aus dieser Periode zwei stark im Stile miteinander kontrastierende Drucke. Der eine enthält in einem Bande die gesammelten Werke Han yü's, des großen Publizisten und Literaten zur Zeit der Tang-Dynastie



und ist von einem nicht weniger berühmten Manne, dem 1200 verstorbenen Tschu-Hsi herausgegeben. Während die Kolumnen in diesem Buche, dem Stile der Epoche gemäß, eng gedrängt sind, zeigt das aus dem Jahre 1322 herrührende historische Werk große Buchstaben, und verschwenderische Freigebigkeit des Raumes. Der Höhepunkt des Druckes wurde unter der Ming-Dynastie erreicht, so z. B. in einer für den kaiserlichen Palast 1476 hergestellten Geschichte Chinas. Schon 1486 entstand das erste illustrierte Buch, das gleichfalls im Besitze der kaiserlichen Bibliothek war, und auf jeder Seite einen Holzschnitt, eine Darstellung aus dem Leben Buddhas, mit zugehörigem Text darunter aufweist. Ein Druck aus dem Jahre 1681 ist besonders deshalb für die Geschichte des Druckes und Holzschnittes wichtig, weil sich in demselben die Angabe befindet, daß die wiedergegebenen Holzschnitte genaue Reproduktionen sind, deren Originale bereits 1331 zur Illustration eines Werkes dienten. Der Gebrauch von beweglichen Typen in China vermag schon in dem elften Jahrhundert nachgewiesen zu werden. Diese Art der Herstellung von Büchern vermochte sich aber nicht zu erhalten, da wegen der nichtalphabetischen Sprache Chinas zu viele Typen in Anwendung kommen mußten. Einigermaßen Fuß faßten die beweglichen Buchstaben in Korea. Die in der Ausstellung vorhandene, von Ma-Tuanlin in dieser Manier in Korea 1600 gedruckte Enzyklopädie kann man als ein Monumentalwerk bezeichnen. Selbst chinesische Kaiser druckten und gaben Bücher heraus. So findet sich hier ein illustriertes, über die Reis-Kultivation handelndes, von dem Kaiser Kang-Hsi herausgegebenes Werk, dem sein Enkel, der Kaiser Tshien-Lung, ein ähnliches über Baumwollen-Pflanzung folgen ließ.

Bis vor kurzem war man der Ansicht, daß der Farbendruck zuerst von dem 1710—1729 blühenden Japaner Kiyonobu erfunden wurde. Diese Ansicht wird durch hier vorliegende Beispiele chinesischen Ursprungs nicht nur erschüttert, sondern tatsächlich die Priorität Chinas durch vielfarbige Einzelblätter bewiesen, die aus der Zeit von 1679—1701 herrühren.

Endlich gewährt außerordentliches Interesse eine vermittelst 200000 Kupfertypen 1726 gedruckte Enzyklopädie, reich illustriert, ein Riesenwerk, das etwa 4000mal soviel Stoff enthält, als die neueste Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica".

Das illustrierte japanische Buch ist hier in seiner chronologischen Reihenfolge von 1608 bis zu dem Ende des XVIII. Jahrhunderts so vollständig vertreten, daß eine bessere Gelegenheit zum Studium des in Rede stehenden Spezialzweiges, kaum gedacht werden kann.

Die berühmte, vor einiger Zeit durch Auktion aufgelöste *„Huth-Bibliothek"* wurde insofern auch für das British Museum von größter Bedeutung, als der verstorbene Besitzer der Direktion des Instituts das Recht eingeräumt hatte, vor der bezüglichen Versteigerung 50 Bände auszuwählen, um die Lücken der Bibliothek zu füllen. *Mr. F. G. Kenyon*, Direktor des British Museum hat nun einen hochwissenschaftlichen Katalog des Huth-Vermächtnisses verfaßt, zu dem *Mr. A. W. Pollard* eine sehr interessante Vorrede lieferte. Unter den wertvollsten, dem Museum zugefallenen Büchern ist zu erwähnen: „Dicts or Sayings of the Philosophers", das erste von Caxton in England gedruckte mit Datum versehene Werk. Dann sind drei Shakespeare-Quartausgaben zu nennen: „Richard II." (1597), „Richard III." (1597) und die „lustigen Weiber von Windsor" (1602).

Zur bleibenden Erinnerung an einen in der „Albert Hall" abgehaltenen Ball, zu dem nur Personen in Shakespeare-Kostümen zugelassen wurden, ist bei F. Warner & Co. ein prachtvolles Album herausgekommen, das Porträts der hervorragendsten Teilnehmer am Feste, nach Originalen erster Künstler wiedergibt. Das Titelbild stellt Mrs. George Cornwallis West als Gräfin Olivia in Shakespeares „Twelft die Night" in einer farbigen Zeichnung Laverys dar. Das mit Text versehene, auch äußerlich prachtvoll ausgestattete Album kostet fünf Guineen. Mrs. Cornwallis West ist die bereits früher genannte Dame, die als die Seele der großen, vom Mai ab in Earls Court tagenden „Shakespeare-Ausstellung" angesehen werden muß.

Bis zum Oktober dieses Jahres wird im *South Kensington Museum*, offiziell „Viktoria- und Albert-Museum", eine umfassende *Ausstellung* aller nur erdenklichen, auf *Dickens* Bezug habenden Gegenständen stattfinden.

In der von den Herren Brown und Philipps geleiteten *„Leicester Gallery"* befindet sich zurzeit eine *Ausstellung* einer wundervollen Sammlung *autographischer Briefe grosser Künstler*, darunter solche von Antonio Pollajuolo, Bramante, Michelangelo, Perugino, Raphael, Veronese, Rubens, Nicolas Poussin, Tiepolo, Reynolds, Gainsborough, Ingres, Corot und Millet. Die fließendste Hand unter den zeitgenössischen Künstlern besitzt Gainsborough. Im allgemeinen kann die Beobachtung gemacht werden, daß diejenigen Künstler, die gute Zeichner sind, sich die beste Handschrift angeeignet haben. Der vorzüglichste Kalligraph unter ihnen ist der Miniaturist Giulio Clovio. Die moderne Schrift erscheint zuerst in den Briefen Lorenzo Lottos und Paul Veroneses. „Schreiben" als Kunst betrachtet, hörte im XVI. Jahrhundert mehr und mehr auf. Man begann zwar viel, aber weniger schön zu schreiben.

Über die Kunst, Wissenschaft und Literatur pflegenden Gesellschaften ist zu berichten, daß Ende März in der *„English Goethe Society"*, durch Herrn *Dr. H. T. Schorn* eine sehr gelungene Vorlesung über *„Faust"* stattfand, und daß in der *„Deutschen Kolonial-Gesellschaft" (Abteilung London)* unter dem Vorsitz ihres *Präsidenten*, Herrn *Wilhelm Schultz*, am 29. März der Oberstleutnant Hübner auf Grundlage seiner Reisen und seines kürzlich erschienenen Buches: *„Eine Pforte zum schwarzen Erdteil"*, einen höchstinteressanten Vortrag über das Thema hielt: *„Marokko — Land und Leute"*.

In den *Auktionen* bei Sotheby begann die eigentliche Saison günstig, und wurden im allgemeinen hohe Preise gezahlt. So erzielte *Wycliffes* „Prayers of the Byble" 5000 Mark (Pearson) und *Ariostos* „Orlando



Furioso", mit 53 Originalzeichnungen von *A. Lapis*, 3000 Mark (Pearson). „The Golden Legend", zusammengestellt und vervollständigt durch Caxtons erste und zweite Ausgabe des Werkes, 2700 Mark (Tregaskis). *Racine*, drei Bände, Napoleons Exemplar, 2600 Mark (Dance). „Paul und Virginie", von *Saint-Pierre*, erste Ausgabe, auf großem Papier, 7800 Mark (Besombes), *Voltaires* „Romans et Contes", erste Ausgabe, drei Bände, bezahlte Quaritch mit 2560 Mark. Eine Sammlung von 130 auf *Mirabeau* Bezug habende Schriftstücke erreichten 1600 Mark. „*Holbein*, Historiarum Veteris Instrumenti Icones", 1538, brachte 1020 Mark. Reproduktion des „Hortulus Animae" in der K. Bibliothek in Wien, 1910, kam auf 360 Mark, „Antiphonale Romanum", ein französisches Manuskript aus dem XV. Jahrhundert, 4420 Mark. „Die Bibel", ein anglo-normannisches Manuskript aus dem *XIII.* Jahrhundert, 2760 Mark. „Psalter", ein anglo deutsches Manuskript aus dem XIII. Jahrhundert, 1000 Mark. „Geschichte des Kaisers Babers", ein persisches Manuskript aus dem XVII. Jahrhundert, 5900 Mark. *Shakespeare*, dritte Folio-Ausgabe, 1663, wurde mit 11000 Mark bezahlt. *Foucquet* „Die Krönung Alexanders des Großen", ein Blatt aus einem illuminierten Manuskript, 2120 Mark.

Hinsichtlich des Nekrologs für den vergangenen Monat ist zu bemerken, daß die englische Tages- und Fachpresse dem verstorbenen *Albert Träger* einen ehrenden Nachruf widmet. Das „Athenäum" sagt: „Er war bekannt als der Poet der „Gartenlaube" und seine Gedichte waren weit verbreitet. Viele lasen sich angenehm, im ganzen sind sie aber zu sentimental, um sich zu erhalten!" Als die besten und mustergültigsten Werke ihrer Art hebt die englische Presse einstimmig die Schriften des verstorbenen *Dr. Gustav Wendt* hervor, so namentlich: „*Gymnasium und öffentliche Meinung*", sowie „*Didaktik und Methode des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik*".

London, Anfang April. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Die österreichischen Behörden scheinen jetzt mit aller Kraft gegen *Schund* und *Schmutz* vorgehen zu wollen. Man hat gleich zwei Erlasse an die untergeordneten Amtsstellen hinausgegeben, einer stammt aus dem Finanzministerium, der andere stellt sich als eine Verfügung des Ministeriums des Innern dar. Das Finanzministerium ist nämlich die oberste Behörde für unsere Tabakladen, die sogenannten k. und k. Tabaktrafiken, in denen natürlich nicht allein Zigarren, sondern alles mögliche an Papiersorten und Druckerzeugnissen verkauft wird. Die Tabaktrafiken sollen nun in Zukunft hinsichtlich des Verschleißes der Preßerzeugnisse strenge überwacht werden usw. In ähnlicher Weise ist eine Verfügung des Ministeriums des Innern an alle politischen Landesbehörden ergangen, in der auf die verderblichen Wirkungen der öffentlichen Ausstellung sinn- und sittenloser Preßerzeugnisse, und zwar insbesondere an Orten, die infolge der Nachbarschaft von Kirchen, Schulen, Erziehungsanstalten und dergleichen von Kindern und jugendlichen Personen besonders frequentiert werden, hingewiesen wird. Vornehmlich den Gast- und Schanklokalen und der Ansichtskartenindustrie soll das Augenmerk zugewendet werden. Überdies, wird in den offiziösen Kundmachungen versichert, sei in Wien seit langer Zeit bereits jene Zentralstelle aktiviert, die gemäß der im Jahre 1910 in Paris abgehaltenen internationalen Konferenz zur Bekämpfung unsittlicher Preßerzeugnisse in jedem Staate zwecks wechselseitiger Benachrichtigung über die Umtriebe, Machenschaften und höchst einträglichen Geschäfte mit obszönen Preßerzeugnissen zu errichten die Verpflichtung bestand. Also gleich eine ganze Fuhre von Erlassen, Kundmachungen usw. Ob's etwas nützt? Wir zweifeln aus sehr vielen Gründen daran. Der Pornographie unten und bei Kindern wird „energisch" an den Leib gerückt, die Pornographie bei Erwachsenen scheint sich aber sehr hoher Protektion zu erfreuen. Wenigstens geht in Wien das Gerücht, daß ein gewisser Prozeß, der seinerzeit großes Aufsehen erregte und kürzlich vertagt wurde, niemals mehr aufleben wird . . . Die Kundschaft des angeklagten Händlers sei die „allererste" gewesen.

Mit dem kürzlich verstorbenen Hofrat *Max Burckhard*, dem früheren Burgtheaterdirektor, ist auch, was nicht allgemein bekannt war, ein großer *Bibliophile* dahingegangen, der sich insbesonders auf theatergeschichtlichem Gebiete als eifriger Sammler betätigte. Wer je Gelegenheit gehabt hat, in die Bücherei Burckhards Einblick zu nehmen, war entzückt von der musterhaften Ordnung, in der er seine Bibliothek hielt. Wenigstens bis zu den Jahren, bevor diesen tapferen, aufrechten, famosen Menschen Krankheit anfiel, muß dies gelten. Burckhard hat den Erlös seiner großen Bibliothek testamentarisch dem *Österreichischen Bühnenverein* vermacht, der die Bibliothek demnächst unter den Hammer bringen wird.

Kürzlich erschien in einer Wiener Tageszeitung eine Betrachtung über die Wiener *Leihbibliotheken*, der wir folgendes entnehmen: Wien hat heute über dreißig private Leihbibliotheken, mehr als sechzig Leihbibliotheken, die von den Vereinen „Zentralbibliothek", dem Volksbildungsvereine und anderen Vereinen erhalten werden, Freilesehallen, Lehrlingsbibliotheken, Krankenhausbibliotheken usw. Vor genau hundert Jahren besaß Wien außer den Büchersammlungen des Hofes, der Behörden, Klöster, Schulen und einiger Adeliger sowie Bürger keine einzige sogenannte „Leihbibliothek". Zu Beginn des Jahres 1812 eröffnete der Wiener Buchhändler *Karl Armbruster* in der Singerstraße, in dem Eckhaus Nr. 1, Kärntnerstraße Nr. 3, das erst vor wenig Jahren demoliert wurde, die *erste Leihbibliothek* in Wien. Er hatte lange keinen Konkurrenten; erst beiläufig nach zehn Jahren etablierte *Johann Tauer* eine zweite Leihbibliothek im Schulhof, *Joh. B. Wallishausser* eine auf dem Hohen



Markt und *Georg Passy* eine in der Dorotheergasse; die letztgenannte war nur für die katholische Theologie bestimmt und wurde später von den *Mechitaristen* in der Singerstraße übernommen, die aber schon im Jahre 1840 ihre Befugnis für eine Bücherleihanstalt nicht mehr ausübten. In diesem Jahre bestand nur mehr die Tauersche Leihbibliothek, im Jahre 1850 hatte auch die Buchhandlung *Gerold* eine solche, gab sie aber bald wieder auf. Vor zirka dreißig Jahren gab es zweiundzwanzig gewöhnliche Leihbibliotheken und nur vier Freilesehallen. Seither hat die zähe Arbeit der Vereine auf diesem Gebiete wirklich viel geleistet, und neben der Zahl der Volksbibliotheken und Freilesehallen ist auch die Anzahl der von privaten Unternehmern geführten Bibliotheken sehr gewachsen. Freilich steigt auch das Lesebedürfnis immer mehr, so daß die Bibliotheken auch wirklich ausgenützt werden. Vor hundert Jahren war eine einzige Leihbibliothek ein riskantes Geschäft, und der brave Armbruster, der im Jahre 1812 als erster ein solches Unternehmen wagte, verdient immerhin eine gelegentliche Erinnerung.

Der Redakteur der „Österreichisch-ungarischen Buchhändler-Korrespondenz", *Karl Junker*, hat den Auftrag erhalten, zu dem seinerzeit von *Einsle* bearbeiteten *Catalogus librorum in Austria prohibitorum* ein *Supplement* zu verfassen, das die bis Ende des Jahres 1911 verbotenen Druckschriften verzeichnet.

Die *österreichischen Autoren*, Komponisten und Musikverleger haben sich sowohl an die *russischen Behörden* als auch an die russische Presse mit der Bitte um Schutz ihres geistigen Eigentums gewendet. Die Sache steht nämlich so, daß ausländische Autoren trotzdem im vorigen Jahre erlassenen neuen russischen Autorengesetze, das die früheren rechtlosen Zustände wenigstens milderte, nach wie vor schamlos ausgenutzt werden. Namentlich mehrere Operettenkomponisten und -Librettisten — deren wir in Wien bekanntlich nur allzuviele haben — fühlen sich arg geschädigt. Es soll vorkommen, daß ein und dasselbe Werk in russischen Städten gleichzeitig an drei Bühnen gespielt wird, von denen zwei kein Aufführungsrecht besitzen.

Seit März dieses Jahres erscheint bei *Hugo Heller & Cie.* in Wien eine neue Zeitschrift: *„Imago"*, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, herausgegeben von Professor *Dr. Sigmund Freud*, redigiert von *Otto Rank* und *Dr. Hans Sachs*. Professor Freuds Theorien sind ja allgemein bekannt. Dessen Lehre von der Deutung des Traumes hat in den letzten Jahren viel von sich reden gemacht. Freilich hat sie nicht geringe Anfechtung erlitten, insbesondere die Übertreibungen seiner Schule und seiner Schüler erfuhren oft scharfe Zurückweisung und waren nicht selten sogar der Gegenstand berechtigten Spottes. In der Einleitung zum ersten Hefte von „Imago" heißt es unter anderm, daß nicht nur das Erzeugnis eines einzelnen Menschengeistes, wie es der Traum und das ihm im Innersten verwandte Kunstwerk ist, eine wahre Seelenkunde zu durchleuchten imstande sein muß, auch was Dasein und Form dem Zusammenwirken einer unzählbaren Menge von Einzelseelen verdankt, die das Streben nach demselben Ziel zu einer geistigen Einheit verschmolzen hat, wie Sprache und Sitte, Religion und Recht, falle in ihr Bereich. Mit dem Schlüssel der psychoanalytischen Technik werden sich auch in vielen anderen Wissenschaften versperrte Türen öffnen und Probleme ergründen lassen, so in der Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte, Mythologie, Philologie, Pädagogik, Folklore, Kriminalistik, Moraltheorie, Religionswissenschaft. Aus dem ersten Hefte der Zeitschrift hebe ich den Aufsatz von *Otto Rank* über den *„Sinn der Griseldafabel"*, den von *Dr. Eduard Hitschmann „Zum Wesen des Romandichters"* (als die für die Leser unserer Zeitschrift interessantesten) heraus. Bemerkenswert ist eine am Schlusse des ersten Heftes angefügte *bibliographische Übersicht* der bisherigen Leistungen der auf die Geisteswissenschaften angewandten Psychoanalyse (bis Ende 1911). Ganz besonders möchte ich hier unsere Leser auf die 9. Abteilung Biographik aufmerksam machen. „Imago" wird vorläufig sechsmal jährlich im Gesamtumfange von ungefähr 30 Bogen erscheinen und kostet 15 Mark (18 Kronen) für den Jahrgang. Volle Anerkennung verdient die Druckausstattung der in Klein-Quart erscheinenden Zeitschrift.

Camill Hoffmann, der selbst schon als Lyriker hervorgetreten ist, hat bei *Meyer & Jessen* eine Anthologie deutscher Lyriker aus Österreich zusammengestellt: *Deutsche Lyrik aus Österreich seit Grillparzer*. „Deutsche Dichter sind in diesem Buche versammelt, Österreicher. Im großen Gefüge der deutschen Kultur haben die immer ihre Sonderheit besessen; sie waren immer die südlicheren Temperamente, die südlicheren Nationen, die musikalisch Empfindlicheren. Denkt man längst hingeblaßter Zeitläufe: Der Sänger von der Vogelweide war Österreicher." So beginnt die schöne, herzenswarme Einleitung zu dem Bande. Fern sei mir die übliche Mäkelei an Anthologien. Hoffmann hat sich nicht allein viele Mühe gegeben, sondern auch in der Auswahl künstlerischen Sinn betätigt. Immerhin ist es auffallend, daß er zum Beispiel von *Ferdinand Sauter*, diesem vormärzlichen liederreichen Bohémien, dessen neben der „Grabschrift" am meisten bekannt gewordenes Gedicht „Beherzigung" mit dem fast Goetheschen Ausklange:

Eines doch bedenke jeder,
Was er immer tut und treibt:
Ob mit Hammer oder Feder
Brot er schmiedet oder schreibt,
Daß die Mühsal des Erwerbens
Ihm sein Bestes untergräbt,
Und am Tage seines Sterbens
Niemand weiß, ob er gelebt

nicht bringt. So verdienstvoll es ist, das gewisse Anthologienschema zu vermeiden, so darf diese Sorge, in den gewöhnlichen Trott zu verfallen, nicht so weit gehen, Allerbestes, weil meist auch Allerbekanntestes, auszuscheiden, wie dies da und dort (Sauter, Ada Christen, Stelzhammer usw.) von Hoffmann geschehen

ist. Auch berührt es sonderbar, *Felix Salten* unter den Lyrikern zu finden. Das hat nicht wenig Verwunderung hervorgerufen. Salten mag alles mögliche sein — seinem Kunstfleiße alle Achtung! — Lyriker, nein, dazu reichts nicht. Das muß man, wie man bei uns sagt, von der Frau Mutter haben. Hoffmann beginnt mit Grillparzer und reiht die anderen Dichter chronologisch an. Lob verdient der in der Sammlung durchgeführte Grundsatz, auch die sogenannten katholischen Dichter (wie Eichert und andere) zu Worte kommen zu lassen und sie dadurch einem größeren Kreise bekannt zu machen. Alles in allem macht einem das gut ausgestattete, in Halbpergament gebundene Buch viele Freude . . . „Der Nachtigallen, der sind viel".

Verhältnismäßig rasch schreitet auch die hier schon des öfteren erwähnte, von *Otto Rommel* herausgegebene *„Deutsch-österreichische Klassikerbibliothek"* fort, die bis zum 28. Bande vorliegt. Der 25. Band behandelt wieder *Lenau*, der 26. den zweiten Band der von *Fr. Hirth* ausgewählten und eingeleiteten Werke *Kürnbergers* („Novellen"). Der 27. setzt die ausgewählten Werke von *Friedrich Halm* fort, der 28. bringt den 1. Band von *M. G. Saphirs* ausgewählten Werken, die von *Guido Glück* herausgegeben und eingeleitet sind. Das handliche Format der kleinen Bände, die sorgfältig gedruckt sind, sei nochmals hervorgehoben. Dem Nichtösterreicher dürfte die nun bald in der ersten Serie ihrem Abschlusse entgegengehende Sammlung manche Dienste tun.

Wien, Anfang April. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Das Stadttheater von Rom, das sogenannte „Teatro Argentina", hat das berühmte Lustspiel Giordano Brunos *„Il Candelajo"* zur Aufführung gebracht, was hier allgemein als ein literarisches und theatergeschichtliches Ereignis ersten Ranges angesehen wird. Der *„Marzocco"* beschäftigt sich in der Nummer vom 31. März eingehend mit dieser Aufführung.

Im Theater Argentina zu Rom, heißt es da, haben wir ein ganz außergewöhnliches Schauspiel erlebt, eine Aufführung des „Candelajo" Giordano Brunos, den Professor *Vittorio Podrecca* wieder ausgegraben und für die Bühne bearbeitet hat. Daß der Gedanke, dieses Stück aus dem XVI. Jahrhundert auf die Bühne zu bringen, glücklich war, beweist der Erfolg, den es gehabt hat; daß es ihn verdient, dafür bürgt sein innerer Wert. Vor etwa drei Jahren bemerkte einer der größten Kenner Brunos, *Felice Tocco*, gelegentlich einer Besprechung der prachtvollen Ausgabe *des „Candelajo"*, die *Spampanato* veranstaltet hatte, wie merkwürdig es sei, daß wir von den beiden wichtigsten Komödien des Cinquecento die eine, die *„Mandragola"*, einem Staatsmann und ernsten Historiker (*Nicc. Macchiavelli.* E. R.), die andere einem Philosophen und großen Neuerer verdanken. Toccò stellte dabei scharfsinnige Betrachtungen über die Verwicklung der Handlung an, um zu zeigen, welcher Art deren Komik ist. Diese Komödie des Bruno — meinte er — läßt vielleicht infolge der geringen Bühnenkenntnis des Dichters viel zu wünschen übrig, was den Knoten der Handlung anbelangt, der geschickter geschürzt sein sollte und könnte. Überdies fehlt dem Verfasser die wahre *„vis comica"*. Er lacht nicht, sondern höhnt; er freut sich nicht an seinen komischen Gestalten, sondern er als erster verspottet sie und macht sie schlecht. Die Komödie des *„Bruno Nolano academico di nulla accademia, detto il Fastidito* (Brunos aus Nola, Akademikers keiner Akademie, genannt der Gelangweilte) in tristitia hilaris, in hilaritate tristis, wie er von sich selbst sagte, *konnte* kein Meisterstück der Komik sein. In der Vorrede beschreibt Bruno sich selbst: „Der Verfasser, wenn ihr ihn kenntet, würdet ihr sagen, sieht ganz abwesend aus, als ob er sich dauernd in Betrachtung der höllischen Strafen befände, als ob er in der Presse gewesen wäre wie ein Barrett; einer der nur lacht, weil es die andern tun, der aber für gewöhnlich gelangweilt, hartköpfig und grimmig ist, der sich mit nichts begnügt, eigensinnig ist wie ein Alter von 80 Jahren, wie ein Hund, der 1000 Bisse bekommen und Zwiebeln gefressen hat". Wer die Welt mit solchen Augen sieht — bemerkt Tocco — kann ihr nicht die komische Seite abgewinnen, lacht nicht, und wer nicht lacht, kann auch nicht lachen machen. Das Komische in dieser Komödie entsteht durch das überdicke Auftragen der Farben, — sie ist eigentlich mehr grotesk als komisch. Die Hauptpersonen sind ein Tölpel, namens Bonifacio, der sich mit seinen 45 Jahren mit einem schönen, blühenden, jungen Mädchen verheiratet hat und einfältig genug ist, sich in eine Kurtisane, Vittoria, zu verlieben. Um sich den Weg zu ihr zu öffnen vertraut er sich einer Vermittlerin mit Namen Lucia an, die ihn betrügt und ihn nasführt und sich mit seiner jungen Frau ins Einvernehmen setzt, um ihn in die Falle zu locken, sowie einem Alchimisten Bartolomeo und dessen Schüler Consalvo, der ihn noch mehr als die Vermittlerin hintergeht, ferner einem Schulmeister Manfurio, der sich immer in Latinismen und Etymologien ergeht, auch wo es gar nicht angebracht ist, und einen ganz närrischen Brief für Bonifacio abfaßt. Die Figuren des Bartolomeo und Manfurio sind aus demselben Holz wie die Hauptfigur, ganz ebenso töricht und albern. Die einzigen, die Verstand und klaren Blick haben, sind die beiden Betrüger (Lucia und Consalvo), die sich als Schergen verkleiden, und der Maler Bernardo, dem es gelingt, den närrischen Bonifacio durch diese Schergen festnehmen zu lassen und das Herz seiner Gattin zu erobern, die sich als Vittoria verkleidet hatte, um ihn zu überraschen, und an dem sie so doppelte Rache nimmt. Wenn das Lachen beim *„Candelajo"* etwas gewaltsam erzeugt wird, wenn die ästhetische Seite der Komödie auch ihre Mängel hat, so bleibt doch die historische wegen der dem Leben entnommenen Einzelheiten, wegen der Anspielungen auf wirkliche Geschehnisse der Zeit, wegen der Schlüsse die sich aus der Komödie auf Leben und Charakter des Autors selbst ziehen lassen, von größter Wichtigkeit.



Ich hatte in meinem vorigen Brief Gelegenheit, bei Besprechung der von *Tilgher* besorgten italienischen Übersetzung *Descartes*' die Sammlung *„Classici della Filosofia moderna"* zu erwähnen, die bei Laterza e Figli in Bari erscheint. Welche große Rolle der philosophische Gedanke im heutigen Italien spielt und welchen bedeutenden Anteil daran besonders die großen deutschen Philosophen nehmen, mag nachstehende Zusammenstellung der bis jetzt erschienenen Bände zeigen:

Berkeley. Principii della conoscenza e dialoghi tra Hylas e Filonous. Tradotti da G. Papini. — *Giordano Bruno*. Opere italiane. Con note di G. Gentile I. Dialoghi metafisici. II. Dialoghi morali. III. Candelaio, Commedia con introduzione e note a cura di V. Spampanato. — *Fichte*. Dottrina della scienza. Tradotta da A. Tilgher. — *Hegel*. Enciclopedia delle scienze filosofiche in compendio. Tradotta da B. Croce. — *Herbart*. Introduzione alla filosofia. Tradotta da G. Vidossich. — *Hobbes*. Leviatano. Tradotto da M. Vinciguerra. — *Hume*. Ricerche sull'intelletto umano — sui principii della morale. Tradotto da G. Prezzolini. — *Kant*. Critica del giudizio. Tradotta da A. Gargiulo. — Critica della ragion pratica. Tradotta da F. Capra. — Critica della ragion pura. Tradotta da G. Gentile e G. Lombardo-Radice. — *Leibniz*. Nuovi saggi sull' intelletto, umano. Tradotti da E. Cecchi. — *Schelling*. Sistema dell' idealismo trascendentale. Tradotto da M. Losacco. — *Vico*. La scienza nuova. Con note di F. Nicolini. — *Gioberti*. Nuova protologia. Brani scelti da tutte le sue opere, a cura di G. Gentile. — *Descartes*. *Discorso* sul metodo e Meditazioni filosofiche. Traduzione di A. Tilgher.

Der verdiente Direktor der *Biblioteca Vittorio Emanuele* in Rom, *Giuliano Bonazzi*, hat zusammen mit dem Architekten *Marcello Piacentini* einen Plan für einen Neubau der Bibliothek ausgearbeitet und ihn dem Unterrichtsminister Credaro unterbreitet. Die Frage eines größeren Neubaus ist bei dem ungeheuren Anwachsen der Bestände und der stets steigenden Zahl der Besucher dringend geworden, und es wäre zu wünschen, daß die Ausführung so bald wie möglich in Angriff genommen würde. Die Biblioteca Vittorio Emanuele wurde im Jahre 1875 durch Vereinigung von 69 kleineren Bibliotheken aus säkularisierten Klöstern geschaffen und in einem Flügel des alten Jesuitenkollegs, des sogenannten Collegio Romano, untergebracht. Obgleich die alten Räume mit allen Mitteln hergestellt wurden, sind sie doch für den Zweck wenig geeignet; die Bücher sind durch die Etagen verteilt, die Regale stehen großenteils die unendlich langen Korridore entlang, wodurch das Suchen der Bücher sehr langsam von statten geht, so daß die Leser sich oft beklagen. Als öffentliche Leseräume wurden ein Refektorium und eine Sakristei eingerichtet. Zu dem Grundstock der alten Bücher kamen bald beträchtliche Sammlungen neuer Erscheinungen, und bei einem Zuwachs von etwa 10000 Bänden im Jahr kann es nicht wundernehmen, daß die Bibliothek nach 36jährigem Bestehen an der Grenze ihrer Ausdehnungsfähigkeit angelangt ist. Zu dem Platzmangel für die neuen Erwerbungen kommt die Unzulänglichkeit der Lesesäle, die viel zu wenig Sitze für die große Zahl der Besucher haben, und das trotz der kürzlich erfolgten Neueinteilung dieser Säle. — Der Typ der neuen Bibliothek ist als sogenannte *„Biblioteca riservata"* gedacht. Die Urheber des Plans gehen dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß es absurd sei, daß ein Institut, das die gesamte Kultur repräsentiert, für alle Neugierigen und Tagediebe offen stehen soll. Für die Volksbildung sorgen die Schul- und Stadtbibliotheken, die in den verschiedenen Teilen der Stadt verteilt liegen sollten, und von denen eine in den Räumen der jetzigen Vittorio Emanuele untergebracht werden könnte. Mit dem Gedanken, dies neue große Institut den geistig höher Gebildeten zu reservieren, ist nicht beabsichtigt ein Monopol für wenige zu schaffen, sondern es sollen durchaus alle diejenigen zugelassen werden, die gewisse Garantien für ihren Ernst und ihre Zuverlässigkeit geben. Für eine solche Bibliothek mit „reserviertem Charakter" sind am besten Lesesäle, in denen die Besucher die notwendigen Nachschlagewerke und Bibliographien zur Hand haben. Bei dem Entwurf des Planes ist vor allem maßgebend gewesen, möglichste Bequemlichkeit für das Publikum mit Einfachheit und Schnelligkeit der Bedienung zu vereinigen. Diesen Wünschen entspricht am besten eine strahlenförmige Anlage, und so ist die neue Bibliothek als ein großer Rundbau gedacht, der in zwei Etagen eingeteilt ist, in deren unterer sich die Bücherbestände befinden sollen, während in der oberen der Katalog und die Lesesäle untergebracht werden würden. Der Katalog soll seinen Platz in der Mitte des Baues, in einer großen Rotunde bekommen, während in den strahlenförmig von hier ausgehenden Flügeln, die nach Disziplinen eingeteilten sieben Lesesäle einzurichten wären. Wenn die Bibliothek in dem großen Umfang und an dem beabsichtigten Platz — in der Nähe der altberühmten *Fontana Trevi* von Bernini — zur Ausführung käme, würde Rom zwar um eine moderne Sehenswürdigkeit reicher und bekäme eine Bibliothek, wie sie zentraler und bequemer nicht liegen könnte, aber es würde diesen Plänen auch wieder ein gutes Stück der alten Stadt zum Opfer fallen müssen.

Die in Bergamo erscheinende Zeitschrift *„Emporium"* bringt in ihrem Märzhefte einen sehr interessanten illustrierten Aufsatz von *Pasquale de Luca* über Illustrationen zu *Manzoni's Promessi Sposi: „Le Illustrazioni dei Promessi Sposi dal Gonin al Previati"*. Die Arbeit ist gleich wichtig in bibliographischer Hinsicht wie für die Gesichte der italienischen Bücherillustrationen im XIX. Jahrhundert. De Luca bespricht fast alle illustrierten Ausgaben, von denen er als erste die vom Jahre 1840 mit Zeichnungen von *Gonin* aufführt, bis zu der Hoeplischen Ausgabe mit den Abbildungen von *Previati*, vom Jahre 1899. Es ist erstaunlich, welche Fülle wirklich hübscher Zeichnungen zu dem berühmten Roman dabei ans Licht kommt und bedauerlich, daß die italienische Bücherillustration aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts so wenig beachtet oder fast ganz vergessen ist. Zwischen Gonin, dem ersten, und Previati, dem neuesten Illustrator Manzonis, liegen



B. Pinelli, Moja, Gallo Gallina, Mose Bianki, C. Belgioioso, G. Bertini, und manch anderer. Interessant ist die Feststellung de Lucas, daß die „*Promessi Sposi*" von 1827 bis 1840 in Italien und im Ausland 65 mal gedruckt wurden, ohne dem Dichter irgendwelchen materiellen Nutzen zu bringen, da bei der politischen Zerrissenheit Italiens in jener Zeit jeder Schutz des geistigen Eigentums fehlte. — Daß *Goethe* mit Manzoni enge freundschaftliche Beziehungen verbanden, und daß er das Hauptwerk des großen italienischen Erzählers sehr hochschätzte, ist wohl bekannt.

Soeben verbreitet sich in Rom die mit allgemeiner Teilnahme und Trauer aufgenommene Nachricht von dem Tode *Giovanni Pascolis*. Pascoli war einer der bedeutendsten und beliebtesten Dichter Italiens der Gegenwart und Nachfolger Carduccis auf dem Lehrstuhl für italienische Literatur an der Universität Bologna. Er war im Jahre 1855 in San Mauro in der Romagna geboren.

Rom, Anfang April 1912.

Ewald Rappaport.

Amsterdamer Brief.

Eine wichtige Etappe in der Entwicklung der modernen holländischen Druckkunst bildet die in einem kürzlich von der Amsterdamer Lettergießerei „Amsterdam" versandten Prospekt angekündigte neue holländische Letter, die erste von einem Holländer entworfene und in Holland ausgeführte moderne Letter überhaupt denn die bisher hier verwandten Lettersorten kamen alle aus dem Ausland. *S. H. de Roos*, der sich durch seine farbigen Steinzeichnungen und als Buchkünstler durch die schöne Ausstattung der holländischen Ausgabe von William Morris, „Kunst en maatschappy" hier einen Namen gemacht hat, ist der Entwerfer.

Die neue Letter, Holländische Mediaeval, nimmt neben den bekannten lateinischen Typen eine ganz selbständige Stellung ein; sie ist nicht so streng und einfach, wie etwa die Renaissance-Antiqua Pöschels, sie ist etwas unruhiger und nervöser und nähert sich mehr der Antiqua der Pöschel-Tiemannschen Januspresse, mit der Goethes Römische Elegien gedruckt sind. Scharfe Ecken, Zusammenstoßen gerader Linien unter einem rechten Winkel sind vermieden; die Ecken sind abgestumpft. Die schmale Linie, auf der die Vertikale beim d zum Beispiel steht, bildet mit dieser keinen rechten Winkel, sondern sie ist nach oben etwas umgebogen; so verläuft ferner der obere Teil des t, oberhalb des Querstrichs, nicht ganz geradlinig, sondern ist nach rechts etwas geschweift; und ähnliches mehr. Der Zweck und der Erfolg dieser schwachen Rundung ist, daß die einzelnen Buchstaben weniger schroff und abgesondert nebeneinander stehen, und sie mehr Fühlung miteinander bekommen, wie bei der Schreibschrift. Und diese scheint den Künstler auch etwas beeinflußt zu haben. In dem erwähnten Prospekte heißt es darüber:

„Die Form der Buchstaben suchte der Künstler nicht durch reine Konstruktion zu gewinnen. Das Linienschema, das bei größeren Buchstabenzeichnungen und monumentalen Inschriften für die Bestimmung der Verhältnisse fast unvermeidlich ist, steht einer freieren Formengebung im Weg. Beim Schreiben sind die Buchstaben entstanden und werden sie zu einer für unsere Zeit geeigneten Form entwickelt werden müssen, und dann wird nicht der einzelne, sondern der im Zusammenhang geschriebene Buchstabe als Grundlage zu nehmen sein." Durch diese, wenn auch diskrete Annäherung an die Schreibschrift kommt es wohl auch, daß diese neue holländische Letter ein wenig gotisch wirkt, cum grano salis zu verstehen. Bei dem Entwurf dieser Roos'schen Letter sind dieselben Kräfte am Werke, die seinerzeit von der Antiqua zu der Fraktur führten. — Die Letter ist von mittlerer Stärke und auf dem Prospekt ziemlich eng gesetzt. Der Gesamteindruck der bedruckten Seite ist verglichen mit dem einer Seite in dem kürzlich hier besprochenen „Drukkersjaarboek" etwas nüchtern, und man möchte sagen: bürgerlich. Durch die größere Raumverschwendung, die weiteren Intervalle zwischen den einzelnen Lettern und Worten, die fettere Letter selbst und den schwärzeren Druck wirkt das „Drukkersjaarboek" vornehmer, und was doch von der größten Wichtigkeit ist, für das Auge weniger ermüdend. Aber das „Drukkersjaarboek" ist vielleicht mehr als eine Luxusausgabe zu betrachten und deshalb kein geeignetes Vergleichungsobjekt. Denn die neue Letter ist ja für das holländische Durchschnittsbuch bestimmt und soll dessen Niveau heben. Hoffen wir, daß das Streben des Künstlers von Erfolg bekrönt wird. Eine neue Auflage des *Styn Streuvel'schen* Romans „*De Valschaard* soll, wie das „Nieuwsblad van den Boekhandel" berichtet, auf den Wunsch des Autors mit der neuen Letter gedruckt werden, die die Druckerei G. J. Thieme für diesen Zweck erworben hat. In der holländischen Presse ist die Letter einstimmig mit der größten Anerkennung beurteilt worden.

Auf ein einjähriges Bestehen sieht im Mai eine holländische Kunstzeitschrift zurück, auf die hinzuweisen ich bisher immer versäumt hatte; dieselbe verdient, weil sie wirklich eine Lücke in dem holländischen Zeitschriftenwesen ausfüllt, auch außerhalb Hollands besondere Beachtung.

Denn durch ihr gutes und reiches Abbildungsmaterial behält sie auch für solche, die den holländischen Text nicht verstehen, ihren Wert. Wenn man von kleineren Blättern absieht, gab es bisher überhaupt keine rein holländische Kunstzeitschrift. Denn „*Onze Kunst*", eine zwar niederländisch geschriebene Monatsschrift, ist in den letzten Jahren mehr und mehr „verflämischt" und gibt von der modernen holländischen Kunst daher kein getreues Bild. Und der holländischen Kunst, alter sowie neuer, ist gerade diese neue Zeitschrift „*Kunst en Kunstleven*" gewidmet, die im Haag von C. Harms Tiepen, Marconistraat 19, herausgegeben wird. Der Preis beträgt 6 fl. im Jahr; die auf japanisches Papier gedruckte numerierte

Ausgabe kostet 25 fl. Außer Aufsätzen über einzelne Künstler bringt die Zeitschrift auch regelmäßig illustrierte Berichte über Neuerwerbungen holländischer Sammlungen, über Ausstellungen in den Kunstzentren des Landes und über bevorstehende inländische Auktionen. Ausstattung, Papier, Druck und Anordnung der Reproduktionen verdienen alles Lob. Den modernen holländischen Künstlern, die in den mir vorliegenden Heften 5—8 behandelt werden, ist eine Neigung zum Verfeinerten gemeinsam; sie sind Luxusmaler, die für ein verwöhntes aristokratisches Publikum arbeiten; sie stehen abseits von der aus Frankreich kommenden modernen Bewegung der letzten Jahre und sind auch von van Gogh unbeeinflußt; den Reproduktionen nach zu urteilen, haben manche ihrer Sachen ganz aparte und intime Reize. — Eine Ergänzung zu der Monatsschrift bietet die von demselben Verlag herausgegebene Wochenschrift *„Memorandum"*, die hauptsächlich dem Kunsthandel dient und über die auf holländischen Auktionen erzielten Preise ausführlich berichtet; das Abonnement auf dieses Blatt beträgt jährlich 1 fl.

Im Januarheft des „Nieuwe Gids" erzählt *Frans Erens* von seinen *Reiseeindrücken in den Maingegenden*; ziemlich ausführlich beschreibt er Würzburg, die Residenz und den Hofgarten, um zuletzt einen Hymnus auf den Dichter anzustimmen, der in Würzburg begraben liegt: Walter von der Vogelweide. Erens ist jemand, der mit offenen Augen reist, nicht um die internationale Großstadtkultur, an die er von Zuhause gewöhnt ist, überall wieder zu finden, und Land und Leute darnach zu bewerten, sondern er bleibt ganz naiv und unterläßt das leidige Vergleichen. Man merkt ihm an, daß er sich im Frankenlande wohl gefühlt hat, hauptsächlich, weil hier der Zusammenhang mit der Vergangenheit mehr gewahrt ist und der alles gleichmachende moderne Verkehr und die moderne Industrie bisher nur in bescheidenem Maße Eingang gefunden. Es sind eigentlich mehr als bloße Eindrücke, die uns Erens hier gibt, es sind Betrachtungen allgemeiner Art, die das in stiller Liebe Geschaute in ihm auslöst. Als Probe seiner Weise die Dinge zu sehen möchte ich einiges anführen, was er über den Menschenschlag sagt: „Der einfache Mann, der uns hier auf der Straße entgegentritt, ist derselbe derbe, kräftige und breite Typus, wie ihn Riemenschneider dargestellt hat, nicht stolz und fein, wie in manchen Gegenden von Tirol, wo die Männer den Adlern gleichen, sondern eine Figur wie Hans Sachs. Es sind keine Männer, die durch die Industrie klein, mager und unansehnlich geworden sind, keine schmächtigen Adepten des Sozialismus, die für die Gemeinschaft reif sind, keine Sklaven der Masse, die keine Sklaven mehr sein wollen, denen aber die drückende Tyrannei der Volksmajestät den Stempel aufgedrückt hat, sondern es sind noch die stillen, individuellen Arbeiter von früher von bäurischem und vierschrötigem Wuchse. Die Frauen sind nicht schön, aber kräftig und tüchtig, nicht groß und nicht klein, doch mit sanftem Lachen und zartklingender Stimme". Widerspruch weckt vielleicht, was er über die Frömmigkeit des Volkes im Vergleich mit der des französischen Landvolkes sagt: „Die Frömmigkeit der Franzosen ist eine mehr innerliche und hat einen tieferen Kern. In Süddeutschland ist sie wolkig und qualmig".

Im Februarheft derselben Zeitschrift findet sich ein Aufsatz von *Jac. van Looy*, dem bekannten Schriftsteller und Maler, über das Übersetzen. Er polemisiert darin gegen *C. S. Adama van Scheltema*, den Übersetzer des *Faust*. (Siehe „Zeitschrift für Bücherfreunde", Jahrgang 1911/1912, Seite 181/182). Scheltema hatte in seiner Vorrede als Grundsatz aufgestellt, daß die Übersetzung eines dichterischen Werkes einer vergangenen Zeit sich in Stil und Diktion möglichst dem Geist jener Zeit anzupassen habe; und ausdrücklich hatte er sich gegen solche modernisierte und subjektive Übersetzungen gewandt, die nicht aus dem Gefühl des Dichters wiedergeboren, sondern nach dem durch seine Zeit bedingten Geschmack und den persönlichen Neigungen des Übersetzers umgebildet und umgedichtet sind, was z. B. von der Faustübersetzung des Amsterdamer Pfarrers *J. J. L. Ten Kate* (1878) gilt. Durch diese prinzipiellen Erklärungen fühlte sich nun auch van Looy getroffen, der in dieser Weise einige Shakespearesche Dramen übertragen hatte. Scheltema ist bei seiner Übersetzung der Methode der modernen Literaturforschung gefolgt: er hat versucht das Werk aus der Persönlichkeit des Dichters und dem herrschenden Zeitgeist zu verstehen und sein Ziel war eine Kopie des Werkes in dem anderen Sprachmaterial. Van Looy dagegen, dem alle Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit widerstrebt, verfährt beim Übersetzen ganz subjektiv und naiv. Er gibt sich ganz der Dichtung hin und läßt sich von ihr zu der schöpferischen Tätigkeit des Umdichtens inspirieren; er bedient sich dabei stets der Sprache, die heute gesprochen wird. Charakteristisch für seine Art zu arbeiten ist nach seinem eigenen Geständnis, wie er sich bei schwierigen Stellen bei seiner Shakespeareübersetzung geholfen hat. Er griff dann nicht zu irgendwelchen literarischen Hilfsmitteln, sondern er holte sich lieber Rat bei völlig ungelehrten Menschen, einem Waterländer Bäuerlein z. B., „seiner Abstammung getreu und als Verehrer von Hals und Brederode". Er rühmt diese seine Methode als die der Visionären, die Holland groß gemacht haben, „bevor es der Allmacht der Pädagogik verfiel". Da er aber der Ansicht ist, daß über den Wert einer Theorie schließlich doch die praktischen Resultate, die man damit erzielt, entscheiden, gibt er zum Schluß seines Aufsatzes eine Reihe von Proben seiner nach dieser seiner Methode entstandenen Faustübersetzung, die aber bis jetzt nur Fragment geblieben ist. Übersetzt hat er den Prolog im Himmel, den Anfang von Fausts Monolog, den Osterchor der Frauen („Mit Spezereien . . .), den König in Thule, Meine Ruh ist hin und O, neige, du Schmerzensreiche. Daß ein echter Dichter hier bei der Übersetzung am Werke ist, der ein feines Gefühl für Klang und Rhythmus hat, zeigt jede Zeile. Van Looy wäre wohl im Stande noch etwas Vollkommeneres zu leisten als Scheltema, wenn nur das dichterische Feuer so lange bei ihm anhielte und er nicht bei den philo-

sophischen Teilen und anderen Stellen, die ihm weniger liegen, bald versagen würde. Zum Vergleich der beiden Übersetzungen lasse ich hier die van Looysche und Scheltemasche Version von Grethchens Gebet vor der Mater dolorosa folgen:

van Looy	Adama van Scheltema
Moeder van smarte, erbarm u, Neig ach, uw aanschyn aan myn nood:	Ach neig uw harte Gy ryk aan smarten, Genadig tot myn droeven nood
Duizende smarten Doorvlymen u't harte Ziende uw zoon in pyn van dood.	Met 't zwaard doorstoken Van smart gebroken Ziet gy omhoog tot Jezus dood.
Ten vader gy ziet Uw zuchten gy liet Tot hem, om zyne' en uwen nood.	Tot Gode blikt gy, En zuchten snikt gy Tot hem om zyne' en uwen nood.
Wie voelt Hoe het woelt Door het ingewand my? Wat myn arme hart hier uitstaat, Hoe het krimpt en wat er omgaat, Dat weet enkel, enkel gy.	Wie voelen Het woelen Der pyn, waarom ik ween? Wat myn arme hart komt klagen, Wat het beeft, wat het komt vragen, Dat weet gy en gy alleen!
Waar ik my loop vertreeën, Zoo wee, zoo wee, zoo weeë, Word't in myn boezem my! En ben ik weer alleene Dan moet ik weenen, weenen. Het hart my breekt er by.	Waarheen ik my ook wende, Ellende is't, ellende, Die myne borst beknelt. Nauw zyn de menschen henen, Of weenen moet ik, weenen, Dat my het harte smelt.
De planten voor myn venster Heb ik met tranen bevocht, Toen ik van morgen plukte De bloemen die 'k u brocht.	De bladeren voor myn venster Besprenkelde ik met myn leed, Toen 'k in den vroegen ochtend Voor u die bloemen sneed.
Als't eerste zonneschynen 't Licht in myn kamer zendt, Dan zit ik met myn pynen Jn't bed al overend.	Toen met den lichten morgen De zon naar binnen zag, Zat 'k reeds met al myn zorgen Te wachten op den dag.
Help. Red my toch van schande en dood. Erbarm U Moeder van smarten, erbarm u, Neig, ach, uw aanschyn aan myn nood.	Help! red gy my van schande en dood! Ach neig uw harte, Gy ryk aan smarten, Genadig tot myn droeven nood.

Van Looy ist meiner Ansicht nach hier ergreifender, seine Sprache ist anschaulicher und suggestiver, und der Schmerzensschrei Grethchens und ihr Bitten scheint mir flehentlicher und drängender als bei Scheltema. Jedenfalls kann uns der edle Wettstreit die große Dichtung in Holland einzubürgern nur mit freudiger Genugtuung erfüllen.

Vom 5. bis zum 15. Februar wurde gemeinsam von der Firma *R. W. P. de Vries* und *C. F. Roos & Cie.* in Amsterdam die 4587 Nummern zählende *Bibliothek* des Rotterdamer Buchhändlers *J. H. Dunk* versteigert. Die wichtigsten Preise lasse ich hier folgen:

1057. der große Atlas von *Blaeu*, in 9 Bänden, Amsterdam 1664 180 fl. — 1059. der Atlas von *de Wit*, Amsterdam, mit 100 kolorierten Karten, Amsterdam, Fred de Wit, s. d. 35 fl. — 1119 *Scheeps en historisch Journaal* gehouden aan boort van 's Land Fregat Briel 1778—1782; ein Manuskript mit zahlreichen Federzeichnungen 30 fl.

1180. *Hübbe* (J. H.), Ansichten von Hamburg. Frankfurt 1824—28 mit Stichen; *Chr. Zietz*, Ansichten von Lübeck. Frankfurt 1822, mit Stichen 10 fl. *1181. Das Königreich Bayern*, in seinen altertümlichen usw. Schönheiten, München, G. Franz 1843—46, mit Stichen; und *G. Schwab*, Das malerische und romantische Schwaben. Leipzig mit Stichen 4 fl. — 1186. *Niemeyer* (A. H.), Waarnemingen op eene reize door. Westfalen en Holland in 1806 (Aus dem Deutschen) Haarlem 1824, und *Brieven* geschreven op eene wandeling door een ged. von Duitschland en Holland in 1809. Groningen 1809—10 1,75 fl. — 1193. *Storck* (A.), Ansichten der freien Hansastadt Bremen. Frankfurt 1822 10 fl. — 1196. *Tromlitz* (A.), Romantische Wanderung durch die Sächsische Schweiz. Leipzig, s. a. mit Stichen. — *W. D. von Horn*, Der Rhein, Wiesbaden 1875, mit Stichen und *L. Lange*, Der Rhein und die Rheinlande, Darmstadt, 1847 5,50 fl. — 1286. *F. Morghen*, Raccolta di varie vidute di Pesto, Napoli, Pozzuoli, Baia, Cume . . . incise in rama. Napoli 1796, mit 70 Stichen 4 fl. — 1301. *J. Winckelmann*, Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen. — Nachrichten an H. Füeßli aus Zürich. — Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst. Dresden 1762—64. Die Erstausgabe mit breitem Rand in schönem altem holländischem Ganzlederband 0,40 fl. — 1308. *Witsen* (N.), Noord en Oost-Tartarye . . . Zweite Auflage. Amsterdam 1705 40 fl. — 2022. *Het verheerlykt Nederland* of kabinet van hedendaagsche gezigten. Amsterdam Tirion 1745—74. In 2 Bänden, mit 900 Stichen mit breitem Rand 53 fl. — 3274. Eine interessante Sammlung niederländischer *Kinder- und Schulbücher*, zum Teil mit Abbildungen, aus den Jahren 1830—1885, im ganzen 2800 Nummern 85 fl.

3311. *Almanach de poche de Goettingue* pour l'annee 1808. Göttingen, Dietrich und *Kurmainzischer Hof-* und *Staatskalender 1777*. Mainz. Und anderes 11 fl. 3574. *Hamburger, G. Chr.*, Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500. Lemgo 1756—64 4 Bände 1,75 fl. — 3598. *Goethe*, Hermann und Dorothea II. verbesserte Auflage mit

den Chodowieckischen Kupfern, 1799 3 fl. — 3599. *Propyläen.* Eine periodische Schrift herausgegeben von *Goethe.* Tübingen 1798—1800, 3 Bände 35 fl. — 3600. *Goethe, Reinecke Fuchs.* Berlin 1794, die Erstausgabe, ferner die zweite Auflage der *Wahlverwandtschaften,* Tübingen 1810, der *westöstliche Divan,* in der Ausgabe von *Loeper,* auf besseres Papier mit breiterem Rand als die gewöhnliche Hempelsche Ausgabe, und endlich der I. Band des *Goethejahrbuches* 5,50 fl. — 3602. Die französische *Faustübersetzung* von *G. de Nerval,* Paris 1868, mit den Stichen von *T. Johannot,* sehr schöne Ausgabe 0,60 fl. — 3622. *Schiller,* Trauerspiele, Mannheim 1784, mit 6 Chodowieckischen Kupfern, enthaltend die *Räuber,* die *Verschwörung des Fiesko,* und die Erstausgabe von *Kabale und Liebe* 11 fl. — 3627. *Wielands* sämtliche Werke, Karlsruhe 1814—1818, 45 Halblederbände der Zeit; schöne Ausgabe 1,50 fl.

Den höchsten Preis erzielte die Erstausgabe von *Robinson Crusoe,* (*De Foe*), The life and strange surprizing adventures of Robinson Crusoe, of York, Mariner. London, Taylor 1719: 970 fl. — 4024. *J. G. Weinmann,* Phteanthoza iconographia. Ratisbonae, 1737—1745, 4 Bände mit 1025 kolorierten Tafeln 45 fl. — 4236. *Darly,* (*M. A.*), A compleat body of architecture. London 1773; mit 98 Tafeln: 52½ fl. — 4419. *J. E. Ridinger,* Entwurf einiger Tiere. Augsburg 1738—54 60 fl. — 4432. The works *of William Hogarth,* from the original plates restored by J. Health, London (1822) 51 fl. — 4444. *Album amicorum* von *Y. van Hamelsveld,* einem Utrechter Theologieprofessor und Politiker mit 64 Eintragungen aus den Jahren 1765 bis 1810 100 fl., wurde von der Königlichen Bibliothek im Haag erworben.

Amsterdam, Anfang April. *M. D. Henkel*

New Yorker Brief.

Am 1. März feierte der Nestor der amerikanischen Schriftsteller, *William Dean Howell,* seinen 75. Geburtstag und war bei dieser Gelegenheit Gegenstand vieler Ehrungen von Nah und Fern. Zu dem Bankett, das sein Hauptverleger, Col. Hawey, Leiter des Haperschen Verlags, ihm zu Ehren am 2. März gab, kam selbst Präsident Taft speziell von Washington nach New York und hob in einer Rede die besonderen Verdienste Howells um die amerikanische Literatur hervor.

Howell ist ein fruchtbarer Schriftsteller; seine Erzählungen spiegeln das amerikanische Volksleben ausgezeichnet wieder und sind deshalb auch für den Ausländer, der sich über amerikanische Verhältnisse etwas orientieren will, von Interesse. Die bekanntesten Werke sind: „A Hazard of New Fortunes", „The Rise of Silas Lapham", „The Lady of the Aroostock", alles ganz vorzügliche Charakterschilderungen; weiter erfolgreich waren „A modern Instance", „The Ministers Charge", sowie eine Sammlung venetianischer Erzählungen, „Venetian Life", die während seines Aufenthalts als amerikanischer Konsul in Venedig entstanden sind. Die „North American Review" April-Nummer und „Bookman" April-Nummer bringen interessante Beiträge von und über Howells, und ein ausführlicher Bericht über das Ehrenbankett ist in Harpers Weckly vom 8. März erschienen.

In den Ausstellungsräumen des Verlagshauses Houghton Mifflin & Cie. waren in der ersten Märzwoche neben ihren früheren Arbeiten, die vor zwei Jahren an dieser Stelle erwähnt wurden, eine Anzahl neuer Bucheinbände der sehr talentierten Einbandkünstlerin Miß *L. Averill Cole,* der die künstlerische Leitung der Buchbinderei der Riverside Preß anvertraut ist, ausgestellt. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildete eine Sammlung von zwölf Bänden von Robert Louis Stevensons Werken, die für einen Bibliophilen aus San Franzisko, Mr. A. A. Brown, gebunden wurde. An diese Bände knüpft sich folgende interessante Episode, welche der kleinen Broschüre entnommen ist, die der jetzige Besitzer der Bände in kleiner Auflage für seine Freunde hat herstellen lassen. Nach langer Fahrt von seiner Heimat in Schottland kam Stevenson im Sommer 1879 hungrig und heruntergekommen in San Franzisko an, nach einem kurzen Aufenthalt auf einer Farm kam er nach Monterey, wo er in einem kleinen, von einem Franzosen, Jules Simoneau, geführten Restaurant seine Mahlzeiten einnahm und mit dem Besitzer, zu dem er sich hingezogen fühlte, bald intim wurde. Ihre Freundschaft wurde tiefer, als Simoneau sich Stevenson während dessen Krankheit ganz opferte und ihm dadurch das Leben rettete.

Stevenson blieb mit Simoneau immer in Verbindung, schrieb ihm sowohl englische als auch französische Briefe, und die Sammlung dieser Briefe, welche den 12. Band bildet, beweist, daß Stevenson sich auch in letzterer Sprache vorzüglich ausdrücken konnte. Die vorhergehenden Bände sind sämtlich Widmungsexemplare von Stevenson an Simoneau, teilweise mit sehr interessanten Widmungen. So zum Beispiel schreibt er in „Familiar Studies of Men and Books": „*Vive Jules Simoneau et le temps jadis!*" in „New Arabian Nights":

Ce qu'il y en a de mes ouvrages,
je ne trouve plus rien à griffoner —
n'ouclies pas

Robert Louis Stevenson

Il n'oubliera pas

Jules Simoneau.

In „Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde" schreibt er: „*But the case of Robert Louis Stevenson and Jules Simoneau if the one forgot the other would be stranger stiill.*"

Mit den Briefen vereinigt ist ein Essay im Manuskript von K. D. Osbourne über die Freundschaft zwischen Stevenson und Simoneau und die kleine Broschüre „Father Damien", die Stevenson nur in 100 Exemplaren in Sydney im Jahre 1890 auf seine eigenen Kosten herstellen ließ.



Die Einbände sind ausgezeichnet gelungen; einfach gehalten, mit Lorbeer-Blättern und -Früchten als sinnreicher Dekoration; auf dem Sammel-Bande eine kunstvolle Einlegearbeit, eine Landschaft an der Bay von Monterey darstellend.

Andere bemerkenswerte Einbände waren drei verschiedene Exemplare von Josephine Preston Peabodys „The Piper", an denen Miss Cole ihr dekoratives Talent besonders zeigen konnte.

Ein umfassendes Werk über das Urheberrechts-Gesetz in den Vereinigten Staaten hat *R. R. Bowker*, der Herausgeber von „Publishers Weekly", bei Houghton Mifflin & Cie. veröffentlicht unter dem Titel „Copyright, its history and law". Bowker ist ein eifriger Kämpfer für einen gesunden Urheberrechtsschutz unter Berücksichtigung der Wünsche und Ansprüche ausländischer Schriftsteller und sein Werk dürfte die beste Quelle für den Forscher auf diesem Gebiet sein, um so mehr als es die Frucht langjähriger Studien ist.

Eine interessante historische Studie über das Kinderbuch in Amerika in vergangenen Jahrhunderten ist *Rosalie J. Halseys* „Forgotten Books of the American Nursery" (bei Ch. Godspeed Co. erschienen). Es ist eine gut dokumentierte Abhandlung mit Abbildungen aus den wichtigsten Werken, vom ersten Kinderbuch im Jahre 1641 bis zu den Büchern des vergangenen Jahrhunderts.

Vom Auktionsmarkt ist die Versteigerung der Bibliothek von *W. W. Allis* von Milwaukee zu berichten, die am 24. und 25. März bei Anderson stattfand und deren Gesamterlös 53,594 $ war. Unter anderem wurden folgende Preise erzielt: Erst-Ausgabe von *Waltons* Compleat Angler 3250 $; *Shakespeare*, Poems London 1640 2750 $; Erst-Ausgabe *Charles Lamb*, Essays of Elia, London 1621 und 1633, zwei Bände, 1325 $; Erst-Ausgabe *Milton*, Paradise Lost, London 1669 624 $, Schedlers Chronik 1493 170 $; *Thackeray*, Second Funeral of Napoleon and The Chronicle of the Drum, 1. Ausgabe 560 $; Erst-Ausgabe von *Robert Burns* Poems, 1768 1650 $; ein Dedikationsexemplar von *Ch. Dickens* an Thomas Carlyle seiner American Notes von 1842 1050 $; Erst-Ausgabe von *Dickens* Nicholas Nickleby, 700 $; Sketches by *Boz* 400 $; andere Dedikationsexemplare von Dickensschen Werken brachten ähnliche Rekordpreise; Erst-Ausgabe von *Fitzgeralds* Omar Khayyam 390 $; *von Goldsmith*, Vicar of Wakefield 475 $.

Eine andere bedeutende Bibliothek die im vergangenen Monat zur Versteigerung kam war die des verstorbenen Kapitäns *J. F. Hinchley*, welche insgesamt 37,144 $ brachte; unter anderem wurde ein 60 Zeilen langes Gedicht von *Thackeray* im Originalmanuskript für 685 $ verkauft. Mr. J. P. Morgan hat auf einer Auktion der American Art Galleries eine Sammlung von 63 Briefen von und an Lafayette erstanden — alles was zur Versteigerung kam — teilweise wichtigen Inhalts, sie brachten zwischen 30 und 240 $ das Stück.

New York, Anfang April 1912. *Ernst Eisele.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

Canet, L., Quelques remarques sur d'anciens sacramentaires.
Revue des bibliothèques. 21. 1911 (1912). S. 386—392.

Durrieu, Comte P., Notes sur quelques manuscrits à peintures d'origine française ou flamande conservés en Italie. Sér. 1. Rome. Bibliothèque apostolique du Vatican.
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 1. 1911. S. 85—106.

Durrieu, P., Notice d'un des plus importants livres de prières du roi Charles V, les Heures de Savoie ou „Très belles grandes Heures" du roi. (1904 beim Brande der Turiner Bibliothek vernichtet.)
Bibliothèque de l'École des Chartes. 1911 (1912). S. 500—555.

Frati, L., I Codici di un medico inglese del sec. XIII. (Maestro Ugo d'Inghilterra.)
Il Libro e la Stampa. N. S. 6. 1912. S. 1—4.

Hevesy, A. de, Le Bréviaire de Sigismond de Luxembourg. (Wien, Hofbibliothek, ms. 1767.)
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 1. 1911. S. 107—115, Taf. 18—26.

Löffler, K., Blaubeurer Handschriften in Weingarten.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 20. 1911. S. 145—149.

Olschki, L. S., Quelques manuscrits fort précieux. (Forts.)
Bibliofilia. 13. 1911/12. Dispensa 10/11 m. 4 Taf.

Styger, P., Die Schriftrollen auf den altchristlichen Gerichtsdarstellungen.
Römische Quartalschrift. 25. 1911. S. 148—159 mit 1 Abbild.

Bibliophilie. Exlibris.

Bouland, L., Livres aux armes de monseigneur de Saunhac-Belcastel.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 49—51 mit 2 Abbild.

Rudbeck, G., Nagra gamla svenska bokägaremärken.
Svensk Exlibris Tidskrift. 2. 1912. S. 1—4 mit 4 Taf.



Bibliothekswesen.

Baeumker, F., Beiträge zur Geschichte der Bibliothek des Kölner Priesterseminars 1750—1911.
Pastoralblatt (Erzdiözese Köln). 46. 1912. Sp. 97—103.

Bonazzi, G., e Piacentini, M., La nuova sede per la Biblioteca Vittorio Em. (In Rom.) Progetto.
Giornale d'Italia. 1912. April 5. Mit 3 Abbild.

Braun, I., Katalogisierung des Bücherbestandes der Volksbibliothek. I.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 129—132.

Buddecke, Die Bibliothek des Großen Generalstabes. Ihre Entwicklung und Neukatalogisierung.
Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 9. 1912. S. 103—117.

The new Building of St. Louis Public Library.
Public Libraries. 17. 1912. S. 53—56 mit 1 Taf. u. 3 Plänen.

Burpee, L. J., Canada's National Library. (Library of Parliament, Ottawa.)
Library Journal. 39. 1912. S. 123—124 mit 2 Taf.

Clarke, A. L., Reference, in its relation to literature, to bibliography, to subject-indexes and to systems of classification.
Library Association Record. 14. 1912. S. 73—95.

Downey, M. E., Developing a public library.
Library Journal. 37. 1912. S. 128—133.

Fabietti, E., Le Biblioteche popolari milanese nell'anno 1911.
Coltura Popolare. 2. 1912. S. 215—225.

Féminisme et bibliothèques.
Revue internationale de l'enseignement. 32. 1912. S. 143—145.

Fordham, H. G., Descriptive catalogue of maps.
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 135—164.

George, C. A., Community libraries at Elizabeth, N. J. *Public Libraries*. 17. 1912. S. 75—77.

Glasson, W. H., Methods of book reviewing.
Library Journal. 37. 1912. S. 133—135.

Hadley, Ch., State library associations. II.
Public Libraries. 17. 1912. S. 37—39.

Holek, W., Bibliothekare als Miterzieher.
Der Bibliothekar. 4. 1912. S. 409—410.

Kirby, S., Ought public libraries to advertise?
Library World. 14. 1911/12. S. 230—232.

Library of the Episcopal Theological School, Cambridge, Mass.
Library Journal. 37. 1912. S. 135—137 mit 1 Bl. Taf.

Liesegang, E., Zur Frage der Ausbildung für den Dienst an den volkstümlichen Bibliotheken.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 53—56.

Lussich, A., Le Biblioteche popolari e comunali di Trieste nell'anno 1911.
Coltura Popolare. 2. 1912. S. 269—272.

Matteucci, L., Descrizione ragionata delle stampe popolari della Governativa di Lucca.
Il Libro e la Stampa. 5. 1911 (1912). S. 128—146.

Noack, K., Charles Dickens und die deutschen Volksbibliotheken.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 50—53.

Omont, H., Listes des recueils de fac-similés et des reproductions de manuscrits conservés à la Bibliothèque nationale. 2.
Bulletin de la société française de reproductions de manuscrits à peintures. 1. 1911. S. 116—167.

Otten, B., Die erste Kinderlesehalle in Lübeck.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 48—50.

Palmgren, V., Om Betydelsen av bibliotek för barn och ungdom.
Tidskrift för det svenska folkbildningsarbetet. 1. 1912. S. 11—13.

Plate, O., Über einige Drucksachen des Hamburger Bücherhallenbetriebes.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 37—43.

Some urgent Reforms. I. The British Museum Library. *Library World*. 14. 1911/12. S. 225—230.

Ruepprecht, Organisation der Münchener Bibliotheken.
Generalanzeiger der Münchener Neuesten Nachrichten. 1912. Nr. 158 vom 27. März.

Schmid, F., Von den Württembergischen Bibliotheken.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 162—170.

Schultze, E., Die Entwicklung der Volksbibliotheken in England. *Eckart*. 1912. März. S. 383—390.

Striem, S, Die Infektionsgefahr durch Bücher.
Der Bibliothekar. 4. 1912. S. 410—411.

Tilton, E. L., Architecture of small libraries.
Public Libraries. 17. 1912. S. 40—44.

Topley, W. W., Abstract of lecture, illustrated by lantern slides, on photographic survey and record work in its relation to public libraries.
Library Association Record. 14. 1912. S. 69—72.

Weinberger, W., Aus der Stiftsbibliothek Raigern.
Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens. 15. 1911. S. 363—364.

Woolston, W. P., The Utility of public libraries: a bookseller's point of view.
Library Association Record. 14. 1912. S. 121—126.

Zimmer, H. O., Vom Bücherleihen.
Die Hilfe. 1912. Nr. 10 vom 7. März. S. 153—155.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bekanntmachung der Kommission für Einbandstoffe.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 170—172.

Cassuto, U., Incunaboli ebraici a Firenze. (Schluß.)
Bibliofilia. 13. 1911/12. S. 384—393.

Chatelain, E., Les Reliures armoriées de la Bibliothèque de l'Université. (Article 1.)
Revue des bibliothèques. 21. 1911 (1912). S. 349—377.

Collijn, J., Der Drucker des Turrecremata in Krakau = Caspar Hochfeder.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 159—161.

Delalain, P., Un contrat d'impression au XVI[e] siècle. (1542.) Essai d'interpretation. (Jacques Regnault libraire parisien, Pierre Gromors imprimeur parisien.)
Bibliographie de la France. 1912. Chronique. S. 73—76. 78—80.

Gusman, P., Un incunable et son histoire. (Bildliche Darstellung der Annunciatio Mariae.)
Gazette des beaux-arts. 1912. April. S. 271—278 mit 4 Abbild.

Krauß, R., Die Buch- und Notendruckerei der Hohen Karlsschule.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 20. 1911. S. 209—234.

Leonhardt, K. E., und Bossert, H. Th., Studien zur Hausbuchmeisterfrage.
Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. Bd. 23. 1912. März. S. 133—138 mit 18 Abbild.

Lepreux, G., Contributions à l'histoire de l'imprimerie parisienne (3[e] suite) 7—9.
Revue des bibliothèques. 21. 1911 (1912). S. 402—412.

Loubier, J., Bucheinbände der K. K. Hofbibliothek in Wien.
Kunst und Kunsthandwerk. 15. 1912. S. 51—62 mit 10 Abbild.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 65—77 mit 2 Abbild. (Wird fortges.)

Novati, F., Ancora di Frà Filippo della Strada: un domenico nemico degli stampatori. (Kopist von Handschriften 1450—1500.)
Il Libro e la Stampa. 5. 1911. S. 117—128.

Payne, J. F., English Herbals. (15.—17. Jahrhundert.)
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 299—310 mit 8 Faksim.

Redgrave, G. R., Daniel and the emblem literature. (Samuel Daniel, seit 1585.)
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 39—58.

De Roos, S. H., Joh. B. Smits. (Künstlerische Einbände.)
Onze Kunst. 1912. 24 S. mit 22 Abbild., 3 Taf.

Schlieper, K., Neuere deutsche Buchkünstler. 31. Heinz Keune, Hannover.
Deutscher Buch- und Steindrucker. 18. 1912. S. 517—524 mit 34 Abbild., 1 Taf.

Schottenloher, K., Buchgeschichtliche Funde aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. 1. Würzburger Papier- und Pergamentbezüge aus den Jahren 1454/55. 2. Ulrich Geyfwinz der Heidelberger „Drucker des Lindelbach" (1485—1489). 3. Jörg Wirffel, Buchbinder und Pedell der Universität in Ingolstadt.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 145/146. 146/148. 148/159.

Scott, S. H., The Scotts of Straßburg and their press.
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 165—188.

Serena, A., La stampa a Treviso.
Miscellanea di storia Veneta. 3. Ser. 3. 1912. S. 127—149.

Wilson, J. D., Richard Schilders and the English Puritans. (Druckerei seit 1567.)
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 65—134 mit 86 Faksim.

Buchhandel.

Spring Lines of the publishers and some of the men who will show them.
Publishers Weekly. 1912. Vol. 1. S. 615—649 mit 27 Porträts.

Schaper, M., Der Kredit im Buchhandel.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 4268—4272.

Taeuber, R., Der Buchhändler als Kaufmann.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 1912. Nr. 14 vom 4. April.

Wheatly, H. B., Dryden's publishers.
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 17—38.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Barwick, G. F., The Magazines of the nineteenth century.
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 237—249.

Röthlisberger, E., Gesetz zur Abänderung und Kodifizierung der englischen Urheberrechtsgesetzgebung. (Vom 16. Dezember 1911.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 3128—3131. 3189—91. 3244—45. 3299—3301. 3370—72.

Bibliographie.

Mudge, J. G., Some reference books of 1911.
Library Journal. 37. 1912. S. 125—128.

Orlando, D., Relazione della IX. riunione della Società Bibliografica Italiana tenutasi in Roma nei giorni 26—28 ottobre 1911.
Il Libro e la Stampa. 5. 1911 (1912). S. 183—215.

Steele, R., Notes on English books printed abroad, 1525—48.
Transactions of the Bibliographical Society. 11. 1909/11 (1912). S. 189—236 mit 51 Faksim.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Deetjen, W., Literaturbericht 1910: Zeitgenossen und Nachzügler der Romantik.
Zeitschrift für den Deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 118—125.

Driesmans, H., Vom „Kulturadel" der deutschen Dichter.
Österreichische Rundschau. 1912. April 1. S. 17—25.

Schmitz, G., Zur deutschen Briefliteratur.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 123—129. (Schluß folgt.)

Schröder, Th., Die dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankreich bis auf Molière einschließlich.
Zeitschrift für romanische Philologie. Beiheft 36. 1912. XV, 215 S.

Zabel, E., Russische Lyrik.
Westermanns Monatshefte. 1912. April. S. 205—216 mit 9 Porträts.

Einzelne Schriftsteller.

Arnim: Steig, R., Aus Achim von Arnims und Bettina Brentanos Brautzeit.
Westermanns Monatshefte. 1912. April. S. 267—272 mit 2 Porträts.

Auerbach: Ein Brief Berthold Auerbachs.
Bühne und Welt. 1912. März-Heft 2. S. 504—506.

Balzac: Frank, H., Balzacs Liebesroman.
Vossische Zeitung. 1912. Nr. 154 vom 24. März,

—: Lavedan, P., Balzac et Moleri, ou le curieux dilemme.
Mercure de France. 1912. März 16. S. 299—310.

Dahn: Bethusy-Huc, V. Gräfin, Felix Dahn.
Eckart. 1912. März. S. 353—357.

Dickens: Benson, A. C., Charles Dickens.
The North American Review. 1912. März. S. 381—391.

Droste: Gotthard, J., Neues über Annette von Droste und ihren Freundeskreis. Mit ungedrucktem Material. 7. Annettes Beziehungen zu Heinrich Straube. (Forts.)
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 212—218. (Wird fortges.)

—: Pinthus, K., Die Briefe Annettes von Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. 1—6.
Deutsche Rundschau. 1912. April. S. 34—55. (Forts. folgt.)

Erckmann-Chatrian: Acker, P., Erckmann-Chatrian.
Revue de Paris. 1912. März 15. S. 347—368.

Fontane: Stammler, W., Blättchen von der Hand Theodor Fontanes.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 15 vom 14. April.

Goethe: Fries, A., Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister.
Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. German. Abt. 31. 1912, VII, 104 S.

—: Heide, Die Grundidee in Goethes „Erlkönig".
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 104—108.

—: Jacobi, M., Goethes „Faust" in der Musik.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 15 vom 14. April.

Goethe: Joret, Ch., La réligion du jeune Goethe (1755—1775).
Revue germanique. 8. 1912. S. 129—154. (Schluß.)

—: Leppmann, F., Verkleidung, Inkognito und Mystifikation in Goethes Leben.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 11 vom 17. März.

—: Poppel, G. van, Goethe's Faust. 1—5.
De Katholiek. 161. 1912. S. 16—40. 106—131. (Schluß folgt.)

—: Pradez, E., Un duel pacifique. Goethe et Kestner.
Bibliothèque universelle et revue suisse. 1912. März. S. 557—594.

—: Tutein Nolthenius, R. P. J., Wat Goethe niet zag in Sicilië. I.
De Gids. 1912. April 1. S. 36—77.

—: Zart, Die Übersetzungsszene im ersten Teil von Goethes Faust.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912, S. 98—104.

Halm: Reinecke, Ch., Studien zu Halms Erzählungen und ihrer Technik.
Sprache und Dichtung. 9. 1912. VIII, 63 S.

Hauptmann: Beckmann, J. H., Hauptmann and Shakespeare. „Schluck and Jau" in relation to „The Taming of the Shrew".
Poet Lore. 1912. Nr. 1. S. 56—63.

Hebbel: Bornstein, P., Aus Hebbels Studienzeit. Ungedruckte Briefe.
Grenzboten. 1912. Nr. 13. S. 619—627.

—: Werner, R. M., Aus Friedrich Hebbels Frühzeit. Ungedruckte Briefe. III.
Österreichische Rundschau. 30. 1912. S. 337—343.

Hölderlin: Scheller, W., Pindar und Hölderlin.
Das literarische Echo. 1912. H. 14. Sp. 966—970.

Hugo: Séché, L., Autour de Victor Hugo.
La Revue. 1912. April 15. S. 433—457.

—: Séché, L., Le cénacle de „Joseph Delorme". Victor Hugo et Louis Boulanger. Victor Hugo et Charles Robelin.
Annales Romantiques. 9. 1912. S. 1—26.

Ibsen: Weber, H., Drei Ibsenpredigten.
Bühne und Welt. 1912. März-Heft 2. S. 485—491.

Immermann: Nieten, O., Immermann und Grabbe. Eine Parallele.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 13 vom 31. März.

Karrillon: Rath, W., Adam Karrillon.
Eckart. 1912. März. S. 357—364.

Kleist: John, O., Zu Kleists „Germania an ihre Kinder".
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 174—176.

—: Klaar, A., Epilog zur Kleistfeier. I. Kämpfe, Niederlagen und Siege.
Nord und Süd. 1912. April 1. S. 78—87.

—: Wagner, K., Die Umstimmung des Kurfürsten in Kleists Prinzen von Homburg.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 108—112.



Kleist: Wippermann, F., Heinrich von Kleist. (Schluß.) *Bücherwelt.* 9. 1911/12. S. 108—111.

Krane: Binder, H., Anna von Krane. Literarische Skizze. *Bücherwelt.* 9. 1911/12. S. 101—108.

Leisewitz: Kühlhorn, W., J. A. Leisewitzens Julius von Tarent. Erläuterung und literarhistorische Würdigung.
Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. 10. 1912. XV, 84 S.

Liliencron: Adelt, L., Die drei Romane eines Lebens. *Xenien.* 5. 1912. S. 152—164.

Ludwig: Reuschel, K., Otto Ludwigs Frauengestalten. *Eckart.* 1912. März. S. 364—373.

Marot: Philipot, E., Sur un amour de Clément Marot.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 59—74.

Meredith: Ellis, S. M., George Meredith and his relatives.
Fortnightly Review. 1912. April. S. 625—633.

Mörike: Klöß, H., Eduard Mörike (Forts.)
Die Karpathen. 1912. März 1. S. 340—346.

Molière: Martin, A., Molière et Madame de Sévigné.
Revue d'histoire littéraire de la France. 19. 1912. S. 30—39.

Nestroy: Friedjung, H., Johann Nestroy.
Österreichische Rundschau. 30. 1912. S. 263—270.

Nietzsche: Förster-Nietzsche, E., Nietzsches Soldatenjahr.
Tägliche Rundschau. 1912. Nr. 162 vom 5. April, 4. Beilage.

Raimund: Klemperer, V., Raimund und Nestroy.
Grenzboten. 1912. Nr. 9. S. 424—435.

Recke: Kruse, G. R., Die Beziehungen Elisas von der Recke und Tiedges zum Nicolaihause.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 11 vom 17. März.

Sand: Faguet, E., George Sand et ses amis.
La Revue. 1912. März 15. S. 185—195.

Schlegel: Pfleger, L., Friedrich Schlegel und Leopold Graf zu Stolberg.
Historisch politische Blätter für das katholische Deutschland. 149. 1912. S. 495—504.

Schnitzler: Grummann, P. H., Arthur Schnitzler.
Poet Lore. 1912. Nr. 1. S. 25—41.

Seidel: Seidel, H. W., Am Karlsbade elf. Erinnerungen an Heinrich Seidel.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 86 vom 12. April.

Shakespeare: Gebhard, R., Shakespeare und Schopenhauer.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 47. 1911. S. 170—187.

—: Lux, J. A., Shakespeares Seelenleben. Vom Standpunkt moderner Forschung für Schauspieler und Publikum dargestellt.
Bühne und Welt. 14. 1912. Nr. 13. S. 1—11.

—: Matthews, B., Shakespeare as an actor.
North American Review. 1912. März. S. 392—403.

Shaw: d'Humières, R., Le Cas Bernard Shaw.
Mercure de France. 1912. April 1. S. 449—455.

Tieck: Wüstling, F., Tiecks William Lovell. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.
Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. 7. 1912. XI, 192 S.

Vollmoeller: Coenraads, Ed., Over „Wieland".
Nieuwe Gids. 1912. April. S. 621—651.

Wackenroder: Schumann, M., Wilhelm Heinrich Wackenroder.
Vossische Zeitung. 1911. Sonntagsbeilage Nr. 12 vom 24. März.

Walther v. d. Vogelweide: Wagner, A. M., Zur Würdigung der Poesie und dichterischen Persönlichkeit Walthers von der Vogelweide.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 81—90.

Von den Auktionen.

Vom 9. bis 11. Mai wird im Dorotheum in Wien die Bibliothek des Herrn *Franz Steiner* in *Meran* versteigert, umfassend seltene Inkunabeln, darunter die vierte deutsche Bibel, Schedels Chronik 1493, Virgilius, Opera 1471, illustrierte Werke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Lutherbibeln, Klassiker-Erstausgaben, ferner ein prachtvolles Pergament-Manuskript des XV. Jahrhunderts mit herrlichen Miniaturmalereien usw.

———

Die Ergebnisse der zweiten Versteigerung der *Hoe-Sammlung*, die vom 8. bis zum 19. Januar stattfand, sind wieder recht bedeutende gewesen, wie das nicht anders zu erwarten war. Das Papier-Exemplar der *42-zeiligen Bibel* ging für 27000 $ (= rund 108000 M.) in den Besitz von Bernard Quaritch über, hat also etwas weniger eingebracht als das in der Huth-Auktion verkaufte.

Es brachten ferner: Nr. 304: *Johannes de Balbis*, Catholicon, Mainz 1460 (nicht ganz vollständig) 1625 $ (= 6500 M.); Nr. 500: *Bonifacius VIII.*, Liber sextus decretalium. Mainz, Fust und Schoeffer, auf Pergament gedruckt, 3250 $ (= 13000 M., Ersteher: Joseph Baer & Co); Nr. 670: Caesar, Opera. Rom, Sweynheym & Pannartz 1469 1800 $ (= 7200 M.); Nr. 790: Cicero, Epistolae. Rom, Sweynheym & Pannartz 1470 1000 $ (= 4000 M., Joseph Baer & Co.); Nr. 2703: Plinius, Historia natur. traducta di lingua latina in Fiorentina per Christoph. Landino. Venedig, N. Jenson 1476, auf Pergament gedruckt, 1400 $ (= 5600 M.); Nr. 3360: *Vergilius*, Opera. Venedig, Aldus 1501. 850 $ (= 3400 M.).

Hohe Preise erzielten die alten englischen Drucke: *Chaucers* Canterbury Tales (Westminster, William Caxton 1477—1478) 5000 $ (= 20000 M.); das Exemplar hatte 17 faksimilierte Blätter. — *Higdens* Polycronicon. Westminster, William Caxton 1482, eins von acht vollständigen Exemplaren, brachte 8000 $ (= 32000 M.). Nicht sehr hoch wurde The Chronicle of England (St.

Albans 1483) mit nur 900 $ (= 3600 M.) bezahlt, ein Preis, der weit hinter Hoes ursprünglichen Aufwendungen (vermutlich zirka 6000 M.) zurückgeblieben ist. Übrigens ein seltener Fall, soweit alte Drucke in Betracht kommen. Ebenso enttäuschte die Communycacion betwene God and Man (London: Wynkyn de Worde zirka 1499), die für 200 $ (= 800 M.) fortging, während andere Erzeugnisse derselben Druckerei bedeutend höher bewertet wurden, wie *Hieronymus*, Vitae patrum (translat. in to English by William Caxton). Westminster (1495) mit 2300 $ (= 9200 M.) und Sermo pro episcopo puerorum (Westminster zirka 1496) mit 1225 $ (= 4900 M.).

Die Americana haben die Preise gebracht, die man ungefähr erwarten konnte: der Brief des *Columbus* (Epistola Christofori Colom), in Rom bei Eucharius Silber 1493 gedruckt, vier Blätter, 1650 $ (= 6600 M.) und seine lateinische Übersetzung, ein Jahr darauf in Basel bei Bergmann von Olpe erschienen, 450 $ (= 1800 M.). Das einzige verkäufliche Exemplar von Vespuccis „Lettera delle isole nuovamente trovate in quattri suoi viaggi" in der ersten Ausgabe kam auf 8000 $ (= 32000 M.) zu stehen, während für desselben „Mundus novus", den Bericht seiner dritten Reise, in Rom bei Eucharius Silber 1504 erschienen, 2500 $ (= 10000 M.) und für einen deutschen Druck des gleichen Schriftchens — es handelt sich auch hier in beiden Fällen um je nur vier Blätter — 2300 $ (= 9200 M.) gezahlt wurden. Eine undatierte französische Übersetzung von Vespuccis Briefen aber, die auch noch die Reisen des Columbus und des Vasco de Gama enthält (Paris zirka 1515), brachte es auf 3500 $ (= 14000 M.).

Bemerkenswert sind dann die Preise der Werke Shakespeares. Es erzielten: *Shakespeare*, Works. The second Folio. London 1632. 800 $ (= 3200 M.). The third Folio. London 1664. 2600 $ (= 10400 M.). The fourth Folio. London 1685. 325 $ (= 1300 M.).

Die dritte Folioausgabe ist viel seltener als die zweite, weil in dem großen Londoner Brande im Jahre 1666 die Mehrzahl der Exemplare zugrunde ging; sie erzielte bereits 1895 in London einen Preis von 7000 M. Es folgen: *Shakespeare:* The merchant of Venice. London, J. Roberts 1600. 800 $ (= 3200 M.). King Lear. London 1608 (die zweite Ausgabe). 660 $ (= 2640 M.). Pericles (zusammen mit „The whole contention"). London 1619. 710 $ (= 2840 M.). Venus and Adonis. Edinburgh 1627. 16°. 3800 $ (= 15200 M.). Der hohe Preis für die späte Ausgabe von Venus and Adonis von 1627, von der übrigens nur noch ein zweites Exemplar im British Museum existiert, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der erste Druck von 1593 nur in einem Exemplar in Oxford, der zweite von 1594 nur in drei in London, Oxford und in New Haven bekannt ist, und daß von dem dritten von 1596 augenscheinlich auch nur das eine Exemplar übrig ist, das im Jahre 1864 für 6300 M. in den Besitz des British Museum kam.

Auch sonst sind die Summen, die für englische Literaturwerke gezahlt worden sind, sehr hohe gewesen, viel höhere als je vorher. So brachten: *Bacon*, Essaies. London, John Jaggard 1606. 675 $ (= 2700 M.) gegen 2000 M. bei Huth. London, John Beale 1612. 400 $ (= 1600 M.) gegen 1400 M. bei Huth. *Beaumont and Fletcher:* Comedies and Tragedies. London 1647. 2°, die erste Ausgabe, zusammen mit „The wild-goose chase". London 1652. 310 $ (= 1240 M.) gegen 1000 M. bei Huth. *Goldsmith, O.*, An enquiry into the present state of polite learning in Europe. London 1759. 710 $ (= 2840 M.). The Traveller. London 1765. 425 $ (= 1700 M.). The Vicar of Wakefield. London 1766, ein Dedikationsexemplar des ersten Druckes der ersten Ausgabe. 1450 $ (= 5800 M.). The deserted village. London 1770. 575 $ (= 2300 M.). The haunch of venison. London 1776. 635 $ (= 2540 M.). *Pope, Alex.*, The Dunciad. Dublin a. London 1728, der erste Druck der ersten Ausgabe, deren ursprünglicher Preis 6 d = 0,50 M. war, 1800 $ (= 7200 M.). *Walton, J.*, The compleat angler. London 1653. Die erste Ausgabe. 2600 $ (= 10400 M.).

Es bleibt nun noch übrig, einige der kostbaren *Einbände* zu erwähnen zusammen mit den Preisen, für die sie verkauft worden sind. Ein Einband aus *Groliers* Besitz, enthaltend Pontanus, Amorum libri (Venedig, In aedibus Aldi et Andreae soceri 1518), erzielte 3600 $ (= 14400 M.), ein anderer aus *Majolis* Bibliothek (Procopius, De bello Persico. Rom, Euch. Silber 1509) 3200 $ (= 12800 M.); für einen Mosaikeinband von *Trautz-Bauzonnet*, der im Jahre 1876 hergestellt worden ist und den „Recueil général des caquets de l'accouchée" (Paris 1623) umschließt, wurden 3700 $ (= 14800 M.) gezahlt und für einen ebensolchen von *Monnier*, dessen Deckel bildmäßig mit einer reichen chinesischen Szenerie geschmückt sind (Inhalt: Thomas a Kempis, L'imitation de Jésus-Christ. Paris 1690), gar 5750 $ (= 23000 M.).

(*Börsenblatt.*)

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Beschreibung der ägyptischen Sammlung des Niederländischen Reichsmuseums der Altertümer in Leiden. Die Denkmäler des Neuen Reiches. Erste Abteilung, Gräber von Dr. P. A. A. Boeser. Haag, Mart. Nyhoff 1911, Folio, Preis 30 Fl.

Daß es in Holland auch eine wichtige Sammlung ägyptischer Altertümer gibt, wird den meisten Reisenden, wenn sie nicht bei einem zufälligen Aufenthalt in Leiden durch den Bädeker gerade darauf gestoßen werden, wenig bekannt sein; daß ein Besuch dieses Museums, das zwar in den sehr bescheidenen Räumen eines Privathauses in der *Breedstraat* untergebracht ist, aber doch der Mühe wert ist, das zeigt dieser kürzlich erschienene IV. Teil der wissenschaftlichen Beschreibung der Sammlung, in dem die Grabdenkmäler des Neuen Reiches (1600—1100) behandelt werden, nur ein kleiner Teil der dort bewahrten Schätze. Das große Werk, das in einer deutschen und holländischen



Ausgabe erscheint, wird von Martinus Nyhoff im Haag herausgegeben; der Text, der eine kurze Beschreibung und Erklärung der reproduzierten Stücke und Literaturhinweise enthält, ist von dem Unterdirektor *P. A. A. Boeser* verfaßt. Die 34 Lichtdrucktafeln, der wertvollste Teil, sind von der Firma *L. van Leer* in Amsterdam ausgeführt, sie lassen an Schärfe nichts zu wünschen übrig, sie sind vorzüglich. Auf den ersten zwölf Tafeln ist der untere Teil des Grabes des Pa-aten-m-heb, eines „Steinschneiders" des Königs, in all seinen Details reproduziert. Das Grab stammt aus der Zeit des Königs Amenhotep IV. (um 1400). Die Innenseiten des Grabes zeigen auf Reliefs die bekannten Speise- und Trankopferdarstellungen, die Figuren alle in Seitenansicht; besondere Beachtung verdient bei einer Opferszene eine Gruppe blinder Musiker durch ihre realistische Behandlung; der Ausdruck in dem Gesichte des Harfenspielers zum Beispiel ist von erstaunlicher Wahrheit. Von großer Schönheit ist die dem Grabeingang gerade gegenüberliegende Stelle; dieselbe enthält zwei verschiedene Darstellungen; auf dem oberen Register sehen wir den Verstorbenen und seine Frau im Gebet vor dem sitzenden Osiris, sehr fein und expressiv ist die Bewegung des Mannes, er hat die Hände zum Gebet erhoben, elegant wirkt die kleinere Frau mit der engen Taille, die ein paar große Lotosblumen in der Hand hält. Auf den Tafeln 13—20 finden wir zwei hohe dreiteilige Wände aus dem Grabe des Vorstehers des Silberhauses in Memphis abgebildet. Dargestellt sind wieder Opferszenen, und außerdem der Leichenzug des Verstorbenen mit Klageweibern. Für unser modernes Empfinden sind hier die Tiere am besten, die Rinder, Gazellen (?) und Gänse, die zur Opferung geführt werden, und ferner der Affe und die Katze, die unter dem Stuhl des Verstorbenen sitzen. Kulturgeschichtlich von Interesse sind die Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen, wie er die Feldarbeiten seiner Sklaven beaufsichtigt; wir sehen sie Flachs pflücken, Korn schneiden, beladene Esel zum Markte treiben, und wir sehen sie den Acker bestellen, das Land umhacken und mit einem Ochsengespann pflügen. Tafel 19 und 20 bringen dann noch einige in dem Grabe gefundene Statuetten. Auf den Tafeln 21—25 sind größere Fragmentpartien von Wänden aus dem Grabe des Königs Hor-em-heb (um 1380) abgebildet. Dieses Grab ließ sich Hor-em-heb bauen, als er noch nicht König war; die Abzeichen der königlichen Würde sind erst später hinzugefügt worden. Ein Relief zeigt uns den Verstorbenen, wie ihm von Beamten, Priestern und einem langen Zuge unterworfener Asiaten, die gefesselt herbeigeführt werden, gehuldigt wird. Vorzüglich charakterisiert sind die Gefangenen; die rohen Gesichtszüge, die langen Bärte, die großen Münder, die bei einigen offen stehen und die Zähne zeigen, lassen uns dieselben als Angehörige einer andern niedrigeren Rasse erkennen; die Ägypter, die sie herbeischleppen, erscheinen neben ihnen noch edeler und vornehmer als sonst. Auf dem andern Relief sehen wir dieselben Asiaten vor Hor-em-heb als Schutzflehende; ein Teil hat sich zu Boden geworfen, die andern knien oder stehen und haben ihre Arme in die Luft geworfen; das Ungestüme ihres Bittens ist außerordentlich wirkungsvoll wiedergegeben. Auf einem dritten Relief ist Hor-em-heb im Gebet dargestellt. Tafel 26—32 bringen Fragmente aus dem Grabe des Königsschreibers Ptahmes, vier mit Reliefs geschmückte Pfeiler in ihren vier Ansichten, den Teil einer Grabwand, die den Verstorbenen im Gebet zeigt, und zwei Statuen des sitzenden Toten. Die letzten Tafeln 33—36 enthalten das Eingangstor eines Grabes des obersten Bildhauers des Königs, die Gesamtansicht wie die einzelnen Teile, und auf Tafel 37 sind verschiedene Fragmente abgebildet, wovon ein kleines Stück einer Grabwand mit Darstellungen aus einer Zimmermannswerkstätte von Interesse ist.

Was den deutschen Text betrifft, so hätten da einige Härten und kleine Verstöße sprachlicher Art doch mit geringer Mühe vermieden werden können. Man sollte meinen, daß bei einem solchen Standardwerke, das so viel Geld gekostet hat, die kleinen Kosten, die eine Durchsicht des Textes durch einen Kenner der deutschen Sprache verursacht haben würde, nicht hätten gescheut werden dürfen. Hinte*n*ansicht, gekniet (statt kniend), Verwüst*i*ng, abges*a*gt (statt abgesägt), erbäuen usw. ist doch nicht deutsch. Von orthographischen Fehlern und nachlässiger Interpunktion ganz abgesehen. *M. D. Henkel.*

Artur van Schendel, Shakespeare. Amsterdam, W. Versluys, 1910, kl. 8°, 161 pag.

Eine Lebensbeschreibung Shakespeares, fußend auf den Tatsachen, die die Wissenschaft zu Tage gefördert hat, aber umsponnen und umwoben von den Ranken dichterischer Einbildungskraft. Nicht nur die Entwicklung Shakespeares wird uns hier vor Augen geführt, sondern auch von dem geschichtlichen Hintergrund wird uns ein farbenprächtiges, fein abgestimmtes Bild entworfen. Ein Dichter, der von einem andern Dichter erzählt; keine nüchterne Aufzählung und Verknüpfung von Geschehnissen, keine komplizierten Hypothesen oder scharfsinnigen Analysen, sondern ein Phantasieren über die Ereignisse, die für die Bildung des Künstlers Shakespeare bestimmend gewesen sind, und ein Ausmalen, ein sehr feinsinniges, einzelner wichtiger Situationen. Der eigenartige Zauber der Schendelschen Betrachtungs- und Darstellungsweise ist kaum zu definieren. Es ist nicht das Was, es ist das Wie, worauf es ankommt. Denn Neues bringt er nicht, will er auch nicht bringen. In seiner Sprache steckt ein wunderbarer Wohllaut und seine Bilder und Vergleiche sind von entzückender Zartheit. Der Charakter des Buches wird vielleicht am besten mit romantisch andeutet. Van Schendel ist kein klassisch klarer Geist. Wie ein feiner, dünner Schleier webt romantische Unbestimmtheit über seinen Schilderungen der Shakespearischen Persönlichkeit, wie er sie aus den paar Daten und seinen Werken, die er als Selbstbekenntnisse im weitesten Sinne betrachtet, zu rekonstruieren versucht. Mehr Plastizität, ja holländische Kleinmalerei finden wir dann aber bei seinen Darstellungen des historischen und lokalen Milieus. Die



beste Vorstellung von seiner eigenartigen Schreibweise bekommt man durch einige Proben.

Nachdem van Schendel die ersten Stücke Shakespeares, Titus Andronicus, Loves Labour lost, The Gentlemen of Verona und The Comedy of Errors kurz besprochen hat, fährt er fort:

„Die Tage unschuldigen Scherzes, ungetrübten Glückes waren vorbei. Es war eine Zeit, wie sie ein jeder in seiner Jugend gekannt hat, in der sich entscheiden sollte, ob er ein Dichter war oder künftig zu der unzählbaren Menge der jung verstorbenen Dichter gehörte, die als brave Männer und Frauen weiter leben. Der Weg des glänzenden Scheines der Poesie nahte seinem Ende. Wer entschied, wie und warum, das waren die ersten Rätsel, die er erblickte, als er die dunkele Welt der Seele betrat, die voll Elend und tränenreicher Freude ist. Tränen, viele Tränen sollte er fortan weinen, aber das waren die Tränen, die er verbarg, und ebenso wie auf dem Gesichte wirklich großer Menschen die Trauer ein Licht zurückläßt, so sprach er lächelnd von dem, was seine Liebe sah. In jedem großen Gedicht ist das Gefühl der Ewigkeit anwesend, wie die Sterne an dem Himmel, jeder kennt dies Gefühl in den Augenblicken reinen Menschseins, die man bei seinen andern Geheimnissen in seinem Herzen bewahrt, und begreift, daß das schönste Gedicht aus des Dichters Andacht für das Geheimnis mit seinen unendlichen Gestalten geboren wird." Das Lustspiel „Much ado about nothing" gibt van Schendel zu folgenden Träumereien Anlaß: „Das Stück hallt wieder von hellem Lachen aus vollem Halse. Aber die Lieblichkeit von Hero mahnte an das, was von Begierde noch unberührt in dem liebenden Gemüt schlummerte und in langen Nächten erwachte und in das Dunkle starrte, wo Gestalten mit dem Finger auf dem Mund staunend durch Tränen hindurch sichtbar wurden. Die Jugend selbst blühte wieder auf mit ihrem Schmachten, das in nichts als einem Traum verschwebte, einem Duft, einem Glanz, der die Traurigkeit vergoldete. Die Frau mit den roten Lippen, die er am Tage suchte, die er anreden und anhören konnte, für die er laute Verse des Vorwurfs und der Demut schrieb:

„In faith, I do not love thee with mine eyes"

war sie nicht dieselbe, die er noch voriges Jahr begehrte? Wer war sie, wie hieß sie in der Einsamkeit der Nacht? Hatte sie braune Augen oder graue oder blaue? Aber die Luft, in der sie atmete, duftete von Süßigkeit, und jungfräuliche Wesen in ihren frischen Kleidern traten mit geräuschlosem Lachen aus den Nebeln, Lelia, Rosalind, Viola. Es war eine stille sommerliche Zeit, wo der Lärm der Menschen wie eine alte Melodie aus der Ferne rauschte."

Man sieht, van Schendel ist ein Dichter, und ein moderner Dichter, er betrachtet Shakespeare mit den Augen und der Einbildungskraft eines feinbesaiteten, sensibeln Nerven- und Stimmungsmenschen; und dadurch erscheint sein Shakespeare auch von derartigen weichlichen Empfindungen angekränkelt. Das ist die Schwäche der Schendelschen Auffassung. Shakespeare wirkt durch die Schendelsche Brille oft zu passiv und ätherisch; das Dämonische und Faszinierende, das einer solchen großen männlichen Persönlichkeit eigen gewesen sein muß, kommt nicht zu seinem Rechte, auch nicht das Englisch-Geschäftsmännische, das dem Mann, der seine Familie in die wohlhabende gentry erhob und Besitz und Wohlstand in seine Hände brachte, auch nicht fremd gewesen sein kann. Aber das tut dem Werkchen keinen Eintrag. Es bleibt durch die große Gabe der Anempfindung und die sprachliche Kunst des Autors ein kleines Meisterstück.

M. D. Henkel.

Styn Streuvels, Het Kerstekind. Amsterdam, van Veen 1910, 4°.

Eine Weihnachts- und eine Kindergeschichte; wie in einem Kindergemüt am Weihnachtstage das Märchen von dem Stern der Weisen aus dem Morgenland und dem Christkinde in der Krippe sich mit der Wirklichkeit, der Geburt eines Kindes in einer ärmlichen, abgelegenen Bauernhütte in wunderbarer Weise vermischt, das hat Styn Streuvels, der Schilderer des vlämischen Bauernvolkes, in treuherzig-schlichter Holzschnittmanier hier zur Darstellung gebracht. Für die zarte Poesie und den tiefen Sinn der Weihnachtslegende, deren Zauber der mittelalterliche Mensch noch ganz empfinden und daher in den unzähligen Bildern der Christnacht zu einer künstlerisch reinen Darstellung bringen konnte, sind wir stumpf und unempfindlich geworden, und nur durch das Medium des Kindergemütes, das diese kindliche Erzählung noch gerne und mit gläubigem Herzen vernimmt, können auch wir nüchternen und aufgeklärten, aber auch verarmten Menschen des XX. Jahrhunderts zu ihr noch in ein Verhältnis treten; und diesen Weg schlägt eben Streuvels ein. Die Hauptelemente der Weihnachtssage, wie sie sich wenigstens bei den nordischen Völkern ausgebildet hatte (man denke an den alten Breughel), die Stille und Einsamkeit einer schneebedeckten Winterlandschaft, der Stern am Himmel, die ärmliche Hütte, in der ein Kind geboren wird, und die Geschenke bringenden Könige, all das kehrt auch bei Streuvels wieder, aber vermenschlicht, in die ganz reale Welt vlämischer Bauern versetzt, und geschaut durch die Augen eines Kindes, das diese Dinge erlebt. Aber daneben, in der Weihnachtsschmauserei in einem großen Bauernhof, wo sich der Bauer mit seinem Gesinde an dem Schweineessen, den Waffeln und dem warmen Herdfeuer gütlich tun, kommt auch das Irdische zu seinem Rechte. In beidem zeigt sich die große volkstümliche Kunst von Streuvels. *Jules Fonteyne* hat das in Brugge bei *Jozef Houdmont-Carbonez* schön und deutlich gedruckte Werk mit zehn Federzeichnungen geschmückt, die sich dem Geiste der Erzählung in diskreter Weise anpassen.

M. D. Henkel.

Stuttgarter Bibliothekenführer. Herausgegeben von *Karl Lange. Stuttgart, W. Kohlhammer.* 1912 (2 M.).

Organisation der geistigen Arbeit ist in der Gegenwart zu einer notwendigen Forderung geworden. Auch die Erleichterung, die ein Bibliothekenführer schafft, ist zu begrüßen, erübrigt er doch manche zwecklose



Anfrage und gibt vor allen Dingen schätzenswerte Auskunft über private Sammlungen. Dem vorliegenden darf man Übersichtlichkeit und Ausgiebigkeit nachrühmen; willkommen werden vielen auch die allgemeinen Hinweise bibliographischer und bibliothekarischer Art sein, die dem Büchlein vorangestellt sind. -o-

---

Heinrich Kraeger, Vorträge und Kritiken. *Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. Rudolf Schwartz.* (4 M. geb. 5 M.)

Um Sammlungen ist's ein heikel Ding, ihrer warten andre Ansprüche, als bescheidene Tagesarbeiten sie erfahren. An ihrem Orte mögen die Kraegerschen Kritiken ganz angebracht gewesen sein, höheren Wert besitzen sie aber nicht. Sie berichten ganz trefflich über den Inhalt, bringen Zitate, manchmal auch zu reichlich, und im Urteil kann man meistens mit ihnen übereinstimmen. Methodisch ist dies aber doch nur Kärrnerarbeit. Wenn Schaukals Roman „Andreas von Balthesser", um irgend etwas herauszugreifen, in seinem Detailwert gewürdigt und auch das Literatentum, das hinter alledem steckt, richtig erkannt ist, so hat die Rezension den Leser meist genügend unterrichtet. Probleme, die aus tieferen Schächten heraufgeholt werden müssen, fehlen aber doch; und das verlangen wir von einem Buche, daß es mehr bietet, als längst Bekanntes uns abermals mitzuteilen. Eine mäßige Inhaltsangabe der „Komödie der Irrungen" als „Theatereinführung" auszugeben, nützt nicht viel. In den Aufsätzen und Vorträgen kommt der Verfasser über eine deskriptive oder bloß anekdotische Methode kaum hinaus. Zugestanden, daß auch wertvollere Stücke darunter sind, aber an anderen Sammlungen gemessen, war diese wirklich nicht nötig. Dr. N.

Alma von Hartmann, Zwischen Dichtung und Philosophie. 1. Band Lessing, Herder, Schiller, 2. Band Emerson, Ruskin, Maeterlinck, Novalis, Tolstoi, 3. Band Carlyle, Nietzsche, Goethe, (Eduard von Hartmann). *Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs, Berlin.* Jeder Band 1 M., gebunden 1,40 M.

„Die Sehnsucht, das Leben als Ganzes zu fassen, nimmt merklich zu." Insgemein heischen wir von der Dichtung ästhetische Befriedigung, Alma von Hartmann wendet sich darüber hinaus an Dichter, die zugleich auch ethische und religiöse Führer sein wollten. Denen, die nach Ganzheit der Lebensauffassung streben, will sie zu eigenem Denken förderlich sein, da sie aber kein bewußtes philosophisches Studium erwarten darf, führt sie unsystematische Denker vor. Um ihre Widersprüche, die ja auch anregend sein können, kümmert sie sich deshalb wenig. Sie ist eine feinfühlige Frauennatur, voller Rezeptivität, die aber dabei ein starkes Eigenempfinden hat. Sie unterbricht die Darstellung oft, wenn ihre Anschauungen den fremden zuwiderlaufen. Im Tolstoiaufsatz weiß sie über Ehe und Christentum gute Worte zu sagen, denkfördernde, mehr als zum Verständnis des Russen nötig wären. Und eine Gabe besitzt sie, die ihr Buch gerade für Laien so wertvoll macht, sie versteht es, Persönlichkeiten auf eine Formel zu bringen, die den Ausgangspunkt eigenen Nachdenkens bilden kann. So gehen ihr in der Einleitung Gedanken um Gedanken auf, die noch der Ausgestaltung harren. Sie denkt nur an, andern ist es vorbehalten, auszudenken.

So sind die Essays doch wertvoll, wenn auch ihr Hauptwert nicht in der psychologischen Erfassung der Gesamtpersönlichkeit liegt. Die erstrebte Zusammenfassung scheint mir um der gesonderten Konzeption und der Inkongruenz der Behandlungsweise willen nicht wohl möglich zu sein. Warum auch Systemlose unter ein System zwingen wollen! C. N.

Alfred Lichtwark, Deutsche Königsstädte. Zweite Auflage. *Bruno Cassirer, Berlin* 1912 (3 M.).

Alles in allem genommen, ists ein Reiseführer. Aus den wenigen Worten, die den Auftakt zur Schilderung Potsdams bilden, kann mans herauslesen, programmatisch an den Anfang ists natürlich nicht gestellt. Aber dieser Stadt gegenüber, die vom Besucher meist nicht recht verstanden wird, fühlt sich Lichtwark angeregt, seine Absicht als Cicerone zu verdeutlichen.

Der Organismus einer Stadt ist ein äußerst differenziertes Gebilde, und je stärker sich die Gegenwartsentwicklung durchsetzt, um so dichterer Nebel verwehrt dem Nahenden den Durchblick. Nur ein Mensch tiefster Intuition, ich denke etwa an Johannes V. Jensen, vermag noch durchzudringen. Der erfaßt die Gesamtseele einer Stadt; Lichtwark tritt nur als Künstler an sie heran. Nicht aber als ein Kunstkritiker, der an Einzelwerke Baedekersterne austeilt, sondern er sucht aus dem Ganzen den städtebaulichen Kern herauszuschälen. Den Geist, der diesen schuf, läßt er wieder erstehen, und wer einmal den Plan begriffen hat, mag sich Nichtausgeführtes hinzudenken.

Nur Dresden ist fast ausschließlich in seinen modernen künstlerischen Bestrebungen gewürdigt. Sonst aber wird die Kunst der Fürsten, zum mindesten in ihrem Wollen, als das Triebhafte der Stadtentwicklung betont. Fürsten sind im Sinne des Absolutismus zu nehmen, als ihre Kultur die höchste der Zeit war. Darum konnten sie die Kunst noch lenken. Und diese war soviel sinnenfälliger, repräsentativer, unbeschadet, daß ihr die Innerlichkeit der Bürgerkunst italienischer Städterepubliken und unsrer süddeutschen Gemeinwesen abging. Sie konnte im Städtebau viel freier schalten als jene, die immer an Sparsinn und ökonomische Bedürfnisse gebunden ist. Diese Betrachtungsweise führt zu einer völlig anderen Bewertung. So verwandelt sich die Heterogenität Potsdams zu einer Wesenheit, die an einem Fürstengeschlecht emporgewachsen ist. Dessen Wandlungen, die einzelnen Charaktere, haben sich in der Architektur der Residenz ausgeprägt.

Aus Vorträgen entstanden, haben die Ausführungen Lichtwarks einen starken persönlichen Einschlag. Daß sie „veraltet" sind (sie liegen zum Teil fast zwei Jahrzehnte zurück), ändert an ihrem Wert oder Un-



wert nichts. In den Einzelheiten, in denen sie zurückgeblieben sind, liegt ja doch nicht ihre Bedeutung und was sie lehren wollen, lehren sie in Schönheit und beredt auch heute noch. C. N.

Vom alten und neuen Buchwesen.

Hier der Gelehrte, der ein Handbuch schreibt, der auf engem Raum das gesamte Wissen seines Gebietes, oft in epigrammatischer Kürze, zusammendrängt, dort der Essay ist, der wohl nicht weniger belehrend sein will, aber durch künstlerische Form seine erzieherischen Gedanken leichter aufzwingen kann. Ihm genügt vom Tatsächlichen das, was die Prinzipien stützt, die er propagieren will. Auf der anderen Seite dagegen herrscht Lückenlosigkeit, unparteiisch wird jedes Für und Wider erörtert; Probleme sollen weder aufgestellt noch gelöst werden, dafür die Möglichkeit geboten, selbst ihnen nachzuspüren. Kühl bis ans Herz hinan. . .

Victor Gardthausen, Das Buchwesen im Altertum und im byzantinischen Mittelalter. (Griechische Paläographie, 1. Band) Zweite Auflage. *Leipzig, Veit & Comp.* 1911 (8 M.).

Es führt uns in die Zeit, da man Briefe auf Ostraka schrieb, die Tonscherbe das Medium eines Liebesgrußes war. Mit den primitivsten Formen schriftlicher Fixierung, quellenmäßig belegt und durch Abbildungen veranschaulicht, wird begonnen. Das eine Kapitel handelt von den anorganischen Beschreibstoffen, den Metallplatten, den Weihgeschenken und bleiernen Orakeltäfelchen, ein anderes von den organischen, vom Palmblatt an. Dann griff der Mensch zu den dauerhafteren hölzernen und den leichter ersetzbaren Wachstafeln. Aber erst das Wort Papyrus zaubert uns das klassische Altertum herauf. In systematischer Folge wird seine technische Herstellung behandelt, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Fabrikation und endlich die Handhabung durch den Schreiber. Vom einzelnen Blatt, das aus dem scapus herausgeschnitten wurde, steigen wir auf bis zur gesiegelten Rolle, die als Requisit der bildenden Kunst jedem bekannt ist. Mit dem Papyrus konkurrierte das Pergament, das sich leichter zu Codices zusammenfügen ließ, bis endlich die Erfindung Chinas, das Papier, um seiner Billigkeit willen den Sieg davontrug. Auch von Tinten und Schreibzeugen und den ornamentalen Verzierungen weiß das Buch zu sagen. Spezielleres Interesse beanspruchen die späteren Kapitel, die der buchbinderischen Technik und der Handschriftenkunde gewidmet sind.

Jedem Frager wird Auskunft zuteil werden, ob er nun wissen will, wesgestalt die antiken Notizbücher waren, oder wann die Metallfeder erfunden wurde. Der Bibliophile aber kann nachlesen, wie seine Bestrebungen schon einmal zu hoher Blüte gelangt waren, um dann in kunstärmeren Altern wieder zu verkümmern.

Willy F. Storck, Vom Geist moderner Schriftkunst. *Sonderabdruck* aus „Literatur und Wissenschaft". Monatliche Beilage der *„Heidelberger Zeitung"*.

Mit sicherem Formgefühl werden neben historischen Rückblicken die Bedingungen der modernen Schriftkunst aufgestellt. Ob sich das Prinzip der Verkettung von Architektur und Schriftkunst, das Storck sehr in den Vordergrund rückt, mit der tatsächlichen Entstehung unsrer Typen aus der Schreibschrift ganz vereinigen läßt, mag dahingestellt bleiben. Victor Hugos kühnes Bild, das der Verfasser anführt, ist eben mehr der Einfall eines Dichters. — Die Forderung akustischer Harmonie neben der optischen setzt freilich eine schon allzu raffinierte Kultur voraus. Indessen gelingt es Storck an Einzelheiten darzulegen, daß sein Empfinden für den „rhythmisch-melodischen Ausdruck des Schriftbildes" mehr als subjektiv ist. Nicht unterlassen ist selbstverständlich der Hinweis auf die nötige Anpassung der Schrift an den Buchinhalt. Da hätte über die Weißfraktur der Tempelausgaben ein Wort mehr gesagt werden können. Ihre Zierhaftigkeit und Gleichheit der Druckführung, die man recht wohl „biedermeierisch" nennen kann, machen sie meines Erachtens für Prosa wenig geeignet. Auch das Buchformat ist in seiner Überhöhung zweifellos für Gedichtbände passender. Wäre die Billigkeit nicht, müßte man sich gegen Ausgaben-Sammlungen schlechthin verwahren.

Zuletzt noch ein Lob der „Heidelberger Zeitung" für so beachtliche Feuilletons! -o-

---

Théodore Duret. Die beiden Napoleons und die Napoleonlegende. Deutsch von Dr. Emil Waldmann. Verlag von *Paul Cassirer, Berlin* 1911 (3 M., gebunden 4 M).

Ein Deutscher könnte das Buch nie und nimmer geschrieben haben. Statt mühsamer Mosaikarbeit, wie wir sie uns auf manchen Gebieten gar nicht anders denken können, die zum Vorhandenen eben noch ein paar neue Steinchen hinzufügt, wird von dem Allzuvielen hier gerade das Notwendigste geboten. Aus der Fülle des Tatsachenmaterials hebt der Franzose nur die Entwicklungsfaktoren heraus, Ereignisse, die jedesmal den Abschluß einer ganzen Reihe bedeuten, die Effekte sozusagen. Oft genug mag man auch ein Fragezeichen an den Rand machen, und doch beeinträchtigt keines den Wert des Ganzen. Der ist dispositionell und ideell. Die Linienführung ist von durchscheinender Klarheit; geistreich weiß der Verfasser mit den Gedanken zu spielen, sie dem Leser immer und immer wieder einzuprägen. Auch manch Aperçu funkelt auf. Die Grundideen aber werden mit fast mathematischer Ausnahmslosigkeit durch Tatsachen bewiesen. Durets Wahrheitsliebe und seine Vorurteilslosigkeit in Dingen, die den Patrioten angehen, sind weitere Vorzüge.

Psychische Kräfte, latent im Unterbewußtsein des Volkes, ermöglichten Napoleons Aufstieg, lehrt Duret. Das Gefühl der Beängstigung gegenüber der neuen republikanischen Staatsform, das sich aus der langen monarchischen Vergangenheit heraus erklärt, ließ einen Helfer herbeisehnen, als es gar nichts zu helfen gab. Frankreichs Stellung war absolut gesichert, als Bonaparte den italienischen Feldzug begann. Aber jener Wesenszug der Franzosen, den Krieg um des Krieges willen zu lieben, wollte es so, ein Rausch



der Phantasie schuf den Imperator. Er war kein Franzose, war ein Lateiner, der letzte antike Krieger: Soldat und Organisator. Antik war auch sein imperialistischer Gedanke, der ihn stürzte, weil er nicht gelernt hatte, mit den ethischen Kräften der Gegenwart zu rechnen. Die Schnelligkeit seines Sturzes erregte die Phantasie, und aus dem Kaiser ward der Held, der Halbgott. Götter aber formen sich die Menschen nach ihren Wünschen, und so entstand die Napoleonlegende. Als der Neffe sich unterfing, das Erbe anzutreten, war sein Weg schon vorgezeichnet. Er mußte den Gedanken der Vorherrschaft Frankreichs zu verwirklichen suchen und mußte Krieg führen. Er mußte, denn mit der Errichtung des neuen Kaiserreiches war der Idealisierungsprozeß zu Ende, ein leibhaftiger Napoleon mußte durch Taten der Phantasie des Volkes neue Nahrung zuführen. Als er dazu außerstande war, gab es ihn auf. Der Legende aber ward die Möglichkeit wiedergegeben, die Herzen zu bestricken. Dr. N.

In memoriam Hugo von Tschudi. Die Reden bei der Bestattung in Stuttgart am 27. November 1911. *Leipzig, Inselverlag.* 1911. (1 M.)

Das Umschlagpapier und der Titel sehen gut aus. Trotzdem hab ich mich aber von der Notwendigkeit der 18 Seiten Druck nicht überzeugen können. Max Liebermanns, des Freundes, warmherziger Versuch, in hellen Farben und mit kräftigen Lichtern den Mann und Menschen zu konterfeien, ist das Beste. Er sei als das anerkannt, was er sein soll. Auch die dankbaren Worte eines treuen Mitarbeiters will ich hinnehmen. Indes ich vermisse den tieferen, allgemeineren Wert, der über die Zufälligkeit des Nachrufs hinaus auch nur eine Zeile von alledem gerechtfertigt hätte. Was aber ein Ministerialbeamter „im Auftrage" zu sagen hatte, brauchte der Nachwelt wirklich nicht überliefert zu werden. Bleibt die Rede von Julius Meier-Graefe. Der beweist den Toten als „schaffenden Künstler", als Christen „in weitem Sinne" und preist die „schöpferische Kraft" des Todes. Mein Geschmack ists freilich nicht, in einer Trauerrede Geistreichigkeiten auszubieten! — Tschudi scheute sich, viel drucken zu lassen, und drum ehrt man ihn, indem man so wenig drucken läßt. ·o·

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. X. Jahrgang. 1911. Herausgeber Dr. *Max Ettlinger*. Verlag *Jos. Kösel, Kempten* und *München*.

Ob der Ratgeber die Stola trägt oder den Lutherrock, bleibt sich gleich, die Kunst nimmt immer Schaden. Wenn der Ruf nach katholischen Schriftstellern erhoben wird, ist nichts dagegen einzuwenden, und wenn Herr Mumbauer es bedauert, an „den nichtkatholischen nicht vorübergehen zu können", so glaube ich ihm das. Ich würde es sogar verstehen und nachsehen, wenn Dreiviertel unsrer Literatur unterdrückt würde, aber dann offen und ehrlich. Diesem Vorwurf ist begegnet. Die meisten namhaften Dichter aus unsrer Zeit sind aufgenommen (George, Eulenberg, Dauthendey fehlen!), doch immer gerade mit uncharakteristischen Werken, die anscheinend als harmlos galten. Von den empfohlenen sind aber die meisten dann noch mit einem „b" (= Brandmal) versehen, das da heißt: „nur für *durchaus* gereifte Leser"! Vom Grafen Keyserling sind zum Beispiel nur die „Bunten Herzen", natürlich mit einem „b", verzeichnet, usw. Alle die einzelnen Urteile kann ich hier nicht wiedergeben, die Berater sind auch verschieden. Für Literatur und Literaturgeschichte zeichnen Expeditus Schmidt und Dr. Eckardt, Epos und Lyrik behandelt Christoph Flaskamp, auf dem Gebiete der Belletristik aber glänzt besagter Herr Mumbauer aus Piesport. Daß er Bang verurteilt, und Jens P. Jacobsen, die Huchs, Max Halbe, die ganze Fischersche Bibliothek zeitgenössischer Romane und die „Neue Rundschau", nur nebenbei. Dafür weiß er die Gründe für den Tiefstand der deutschen Kunst, erstens: —, zweitens: —, drittens: —. Man lese sie.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch alle anderen Gebiete der Geistestätigkeit berücksichtigt sind.

C. N.

Seutroul, Charles, Kant und Aristoteles. Ins Deutsche übertragen von *Ludwig Heinrichs.* Von der Deutschen Kantgesellschaft gekrönte Preisschrift. *Verlag Kösel, Kempten und München.* 8°. XVI und 368 Seiten. Geheftet 5 M., gebunden 6 M.

Die philosophischen Arbeiten, deren Verfasser ein Katholik ist und streng auf dem Boden der offiziellen katholischen Weltanschauungslehre, des Neothomismus oder der Neoscholastik, steht, zeichneten sich bisher zumeist durch einen hohen Grad von Unsachlichkeit fremden Überzeugungen gegenüber aus. Von dieser Regel bildet das vorliegende Buch eine erfreuliche Ausnahme.

Seutroul gibt in der Einleitung zu seinem Werke einen kurzen, aber klaren Überblick zuerst über die Kantische, sodann über die Aristotelische Erkenntnislehre und führt damit die völlig entgegengesetzten Wege der beiden Philosophen, die Wahrheit zu erfassen, klar vor Augen. Treffend charakterisiert er sie mit den Worten: „Aristoteles ist von der Metaphysik zur Kritik gelangt, Kant umgekehrt von der Kritik zur Metaphysik." (Seite 29.) In den folgenden Kapiteln werden die Hauptpunkte der beiden Systeme eingehend dargestellt und verglichen. Wohl tritt dabei beständig die Tendenz des Autors hervor, „die Überlegenheit des Aristoteles über Kant klar erstrahlen zu lassen" (Seite VI); aber die Ausführungen bleiben stets vom Streben nach wissenschaftlicher Objektivität getragen, so daß sie über das Verhältnis der Kantischen Lehren zu den entsprechenden des Aristoteles durchaus sachlich unterrichten.

Interessant ist die Verwandtschaft, die der Verfasser zwischen Kant und den Modernisten im Anhang zu seinem Buche aufzeigt: beide nehmen der Bibel gegenüber eine kritische Stellung ein, machen das Recht des denkenden Kopfes geltend, sich Gewißheiten zu erarbeiten, die außerhalb der Testamente liegen und den Maßstab für deren Wahrheitsgehalt abgeben. Für Seutroul freilich verknüpfen diese selbständigen

Philosophen nur „Fäden des Irrtums" (Seite 359) — können nur zu Irrtum gelangen; denn die Wahrheit thront ja ewig und unerschütterlich, intellektuell faßbar und längst erfaßt über den Wolken. F. K.

Eugen Holländer, Plastik und Medizin. Mit einem Titelbild und 433 Textabbildungen. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. 1912. 376 Seiten. Hoch 4°. Karton 28 M. In Leinwand gebunden 30 M.

1903 bescherte uns *Holländer* die *„Medizin in der klassischen Malerei"* und 1905 die „Karikatur und Satire in der Medizin", zwei Werke, über die einstimmig alle Kritiker des Lobes voll waren. Nun beschenkt uns *Holländer* von neuem — tres faciunt collegium — mit einem *Standard-Work*, wie ich gleich vorweg nehmen will. — *Plastik und Medizin.* — Ansätze zu dem Thema finden sich in dem prächtigen Büchlein des Physiologen *E. Brücke* „Schönheiten und Fehler der menschlichen Gestalt", zweite Auflage 1893, das ich bei *Holländer* leider nicht erwähnt finde. — Vermißt habe ich ferner die Erwähnung der Arbeit von *Ludwig Mercklin* „Die Talos-Sage und das Sardonische Lachen", ein Beitrag zur Geschichte griechischer Sage und Kunst. (Mémoires des sav. étrang. T. VII. (1851). Seite 35—125.) — Zu der *Äsopbüste*, die noch „einem Lysipp" zugeschrieben, möchte ich bemerken, daß ich von einem Archäologen erfuhr, daß *Professor Studniczka* in Leipzig die Anfertigung der Büste weit früher ansetzt, und zwar in der römischen Kaiserzeit. Dafür spricht die Ausarbeitung der Augen, der Pupille usw. Ich habe mir daraufhin in Museen die Augen an Statuen angesehen und bestätigt gefunden, daß derartige Augen auf diese Zeit hinweisen, und nicht weiter zurückgehen. Wir haben es also bei Äsop vielleicht mit einem buckligen Spaßmacher aus der Kaiserzeit zu tun. Im übrigen verweise ich wegen der diagnostischen Erwägungen bei diesem Äsop *(Holländer: Seite 317)* auf *W. Ebstein* (Janus 1900, Seite 332 und Virchow's Archiv, Band 193, Seite 519—545). — Mit Genugtuung habe ich gesehen, daß *Holländer* auch auf die Wiederherstellung der Gesichtszüge des lebendigen Homer, auf Grund der Totenmaske von *Artur Zweiniger* (1909), aufmerksam geworden ist. — Daß der *Klappschen* Kriechkur — sozusagen — sich auch die moderne Plastik in dem *kriechenden Mädchen* von *Georg Kolbe* bemächtigt hat (Deutsche Ausstellung in Rom 1911), zeigt mir eine Abbildung in der „Kunst für Alle" vom 1. September 1911, Seite 550. — Erwähnenswert erscheint mir auch die Marmorstatue im Dom zu Mailand von *Marco d'Agrate*, mit der Unterschrift: „Non me Praxiteles sed Marc finxit Agrate", auf der ein gänzlich geschundener Mann seine Haut „als Toga" umgehängt hat! — Bei den Buckligen fallen mir die beiden Figuren am linken und rechten Pfeiler von S. Anastasia in Verona ein, als deren Verfertiger *Gabriele Caliari* und *Alessandro Rossi* genannt werden. — Wegen der Chondrodystrophie in der Kunst verweise ich unter anderem auf *Fraugenheim* (Ergebnisse der Chirurgie, Band 4 (1912, Seite 114), der mit Recht den Versuch von *Poncet* und *Leriche* zurückweist, „alle uns bekannten noch lebenden oder geschichtlich überlieferten Zwergvölker, die Kobolde und Nibelungen unserer Sagen den chondrodystrophischen Zwergen" zuzuzählen. (Revue de chirurgie 1903): „Les nains d'aujourd'hui et les nains d'autrefois". — Ich habe diese Miszellen an den Anfang gestellt, um die Anzeige des Werkes nicht damit zu beschweren, das sich in folgende große Abteilungen gliedert: *Heilgötter — Exvotos — Allgemeine Körperdarstellungen — Schwangerschaft — Krankheitsdarstellungen — Instrumentenkasten und Schröpfkopf — Heilhandlung, Hygiene, Bad — Die Inkubationsheiligen und Patrone der Ärzte — Monumente, Embleme und Krankenhausschmuck.* — Zu Figur 417 bemerke ich, daß sich das Original der Bronze von *Schönlein* im Besitz seiner noch lebenden Tochter befindet, wo ich sie vor kurzem gesehen habe. Für den Leserkreis der „Zeitschrift für Bücherfreunde" bleibt mir nur übrig, auf die splendide Ausstattung des wissenschaftlich wie künstlerisch gleich hoch stehenden Werkes hinzuweisen, das nicht nur bei Ärzten, sondern auch bei vielen Kunstliebhabern, und deren gibt es unter den Bibliophilen nicht wenige, die richtigen Leser und Beurteiler finden möge. *Erich Ebstein*, Leipzig.

Louis Hourticq, Geschichte der Kunst in Frankreich. Deutsche Übersetzung von Gustav Teissèdre. III. Band der „Ars una". 887 Abbildungen. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, 1912. Preis gebunden 6 M.

Diese „Ars una"-Bücher sind in ihrer Art etwas ganz Ausgezeichnetes. Sie stehen in dem Reichtum und der geschmackvollen Form ihrer Darbietungen einzig da. Der Frankreich behandelnde Band schließt sich würdig seinen Vorgängern an. In Hourticq ist dem Thema ein Bearbeiter gewonnen worden, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Wir lernen in dem französischen Gelehrten einen scharfsichtigen Kenner, einen geistvollen Ästheten und einen glänzenden Stilisten kennen. Das Werk ist von einem großzügigen Standpunkt aus geschrieben. Gleichsam von hoher Warte aus läßt uns der Verfasser in eine Epoche um die andere hineinschauen: in das barbarische Gallien, das unter den römischen Adlern in den Lichtkreis der antiken Welt trat, in die Kloster-, Ritter- und Städtekultur des Mittelalters, wo Herr und Knecht „an Zugtiers Statt" die Steine zum Bau der märchenhaften Kathedralen schleppte, in die elegante Epoche Franz I., wo „die Renaissance in die flammende Gotik sich einschleicht", in die galante Zeit des Rokoko, in den Klassizismus des ersten Kaiserreichs, in die Romantik und den Naturalismus der letzten hundert Jahre. Mit sehr kühlem Objektivismus urteilt der Verfasser über den Impressionismus. „Der französische Geist vermöchte sich . . . mit der Rolle eines bloßen Registrierapparats nicht lange zu bescheiden. Es sprechen heute viele Anzeichen dafür, daß er sich wieder zusammenrafft und die klassische Haltung wieder anzunehmen trachtet." Wenn man das in Deutschland sagt, erregt man tatsächlich noch immer Aufsehen. M. E.

Dr. H. Holland. Moritz v. Schwind. Nr. 7 der Serie „Die Kunst dem Volke". Mit 56 Abbildungen. 1.—25. Tausend. Allgemeine Vereinigung für chr. Kunst, München, 1911.



Eines jener Volksbücher, das nicht auf die Schlagworte „Volksbildung“, „Massenerziehung“ und dergleichen, womit sich heutzutage manche ärmliche Volkstümelei billig aufputzt, gemünzt ist. Nicht Förderung der Kultur gewisser Klassen, sondern jene der Herzensbildung, die sich an alle Stände wendet, scheint der innerste, grundlegende Gedanke dieser kleinen Schrift zu sein, deren Reiz darin liegt, daß man sie jedem, dem ästhetisch Gebildeten wie „dem Volk“, dem Erwachsenen wie dem Kinde in die Hand geben kann. Holland bringt uns in seiner mit geistreicher Schlagfertigkeit und tiefem sonnigen Herzenshumor würzig gemischten Sprache den Meister Schwind greifbar nahe. Und zwischen den Zeilen schimmert traut Altmünchen auf. Wie in die Geschichte von den sieben Raben die Büsten von Schwinds Freunden herniederblicken, so schauen uns aus diesem Text allerlei bekannte Gesichter an, die selbst eine Art Randglossarium zu des Meisters Kunst bilden. Es ist der Ton eines Chronisten, in dem uns Leben und Schaffen des von „Schwindel und Nervenspektakel“ nicht selten geplagten und doch eine so stillfrohe, ausruhsame Kunst wirkenden Meisters in einer Form, die uns aufmerken läßt, vorgeführt wird. Allerlei neue feine Beobachtung drängt sich in die blühenden Schilderungen der Bilder. Der Stil sprudelt waldbachhell im richtigen Sekond zu Schwinds hohem Waldesrauschen. Eine köstliche Gabe ist dieses kleine auch hübsch illustrierte Schwindbuch, das mit der Erinnerung an jenes „traumartig schön erfundene Maienspiel“ in Starnberg, das Münchener Künstler zum Gedächtnis Schwinds vor einigen Jahren feierten, stimmungsvoll schließt.

M. E.

Leopold von Schroeder, Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth. 258 Seiten. 8°. J. F. Lehmanns Verlag München, 1912. Preis broschiert 5 M., gebunden 6 M.

Das schöne, mit hinreißender Begeisterung geschriebene Werk entstand aus Vorträgen, die der berühmte Gelehrte im Winter 1910/11 an der Wiener Universität hielt. Die sprühende Kraft der Rede ging in das gesprochene Wort über. Das Buch ist aus streng wissenschaftlicher Forschung gewonnen, für Laien verfaßt. Man möchte ihm Verbreitung wünschen. Man möchte wünschen, daß auch die Jugend neben dem klassischen Studium auf solche Bücher aufmerksam gemacht werde.

Schroeder zieht eine gewaltige Linie — von den ältesten Mythen der Arier bis zu der letzten großen Kulturschöpfung des Ariertums, dem Werk Richard Wagners. Die Ergebnisse sind sehr interessant. Die Mythen- und Sagenstoffe: „Der Ring“, „Parsifal“, „Lohengrin“, „Tristan und Isolde“ werden auf ihren Ursprung untersucht. Dieser Ursprung ist ein gemeinsamer. Es ist der uralte arische Sonnen- und Mondmythus. Die Übereinstimmung germanischer, griechischer und indischer Überlieferungen weist den Weg dazu. Sonne und Mond feiern Hochzeit. Im Indischen Suryâ, die junge Sonne, mit Soma, dem Mond, im Griechischen Zeus mit Hera, im Lettischen, Esthnischen und Finnischen die Sonnentochter Saules meita mit dem Mond, im Griechischen wiederum Ariadne und Dionysos, im Altdeutschen respektiv Nordischen Brünhild und Siegfried. Diese alten Mysterien leben in Wagners Worttondichtungen neu auf. Sieglinde und Siegmund (Sonne und Mond) sind Geschwister und zugleich ihrem Wesen nach als Liebende füreinander bestimmt. Sieglinde erhält aber Hunding (Dunkelmond) zum Gatten. Siegmund (Lichtmond) muß bei der Vereinigung mit ihr sterben, doch ersteht ihm ein Sohn, Siegfried (der neu erwachsende Lichtmond). Es entwickelt sich nun die Reihe der alten Mysterien, Siegfrieds Drachenstich und Horterbeutung, die Jungfrauenbefreiung und Liebesvereinigung mit Brünhild, der strahlenden Sonne. Siegfried ist Licht- und Vegetationsgott. Der Hort ist wiederum das Licht, Sonne, Mond, ebenso wie — der Gral. Schon Wagner selbst erkannte diese Identität. In den indischen Mythen erscheinen Sonne und Mond als Gefäße mit köstlichem, himmlischem Trank gefüllt. Die Gewinnung dieses Trankes ist der Inhalt vieler Lieder. Ein nordisches Gegenstück dazu ist die Mythe von dem Kessel des Riesen Hymir, den Thor erbeutet. Der himmlische Rauschtrank wird in der christlichen Sage zum göttlichen Blutwein. Den reinen Thoren finden wir im Indischen in Rischya cringa, im Germanischen in Siegfried wieder. Die Lohengrinsage hat ihre Parallele in dem Mythus von Urvaçî und Purûravas, und, wie schon Wagner erkannte, jenem von Zeus und Semele. Übereinstimmungen endlich finden sich wieder in den Tristan- und Siegfriedsagen. Die Motive, die Wagner ethisch auf das Höchste steigerte, gewinnen Weihe und Wert durch ihr ehrwürdiges Alter und ihre tiefen Zusammenhänge mit den ältesten religiösen Vorstellungen der arischen Rasse. Dies, was vielleicht dem andächtigen Genießer der Schöpfungen Wagners als etwas unfaßbar Ergreifendes dunkel ins Bewußtsein dringt, wissenschaftlich begründet zu lesen ist höchst wertvoll. Und so muß man das geistvolle Werk mit Dank empfangen. M. E.

Altmeister der Kunst. Heft 1. *Giorgione*, von G. Gronau. Verlag W. Spemann, Stuttgart. 1912. Preis 2,50 M.

Wieder eine neue Serie von Kunstheften. Sie hat den sympathischen Titel „Altmeister der Kunst“ und beginnt mit Giorgione. Beliebige, nicht systematische Folge dürfte danach das Programm sein, das hoffentlich recht munter nach allen Richtungen hin vorwärts, rückwärts und seitwärts um Giorgione herum entwickelt wird. Besonders rückwärts möchte angelegentlichst empfohlen werden, denn von allen den vielen Serienpublikationen, die wir heute haben, hat sich noch keine an unsre großen Primitiven Lochner, Witz, Schongauer, Hausbuchmeister und so und so viel andere herangewagt. Das Giorgioneheft ist in Ausstattung und Charakter Spemanns Museum verwandt. Der Text bietet durch seinen Verfasser gute Gewähr. Gronau, dessen eingehende Giorgionestudien (Repertorium für Kunstwissenschaft 1908) allseitige Anerkennung fanden, ist

ein zuverlässiger Forscher. Gerade Giorgione gegenüber ist es nicht leicht, die Grenze der Zuverlässigkeit zu halten. Man weiß von diesem Künstler verzweifelt wenig. Nur aus den vier letzten Jahren seines Lebens sind archivalische Notizen über ihn erhalten und in diesen heißt er Zorzi (Zorzo) da Castel franco. Der Name Giorgione taucht erst Jahrzehnte nach seinem Tode auf. Unsicher wie die romantischen Legenden seines Lebens sind auch die Ansichten über sein Werk. Während ihm Cook 45 Bilder zuweist, will Justi nur 25, Morelli 19, Berenson 17, Crowe und Cavalcaselle 11 und W. Schmidt gar nur 7 als unbedingt eigenhändig gelten lassen. Gronau bringt, ohne sich in dieser für populäre Zwecke geeigneten Publikation auf die zahlreich schwebenden Einzelfragen um giorgioneverdächtige Bilder einzulassen, 15 Abbildungen, darunter das Jugendwerk „Die Feuerprobe des Moses", die lange als Kopie beleumundete „Judith", die durch Morelli gesicherte, durch ihren tizianischen Geist interessante Madrider „Madonna", das merkwürdig aufgeregt gemalte Budapester Jünglingsporträt, das man einen in giorgioneskes Feuer übertragenen Sebastiano del Piombo nennen möchte, schließlich die Alterswerke, den dämonischen „Sturm", der trotz Bordones Übermalungen ein echter Giorgione ist, und die „Kreuztragung Christi" aus San Rocco in Venedig.

M. E.

Der burgundische Paramentenschatz des Ordens vom Goldenen Vließe. Im Auftrage des hohen Oberstkämmereramtes Sr. Kaiserlich und Königlichen Apostolischen Majestät herausgegeben von *Julius v. Schlosser.* 2 Tafeln in Farbendruck, 3 Doppeltafeln und 26 einfache Tafeln in Lichtdruck. Imper.-Folio in eleganter Mappe Preis 60 Kr. oder 50 M. Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien, 1912.

Das mit besonderer Sorgfalt ausgestattete Werk bedeutet für die Kunstforschung ein Ereignis. Es ist eine der wichtigsten Veröffentlichungen größeren Stiles, die in den letzten Jahren erschienen sind. Der burgundische Paramentenschatz stammt im wesentlichen aus der Zeit Philipp des Guten von Burgund, dem Gründer des Ordens vom Goldenen Vließ. Seit 1477 findet er sich in den Inventaren des Ordens aufgeführt. Damals gelangte durch Erlöschen des burgundischen Mannsstammes das Großmeistertum des Vließordens an das Haus Habsburg und der Schatz befand sich seitdem im Ordensbesitz, bis er 1797 in die kaiserliche Schatzkammer, später in die Ambrassche Sammlung und endlich 1889 in das kunsthistorische Hofmuseum zu Wien kam, wo er noch heute bewahrt wird. Diese Paramente sind ersten, ja man darf sagen einzigen Ranges. Die mittelalterliche Stickkunst hat keine bedeutenderen Werke aufzuweisen. Ist schon die kunstgewerbliche Qualität eine außerordentliche, so liegt doch der Hauptwert der Stücke in den Persönlichkeiten, die die Zeichnungen entwarfen. Die Namen der Gebrüder Eyck werden genannt. Mag diese Zuweisung auch nicht stimmen, so charakterisiert sie doch den Rang der Kunstwerke. So viel sich bis jetzt feststellen läßt, handelt es sich um die Arbeit verschiedener Meister. Den ältesten Stil zeigen die beiden Antependien. In ihnen lebt noch etwas von der Sprache leidenschaftlicher und zugleich zierlich akzentuierter Gotik, wie sie bei uns in dem Zeitalter Karls IV. herrschend war. Doch gehört dieser burgundische Meister schon dem ersten Drittel des XV. Jahrhunderts an. In seinen Propheten und Aposteln flutet der schwungvolle kalligraphische Stil der Miniaturkunst aus. Seine wundervolle Dreieinigkeitsgruppe, ein früher Vorläufer des von Dürer zur höchsten Vollendung geführten Motives, atmet noch den hohen Geist der hochmittelalterlichen Mystik. Ein Meister vorgeschrittenen Stiles, wie schon die Behandlung der Perspektive verrät, ist der Künstler der drei Chormäntel. Einige Forscher wollen in diesen Werken verschiedene Hände sehen. Der Name Huberts van Eyck wird am meisten genannt. Die sehr bedeutende Künstlerpersönlichkeit scheint aber eher zwischen Hubert van Eyck und dem interessanten Meister von Flémalle zu stehen. Der thronende Christus in dem Clipeus des Christusmantels ist eine Figur, die sich dem Gedächtnis einprägt, wie dies nur erstrangige Kunstwerke vermögen. Er zeigt starke Verwandtschaft mit dem Gottvater des gleichzeitigen Genter Altarwerks. Sein Schöpfer muß den Genter Altar gekannt haben. Eine dritte respektiv vierte Persönlichkeit läßt sich dann in der Casula und den beiden Dalmatiken erkennen. Es ist jüngerer Stil, der über die Epoche des Eyck und des Roger van der Weyden hinausgeht. Schlosser verweist auf die Richtung des Hugo van der Goes. Aus dieser Zeit, oder wie Schlosser meint, noch später, dürfte wohl eine die Hauptdarstellungen der Casula umfassende Überarbeitung der Stickerei stammen. Im übrigen glaubt Schlosser in dem gesamten Paramentenschatz, den Antipendien, den Chormänteln, den Dalmatiken und den älteren Teilen der Casula einen engen Werkstattzusammenhang zu erkennen, und zwar sucht er diese Werkstatt nicht in der Genter Schule der Eyck, sondern in jener „stärker am Manierismus der französischen Spätgotik" hängenden Richtung, die durch Campin, Daret und Rogier van der Weyden bezeichnet wird. Wie weit der Verfasser darin Recht hat, müssen weitere Forschungsergebnisse, die nun hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lassen, zeigen. Jedenfalls ist der Hauptmeister der Paramente, der Meister der Chormäntel, eine in der Entwicklung der niederländischen Kunst hochwichtige Erscheinung, der künftig neben den bisher bekannten ersten Namen genannt werden muß.

M. E.

Klassiker der Kunst, Band XX: Hans Holbein d. J. Des Meisters Gemälde in 252 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Ganz. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1912.

Der Verfasser befindet sich als Konservator der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel seinem Stoffe gegenüber in der glücklichen Lage, an der Quelle zu sitzen. Seine Publikationen der Handzeichnungen Holbeins und der Amerbachschen Inventare haben ihm als Holbeinspezialisten Achtung erworben. Das neue Werk zeichnet sich wiederum als eine vortreffliche Arbeit exakter Forschung aus. Mit einer seltenen



Klarheit und Übersichtlichkeit ist Holbeins künstlerischer Werdegang entwickelt. Besonders wichtig sind die Hinweise auf die oberitalienischen Einflüsse, die ja zum Teil bisher bekannt, aber noch nicht in dem Maße wie hier, grundlegend durchforscht wurden. Neben den Beziehungen zu Mantegna, Bramante und Leonardo da Vinci interessieren namentlich jene zu Luini und Gaudenzio Ferrari. Ganz gelangt zu dem Resultat, daß Holbein mit diesen beiden letzten Meistern in persönliche Berührung getreten sein müsse und zwar wahrscheinlich im Jahre 1518 in Como, wo beide im Dom arbeiteten. Beider Altarwerke daselbst, ebenso wie der dekorative Skulpturenschmuck der Domportale, das Werk der aus der Bramanteschule stammenden Brüder Rodari, wurden für Holbeins Stilentwickelung vorbildlich. (Man möchte in diesem Zusammenhang übrigens die Frage aufwerfen, ob der Lissaboner „Lebensbrunnen", den Ganz wohl in Hinsicht auf eine gewisse Altertümlichkeit der Figuren dem älteren Holbein gibt, nicht doch dem jüngeren näher gerückt werden muß. Die Verwandtschaft der Architektureinzelheiten mit architektonischen Motiven des Comer Domes, worauf schon Seemann [Z. f. b. K. XIV, 199] hinwies, überhaupt das stark italienische Gepräge — die Bordonefigur links des Thrones — führt uns von Holbein dem älteren weg.) Ferraris Einwirkung weist der Verfasser feinsinnig auch in der Madonna von Solothurn nach. Wieviel ungelöste Fragen im übrigen noch Holbein und seinen Kreis umschweben, beweist der „Anhang" der zweifelhaften Gemälde. Es ist merkwürdig, daß über die neben Dürer populärste Gestalt der altdeutschen Kunst die Forschung eigentlich noch in recht vielem im Dunkeln geht. So steht zum Beispiel das Kapitel über Holbein als Miniator noch ganz im Bereich des Fragezeichens, obgleich der Meister allgemein traditionell als der Begründer der englischen Bildnisminiatur bezeichnet wird. Die Abbildungen, unter denen sich erfreulicherweise auch die zahlreichen untergegangenen Wandgemälde, zusammengestellt nach Originalentwürfen und Kopien, befinden, sind sehr gediegen. Der Band bildet für die in der letzten Zeit etwas eingerostete Holbeinforschung eine wertvolle Aufmunterung und für das kunstliebende Publikum eine ausgezeichnete Einführung in das Schaffen eines unsrer Größten. M. E.

Georg Hecht, Der neue Jude. Leipzig 1911, Gustav Engel Verlag.

Es war eine ungewollte Folge des Antisimetismus, daß ein Teil der Juden von der bisherigen Forderung, als Staatsbürger Gleichberechtigung mit den Andersgläubigen zu erlangen, überging zu der Einsicht, die Juden seien eine geschlossene, den Ariern mindestens gleichwertige Rasse, und diese selbständige Rasse müsse eine eigene geschlossene Kultur und soziale Organisation erhalten. So wandelte sich die Judenfrage für die Juden selbst von der Abwehr- und Gleichberechtigungsbestrebung zum Zionismus. Der Zionismus betonte nicht die jüdische Religion, sondern die jüdische Rasse, er setzte an Stelle der Kompromisse ein Entweder-Oder. Nach Herzls Tode zerfiel der Zionismus in Gruppen und Grüppchen und lähmte durch seine Zersplitterung die Kraft und Wirkungsfähigkeit seines Grundgedankens. Die Gruppen scheiden sich nicht scharf von einander, aber man kann sagen, ein Teil der Zionisten hebt die praktische Frage der Wanderung nach Palästina hervor, während bei dem anderen Teil der Zionismus im wesentlichen eine Kulturfrage ist; er fordert eine einheitliche Kultur und eine internationale Organisation. Georg Hecht bemüht sich, zu vermitteln, doch neigt er mehr zu den Kulturzionisten. — Es ist hier nicht der Ort, für oder gegen die Tendenz des Werkes Stellung zu nehmen, sondern es ist zu fragen, ob das Buch die Erfüllung dessen ist, was der Autor wollte, und was der Leser erwartet. Hechts Buch will eine Grundlegung des neuen Judentums sein. Es ist als ein Versuch zu beachten; daß es aber nur ein Versuch ist, eine Andeutung, eine dünne Zeichnung an Stelle eines kräftigen Umrisses, ist wohl auch dem jugendlichen Verfasser klar. Das Buch ist nicht einheitlich, nicht straff genug im Aufbau, Darlegung und Auffassung. Zuviel Angelesenes, Unwesentliches springt zwischen den sachlichen Ausführungen umher. Es entstand eine Reihe Essays, statt daß diese Vorstudien zu einem zusammenhängenden System verarbeitet worden wären. Wenn das Buch aber nur als Essaysammlung hatte gelten wollen, so durfte es nicht so hohe Ansprüche machen, so starke Forderungen erheben. Man wird sich freuen über die ehrliche Begeisterung Hechts für die zionistischen Ideen, man wird sich wundern über die Selbstverständlichkeit, mit der er sagt: „Wir halten es für das Natürlichste in der Welt, die Judenfrage mit dem Zionismus zu beantworten." Aber das dünne Buch will zu viel geben; es gewährt oft nur künstlich polierte Oberfläche, statt Tiefen, Kanten, Ausblicke. Die Tatsachen sind nicht genügend und zusammenhängend aufgezeigt, und die Folgerungen sind nicht scharf und eindringlich genug gezogen. Daher überzeugt das Buch nicht recht. Und wie es zumeist in zionistischen Schriften geschieht, die Theorie, die Reflexion erdrückt stets die praktischen Vorschläge, und es wird zu wenig erklärt, wie die „neue soziale Strukturierung der Judenheit", „die Regeneration, der Aufbau, die Erneuerung der jüdischen Gesamtheit" vor sich gehen kann. P-s.

Hanns Heinz Ewers, Alraune, die Geschichte eines lebenden Wesens. Georg Müller Verlag, München.

Dies Buch wurde erzeugt aus zwei drängenden Antrieben. Ewers muß seine Phantasie spielen lassen, ungeheuerliche Geschehnisse muß er ersinnen, bunt und eindringlich darstellen, kühn verknüpfen und alle Erscheinungen des Lebens ausnutzen, ins Groteske verzerren, ins Grausige, Quälende umgießen. Das Sonderbare, das ein Symbolisches, Unaussprechliches birgt, und die Wirkung ungekannter Mächte und Zusammhänge in phantastischen Offenbarungen will er gestalten. Zweitens aber weiß Ewers, daß seine Art heute beim Publikum „zieht", er weiß allzu sicher, daß die Leser von ihm gerade das Phantastische, Grausige, Ungeheuerliche erwarten, daß er zu den



interessanten Autoren (in doppeltem Sinne) zählt. Und so treibt er Wucher mit seiner Begabung, wird aufdringlich, er wird Spezialist. Man hört aus den Seiten des Buches heraus, was der Autor sicherlich, als er es schrieb, still bei sich gedacht hat: So wollt Ihr es haben, so sollt Ihr es haben; seht einmal, wie interessante Dinge ich mir ausdenke; sicherlich wird dies einschlagen und davon wird man sprechen. — Und so ist dies Buch eins der ungeheuerlichsten, monströsesten Werke geworden, welche die deutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Es kommt kein anständiger Charakter in dem Werke „Alraune" vor. Prächtige Ausgeburten der Hölle, der Unzucht, der Verzweiflung, der Nichtswürdigkeit, Unverschämtheit und Bosheit treiben in wildem Wirbel ihr Wesen. Dies Buch ist „schweinicht" in einem höheren Sinne. Und doch ist zu bewundern, wie sicher und atemlos die Erzählung dahinstürmt, wie die Erfindung — wenn sie auch oft gewaltsam ist — nie aussetzt, wie kolportagehaft selbstverständlich, knapp, aufregend und rasch wechselnd die unerhörten Situationen dargestellt sind. Sicher und in grader Linie wird der Grundgedanke durchgeführt: die schrecklichen, halb unbewußten Wirkungen des Wesens Alraune zu schildern, das erzeugt ward aus dem Samen, den ein Mörder verlor, als er hingerichtet wurde, und aus dem Schoße einer unersättlichen Dirne. Aus Verbrechen und Frivolität wurde Alraune gezeugt, Verderben und Grauen stiftend geht sie durchs Leben und findet ihren Untergang im Liebeskampf mit dem, der sie ersann.

K. P.

Sassa yo yassa, Japanische Tänze. Text von *Bernhard Kellermann*. Lichtdrucke und Ätzungen nach Studien von *Karl Walser*. Berlin, Paul Cassirer Verlag.

Bernhard Kellermann, den Liebe zum Volk der Japaner und ein Vorschlag des Verlegers nach Japan trieb, hat mit einfachen Worten voll Zartheit und Anmut aufgezeichnet, was er von japanischen Tänzen gesehen und erfahren hat. Er sagt, die Teehäuser und die lieblichen Tänzerinnen hätten ihn in so starker Weise angezogen, daß er sich vornahm, „ein Spezialist in Teehäusern und Tänzerinnen zu werden, möge es kosten, was es wolle". Er habe sich auf Jahre hinaus finanziell vollkommen ruiniert, aber er mußte „dieses Schweben der schlanken Mädchen sehen, dieses Vibrieren des Fächers, er mußte die Trommel hören und die kleinen drolligen Schreie der Tänzerinnen." Er wohnte in dem sauberen, zierlichen Gasthaus der kleinen Stadt, saß die Nächte mit seinem Wirt und dessen Großvater in den Teehäusern und beschaute die schwebenden Bewegungen der Tänzerinnen und das gesittete, höfliche, schwirrende Treiben der Einwohner und Besucher dieser Häuschen. Es trieb ihn, diese Tänze ganz und gar zu erforschen, er lud eine blinde Tanzlehrerin und einige Tänzerinnen in sein Gasthaus und ließ sich genau all die Balladen und Romane erzählen, aus denen das Volk der Impressionisten irgendeinen Moment herausgehoben hat, der durch die andeutenden Bewegungen des Tanzes dann versinnbildlicht wird. Es sind also all diese 200 Tänze, die sich durch Generationen fortgeerbt haben, nicht zu verstehen ohne diese erläuternden Erzählungen, und doch erfaßt dieses Volk von Tänzern die feinen Gesten der Tänzerinnen, erlauscht aus der zitternden Bewegung des Fächers, aus einer seltsamen Neigung des tanzenden Mädchens erschütternde und beseeligende Ereignisse. Wie die Ideogramme der japanischen Schrift sind diese Tänze erfüllt von Rätseln und Verschlingungen, die den Kenner in Entzückung versetzen. Und es ist für uns Europäer ein fast unvorstellbarer Gedanke, daß ein ganzes Volk aus solchen Kennern besteht, welche die Geheimnisse von Licht, Farben und bewegte Linie von Grund auf erkannt haben; denn dies Volk ist durch eine Kultur von Maß, Sitte und Harmonie durch Jahrhunderte einheitlich geformt und gebildet wie kein anderes der Welt. Kellermanns Aufzeichnungen bestätigen vieles, was wir bereits von der Kultur der Japaner wissen, sie erzählen manches Neue über den Inhalt und die Art dieser Tänze, welche man als den Höhepunkt des Impressionismus bezeichnen kann, in einer leichten, impressionistischen Art der Schilderung, die eindringlich ist, ohne aufdringlich zu sein. Wenn Kellermanns Berichte der Wahrheit entsprechen, so kann man nicht glauben, daß die alte japanische Kultur schon so sehr von den Europäern aus Japan vertrieben sei, wie uns einige neuere Besucher des Landes glauben machen wollen. Und wir erkennen wieder mit Bewunderung dies uns oft geschilderte Volk, welches in den letzten 20 Jahren ganz Europa liebgewonnen hat.

Das auf gutes Papier sorgfältig gedruckte Buch ist in ein buntbeblümtes Papier gebunden, zu dem der dunkelbraune Lederrücken ein wenig hart absticht. Eine große Anzahl von Zeichnungen Karl Walsers ist dem Buche beigegeben, welche die Bewegungen japanischer Tänzerinnen mit Anmut und meistens mit großer Sicherheit wiedergeben, so daß wir bewundern, wie sich der Künstler in die Kultur des fremden Volkes eingefühlt hat.

K. P.

Hermann Levy, Die stille Frau. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

Dies überaus schön gedruckte Heft von 32 Seiten ist ein merkwürdiges Werk. Der Dichter, der schon in dem Gedichtband „Orchideen" zeigte, daß er eigenes inneres Erleben in eigene Form zu gestalten sich bemüht, versucht hier ein großes seelisches Abenteuer, einen Romanstoff in ein lyrisches Epos umzugießen. Auf ihm lastet fraglos der Einfluß von Dehmels „Zwei Menschen": die Einteilung in zwei Zyklen zu je zehn lyrischen Romanzen, die oft dialogische Ausdrucksform, Verbindung des Landschaftlichen mit dem Seelischen sowie gewisse Wortbildungen zeigen dies deutlich. Übrigens wirken die allzuvielen Neuwortformungen — wie wildwerdefroh, Fragebeben, Klangvernehmensollen, Mondesrätselwacht — bisweilen störend und aufdringlich. Levy ist zarter nnd stiller, oft auch knapper als Dehmel. Das Problem der stillen Frau ist dasselbe wie in Dehmels „Zwei Menschen", aber der andern Grundstimmung Levys entspricht die Lösung. Der



Mann, der in der Ehe mit der stillen, selbstverständlich-ergebenen Frau kein Genüge fand, erlebt in schöner Seelandschaft ein kurzes Seelenglück im Zusammenleben mir der frischen, lebensvollen Frau eines anderen Mannes. Aber nicht in lustfrohem Sichgeniessen, in dauernder Hingabe führen die beiden verbunden ihr Dasein weiter, sondern sie fühlen sich schuldig; sie haben zuviel Kultur in sich, um ihre alten Lebenskreise zu zerstören, sie sehnen sich nach Ruhe; die Frau geht wieder zu dem ruhigen älteren Mann, und der Suchende hat durch seine kurze Leidenschaft Erlösung von der alten Schuld gefunden und kehrt liebend und beruhigt zu seiner stillen Frau zurück. Er hatte schon früher geahnt: „Wenn du sie läßt, wirst du sie wiederfinden." — In 20 Gedichten rollt sich dieser Roman ab als Ich-Erzählung. Handlung wird wenig gegeben; aus Dialog, Selbstbetrachtungen und Naturdarstellung setzt sich das Werk zusammen. Nicht plastisch und klar formt sich das Geschehen, sondern aus den Impressionen dieser Darstellungselemente muß sich im Leser die Entwicklung selbst gestalten. Wie in den „Orchideen" findet sich noch manches Herkömmliche im Ausdruck; die freien Streckverse sind bisweilen schwerfällig und gezwungen. Aber eine Stille, eine seelische Vertiefung, eine schwebende Schwere geben dem Werke eine Einheitlichkeit, die es beachtenswert erscheinen läßt. -th.-

---

Carl Hauptmann, Nächte. Ernst Rowohlt Verlag in Leipzig 1912.

Der einsame Rübezahl des schlesischen Erzgebirges, der vielgelobte und wenig gelesene Seelensucher, bietet in diesem Werk drei Erzählungen dar. Herb, hart in gedrungenen Sätzen wird hier erzählt, aber ein Feuer wühlt in den Gründen dieser Geschichten. Zwei tragische Schicksale rollen sich ab, und eins, das zur Erlösung führt. Die beiden in ländlicher Umgebung lebenden Helden der Geschichten „Claus Tienappel" und „Ein Später Derer van Dorn" werden, als durch eine Liebesleidenschaft ihre Lebensfreude, ihr Genießenwollen erweckt ist, zu elendem Untergang geführt. Umgewühlt wird das Gemüt des starken Forstmannes durch die Treulosigkeit der leichtsinnigen Geliebten ebenso wie die Seele des jungen Pfarrers aus adligem Geschlecht, der, halb Asket, halb Ritter, trotz alles Sträubens die Liebe zu einer Dame von Welt in seinem einsamen Fischerdorf in sich aufblühen fühlt, und in dem dann, als er seine Unterlegenheit in der Großstadt fühlt, alle Instinkte des verkommenen Raubrittertums ausbrechen und zur Tat werden, sodaß er später büßend zu Tode siecht. Am bedeutendsten, nicht in der Technik — sondern durch die Wahl des Problems und durch die Lösung erscheint die umfangreichste Erzählung „Franz Popjels Jugend". Hauptmann hat hier versucht, ein Motiv zu formen, das zu den ungestaltbarsten gehört, weil es ganz im Unterbewußten der menschlichen Seele gegründet ist. Ein Sohn aus gutem Haus, von guten Menschen umgeben, sucht eine Form für sein Leben, aber da jeder fremde Zwang, jeder eigene Wille hinwegfällt, gewinnt das Unterbewußte seiner Seele in ihm die Macht; halb Dekadenz-Kulturgeschöpf, halb Verbrecher taumelt er seiner selbst kaum bewußt durchs Dasein. Der schon fast dem Untergang Verfallene wird aber auf magische Weise gerettet. Je näher die Mutter dem Tode kommt, um so gereinigter wird seine Seele, und als die Mutter stirbt, ist er erlöst und zum klar bewußten Menschen geworden. Hart suchend und spröde gestaltend hebt Hauptmann hier Stück für Stück Vorstellungen und Taten aus einem verwirrten Leben heraus, und die Geschichte eines Krankseins wird die Geschichte einer Erlösung. — In allen drei Geschichten herrscht die Technik der graden Linie. Die mit schweren Worten dicht gefüllten Sätze stehen herb nebeneinander, und die Phantasie des Lesers wird reich dam itbeschäftigt, diese seelischen Impressionen und scharf gefühlten Vorgänge zu einen. -in-

---

Wilhelm Schäfer: Karl Stauffers Lebensgang. Eine Chronik der Leidenschaft. 1912, München und Leipzig bei Georg Müller.

Diese Dichtung eines verwirrten und verfallenen Lebens hat auf mich erschütternder gewirkt als alle Romane, die ich in einem Jahre las. Man könnte sagen, dies Buch wirke so stark, weil es das wirkliche Leben eines wirklichen Künstlers enthält, dessen Schicksal von allen Menschen, welche die Kunst lieben, immer wieder besprochen wird; weil Menschen darin auftreten, die noch unter uns wandeln, und weil Werke und Kämpfe geschildert sind, die wir alle kennen. Aber man versuche es, alle Namen durch gleichgültige, unbekannte zu ersetzen, man vergesse das wirkliche Geschehnis, sondern denke, diese Fabel sei vom Autor erfunden — und das Werk wird nichts von seiner Kraft, Einheitlichkeit, Folgerichtigkeit und Wirkung verlieren. Dies beweist, daß das Buch ein Kunstwerk ist. — Schäfer hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er allgemein bekannte Stoffe in straffer, künstlerischer Form neu erzählte. Dies Buch ist nach Inhalt und Form sein bedeutendstes Werk in dieser Art. Das Werk ist eine fingierte Selbstbiographie: man soll glauben, der Maler Stauffer-Bern habe vor seinem Selbstmord sein mißlungenes Leben aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen würden hier veröffentlicht. Stauffer war ein Schweizer; Schäfer hat viel von Gottfried Keller gelernt; und so ist diese Chronik der Leidenschaft in einem breiten, kräftigen, farbigen Stil von plastischster Anschaulichkeit geschrieben. Zahlreiche Dokumente, die Berichte vieler noch lebender Personen standen Schäfer zur Verfügung, das Schönste aber und Kunstvollste hat er selbst hinzugefügt: die Ausschmückung der Einzelheiten, das Zusammenfassen der einzelnen Erlebnisse durch die gewaltige Nach-Erdichtung eines schweren, schicksalsbelasteten Lebens, das fast zum Symbol wird. Und es ersteht die mächtige, eindringliche Gestalt eines Menschen, eines Künstlers, der so der Legende angehören wird, wie ihn hier Schäfer darstellt, wenn auch diese Schilderung ebenso wenig wie die Biographie Stauffers von Otto Brahm völlig den Tatsachen entspricht. Der Mensch, der hier



geschildert wird, weiß, daß er von den ersten Jahren seines Lebens an in Schuld verstrickt ist, daß eine Hand über ihn waltet, die ihn ins Verderben treibt. Aus Not und Verwahrlosung steigt er herauf und wird durch Wahn und Vergehen hinabgeschleudert in eine Tiefe, aus der es in unserer Gesellschaft keine Wiederkunft mehr gibt. Doppelte Leidenschaft durchwühlt ihn: Leidenschaft zu seiner Kunst und Leidenschaft zum Leben. Die Grenzen seiner Begabung kennend ringt er auf jedem Gebiet der bildenden Kunst um Vollendung; kaum beherrscht er eine Kunst, läßt er sie außer acht und greift nach der nächsten. Man kann nicht sagen, ob er dereinst die Kunst bezwungen hätte, vielleicht hätte seine Leidenschaft ihm den Sieg gebracht. Aber die andere Leidenschaft zum Leben schlug ihn nieder: größenwahnsinnige Pläne, Liebe zu einer verheirateten Frau und Machtstreben ließen ihn handeln, daß man einen Verbrecher in ihm sah. Und in Not und Verwahrlosung schloß dies Leben, wie es begonnen hatte. — Schäfer hat die Fragmente dieses wirren Schicksals zu einem Kunstwerke ausgearbeitet; es ist nicht möglich, hier über Einzelheiten zu reden, aber ich glaube, dies Buch ist als ein Epos unserer Zeit anzusehen, als ein Epos, in dem wirkliches Geschehen und dichterische Kraft ein Kunstwerk gebildet haben, wie in den Epen aller anderen Zeiten. P-s.

Der lose Vogel nennt sich eine seltsame Monatsschrift, deren erste Nummer im Demeter-Verlag, Leipzig, erschien, ohne daß in dem 40 Seiten enthaltenden Heft der Name eines Herausgebers oder irgendeines Verfassers zu finden gewesen wäre. Wer aber den Herausgeber und seine Schriften kennt — es ist Franz Blei —, und wer die anonyme Ankündigung, welche dem ersten Hefte beiliegt, gelesen hat, erkennt sofort das Bestreben dieser neuen Zeitschrift gegen unsere Zeit. „Der lose Vogel" soll sich gegen den Fortschritt, gegen die „in leere Phrasen verblasene allgemeine Aufregung revolutionärer Konventikel", gegen das Unwahre, oberflächlich Gebildete, gegen die Kunstpopularisierung wenden und für eine Kultur kämpfen, welche sich aus der Tradition entwickelt und den Menschen selbst als höchsten Wert besitzt. An dieser Zeitschrift „sollen später Geschlechter erkennen, daß der Zeitlauf, über den sie richten, auch seinen Gegenlauf hatte, dem, wenn auch der Erfolg, so doch der ehrliche und stolze Mut nicht fehlte". Allerdings spricht „Der lose Vogel" weniger gegen seine Gegner als für seine eigenen Meinungen und Absichten. Damit nicht das Interesse der Leser auf die Autoren abgelenkt werde, sondern nur bei der Sache verharre, sind sämtliche Beiträge anonym erschienen. — Für Bibliophilen ist „Der lose Vogel" besonders zu beachten, denn er ist sehr schön gedruckt. Den Umschlag eines jeden Heftes ziert ein phantastischer Rokoko-Vogel von E. R. Weiß. Ohne jeden Schmuck und ohne Typenabwechslung ist die Zeitschrift gleichmäßig fortlaufend in Antiqua gedruckt. Selbst die Überschriften sind nicht fetter gedruckt, sondern nur um einen Grad größer als die übrigen Typen und von zwei dünnen Linien eingerahmt. Die sonderbare typographische Anordnung verbreitet eine edle Ruhe; wenn auch der Fluß des Dargebotenen ein wenig eintönig dahinrinnt. Es sollen hier nicht die einzelnen Beiträge selbst kritisiert werden, sondern es war nur auf die Absicht und die Form dieser neuen Zeitschrift hinzuweisen. Man sollte dem „losen Vogel" wünschen, daß er noch ein wenig bunter werden und ein recht langes Leben haben möchte. -th-

---

Dr. Ernst Bergmann: Die Begründung der deutschen Ästhetik durch Alex. Gottlieb Baumgarten und Georg Friedrich Meyer. Mit einem Anhang: G. F. Meyers ungedruckte Briefe. Leipzig 1911, Verlag von Röder & Schunke.

Man hat sich im allgemeinen mit der Geschichte der Ästhetik weniger beschäftigt als mit der Geschichte der übrigen philosophischen Disziplinen, und besonders die Entwicklung der deutschen Ästhetik vor Lessing ist noch stark in Dunkel gehüllt. Ernst Bergmann hat mit Erfolg versucht, dies Dunkel zu erhellen, indem er die Anfänge der deutschen Ästhetik überhaupt, das heißt von „der Erkenntnis der Notwendigkeit einer philosophischen Fundierung der Poetik" an, darlegt. Die Grundlage der deutschen Ästhetik ist von Baumgarten und von dem, der dessen Grundideen weiter ausbeutete und verbreitete (Baumgarten hat seine Ästhetik überhaupt nicht vollendet): von dem allzusehr vergessenen, in Halle a. S. lebenden Philosophen Georg Friedrich Meyer (1718—1777) geschaffen worden. Meyer war um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eine einflußreiche und bekannte Persönlichkeit, er entfaltete eine reiche Tätigkeit und verfaßte etwa 65 Publikationen. Die ästhetischen Schriften Meyers fallen fast sämtlich in die Jahre 1741—50. Als die Höhepunkte seines Schaffens müssen seine Hauptschrift „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" 1750 und sein energisches und begeistertes Eintreten für Klopstock gelten. Bergmanns Untersuchung sind zugrunde gelegt die Schriften und Vorreden Meyers, die anonym erschienenen Abhandlungen und 28 bisher ungedruckte Briefe Meyers, die dankenswerterweise in einem Anhang abgedruckt werden. Diese Briefe sind fast alle an Bodmer und Gleim gerichtet und bilden ein bedeutsames, lebendiges Dokument für den Kampf der Schweizer gegen Gottsched und für die Aufblüte der deutschen Poesie um 1750. Bergmann gibt eine gründliche wissenschaftliche Darlegung der ästhetischen Hauptwerke Meyers, und ist stets bemüht, dessen Stellung in den künstlerischen und wissenschaftlichen Ereignissen seiner Epoche zu zeigen. Die Begründung der deutschen Ästhetik fällt zusammen mit dem Kampf gegen Gottsched; und dieser Kampf wurde seit 1741, einem Jahr nach dem Erscheinen der Hauptwerke der Schweizer, in Deutschland zunächst allein von Meyer geführt. Meyers erstes bedeutenderes Jugendwerk „Gedanken von Scherzen" lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Schweizer auf den Hallenser Philosophen, und seitdem blieb er der Verbündete der Schweizer und ihrer Anhänger. Seine zweite wichtigere Schrift, die „Abbildung eines Kunstrichters", ent-



hält die bei Baumgarten fehlende Geschmackslehre der Wolffschen Schule. Mit dem Jahre 1845, gerade als die erste Periode des großen Literaturstreites ihr Ende erreicht hatte, beginnt der eigentliche Krieg zwischen Gottsched und Meyer, der in der Literaturforschung viel zu wenig beachtet worden ist. Meyer war befreundet mit Lange und schrieb zu dessen „Horazischen Oden" die einflußreiche Vorrede „Vom Werte der Reime", in der sich Meyer als der konsequenteste Gegner des Reimes erzeigt. Seit 1746 beginnt in sechs Stücken die „Beurteilung der Gottschedischen Dichtkunst" zu erscheinen, seine Abrechnung mit Gottscheds Poetik. Eine Flut von Sonderbroschüren und Kritiken rief seine „Beurteilung des Heldengedichts der Messias" hervor, da er in ihr als erster vor den Deutschen Klopstocks Werk begeistert pries. Unter den Gegnern Meyers befand sich damals auch Lessing, aber Meyer schwieg auf seine Angriffe und trat, ohne sich zu wehren, die Führung in der deutschen Ästhetik an den Größeren ab. -in-

---

Elisabeth und ihr deutscher Garten. Verlag von Julius Zeitler, Leipzig 1911.

Dies anonyme Buch einer aus England stammenden Aristokratin über das Landleben in einem norddeutschen Schloß, das von einem großen verwilderten Garten umgeben ist, erschien vor vierzehn Jahren in englischer Sprache und wurde eins der beliebtesten Bücher der neueren englischen Literatur. Die gute Übersetzung von Hedwig Deneke-Wächter läßt vergessen, daß das Werk ursprünglich ein englisches ist. Aber wer dies vortrefflich gedruckte Buch nicht nur ruhig genießend, sondern ein wenig psychologisch reflektierend liest, wird doch empfinden, daß es nur von einer englischen Dame geschrieben sein kann. Denn eine Deutsche hätte dies Thema nicht so ohne jede Sentimentalität und ohne reflektierende Bemerkungen schreiben können. Es ist keine Handlung darin: ruhig, kühl, überlegen, selbstverständlich schreibt eine Dame von ausgezeichneter Erziehung tagebuchartig auf, wie sie in ihrem einsamen Landschloß lebt mit dem „Mann des Zornes", mit den Kindern und den Besuchern. Vor allem aber sagt sie, wie sie ihren Garten liebt und pflegt; denn dieser Garten erfüllt ihre klare Seele mehr als die Menschen. Mit Kühle, Distanz und Ironie spricht sie von allen, die in den Kreis ihres Daseins treten und erwärmt oder ereifert sich über den Gatten und die Kinder ebensowenig wie über den Gärtner oder die Gouvernante. Alles Menschliche ist für sie selbstverständlich, und ein faux pas ist für sie ebenso unmöglich wie eine Emotion über menschliche Dinge. Sobald sie aber von ihrem Garten, von den Blumen, vom Leben in der freien Natur spricht, bricht aus ihren einfachen Worten ein Blühen und Strahlen hervor. All ihre Sinnlichkeit, ihre Liebe zum Leben und zu Erlebnissen hat sich umgewandelt in das eine Gefühl: die Freude am selbstverständlichen heiteren Leben in der einsamen, freien Natur. Man wird ganz ruhig, wenn man dies Buch liest, in dem kein lauter Ton die klare Stille unterbricht, und man hat etwa das Gefühl, als gehe man durch einen klaren Wintermorgen oder empfände den feuchten, frischen Geruch eines Frühlingstages. K. P.

Henryk Sienkiewicz, „Lebenswirbel". Roman. Autorisierte Übersetzung von M. Norbert. Kempten und München 1911. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.

Dieses Werk ist zu den schwächeren Unterhaltungs-Romanen des erfolgreichen Polen zu rechnen. Ein dicker Band Lektüre, in dem nichts eigentlich gestaltet ist, nichts plastisch hervortritt; ein Buch, das breit und schwerfällig einsetzt, immer flacher dahinfließt und schließlich versandet, wiewohl die vielen Fäden der Handlung noch lange Zeit hätten verknüpft und verwirrt werden können. Auf das Detail ist nirgends Sorgfalt verwendet, und das, was Ersatz dafür hätte bieten können: die starken, klaren Linien, die schöne Komposition, Herausarbeiten der Probleme — all das ist nicht zu finden. — Es ist leicht zu ersehen, was Sienkiewicz gewollt hat. Er wollte das arme verwirrte Polen zeigen, das durch die sozialistische Bewegung in Unruhe gebracht ist, dessen Adel, durch innere Konflikte und die äußeren Feinde geschwächt, die Führung des Volkes nicht mehr aufrecht erhalten kann. Aber das eigentlich Romanhafte erdrückt immer wieder die großen Absichten, und konventionelle Szenen in der Art der Familienblatt-Romane machen das Buch für anspruchsvollere Leser oft zu einer qualvollen Lektüre. Die Probleme werden eigentlich nur gesprächsweise abgehandelt, die Masse der Sozialisten und des Volkes bleibt schattenhaft im Hintergrunde, die Adligen sind Menschen ohne Kraft, Willen und Leidenschaft. Auch am seelischen Problem, am „Roman-Sujet", ist Sienkiewicz gescheitert, nicht nur weil dies Motiv gesucht, krampfhaft, romanmäßig ist, sondern weil die beiden Charaktere zu blaß, menschlich gleichgültig und kraftlos sind. Ein junger Aristokrat, der einst in einer dunklen Scheune ein armes Mädchen verführt hat, liebt eine aus England kommende, schöne und edle Dame. Er verehrt sie wie ein überirdisches Wesen und ist glückselig, als seine Liebe erhört wird. Grade in dem Augenblick aber, als er seine Liebe gesteht, erfährt er, daß diese Dame das dereinst verführte Mädchen ist. Dennoch will er sie ehelichen, aber der überirdische Schimmer ist hinweg. Das Gefühl, sich schon einmal in ganz anderen Umständen angehört zu haben, quält die beiden; und schließlich läßt sich der Held hinreißen, die Dame abermals verführen zu wollen. Nach diesem Ausbruch der Leidenschaft verzichtet das einst arme, frohsinnliche, nunmehr vornehme und edle Mädchen für immer; schnell werden die zahlreichen Nebenhandlungen durch einen Mord und andere plötzliche Ereignisse zu Ende geführt, und so nimmt der Roman, der sich den großen Vorwurf gewählt hatte, zu zeigen, wie die Menschen durch seelische Kämpfe und durch die Wirren einer Zeit umhergewirbelt, glücklich und unglücklich gemacht werden, ein schnelles und unrühmliches Ende. K. P.



Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Herausgegeben von Professor Dr. Fritz Johannesson. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung.

Der Herausgeber dieses Buches war vom Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beauftragt, für die deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel eine Schülerbücherei für höhere Lehranstalten zusammenzustellen. Aus dem Verzeichnis dieser Bücherei im Katalog der Ausstellung ist dieses Werk entstanden, welches das große Verdienst hat, zum erstenmal in umfänglicher Weise allen guten Lesestoff zusammenzustellen, der für die männliche Jugend auf den verschiedensten Gebieten in den einzelnen Altersstufen in Betracht kommt. In einigen einleitenden Kapiteln setzt der Herausgeber kurz seine Ansichten auseinander über das Lesen der Knaben und Jünglinge und über die Grundsätze, welche ihn und seine Mitarbeiter bei der Auswahl der Bücher geleitet haben. Die Meinungen des Herrn Professor Johannesson sind freie und klare Ergebnisse und Überzeugungen, und auch der Nichtpädagoge kann sich mit seinen Ausführungen im ganzen einverstanden erklären, selbst wenn man nicht so durchaus überzeugt ist, daß „Religion und Vaterlandsliebe für uns die unerschütterliche Grundlage sittlicher Erziehung bilden". Man freut sich besonders, daß der Herausgeber nicht nur gegen die allgemein bekannte Schundliteratur kämpft, sondern daß er auch die Jugendbücher, welche allein erziehend und belehrend wirken wollen, ohne ästhetische Werte zu bieten, streng aus seiner Auswahl verbannt. Er fügt ein besonderes Kapitel „Vom ästhetischen Wert der Jugendlektüre" und sogar eins „Von der Buchausstattung" ein. — Ein wenig eng erscheinen mir allerdings die Grundsätze, welche den naturwissenschaftlichen Mitarbeiter des Buches leiten. Er fürchtet das „Gift" der monistischen Weltanschauung, die „ebenso zu den Lehren der christlichen Religion wie auch zu den Grundsätzen unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in schroffem Gegensatze steht"; und so läßt er alle Bücher, welche von monistischen Autoren verfaßt sind, aus dem Verzeichnis fort; es ist zum Beispiel kein einziges der schönen Bücher von Bölsche verzeichnet. — An die theoretischen Auseinandersetzungen schließt sich das 200 Seiten umfassende Verzeichnis der empfehlenswerten Bücher an. Auf die Bücher „Für die Kleinen" und für die „Vorschule" folgen in sechs Abschnitten die Werke für Sexta bis Unter-Sekunda nach den einzelnen Klassen geordnet, und den Beschluß macht der besonders sorgfältig ausgearbeitete Katalog der Bücher, welche für die Oberstufe (Obersekunda und Prima) geeignet sind. Innerhalb der einzelnen Stufen sind wieder die einzelnen Disziplinen der Lektüre eingeordnet. Weitaus am ausführlichsten berücksichtigt ist stets die schöne Literatur, und für mein Gefühl ist diese Auswahl so umfassend, vorteilsfrei und von Kritik und Geschmack diktiert, wie es auf dem schwierigen Gebiete der Jugendlektüre nur irgend möglich sein kann. In knapperen, aber ebenfalls gut ausgewählten Verzeichnissen werden Bücher aus der Geschichte und Erdkunde, aus den naturwissenschaftlichen Disziplinen, aus Religionskunde, Philosophie, Turnsport und Kunst aufgeführt. — Es ist nunmehr ein Buch vorhanden, in dem Lehrer, Eltern, Buchhändler stets Rat und Auskunft finden, wenn sie Kindern Bücher geben oder schenken wollen. Aber ich glaube, daß die Eltern immer noch zu leichtsinnig und gleichgültig sind gegenüber der Lektüre der Kinder, und es wird nicht eher starke Besserung zu erwarten sein, als bis allen Eltern solche trefflichen Ratgeber umsonst ins Haus geschickt werden. -s

---

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Im Insel-Verlag, Leipzig 1911.

Wer jemals auf dem durch Franziskus für die Ewigkeit geheiligten Hügel von Assisi stand und auf die fruchtreiche Ebene Italiens hinabschaute, wer in der Unter- und Oberkirche die Fresken Giottos sah, die das Leben des Heiligen mit reiner und unabgelenkter Innigkeit darstellen, der wird auch das Buch lesen wollen, dessen Geschichtlein diesem Lande entsprossen wie die Blumen dieser reichen Landschaft. Und wer empfunden hat, wie das Leben des Franziskus — sein Tun und seine Rede — Nachdenken, die Taten, Seligkeit und eine neue Kunst erweckte, der weiß, warum dies Buch den Titel trägt „Die Blümlein des heiligen Franziskus". Die „Fioretti" sind in Italien in vielen Ausgaben verbreitet. In Deutschland ward der Reichtum und die Reinheit der Gestalt Franzisci erst seit einigen Jahren dem breiten Publikum bekannter, und nunmehr scheint die Kenntnis von seinem Leben und seiner Bedeutung für die italienische Kultur fast zur Mode zu werden; — die Fioretti aber haben nur wenige gelesen. Der teueren Ausgabe, die bei Diederichs vor einigen Jahren erschien, folgt nun eine schöne und sehr billige Ausgabe des Inselverlages. Sie ist von *Rudolf G. Binding* veranstaltet und enthält nach einem kurzen Vorwort die Blümlein des heiligen Franziskus in einer klaren, kräftigen Übersetzung. Diese Übertragung ist so kunstvoll und vom Geist des alten Werks erfüllt, daß sie mir unübertrefflich erscheint. Ohne altertümelnd, weitschweifig oder salbadernd zu werden, sind die Sätze legendenhaft wuchtig und naiv gefügt wie ein altes deutsches Originalwerk. — Man möchte wünschen, daß einer solchen Ausgabe Abbildungen der Fresken Giottos und seiner Schüler beigefügt seien. Daß es aber fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, diese nur schlecht erhaltenen Bilder in einer einfachen Ausgabe zu reproduzieren, zeigen mir die gänzlich mißlungenen Abbildungen in meiner italienischen Ausgabe. Dafür hat Carl Weidemeyer-Worpswede zu jeder Geschichte eine hübsche Initiale gezeichnet, welche in einfacher Holzschnittmanier einen Moment aus jeglichem Blümlein widergibt. Mit einer großen altertümlichen Type ist das Werk auf ein weiches, rauhes gelbliches Papier gedruckt, so daß wir hier in Form und Inhalt eine einheitliche Nachschöpfung jener Geschichten haben, welche uns



die Wundertaten und Betrachtungen des Heiligen und seiner Jünger zur Ergötzung und Belehrung erzählen. Kurt Pinthus.

Karl Henckell: „Im Weitergehn". Neue Gedichte, München 1911, Verlag „Die Lese".

Wären diese Gedichte 1880 erschienen, so müßte man ihnen Beifall zollen; in unsern Tagen werden die belanglosen, herkömmlichen, wenn auch frischen und lebensfreudigen Verse kaum auffallen, und die feingeschulten Liebhaber unserer Lyrik können die Poesie Henckells nicht hoch einschätzen. Breit und geschwätzig rinnen die Strophen dahin: alte Inhalte sind in alte Metren gegossen. Oft sind die Gedichte absichtlich nachlässig in der Form, oft unabsichtlich abgebraucht in Wort und Rhythmus. Man empfindet fast ein tragisches Gefühl, wenn man aus einigen Gedichten ersieht, daß der Dichter wohl weiß, die Zeit sei über ihn hinweggeschritten, die neueren Menschen liebte seinen Dichtungen nicht; aber da lacht er „der prunkhaft preziosen Pedanten/ Und Dichtkunstgeschmäckler vom Pli", da äußert er auf die Angriffe seiner Gegner hin: „Das fördert just mir die Verdauung/ Und stärkt die lebenskräftige Weltanschauung." Aber dennoch werden Henckells Gegner recht behalten, denn diese Verse können nicht der höchsten Kunst zugezählt werden. Dies leicht hingeschmetterte Besingen des frohen, kräftigen Lebens hat oft etwas Krampfhaftes, golden Übertünchtes an sich, und die aktuellen und satirischen Gedichte sind weitschweifige, nachlässige Improvisationen. Es ist zu wenig von den Erscheinungen und vom Rhythmus unserer Zeit in Henckells Poesien — und grade dies möchte er gern geben; ein optimistisches, bramarbasierendes Sängertum bricht hervor, das nicht viel höher einzuschätzen ist als die grade von Henckell so bekämpfte Butzenscheibenlyrik. Das rein Gedankliche, die Tendenz bleibt nicht nur die Hauptsache, sondern führt zur Vernachlässigung der Form und zur Banalisierung wirklich lyrischer Motive. — Anspruchslose Leser, die in der Poesie Erfrischung und kräftigen Zuspruch suchen, werden sich an Henckells Gedichten erfreuen, Menschen mit reiferen Gedanken werden sagen, dieser Dichter hat „im Weitergehn" ein paar Lieder hingesungen, die er lieber den Winden hätte geben sollen als denen, die mit ihm wandern. — Eine sehr schwache Radierung ist dem Buche beigegeben, der Druck zu loben. -th-

---

In der *„Geschichte der öffentlichen Bibliothek der Stadt Boston"* hat ihr Bibliothekar *Horace G. Wadlin* die Entwicklung der ersten großen nordamerikanischen Bibliothek geschrieben, die als städtische Institution eingerichtet worden ist. Die Gründer dieser Bibliothek dürfen daher mit Recht als die Väter des öffentlichen Bibliothekswesens in Nordamerika gelten. Merkwürdig genug ist, daß das Interesse dafür durch einen französischen Schauspieler Alexander Vattemare erweckt worden ist, der seine Bühnenlaufbahn aufgab, um ein internationales Tauschsystem für Bücher und die Einrichtung von öffentlichen Freibibliotheken und -Museen in allen möglichen Ländern anzubahnen. Mit diesem Endzweck im Auge kam er 1841 nach Boston und trug seine Pläne in einer öffentlichen Versammlung vor mit dem Erfolg, daß ein Komitee damit betraut wurde, die Ausführbarkeit seines Schemas zu beraten. Obwohl verschiedene führende Bürger für diese Bibliothek als einen Schlußstein in dem System der Volkserziehung plädierten, so haben es doch — wie George Ticknor, der Geschichtsschreiber der spanischen Literatur, erwähnt — viele, deren Urteil und Einfluß nicht übersehen werden durfte, als ein Experiment betrachtet, welches kaum wirklichen, gewiß aber keinen dauernden Wert für die Stadt erbringen würde. Erst nach mehr als zehn Jahren wurde der Widerstand überwunden und die Bibliothek wurde im Jahre 1852 durch die unerwartete Stiftung von 50000 Dollars von Joshua Bates auf feste Basis gestellt. Der größte Teil des Buches „The Public Library of the City of Boston" ist, wie wir „The Nation" entnehmen, der Entwicklung der Bibliothek und der Aufzählung der hervorragenden Stiftungen in Geld und Büchern gewidmet; es enthält weiter biographische Notizen über die bei der Verwaltung und Leitung der Bibliothek hauptsächlich beteiligten Persönlichkeiten. Ein Schlußkapitel ist dem jetzigen Zustand der Bibliothek und der Art und Weise ihrer Führung gewidmet. Sie enthält ungefähr eine Million Bände und jährlich werden in der Hauptbibliothek, ohne Zählung der Filialen, eineinhalb Millionen Bände benützt. Der erziehliche Wert der Bibliothek zeigt sich zum Beispiel in dem Umstand, daß in jüngster Zeit an einem Tage 477 verschiedene Bände von Studenten eines einzigen Colleges in Anspruch genommen wurden. Wadlins Buch ist in der Druckerei der Bibliothek selbst hergestellt und mit Plänen und Abbildungen geschmückt. M.

Malerisches aus Salzburg. Originalradierungen von *Oskar Graf-Freiburg* und *C. Pfaff-Bader*. 25 Blätter. Mit begleitendem Text. Herausgeber und Verleger *Hermann Kerber*, Kaiserlich und Königlicher Hofbuchhändler, *Salzburg*.

Für Sammler limitierter Drucke, sowie für Liebhaber vornehmer Schwarzweißkunst wird das vorliegende, nur in 200 numerierten Exemplaren gedruckte Prachtwerk von besonderer Anziehungskraft sein. Der Name Salzburg ist an sich ein Programm, in dem sich deutsche Waldlandschaft, Kühnheit und Trutzigkeit des Alpenlands, Sonnigkeit und Linienschönheit Italiens durchdringen und verschwistern. Mozart, der genius loci, hat deutsche Tiefe und Innigkeit mit romanischer Grazie zu einer höhern Einheit verbunden. Dieser Geist lebt sichtbarlich in der Stadt, die durch die gotische Strenge wie durch die spielerische Anmut des Rokoko mit allen dazwischen liegenden Stilperioden ihr Gepräge erhält und ihre fesselnden Reize entfaltet: Romantik an allen Ecken und Enden, in Natur, Kunst und Menschentum. Diesen romantischen Geist haben die beiden Künstler nicht nur mit schauenden Augen und sicherer Hand, sondern vielmehr noch

mit nachempfindender Seele in ihre Radierungen zu retten verstanden. Wäre das Werk nur eine Sammlung von 26 Radierungen, so ginge sie lediglich die Kunst an. Aber die stimmungsvollen Dichtungen in Vers und Prosa von *C. Pfaff-Bader*, die launigen historischen und erzählenden Blätter, die aus R. v. Streles und Fürst Wredes Werken mit feinem Verständnis für die malerischen Gassen, Winkel, Denkmäler, Kirchen, für den von Lenau besungenen Friedhof bei St. Peter, für Muelln und die Lustschlösser Hellbrunn und Anif usf. ausgewählt sind, weisen dieses Prachtwerk doch auch der Literatur über Salzburg zu.

Von den 26 Platten in Voll- und Teilblättern hat Oskar Graf 21 radiert; die übrigen fünf Platten und die Mehrzahl der Vignetten zu den Druckseiten des Textes gehören Cäcilie Pfaff-Bader, die es ausgezeichnet verstanden hat, das Architektonische in das Bildmäßige aufzulösen. Beide Künstler haben sich durch ihre sonstige Graphik, die landschaftliche, figurale und Porträt-Darstellungen, sowie feine Gebrauchsgraphik (Exlibris, Neujahrskarten usw.) umfaßt, einen Namen von gutem Klang errungen. In dem Werk „Salzburg" findet sich eine neue Begründung dafür.

Von den Remarquedrucken (Nr. 2—26) mit handschriftlicher Signatur sind nur noch wenige Exemplare zu 150 M. verfügbar. Von den Nummern 27—200, das Exemplar jetzt noch zu 35 M., kann aber gesagt werden, daß die Drucke dieselben Reize und Feinheiten zeigen, wie die Vorzugsausgabe. *Dr. Bgr.*

Bilderatlas zur Musikgeschichte. Herausgegeben von *Gustav Kanth. Berlin, Schuster & Loeffler,* 1912. (VIII und 248 Seiten, Quer-Folio. In Leinenband 12 M.)

Viele, die das in der Zeitschrift „Die Musik" angesammelte Anschauungsmaterial zur Musikgeschichte kennen, werden sich statt der Menge im Durcheinander schon oft eine Auswahl im Nebeneinander gewünscht haben. Denn die an sich sehr willkommene stetig vermehrte Fülle von Abbildungen wird mit der wachsenden Bändezahl dieser Zeitschrift auch für den Besitzer ihrer vollständigen Reihe einer bequemen, raschen Orientierung hinderlich. Der Wunsch ist nun erfüllt worden und man darf sowohl dem Herausgeber wie dem Verlage des „Bilderatlas zur Musikgeschichte" für ihr schönes Unternehmen danken. Der billige Preis der Ikonographie (als welche man den Atlas bezeichnen kann, obschon neben den Bildnissen berühmter Musiker auch andere Abbildungen zu ihrer Lebensgeschichte, insbesondere auch Nachbildungen wichtiger Handschriften und Drucke gegeben werden) ist selbstverständlich nur dadurch möglich geworden, daß wohl die meisten der für sie gebrauchten Bilder unter den druckfertigen Stöcken aus dem Besitze des Verlages ausgesucht werden konnten. Deshalb soll man aber die Arbeit des Herrn Herausgebers nicht unterschätzen, der in sehr geschickter und sachkundiger Anordnung ein fast vollständiges Bildermuseum zur Musikgeschichte seit etwa 1700 geschaffen hat. Wer das Namenverzeichnis durchsieht, wird wohl keinen bekannteren Namen vermissen; wo etwa für die ältere Zeit Lücken vorhanden sind, ließ sich ihre Ausfüllung nicht ermöglichen, weil die Quellen versagten. Die Zusammenstellung, die zeitliche Entwicklung durch Gruppierung Zusammengehörender verdeutlichend, wird durch die Bilder fortlaufend begleitende bio-bibliographische Anmerkungen erläutert. So kann der Atlas den Freunden der Musikgeschichte ein willkommenes Handbuch sein, so kann er, und zwar mehr noch als Ergänzung wie als Gegenstück, zum deutschen Literaturatlas betrachtet werden. Auch der Sammler, sei er Autographile oder Bibliophile, wird vielfachen Vorteil von ihm haben. Allerdings sind die Büchersammler, die den Urausgaben der Werke der Tonkunst-Meister ihre Teilnahme widmen, weit weniger zahlreich als die bibliophilen Freunde der Dichtkunst, was ja insofern nicht weiter verwunderlich ist, als die Benutzung einer schönen Musikaliensammlung eine gewisse praktische und theoretische Musikbildung voraussetzt. Immerhin aber ist eine solche unter den Bibliophilen nicht so selten, als daß sich nicht noch manche durch den Bilderatlas zur Musikgeschichte anregen lassen könnten, zu dem einen oder dem anderen Komponisten auch als Sammler ein näheres Verhältnis zu gewinnen. Daß eine solche Sammlerarbeit ihre besonderen Reize hat, daß mit dem Zusammenbringen des Oeuvre selbst eines Kleinmeisters der Musik Genüsse verbunden sein können, die der Bibliophile heute noch nicht mit Gold aufzuwiegen braucht, sei nur nebenbei gesagt. Ausdrücklich hervorgehoben werden soll aber der Nutzen solcher musikalischen Sondersammlungen für die Allgemeinheit, wenn sie dieser später an geeigneter Stelle (etwa in der deutschen Musikaliensammlung bei der Königlichen Bibliothek Berlin) erhalten bleiben.

G. A. E. B.

Kleine Mitteilungen.

Persische Miniaturen. Die Sammlerkreise wenden sich neuerdings mit Eifer den orientalischen, namentlich den *persischen Miniaturen* zu. So mag es interessieren, was eine Autorität auf diesem Gebiete, *Wilhelm R. Valentiner,* der Kurator der Abteilung für dekorative Kunst in dem New Yorker Metropolitan-Museum of Art, in dem letzten Bulletin dieses großen Museums über persische Miniaturen (meist im Anschluß an den Besitz des Museums) zu sagen hat.

Die Ähnlichkeit, die für den oberflächlichen Betrachter zwischen der Kunst des nahen und des fernen Ostens, speziell zwischen der von Persien einerseits und von China und Japan andererseits, zu herrschen scheint, ist mehr eine scheinbare als eine wirkliche und beruht hauptsächlich in gewissen, beiden Kunstgebieten gemeinsamen, ganz äußerlichen Konventionen. Die hauptsächlichste dieser Konventionen ist die Flächenkunst und die absichtlich unrealistische Art, in welcher die ganze östliche Kunst sich ausspricht. Ein fast ebenso wichtiger Punkt ist die nahe Verwandtschaft zwischen der orientalischen Kalligraphie und den mehr dekorativen und zeichnerischen Künsten. Der



östliche Künstler, der auf Kosten des Realismus Linie und flachen Ton vor allem im Auge hat, steht in direktem Kontrast mit dem typisch-europäischen Gedanken, daß die darzustellenden Gegenstände als wirklich existierend in Raum und Licht dargestellt werden müßten, und daß zu ihrer plastischen Modellierung und verschiedenartigen Farbe so viel Realität und Greifbarkeit gegeben werden müsse, wie überhaupt möglich ist. Deswegen ist der Osten, namentlich der nahe Osten, dem Westen in allen rein ornamentalen und dekorativen Künsten überlegen, bei denen, gemäß der Natur des Materials selbst, eine flache Oberfläche eines der ersten Requisite für den Erfolg ist, wie zum Beispiel bei der Teppichweberei, der eingelegten Arbeit, dem niederen Schnitzrelief und ähnlichem. Abgesehen von solchen weit verbreiteten Konventionen ist zwischen der Kunst Persiens und Chinas und Japans nicht mehr Gemeinsames, als zwischen denen in zwei weit voneinander abgelegenen europäischen Gebieten; die Wichtigkeit des chinesischen Einflusses auf Persien, die wir so oft in gemeinsamen Motiven, wie dem Drachen, dem Phönix und dem Wolkenband finden, ist viel zu sehr übertrieben worden.

Die Miniaturen, mit denen die Perser ihre ausgearbeiteten wundervollen Manuskripte illustrieren, entsprechen in ihrer Bedeutung den Panelen und Wandgemälden Europas und den Kakemonos und Makemonos von Japan und China. Diese Miniaturen sind die einzige Kunstübung des nahen Ostens, in denen die Persönlichkeit des Künstlers wirklich hervortreten konnte; und auch hier geschieht dies in einem weit geringeren Maßstabe, als in der europäischen Malerei, da der östliche Künstler oder Handwerker durch den rein ornamentalen Zweck des Werkes gebunden ist. Die persische Kunst erhielt ihre Antriebe aus ganz anderen Motiven als die chinesische. Der Perser illuminiert und illustriert nicht religiöse Ideen wie der Chinese, sondern poetische und historische Werke, namentlich die bedeutendsten Monumente der persischen Literatur des XII. und XIII. Jahrhunderts, das heißt des Zeitalters eines Firdusi, Omar Khayam, Sadi und Hafis. Es war ja doch verboten, den Koran mit irgendeiner Darstellung eines lebenden Gegenstandes auszuschmücken. Deswegen war der Künstler gezwungen, die religiösen Schriften mit konventionellen Verzierungen allein zu zieren und seine malerische Tätigkeit auf weltliche Bücher zu beschränken. Dasselbe Gesetz, das den Gebrauch menschlicher Figuren und von Tieren in der Illumination des Koran verbot, wurde von einer großen muhammedanischen Sekte so ausgelegt, als ob die Darstellung eines lebenden Wesens in der Kunst überhaupt auszuschließen sei. Die orthodoxeren Sunniten, zu welcher muhammedanischen Glaubensrichtung die Türken gehören, blieben fest bei dieser Ansicht, die Schiiten, zu denen die Perser und Inder gehören, interpretierten in liberalerer Weise, und so konnten dann die herrlichen Miniaturen zustande kommen, hinter denen die europäischen und amerikanischen Sammler jetzt so sehr her sind. — Die türkische Kunst hat aber eine rein ornamentale Dekoration zustande bringen können, deren Konvention mit der natürlichen Vorliebe des Türken für geometrische Formen durchaus korrespondierte. Bei dieser natürlichen Tendenz des Türken zur formalen Zeichnung wurden realistische Pflanzen- und Tiermotive, die man von Persien entlieh, in strenge, in höchstem Maße konventionalisierte geometrische und dem Leben fernstehende Motive verwandelt.

Die Malerei im nahen Osten entsprang dem orientalischen Zweige der byzantinisch-ägyptischen Kunst, die selbst aus der späteren griechischen Zivilisation herausgewachsen ist. Und auch die Wandmalereien des VII. und VIII. Jahrhunderts, die jüngst in Schlössern Syriens entdeckt worden sind, zeigen eine starke Ähnlichlichkeit mit den Fresken in Ägyptens koptischen Kirchen. ein Beweis der nahen Verwandtschaft der Kunst dieser beiden Gebiete. Dieser byzantinische Einfluß ist noch stark zu erkennen in den Buchillustrationen der ersten Periode einer unabhängigen persischen Kunst, wie sie sich in den Manuskripten des XII. und XIII. Jahrhunderts zeigen, die hauptsächlich Zentralmesopotamien, dem Sitze aller nahe-östlichen Kunst im Mittelalter, entstammten. Ähnliche Motive finden sich in gleichzeitigen Töpfereien aus Rhages und Veramin, wo der byzantinische Einfluß mit von den Mongolen entlehnten Formen sich verbindet, wodurch sich das Ganze in einen ganz ursprünglichen Stil von primitivem und schwerem Charakter umwandelte. Die in dieser Zeit dargestellten menschlichen Figuren sind immer kurz, dünn und im Typ durchaus mongolisch. Zu gleicher Zeit aber sind sie mit Nimbus und Halos (Glorienscheinen) dekoriert, die man von den Heiligen der byzantinischen Kunst entlehnt hat. Im Lauf der Zeit wurde diese eingeborene Kunst immer mehr verfeinert, bis sie unter den ersten Safaviden im XV. und XVI. Jahrhündert ihren Gipfelpunkt erreichte, als jene wundervollen seidenen Tierteppiche und jene blumengeschmückten Töpfereien mit glänzenden Farben und feinem Lüster hergestellt wurden. In diesen Tagen des Friedens und des Reichtums erinnert sich Persien seiner großen Vergangenheit in Literatur, Kunst und als kriegerisches Land, und der allgemeine Stolz und der Optimismus der Zeit spiegeln sich in den Miniaturen wieder, deren glänzende Zeichnung gegen die Nüchternheit der gleichzeitigen chinesischen Malerei stark kontrastiert. Hier finden wir Szenen aus dem Leben einer Nation, die ein gefälliges Leben im Frieden und in hoher Kultur führt: Liebesszenen in blumenreichen Gärten, Dichter, die vor den Hofleuten ihre Poeme verlesen, mit Wein und Musik ergötzte Fürsten, Philosophen in der Wüste, Ballspiele und Polowettspiele, alles mit reichen Zutaten dargestellt, die Wände aus farbigen Ziegeln, mit prächtig gemusterten Teppichen, goldglänzenden Trachten, das Ganze mit dem vollen Eindruck eines großartigen Luxus. Selbst die Schlachtzenen in ihren glänzenden Farben und blauem Himmel scheinen nicht grausam. Noch findet man Ausgeburten einer Religion, die ihre Gläubigen durch schreckhafte Dämonen und durch phantastische und groteske Monstren zur Tugend zwingen will, und hier liegt der größte Unterschied zwischen persischer und chinesischer Malerei, denn in



der letzteren geben die häufigen Darstellungen grausamer und wütender Gottheiten der ganzen Art der Tempelmalerei einen schrecklichen und düsteren Charakter. Und wie die Kunst der beiden Nationen im dargestellten Gegenstand differiert, so tut sie es auch in der Technik; während der Chinese in Tempera malt, wodurch natürlich ein dumpfer Ton hervorgebracht wird, und zwar auf eine leicht braune Leinwand, gebraucht der Perser leuchtende und glänzende Gouachefarben, wodurch er fast ebenso brillante Wirkungen hervorbringt, wie sie die Ölmalerei erreicht. In chinesischen Gemälden spielt der glatte Ton des Hintergrunds, auf dem sich die Komposition abhebt, eine wichtige Rolle in dem allgemeinen Effekt, während in der persischen Malerei der Hintergrund über und über mit ausgearbeiteter Dekoration bedeckt ist, im Gegensatz zu welcher die Hauptfiguren wie verhältnismäßig kleine ausgesparte Räume erscheinen. Den gleichen Unterschied finden wir auch zwischen persischen und chinesischen Teppichen. Bei den ersteren ist der Grund vollständig mit glänzend kolorierter Dekoration erfüllt, während bei den letzteren wenige wichtige Motive auf einem ausschließlich bräunlichen Hintergrund erscheinen.

Die Miniaturkunst beginnt im XVII. Jahrhundert in Persien von ihrer Größe herabzusteigen, obwohl im Beginn dieser Periode noch ein so bedeutender Künstler wie Riza Abbasi zu finden ist. Er machte von der breiteren und mehr persönlichen Technik Gebrauch, die damals da aufkam, wo breite, komplizierte und glänzend kolorierte Kompositionen durch Außenlinienzeichnungen in grauer Monochromie ersetzt wurden, wobei meistens Einzelfiguren mit der Absicht, ein strenges Porträt zu geben, dargestellt wurden. Mit dieser Hinneigung zum Individualismus kommt die persische Kunst der europäischen näher, und das ist auch ein Grund, warum Riza Abbasi von europäischen Sammlern so gut verstanden wird; aber dadurch verliert die persische Kunst das meiste von ihrem originalen asiatischen Charakter nach einer kurzen Kompromißperiode. Riza Abbasi lebte am Hofe des Schah Abbas des Großen und war ebenso berühmt als Kalligraph wie als Maler. Seine Porträts zeigen die große Tradition, die hinter ihm steht und eine vollständige Meisterschaft über die Form. M.

Bibliotheken im Staate New York. Der Jahresbericht über die Bibliotheken des Staates New York ist als solcher vorbildlich, wie das amerikanische Bibliothekswesen selbst, namentlich das im Staate New York, von Europa aus mit Bewunderung, ja mit Neid betrachtet werden muß. Der große Jahresbericht beruht, wie wir „The Nation" entnehmen, auf den Ausweisen von 1390 verschiedenen Bibliotheken des Staates New York, deren Bücherbestand insgesamt 9718899 Bände umfaßt, welche im letzten Berichtsjahre eine Zirkulation von 21½ Millionen Büchern hervorgebracht haben. Es sind in dem Berichtsjahre 45 Bibliotheken mehr verzeichnet als im Vorjahre. Der Bücherbestand als Ganzes hat trotz gewaltiger Zugänge durch den Brand der New-Yorker Staatsbibliothek im verflossenen März um 350000 abgenommen. Seit 1893 hat die Anzahl der Bibliotheken im Staate New York sich verdoppelt, die Anzahl der Bücher verdreifacht und die Zirkulationsziffer versiebenfacht. Für jeden Haushalt des Staates New York werden im Jahre 10 Bücher durchschnittlich von den Bibliothekgestellen genommen, für jede Einzelperson 2,2 Bücher. — Von den 1390 berichtenden Bibliotheken gehören 845 Hochschulen und Akademien und bieten daher dem allgemeinen Publikum eine nur beschränkte Benützungsmöglichkeit; 53 sind nur für bestimmte Institutszwecke zu benützen; 51 sind Subskriptions- oder Zirkulationsbibliotheken, die von dem Erziehungsdepartement des Staates New York unabhängig sind und 440 sind freie öffentliche Bibliotheken, für welche der Staat Zuschüsse gibt. — Die Gesamtzirkulation von 21½ Millionen Büchern wird zum größten Teil von den 440 Freibibliotheken und zwar mit einer Zirkulation von 20 Millionen Bänden gestellt. — Die Staatsbeiträge für die öffentlichen Bibliotheken betrugen im ganzen nur 31600 Dollar, dagegen haben die einzelnen Gemeinden durch lokale Steuern fast 1600000 Dollar dafür aufgebracht. 299 öffentlichen Bibliotheken werden durch solche Steuern unterstützt und erhalten, 190 Freibibliotheken werden dagegen auch allein von lokalen Unterstützungen und freiwilligen Beiträgen erhalten. — Selbstverständlich sind die Städte, was Unterstützung und Ausdehnung der Bibliotheken betrifft, gegenüber dem offenen Lande am weitesten vorangeschritten, so daß, während die Städte nur 74% der Bevölkerung des Staates New York beherbergen, sie 85% der Zirkulation und 96% der gesamten Zusteuern für Bibliotheken aufbringen. Nichtsdestoweniger ist der Fortschritt auf dem Lande ein höchst bemerkenswerter und ermutigender. Diese Landbevölkerung von 2400000 Einwohnern besitzt in ihren Bibliotheken fast 1½ Millionen Bücher mit einer Zirkulation von 3100000 Bänden. — Die jährlichen Zuschüsse der Städte für die Bibliotheken variieren von mehr als 1 Million Dollars (New York) bis zu ganz kleinen Summen; Buffalo zahlt 100000, Syrakus 40000, Utica 24000 Dollars usw. Für jeden in Zirkulation befindlichen Band des letzten Jahres zahlte die Stadt New York 19 Cents, Buffalo 10 Cents, Syrakus 14 Cents, Utica 13 Cents. — 45 Bibliotheken des Staates New York wurden das letzte Jahr durch Schenkungen unter Lebenden oder im Todesfall bedacht. Darunter sind für Rochester und New Rochelle Schenkungen von 100000 Dollar, für Washingtonville von 50000 Dollar usw.; natürlich rührt das meiste Geld von Carnegie her. Eine ganze Reihe Bibliotheken des Staates New York haben im letzten Jahre neue, teilweise prächtige Gebäude beziehen können, darunter mehre Bibliotheken in der Stadt New-York selbst. Die Mittel zu den Neubauten wurden teils von Carnegie, teils durch lokale Subskriptionen, teils aber auch durch städtische Anleihen herbeigebracht. Im ganzen Staate New York sind 34 Bibliotheken allein auf Carnegies Kosten erbaut worden, 120 andere wurden von anderen Einzelstiftern er-

richtet. — Die im ganzen Staate New York allein zu Bibliothekszwecken existierenden Gebäude sind 288 an der Zahl und repräsentieren einen Wert von fast 50 Millionen Dollars. M.

Im Frühjahr 1912 erscheint *Kleists „Penthesilea"* in der tschechischen Übersetzung *Ottokar Fischers* in bibliophiler, von Maler *V. H. Brunner* besorgter Ausstattung (schwarzer und roter Druck, Format 145: 200 mm, englische Mediaevalschrift, Titelzeichnung, Vignetten). Subskriptionspreis: 4.50 Kr. broschiert, 8 Kr. in Pergament gebunden, 20 Kr. auf Japan. Bestellungen zu richten an den Herausgeber Prof. *Milan Svoboda, Prag, Weinberge 1113.*

Die Bücherei Maiandros betitelt sich eine neue Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen, die ab 1. Oktober dieses Jahres von *Heinrich Lautensack, Alfred Richard Mayer* und Dr. *Anselm Ruest* herausgegeben wird. Diese Zeitschrift bietet für Deutschland insofern ein Novum, als jedes Heft außer einer literarischen Umschau ein völlig in sich abgeschlossenes Buch ist, bald eine Novelle, einen ästhetischen Dialog, einen philosophischen Essay, eine lyrische Anthologie, gelegentlich auch eine Schwarz-Weiß-Folge enthaltend.

Die rühmlich bekannte Antiquariatfirma *Gilhofer & Ranschburg* in *Wien* bietet den Sammlern mit ihrem Katalog 100 eine auserlesene Reihe von Manuskripten, xylographischen und typographischen Inkunabeln, im ganzen 266 Nummern. Der größte Teil entstammt der Sammeltätigkeit eines schlesischen Bibliophilen des XVII. Jahrhunderts, *Johann Gottfried Troïlo von Lessot.* Nach dessen um 1650 erfolgtem Tode gelangte seine Bibliothek in den Besitz des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, später an die Gattin des Octavio Piccolomini, Prinzessin Benigna von Sachsen-Lauenburg, und schließlich an das Piaristen-Kollegium in Schlackenwerth, dessen Bibliothek auch von dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, dem Türkenbesieger, reich bedacht wurde.

Die Schätze, die so in Schlackenwerth vereinigt wurden, sind in der Tat seltenster Art und es erscheint kaum möglich, hier einzelnes besonders zu rühmen. Jeder unserer Leser wird selbst zu dem Katalog greifen müssen, um sich in diese Fülle der Gesichte zu versenken, um so mehr, da der große Quartband auch dem genußreich und anregend sein wird, der auf den Erwerb der darin verzeichneten Kostbarkeiten verzichten muß. Die Handschriften und Drucke sind mit anerkennenswerter Exaktheit beschrieben und bibliographisch charakterisiert, die Ausstattung mit 96 Textillustrationen, 5 farbigen und 11 schwarzen Tafeln macht ihn zu einer belehrenden Augenweide und zu einem dauernd wertvollen Besitztum.

Noch stattlicher stellt sich der 21. Katalog von *C. G. Boerner* in *Leipzig* dar, enthaltend kostbare Bucheinbände des XV. bis XIX. Jahrhunderts, beschrieben von Carl Sonntag jun., mit 9 farbigen und 43 schwarzen Tafeln. Eine warmherzige Einleitung des Herausgebers verleiht dem schönen Bande sogleich einen Stempel eigener Art. Er beklagt, daß die Gegenwart statt des Sinnes für Buchschönheit nur die Jagd nach dem Seltenen und Kostbaren kennt, vielleicht doch wohl zu schwarz sehend, was aber freilich gerade dem Künstler-Buchbinder zu verzeihen ist. Dann folgt die Aufzählung und Beschreibung von 230 schönen Bänden, darunter als Prachtstücke ein Grolierband von erlesener Schönheit (16500 M.), der schon 1815 bei der Versteigerung der Bibliothek James Edwards mit 43 £ bezahlt wurde, und ein herrlicher Maioliband (15000 M.).

In *Straßburg* ist eine *Gesellschaft für elsässische Literatur* begründet worden, Jahresbeitrag 10 M., Beitrittsmeldungen an die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Als erste Publikation soll *Sebastian Brants „Narrenschiff"*, herausgegeben von von Professor *Franz Schultz*, erscheinen, obwohl es bekannt ist, daß die Gesellschaft der Bibliophilen als Sonderpublikation für 1912 ein Faksimile desselben Werkes herausgeben wird.

Der IV. Jahrgang von *Bogengs* vortrefflichem „Taschenbuch des Bücherfreundes" wird, befreit von dem in der Tat unnötigen Kalendarium, als *„Jahrbuch für Bücher-Kunde uud -Liebhaberei"* erscheinen, wie bisher im Verlag von *Max Harrwitz* in *Nikolassee.* Künftig soll namentlich die Geschichte der Bücherliebhaberei und der Sammlerpraxis berücksichtigt werden, wovon schon das vielverheißende Inhaltsverzeichnis des neuen Jahrgangs Zeugnis gibt. Den Druck besorgt *W. Drugulin* in der Oldstyle, einer vorzüglichen englischen Renaissancetype. 50 Exemplare auf holländischem Bütten kosten je 15 M., 750 auf Original India-Papier je 8 M.

In der Göttinger Zeitschrift „Der Sammler" Nr. 5 vom 1. März 1912 wird eine hervorragende Reihe von *Werther-Schriften* zum Verkauf ausgeboten: Original-Ausgaben und Nachdrucke, Übersetzungen, Nachahmungen und Streitschriften, im ganzen 56 Nummern, darunter große Seltenheiten.

Von *Hugo Hayns „Bibliotheca Germanorum Erotica"* beginnt der Verlag *Georg Müller* in *München* eine dritte, stark vermehrte Auflage, bei deren Herausgabe Hayn von Herrn Dr. *Gotendorf* in Dresden unterstützt wird. Der Umfang wird drei bis vier starke Großoktavbände betragen, der Subskriptionspreis für jeden Band 15 M., gebunden zirka 18.50 M., in der Luxusausgabe (100 Exemplare auf Van Gelder in Ganzleder) zirka 40 M. Alljährlich sollen, nur für die Käufer des Hauptwerks, Supplemente erscheinen.

Eine große *kunst- und kulturgeschichtliche Ausstellung zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege* veranstaltet die Stadt *Breslau*, die Stadt des „Aufrufs An mein Volk", im Jahre 1913 von Mitte Mai bis Ende Oktober unter dem Protektorate des Kronprinzen des Deutschen Reichs. Die Ausstellung, mit der die Stadt ein ständiges Ausstellungsgebäude im Scheitniger



Parke eröffnet, ist den Fürsten, Heerführern, Staatsmännern, Dichtern, Künstlern und bedeutenden Frauen jener Zeit gewidmet, umfaßt das damalige Heereswesen und vor allem Bilder der Ereignisse, als Rahmen aber die Kunst und das Kunstgewerbe der Zeit vor 100 Jahren. Ein Aufruf, den eine große Zahl von bekannten Größen der Politik, der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie, hohe Staats- und Gemeindebeamte und Nachkommen von Helden der Freiheitskriege aus ganz Deutschland als Mitglieder des Ehrenausschusses unterzeichnet haben, erbittet *Leihgaben für die Ausstellung* nicht nur aus Deutschland, auch aus den mit Preußen damals verbündeten Staaten und aus Frankreich. Die Geschäftsstelle der Ausstellung befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, dessen Direktion die Gesamtleistung übertragen worden ist.

Im Antiquariatskatalog 110 von Paul Alicke in Dresden A. steht zu lesen:

559a **Grimm,** J. und W., Deutsches Wörterbuch. Alles, was davon bis heute erschienen. Die zwölf kompletten Bände in Halbfranzband, der Rest in Lieferungen. Sehr schönes Exemplar 235.—

560 — —, Pantheon-Ausgabe, Original-Pergamentband (4.—) 2.50

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, bezw. durch gerichtliches Urteil bestätigt:

Der Floh 1911, Nr. 38—39;

Sekt, Jahrgang 6, Nr. 1, 3, 16, 37, Jahrgang 7, Nr. 6, 9, 28;

Wiener Karikaturen Nr. 10;

Jean qui rit vom 5. Nov. 1911;

Pschütt Nr. 10;

Ruf an die Frauen (Berlin, W. Kästner);

Wiener kleines Witzblatt 1911 Nr. 23—28, 35, 36, 38, 39, 41, 43—52, 1912 Nr. 1—9;

Die schöne Mathilde oder Leben und Abenteuer einer jungen Modistin;

Durchtollte Nächte, durchjubelte Tage, der Roman einer Berliner Lebedame;

Der Ausgang. Eine romantische Episode nach dem Leben geschildert und unterstützt mit 16 vortrefflichen Illustrationen. Herausgegeben zum Ansporn und zur frohen Muße für alte Herren;

Glühlichter 1910 Nr. 20, 1911 Nr. 6, 7, 17;

La Vie en Culotte rouge Nr. 510;

In paradiesischer Schönheit. Farbige Freilichtakte nach künstlerischen Aufnahmen des Kunstmalers M. Schneider, Lieferung 1 und 2 (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger);

Le Frou-Frou Nr. 597;

E. Laurent, Sexuelle Verirrungen, Sadismus und Masochismus, autorisierte deutsche Ausgabe von Dolorosa (Berlin, Barsdorf);

Der Wiener Akt, photographische Aufnahmen nach der Natur, gestellt von Kunstmaler Eduald Büchler, aufgenommen von Johann Riediger, Serie 1.

Die Verbreitung der Wiener Zeitschrift „Der Floh" wurde auf zwei Jahre verboten.

Die Verurteilung der beiden Inhaber eines Dresdner Verlags wegen Verbreitung der Prospekte einer nicht erschienenen Übersetzung von „Briefe eines Provenzalen an seine Frau" wurde vom Reichsgericht bestätigt.

Nach Meldung der Tageszeitungen wurde in Leipzig von Beamten der zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur beim Polizeiamt bestehenden Abteilung 4 wieder einmal *„Giovanni Boccaccios Dekameron oder die 100 Erzählungen"* auf Grund des § 184 Ziffer 1 des Reichsstrafgesetzbuchs in einem größeren Posten beschlagnahmt. Um welche Ausgabe es sich dabei handelt, geht aus der Notiz nicht hervor.

Ein Riesenlager unsittlicher Bücher, Bilder, Aktstudien und der zu deren Herstellung benutzten Platten wurde durch die Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder und Schriften bei einem alten Herrn im Westen Berlins beschlagnahmt. Seit längerer Zeit tauchten bei kleinen Zeitungs- und Buchhändlern, die Nick Carter, Sherlock Holmes, Nat Pinkerton und andre Detektivromane vertreiben, unsittliche Bilder und Schriften auf, die die Polizei immer wieder beschlagnahmte. Es gelang aber lange Zeit hindurch nicht, die Betriebsstelle dieser anstößigen Sachen ausfindig zu machen, bis diese jetzt nach langen Nachforschungen bei einem biederen alten „Rentner" in Berlin W. ermittelt wurden. Die Beamten der Zentrale nahmen daraufhin eine Durchsuchung der Wohnräume des Mannes vor, die wider Erwarten eine Unmenge dieser Bilder und Bücher zutage förderte. Nicht weniger als 46 große Pakete wurden beschlagnahmt und dem Gericht zur vorläufigen Begutachtung übergeben. Aus den Korrespondenzen des Mannes ersah man, daß dieser nicht nur ganz Berlin, sondern auch viele andere deutsche Städte und sogar das Ausland mit diesen Sachen überschwemmt und natürlich einen sehr gewinnbringenden Handel getrieben hat. Einige der beschlagnahmten Bilder und Aktstudien sind vielleicht an sich nicht unzüchtig, doch werden sie dadurch anstößig, daß sie durch die bezeichneten kleinen Händler der heranreifenden Jugend für geringes Geld zugänglich gemacht werden.



Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 20. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 597. Bibliotheca Philologica Classica enthaltend unter anderem die Büchersammlungen von Johann Tobias Krebs, Verfasser von „Observationes in N. T. e Flavio Josepho" usw.; Johann Philipp Krebs, Verfasser des bekannten „Antibarbarus der lateinischen Sprache" usw. usw.; Geheimrat Dr. Ernst Schulze, weiland Direktor des Gymnasiums zu Homburg v.d.H., Verfasser von „Skizzen hellenischer Dichtkunst", „Übersicht über die griechische Philosophie" usw. I. Auctores Graeci Originaltexte, Übersetzungen und Erklärungsschriften griechischer Klassiker. 5277 Nrn. — Nr. 599. Periodica, Zeitschriften, Zeitungen, Sammelwerke, Publikationen gelehrter Gesellschaften. 1716 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 21. Kostbare Bucheinbände (siehe unten Seite 77). — Liste Nr. 35. Radierungen, Holzschnitte, illustrierte Werke von Moritz von Schwind, Ludwig Richter und anderen Künstlern der Zeit. 563 Nrn.

Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung in *Göttingen.* Nr. 40. Wissenschaftliche Theologie. 3494 Nrn.

Victor Eytelhuber in *Wien VIII/11.* Anzeiger Nr. 46. Neueste Erwerbungen.

Flandria in *Courtrai.* Histoire et sciences auxiliaires — archives, manuscrits et autographes — sciences exactes, sciences naturelles — literatures. 922 Nrn. Incunables. — Impressions rares et illustrées du 15. au 19. siècle. — Art et archéologie. — Musique. — Bibliographie et histoire de l'imprimerie. — Anciens catalogues de vente. 690 Nrn.

Adolf Geering in *Basel.* Nr. 348. Jugend- und Volksschriften, über 7500 Bände größtenteils zu ermäßigten Preisen. 3028 Nrn. — Nr. 351. Theologie. V. Praktische Theologie. Christliche Unterhaltungsliteratur. Nr. 9934—12755. — Nr. 352. Nationalökonomie. Staats- und Sozialwissenschaft. Politik. Statistik. Jurisprudenz. Enthält unter anderem die Bibliotheken des † Zürcher Dozenten J. M. Boesch, sowie einen großen Teil der Bibliothek des † Prof. Dr. Carl Hilty, Bern. 1523 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 100. Manuskripte und Inkunabeln. 266 Nrn. (siehe unten Seite 77). — Nr. 103. Viennensia. Zum Teil aus den Bibliotheken der † Herren Ludwig Hevesi und Archivdirektor Dr. Albert Starzer 2031 Nrn.

Max Götz in *München.* Anzeiger Nr. 952 und 953. Varia. Neuerwerbungen. 944 und 1004 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 60. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 958 Nrn.

Gsellius in *Berlin W. 8.* Nr. 347. Kriegsgeschichte und Militaria.



Otto Harrassowitz in *Leipzig*. Nr. 348. Klassische Philologie und Altertumskunde, enthaltend unter anderem die Bibliotheken von Professor O. Gilbert in Halle und Professor L. Jeep in Königsberg. II. Zeitschriften. Altertumskunde. Archaeologie. Numismatik. Grammatik und Lexikographie. 2515 Nrn. — Nr. 349. Deutsche Altertumskunde und Kulturgeschichte. Deutsche Sprache und Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. 1333 Nrn. — Nr. 350. Deutsche Literatur vom Ausgange des Mittelalters bis zur Neuzeit, enthaltend die Bibliothek eines französischen Sammlers, zumeist in hübschen französischen Einbänden. 1945 Nrn.

Max Harrwitz in *Nikolassee bei Berlin*. Nr. 106. Vermischtes. Nr. 936—1263.

F. W. Haschke in *Leipzig*. Nr. 6. Kunst, Musik, Literatur usw. 897 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig*. Nr. 19. Vermischtes. 950 Nrn.

B. Heß in *München*. Nr. 25. Albrecht Dürer, Original-Kupferstische und Holzschnitte. 192 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 408. Völkerkunde. Enthaltend unter anderem den Handapparat eines bekannten Anthropologen und Forschungsreisenden. 1526 Nrn.

Rud. Hönisch in *Leipzig*. Nr. 2. Slavica — Slavische Philologie. 1437 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München*. Nr. 59. Kulturgeschichte. Teil 1: Allgemeines. Das geistige Leben. 1464 Nrn. — Nr. 60. Teil 2: Häusliches und privates Leben. Nr. 1465—3110.

Max Jaeckel in *Potsdam*. Nr. 45. Deutsche Literatur. 840 Nrn.

Joseph Jolowicz in *Posen*. Nr. 180. Philosophie. Freimaurerei. 2604 Nrn.

Th. Kampffmeyer in *Berlin S. W. 48*. Nr. 474. Theologie und Philosophie.

Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München*. Nr. 181. Deutsche Literatur bis 1850. (Enthaltend viele Erstausgaben aus der Zeit der Klassiker und Romantiker.) 2111 Nr. — Anzeiger Nr. 6. Neueste Erwerbungen und anderes. 604 Nrn.

F. Lehmann in *Frankfurt a. M.* Nr. 4. Monatliche Liste der Neuerwerbungen. Nr. 764—1156.

Hans Lommer in *Gotha*. Nr. 4. Auswahl von Büchern aus verschiedenen Wissensgebieten. 772 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 212. Kunst. 1. Geschichte der Kunst und Malerei; 2. a) Baukunst — Architektur, b) Plastik, Skulptur, 3. Kunstgewerbe; 4. Buchillustration, Karikatur, Bibliophilie; 5. Kupferstiche, Originalradierungen, Handzeichnungen. 3036 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin NW.* Nr. 265. Klassische Philologie. Bibliotheken des † Prof. H. van Herwerden in Utrecht und des † Regierungsrats Direktor Arnoldt in Altona.

Charles Meuel & Co. in *London W. C.* Nr. 22 English and foreign books. 593 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 106. Bücher mit Kupfern und Vignetten, illustrierte Werke, deutsche Literatur, Goethe, Theater, Kunst, Werther, allgemeine Geschichte, Zeitschriften usw. 372 Nrn.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 154. Bibliotheca Philologica Classica. Enthält unter anderem die Bibliotheken des † Prof. Dr. Ad. Greef, Göttingen und des Prof. Dr. Rob. Peppmüller, Halle a. S. 2488 Nrn.

J. B. Mulot in *Paris* (Ve). Nr. 46. Vermischtes. 1457 Nrn.

Martinus Nijhoff in *La Haye.* Nr. 387. Ethnographie. Voyages. II. Asie. 931 Nrn.

Leo S. Olschki in *Florenz,* Nr. 82. Choix de livres anciens rares et curieux. Nr. 3643—3746.

Bernhard Quaritsch in *London.* Nr. 313. Vermischtes. 1022 Nrn.

C. E. Rappaport in *Rom.* Nr. 23. Ars. Technica. 428 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 36. Kunst.

Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat Dr. E. Nolte, Inh. G. A. Wolff in *Bonn.* Nr. 64. Katholische Theologie. 2430 Nrn.

Ludwig Rosenthal in *München.* Nr. 145. Zur Geschichte der Kunst. 3308 Nrn.

J. Scheible in *Stuttgart.* Nr. 368. Katalog für Bibliophilen. Vermischtes. 865 Nrn.

Scheltema & Holkema in *Amsterdam.* Nr. 22. Vermischtes.

Ottmar Schönhuth Nachf. in *München.* Nr. 32. Illustrierte Bücher des XIX. und XX. Jahrhunderts. Bücher für Bibliophilen. 540 Nrn. — Nr. 33. Moderne Dichtung. Erstausgaben und Seltenheiten der deutschen Literatur seit Nietzsche. 483 Nrn.

Schweizer & Mohr in *Berlin W. 35.* Nr. 13. Deutsche Literatur bis zur Gegenwart. Übersetzungen. Nr. 1561—3244.

L. Seligsberg in *Bayreuth.* Nr. 302. Österreich-ungarische Monarchie. 1753 Nrn.

N. Solovieff in *St. Petersburg.* Nr. 114. Beaux-arts, architecture, costumes. 903 Nrn.

J. A. Stargardt in *Berlin W. 35.* Nr. 230. Autographen und Urkunden. 627 Nrn.

Ludwig Stark in *München.* Nr. 1. Vermischtes. 1022 Nrn.



Hugo Streisand in *Berlin W. 50.* Nr. 29a. Interessante Werke aus allen Gebieten. 1094 Nrn. — Nr. 33a. Erstausgaben deutscher Literatur. 1015 Nrn.

R. Strohmetz in *Ulm a. D.* Nr. 10. Klassische Philologie und Altertumskunde. Enthaltend unter anderem Bibliothek des † Geheimrat Professor Dr. Chr. Muff, Direktor der Kgl. Landesschule Pforta. 5258 Nrn.

Heinrich Süßenguth in *Berlin N. 24.* Nr. 15. Schöne Wissenschaften. 4369 Nrn.

C. Teufen's Nachf. in *Wien IV/1.* Anzeiger Nr. 1. 1912. Vermischtes.

F. Waldau in *Fürstenwalde.* Anzeiger Nr. 7. Vermischtes. 322 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Dritte Folge, 47.—48. Stück. Nr. 4516—4767.

Max Ziegert in *Frankfurt a. M.* Nr. 17. Städte-Ansichten in schönen und seltenen Farbstichen, kolorierten Kupferstichen, Radierungen und Lithographien, sowie in Aquarellen und Handzeichnungen von Künstlern des XVI. bis XIX. Jahrhunderts. 1546 Nrn.

G. RAGOCZY'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
(KARL NICK) FREIBURG I. BR., SALZSTRASSE 13

bietet an sämtliche erschienene acht

DRUCKE FÜR DIE HUNDERT

Nr. 1: Histori von Herren Tristrant und der schönen Isalden.
In Schweinsleder mit Schließen.

Nr. 2: Her Walther von der Vogelweide.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 3: Goethe, West-Östlicher Divan.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 4: Novalis, Hymnen an die Nacht.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 5: Baudelaire, Les Fleurs du mal.
In Maroquin gebunden.

Nr. 6: Nietzsche, Ausgewählte Gedichte.
In Maroquin gebunden.

Nr. 7: Dehmel, Die Gottesnacht.
In Ganzpergament gebunden.

Nr. 8: Hölderlin, Hyperion.
In Maroquin gebunden.

Die Einbände stammen aus der Werkstatt von CARL SONNTAG JUN., LEIPZIG.

Der Preis für die acht Bände, die nur zusammen, unter keinen Umständen einzeln abgegeben werden, beträgt M. 1350.—

Eine deutſche Schrift

von Rudolf Koch iſt bei uns erſchienen und hat ſich in der kurzen Zeit des Beſtehens Eingang in faſt allen großen Druckereien verſchafft, wo ſie zum Drucken von Büchern, Anzeigen, Plakaten u. ſ. w. außerordentlich viel verwendet wird.

Gebr. Klingſpor ◆ Offenbach

In Kürze erscheint:

DAS MÄRCHEN VON GOCKEL, HINKEL UND GACKELEIA

von

CLEMENS BRENTANO.

Einmalige Auflage in 300 handschriftlich numerierten Exemplaren mit 18 ganzseitigen Illustrationen von JOSEF VON DIVEKY und einem Nachwort von Dr. Hans Effenberger.

No. 1—50 Luxusausgabe auf kaiserlichem Japanpapier in Ganzpergament von der Wiener Werkstätte gebunden M. 50.—

No. 51 — 300 in Ganzleder gebunden M. 30.—

Im Vorjahre sind erschienen:

KLEIN ZACHES, genannt Zinnober

Ein Märchen von E. T. A. Hoffmann. Eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle.

Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren mit 20 Illustrationen und Buchschmuck von Josef von Diveky.

Die Luxusausgabe ist vergriffen. — Von der gewöhnlichen in Leder gebundenen Ausgabe, welche M. 25.— kostet, sind noch 60 Exemplare vorrätig.

JOHANN FAUST

Ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen.
Faksimiledruck der Prager Ausgabe vom Jahre 1775.
Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. Preis M. 12.—

Im April 1912 erschien:

DER RUF Ein Flugblatt an junge Menschen.

Herausgegeben vom Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien.

FRÜHLING

Mit Beiträgen von Emil Verhaeren, Hermann Bahr, Carl Bleibtreu, Wilhelm Schmidbonn, Karl von Levetzow, Paul Stefan, Robert Müller, Ludwig Ullmann, Leo Heidrich, Franz Schrecker, Alfons Petzold, Siegfried Trebitsch, Else Lasker-Schüler, F. Th. Csokor u. a. — Mit Zeichnungen von Josef von Diveky.

Preis M. —.75. Illustrierte Verzeichnisse auf Verlangen kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag **Brüder Rosenbaum, Wien VIII/1.**




Digitized by Google



Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig.



Das seind die aller zierlichsten vnd lustigsten vier vnd zwaintzig bůcher des eltisten kunstreichesten Vatters aller Poeten Homeri/von der zehen järigen irrfart des weltweisen Kriechischen Fürstens Vlyssis/beschriben/ vnnd erst durch Maister Simon Schaidenreisser/genant Minervium/diser zeit der Fürstlichen statt München stattschreiber/mit fleiß zů Teütsch transferiert/mit argumenten vnd kurtzen scholijs erkläret/auch mit beschreibung des lebens Homeri gemeret/ nit vnlustig zůlesen.

Neudruck

herausgegeben von

Dr. phil. Friedrich Weidling

Progymnasialdirektor in Schlawe (Pommern).

16 Bogen Oktav mit Abbildungen.

Preis Mk. 5,—.

Die erste deutsche Übersetzung der Odyssee wird hier zum ersten Male in einem Neudruck vorgelegt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß das treffliche Werk des Münchener Stadtschreibers Simon Schaidenreisser einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Die frische Natürlichkeit seiner Übertragung, ihre treuherzige, kräftige, ja drastische Sprache ist von keinem Späteren, auch von Voß nicht, übertroffen worden. Der handliche Neudruck wird, besonders bei der Seltenheit des alten Originals, nicht nur von allen Germanisten, Sprachforschern und Homerfreunden, sondern auch von den Bücherliebhabern gewiß lebhaft begrüßt werden. Der Titel, sowie die Holzschnitte der Originalausgabe sind in Reproduktionen beigefügt.

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 3.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin,* Leipzig, Königstraße 10.

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Auf verschiedene Anfragen und Ansuchen um Ausfolgung des *Mitgliederverzeichnisses* der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft sei mitgeteilt, daß diesem Ansuchen derzeit nicht stattgegeben werden kann. Es sei auf den in Aussicht genommenen im Druck erscheinenden *Jahresbericht* verwiesen, der auch die Mitgliederliste enthalten wird.

Die Veröffentlichung des Beschlusses über die erste *Jahrespublikation* unserer Gesellschaft wird demnächst an dieser Stelle erfolgen.

Der Mitgliederstand bezifferte sich mit Anfang Mai auf ungefähr 230 Mitglieder.

Alle *Geldsendungen* (Jahresbeitrag für 1912 7 Kr., auch für Auswärtige) sind an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Dr. *Ottokar Mascha, Wien XIII/9 Wambachergasse 14,* zu richten, alle sonstigen Zuschriften, Beitrittserklärungen usw. an den Unterzeichneten.

Der Vorstand der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

WIEN, 2. Mai 1912.

I. A.: **Hans Feigl**
stellvertretender Vorsitzender.
Wien IV, Johann Straußgasse 38.

Pariser Brief.

Die Pariser Frühjahrsausstellungen haben für die Bibliophilie wenig Interessantes gebracht. Unter den üblichen Einbänden von Alsina, Hilda Hart, Marius Michel, Waroquier usw. im Frühjahrssalon der „Société nationale" des Beaux-Arts findet sich nichts Hervorragendes. Dagegen verdienen die schönen, farbenfrohen Bucheinbände von dem hier schon mehrfach erwähnten André Mare besondere Erwähnung. Dieser begabte junge Künstler eröffnet mit seiner reichen dekorativen Phantasie der Buchausstattung neue Möglichkeiten, die vielversprechend erscheinen, weil sie aus einer Beherrschung des Materials und einer vielfach geübten Kenntnis der Techniken herauswachsen.

Der sechste Salon des Humoristes im Palais de Glace fiel in diesem Jahre sehr ab gegen die jüngere Konkurrenzgründung, dem zweiten Salon de la Société des Dessinateurs-Humoristes, unter deren Ägide sich in der neuen Galerie de la Boëtie alle hervorragenden Zeichner Frankreichs vereinigten. Neue Zeichnungen von Forain, Steinlen, Iribe, Lepape, Legrand und George d'Espagnat bildeten den Clou dieser Ausstellung. Auch Bernhard Naudin, einer der kommenden Schwarz-Weiß-Künstler Frankreichs war in dieser Ausstellung vertreten. Der fünfunddreißigjährige Radierer, dessen einzelne Blätter in den großen Salons bisher immer in versteckten Winkeln schwer auffindbar waren, bereitet für den November dieses Jahres eine größere Kollektivausstellung im Pavillon Marsan vor, die zum ersten Male einem größeren Publikum Gelegenheit geben wird, den köstlichen Reichtum dieses genialen



Künstlers abzumessen. „Le Cahiers du Centre" haben ihre letzte Lieferung Bernard Naudin gewidmet. Das gut gedruckte Heft enthält 18 Reproduktionen nach Naudinschen Handzeichnungen und eine Biographie des Künstlers von seinem Landsmann Paul Coren. Durch diese wertvolle Publikation wird Naudins geistreiches Verhaeren-Porträt, der erste Versuch zu seinem Beethoven-Bildnis, einem breiteren Kreise bekanntgegeben. Im nächsten Jahre sollen in rascher Folge die Illustrationen, die Naudin in den letzten zehn Jahren zu Chamissos „Peter Schlemihl", zu Verhaerens „Campagnes hallucinées", Villons „Grand et petit Testament" und Poes „Goldkäfer" geschaffen hat, in Luxusausgaben erscheinen. Es ist erfreulich, daß das Berliner Kupferstichkabinett jüngst zwei Radierungen des jugendlichen Meisters erworben hat und es ist zu wünschen, daß die verdienstvolle Publikation der Cahiers du Centre, die in seiner eigenen Heimat erscheinen und ein wirkungsvolles Propagandamittel für den Künstler bedeuten, nachhaltige Verbreitung finden.

Rodin hat sich, wie auch schon in Deutschland bekannt geworden ist, in hochherziger Weise bereit erklärt, seinen ganzen Besitz an Kunstwerken, etwa 300 Antiken, 50 Skulpturen der romanischen, gotischen und Renaissance-Periode, ferner alle seine im eigenen Besitz befindlichen Werke, Skulpturen, Gipsabgüsse und Handzeichnungen dem französischen Staat zu vermachen, wenn die Regierung ihm das Palais Biron für Lebenszeit als Wohnsitz überläßt und sich bereit erklärt, nach seinem Tode das Palais Biron als Rodin-Museum einzurichten. Um die Verwirklichung dieser Idee zu betreiben, hat Judith Cladel einen Aufruf erlassen, an dem sich mehrere Minister, Clémenceau, Paul Adam, Maurice Barrès, Edmond Rostand, Anatole France, Otto Grautoff, Francis Jammes, Marins, Any Leblond, Rachilde, Romain Rolland, Ignacio Zuloaga und andere beteiligt haben. Dieser Aufruf ist im Privatdruck kürzlich den Freunden Rodins überreicht worden.

Fr. T. Marinetti, der Erwecker und Begründer der Futurismus, hat kürzlich im Verlage der „Poesia" im bombastischen Stil eine Beschreibung der Schlacht von Tripolis am 26. Oktober 1911 erscheinen lassen, der er beiwohnte. In dieser von unfreiwilliger Komik übersprudelnden Schilderung wird die italienische Armee als eine futuristische Soldateska gefeiert.

„La Renaissance contemporaine" hat eine 340 Seiten umfassende Anthologie jungfranzösischer Lyrik zusammengestellt, die nicht die Namen derer enthält, die in diesen Blättern als charakteristisch für die Bewegung unserer Zeit häufiger genannt wurden. Es handelt sich vielmehr um den Kreis derer, die, dem neuen Weltempfinden feindselig gegenüberstehend, die alten französischen Konventionen erhalten wollen und der Sprengung der lateinischen Form, die Verhaeren, Griffin, Jammes, Romains und Vildrac einleiteten, entgegenzuarbeiten. Es spricht für den Wert derer, die sich um Verhaeren sammeln, daß ihnen eine so voluminöse Anthologie entgegengehalten wird. Ihr Inhalt ist leichter, gefälliger, spielerischer als die Anthologie Jean Richard Blochs, die ich im vorigen Heft hier anzeigen konnte. Unter den 26 Dichtern die diese neueste Anthologie enthält, sind lediglich Henri Allorge, Emile Cottinet, Lucie Delarne Mardons, Valentine de Saint-Point und Robert Veyssié von Bedeutung. Allorge hat in seinem früher erschienenen Gedichtband „Le Clavier des Harmonies" einen feinen, musikalischen Sinn, tiefe Einfühlung in das geistige Leben großer Komponisten bewiesen und Robert Veyssié hat in seinem soeben erschienenen dramatischen Gedicht „Les ailes ouvertes" idealen seelischen Schwung und eine besondere Gestaltungskraft dramatisch verschlungener Gefühle gezeigt.

Aber immerhin stärker und erfrischender wirkt die neue Folge französischer Balladen, die Paul Fort im Verlage von Figuière unter dem Titel „Monthéry. La Bataille" herausgegeben hat. Auch diese neuesten Gedichte Paul Forts sind wie vorüberziehende Düfte, die das Konkrete nur ahnen lassen. Er malt keine Schicksale, sondern nur ihren Widerschein, ihre Schatten. Er ist leise und zart wie Gesichte im Schlaf. Dabei schäumt er über wie die Allmutter Natur, deren ganzer Reichtum in ihm konzentriert erscheint. Paul Fort ist unter den vielen Dichtern einer der wenigen, von denen man heute schon sagen kann, daß ihre Werke bleiben werden.

Im Verlage der „nouvelle revue française" hat Georges Duhamel einen neuen Gedichtband „Compagnons" herausgegeben, in dem die markige und entschiedene Kraft des begabten Dichters sich in neuer, gereifter Form entfaltet. Duhamels herbe Männlichkeit hat hier musikalischere Weisen geschaffen als es ihm früher gelungen ist.

Die Bücherhochflut, die in den Frühjahrsmonaten in Frankreich stärker schwillt als in den Wintermonaten, hat weiter eine unübersehbar hohe Zahl neuer Lyrikbände an die Oberfläche gebracht. Hier seien nur kurz einige starke Talentproben eines jungen Debutanten, Pierre Charles Jablonski, genannt, der im Verlage von Eugène Figuière zwei Bände: „Lueurs" und „Au rèveil de la vie" herausgab, in denen er sich zur Verhaerenschen Gefolgschaft bekennt. Claude Odilé gab im Verlage der „Phalange" einen Band Gesänge heraus, die Mallarmésche Einflüsse erkennen lassen. Eine Reihe sympathischer Prosagedichte hat Marcel Rien unter dem Titel „Méandres" (Eugène Figuière) vereinigt. Léandre Vaillat hat im Verlage von Perrin et Cie. ein kulturgeschichtliches Bild Savoyens herausgegeben, in dem zum ersten Male die künstlerischen und literarischen Beziehungen zwischen Savoyen und Frankreich zusammenfassend dargestellt sind.

Im Verlage von H. Champion hat W. Viennot einen Katalog der Liebhaberausgaben und der modernen Bucheinbände herausgegeben, die Maurice Andéard gesammelt und nach seinem im Jahre 1907 erfolgten Tode der Pariser Nationalbibliothek vermacht hat. Die etwa 500 Nummern umfassende Sammlung ist eine der bedeutendsten Stiftungen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte der Nationalbibliothek überwiesen worden sind. Sie umfaßt Erstausgaben in numerierten Liebhaberexemplaren fast aller bedeuten-

deren Werke aus den Jahren 1870 bis 1905; und jedes Buch ist in einem kostbaren Einband von einem der bedeutendsten französischen Buchbinder wie Gruel, de Champs, Cuzin, Mercier, Michel und Ruban gefaßt. Der Bibliothekar A. Vidier hat zu diesem wertvollen Katalog, der gleichzeitig eine Übersicht über die französischen Luxusausgaben der Neuzeit wie auch über die moderne Buchbindekunst bietet, ein Vorwort geschrieben, in dem er die Entstehung und Geschichte der Sammlung Andéard behandelt hat.

Aus den periodischen Publikationen ist vor allem anzumerken, daß Françis Viélé-Griffins auch hier erwähnter Aufsatz gegen Barrès in den Freundeskreisen des Dichters ein lautes Echo gefunden. Im „Mercure de France" ergreifen Henri Clonard und Jean Max Bernard das Wort Barrès zu verteidigen; in der „l'Indépendance" tritt Jean Variot energisch für Barrès ein und mehrere Kritiker singen in der „nouvelle revue française" (Albert Thibaudet) in der „l'Indépendance" (André Forgan) gelegentlich des neuen Werkes: „Grèco et le secret de Tolède" das Lob des umstrittenen Meisters. In dieser literarischen Fehde stehen sich die Nationalisten und politisch Indifferenten, international Gesinnten feindlich gegenüber. — In der „Grande revue" veröffentlichte Pierre de Trévières einen interessanten Artikel: „Les erreurs de Salammbô", in dem er einer Überschätzung Flauberts entgegentritt und in ruhiger Form Flauberts stilistische und kompositionelle Schwächen bespricht. In der gleichen Zeitschrift veröffentlichte Aurel eine kulturkritische Betrachtung: „La mort de la conversation". — Die „Revue" von Jan Finot brachte neue Dokumente über die letzten Lebensjahre Flauberts zur Veröffentlichung, die, von R. Dumesnil und R. Descharmes aufgefunden, wertvolle Aufschlüsse aus den Arbeitsplänen des Dichters bieten. Die gleiche Zeitschrift veröffentlichte ferner bisher unbekannte Dokumente aus dem Kreise Victor Hugos, insbesondere betreffend seine Beziehungen zu Delacroix, Heim, Huet und St. Beuve. — In der „nouvelle revue française" erschien eine kritische Würdigung Jean Moréas als tragischer Dichter von René Gillonin sowie eine energische und intelligent begründete Absage an den Kubismus von Jaques Rivière. — „L'Indépedance" widmete dem Dichter Paul Fort eine eingehende Betrachtung aus der Feder Jean Variots und Jules Vallés, dem halb vergessener Romandichter, eine von Begeisterung getragene Würdigung, für die Maurice Toussaint als Verfasser zeichnet. — Eine hochbedeutende historische Studie: „Le cachet de Louis XVI." (Documents sur la question Louis XVII.) ist in der „revue du Temps présent" von Adolphe Lanne veröffentlicht worden; in der gleichen Zeitschrift eine literar-historische Betrachtung über die Zeitgenossen von Beaumarchais von Albert de Bersancourt. — Im „Pan" und in „Les Bandeaux d'Or" erschien neue Lyrik von Jean Gauthier, Albert Desvoyes, P. J. Jouve, Paul Castiaux und Gaspard Michel. — In der „revue bleue" veröffentlichte Romain Rolland eine kritische Studie „Le jeune Mozart à Mannheim", die von neuem zeigt, mit welchem tiefen Verständnis der geniale Schriftsteller sich in das Werden eines großen Meisters einzufühlen versteht. In der gleichen Zeitschrift widmete Henri de Régnier Laclos einen Artikel, in dem er in feinen Linien den Charakter dieses geistreichen Spätlings des XVIII. Jahrhunderts zeichnete. „Les Hommes du Jour" widmeten ihre letzten Artikel Gabriel Hanotaux, Bracke und Maxence Roldes, auch veröffentlichten sie eine Biographie Garibaldis von Jan Steene. — Aus der im vorigen Jahre neu begründeten Zeitschrift: „Les marches de l'ouest" ist eine neue, umfassendere Revue, hervorgegangen, die unter dem Titel: „La revue de France et des pays français les marches du Nord, de l'Est, du Sud-Ouest, de l'Ouest, du Sud" in sich vereinigt. Der Direktor dieser Zeitschrift Olivier Hourcade, ein begabter junger Dichter und energischer Organisator, treibt in allen französischen Provinzen eine großzügige Propaganda, um das Bürgertum zu künstlerischen Interessen zu erziehen. Die ersten Nummern dieser Zeitschrift enthalten: Roger Allard, Le salon des Indépendants, René Kemperheide, La Question du Français en Belgique, Franz Dufour, la philosophie catholique de Joseph Serre, J. M. Bernard, Le théatre de Jules Romains, T. de Visan, La personnalité littéraire de F. Viélé Griffin usw. — „Art et Décoration" veröffentlichten in ihrer letzten Nummer einen reich illustrierten Artikel über Albert Besnards indische Reise von Jaques Copeau. „L'art décoratif" veröffentlichte in ihrer zweiten Aprilnummer einen Aufsatz über die städtische Pariser Buchgewerbeschule „l'école Estienne". Vor allem die Illustrationen dieses Aufsatzes werden die bibliophilen Kreise interessieren.

Bedeutende Auktionen fanden auch im letzten Monat nicht statt.

Paris, Anfang Mai. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Die Literatur Englands steht momentan unter dem Zeichen von *Robert Browning*. Anknüpfend an die Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages, benutzt die Tages- und Fachpresse die Gelegenheit, um den Heimgegangenen als Propheten, Philosophen und Dichter zu besingen.

Wenngleich die Bewunderung für seine Werke die größeren und tieferen Schichten des Volkes weder erreicht noch durchdrungen hat, so muß doch die Tatsache eingeräumt werden, daß er in einem kleineren Kreise eine glühende Verehrung besitzt. Als das wichtigste Ergebnis und als die Aufsummierung seines Schaffens — so will es mir wenigstens dünken — kann man die, in formvollendeter, innerer und äußerer Schönheit zum Ausdruck gebrachte unvergleichlich optimistische Weltanschauung betrachten.

Ein anderer, aber von schwer düsterer Lebensauffassung beseelter Barde ist *Rudyard Kipling*. Sein neues Gedicht „*Ulster*" beginnt mit den Worten „In der dunklen, elften Stunde", und prophezeit, daß wenn

„Home Rule" für Irland bewilligt wird, der Bürgerkrieg auf der Grünen Insel unvermeidlich erscheint. Ganz abgesehen von der Erörterung politischer Fragen und dem vorgetragenen Pessimismus, muß ich leider bekennen, daß das Gedicht als rein literarisches Produkt sehr schwach ist.

Kürzlich wurden in England eine erhebliche Anzahl bibliographischer Werke herausgegeben, die für den Fachmann Interesse besitzen möchten, von denen aber hier nur zwei mit ihren Titelüberschriften genannt werden können:

„Transactions of the Bibliographical Society" Vol. XI. October 1909 bis März 1911 und ferner: *„The Revival of Printing. A Bibliographical Catalogue of Works issued by the Chief Modern English Presses. Macmillan. London".*

Als das Fazit eines langen und mühsamen Fachstudiums ist anzusehen; *„The English Provincial Printers, Stationers and Bookbinders to 1557."* By *E. Gordon Duff. M. A. Cambridge University Press. 4 s. net".* Bis zur Regierung Wilhelms III. wurde nur ausnahmsweise außerhalb Londons in der Provinz gedruckt und unter Heinrich VIII. entstanden nicht mehr wie in sechs Provinzialstädten Drucke: Oxford, Cambridge, St. Albans, York, Tavistock und Abingdon. Während der Epoche Eduard VI. setzte es die protestantische Geistlichkeit durch, daß auch in Ipswich und Worcester Druckereien errichtet wurden, aber unter der Herrschaft der blutigen Maria hörte das Herstellen von Büchern in der Provinz gänzlich auf. Kaum mehr als 100 Druckwerke erschienen damals.

Der Text eines altkoptischen Papyrus-Manuskripts, das als eines der wichtigsten Bibeldokumente von nun ab gelten wird, erschien soeben in der Druckform: *„Coptic Biblical Texts in the Dialekt of Upper Egypt edited by E. A. Wallis Budge. 8°. Sold at the British Museum, Longmans, Quaritch, Asher and Henry Frowde. 15 s. net".* Es betrifft das *„Deuteronomium"*, Buch *„Jonas"* und die *„Apostelgeschichte"* nebst kritischen Vergleichen mit jüngeren Manuskripten und Parellelen. Der Papyrus stammt aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, und die Sachverständigen sind der Ansicht, daß nach dem Vatikanischen Text der vorliegende der wichtigste sei. Es handelt sich nicht um einen Originaltext, wohl aber hat man Grund zu der Annahme, daß die Abschrift von einem aus dem dritten Jahrhundert herrührenden Codex geschah. Anknüpfend möge die Bemerkung gestattet sein, daß eine revidierte Lesart des neuen Testaments sich in Vorbereitung befindet.

In der *„British Academy"* hielt *Mr. G. F. Hill* einen später zum Druck gelangten Vortrag über den Kultus in Palästina während der griechisch-römischen Epoche. Hauptsächlich waren es zur damaligen Zeit im Lande gangbare Münzen, die zur Erklärung des Kultur herangezogen wurden. Besonders interessant erscheint der Nachweis über die Vermischung respektive Verschmelzung der heimischen mit den gräco-römischen Gottheiten.

Die *„Society of Biblical Archaeologie"* lenkte die Aufmerksamkeit durch eine Vorlesung Mr. Pilchers auf sich, der über den Einfluß sprach, welchen die persischen, babylonischen, ägyptischen, und andere auswärtige Normalgewichte auf den Handel Palästinas ausübten und schließlich eine Abwandlung der altjüdischen Gewichte hervorriefen.

Unter den neu herausgekommenen Nachschlagewerken erwähne ich folgende: *„The Official year Book of the Church of England"*; *„The Shipping World year Book"*, weiter *„The Fleet Annual and Naval year Book"*, ferner *„The Constitutional year Book"* und endlich *„The Commercial Handbook of Canada"*.

Eins der erfreulichsten, neuerschienenen Werke ist zweifellos *„The Life of Bret Harte, with some account of the California Pioneers.* By *Henry Childe, Merwin. Chatto & Windus, London. 10 s. 6 d. net."* Dies ist die beste bisher veröffentlichte Lebensbeschreibung Bret Hartes.

Die Firma *A. & C. Black* verlegt ein neues, unter der Redaktion von Mr. *Martin Hardie* erscheinendes Serienwerk, betitelt *„Artist's Sketch-Books"*. Jeder Band bringt 24 Bleistiftskizzen von Städteansichten.

Der Herzog von Argyll leitete eine Gesellschaft, die der höchsten Beachtung und des allgemeinsten Interesses wert erscheint: *„The National Lending Library for the Blind"*, deren Ehrenvorsitzende der Herzog von Westminster und die Prinzessin Louise sind. Die Blinden, die die in Frage stehende Leihbibliotheken benutzen, sind in London allein 6000 an der Zahl. Der Bücherbestand hat sich von ursprünglich, im Braille-System, d. h. mit erhabenen Buchstaben gedruckten 7000 Bänden, im letzten Jahre auf 18000 erhöht.

Wie alljährlich, so fanden auch diesmal im April mehrfach Festaufführungen von Shakespeares Dramen in Stradford-on-Avon statt. Was nur irgend geschehen kann, um seine Werke mustergültig zur Darstellung zu bringen, wird die große *Shakespeare-Ausstellung* in „Earls Court" in Szene setzen. Alles auf den Poeten Bezügliche ist hier vertreten und auch eine möglichst naturgetreue Kopie des „Globe-Theaters" errichtet.

Außer den bereits früher genannten Personen hat sich auch besonders noch Mr. James de Conlay um das Zustandekommen der Ausstellung verdient gemacht. Aus der dramatischen Welt ist ferner zu berichten, daß Zolas *„Thérèse Raquin"* für die Bühne bearbeitet in englischer Sprache im „Court Theatre" zur Aufführung gelangte.

Auf dem Auktionsmarkt brachten namentlich seltene und schöne Kupferstiche ungewöhnlich hohe Preise. So erreichten zum Beispiel Blätter aus der *Richard Jonson-Sammlung* nach Gemälden von Reynolds folgende Summen: „Gräfin Salisbury", von *Valentin Green*, erster Plattenzustand, 10200 M. (Agnew). „Lady Bampfylde von *Watson*, zweiter Plattenzustand 9450 M. (Colnaghi), „Mrs. Pelham", von *Dickinson*, erster Plattenzustand 9440 M. (Sabin). „Gräfin Carlisle" von *Watson*, erster Plattenzustand 6190 M. (Colnaghi).

Manuskripte und Bücher wurden auf den letzten



Auktionen bei *Sotheby* gleichfalls gut honoriert. Die Standesamtsakten von Gretna-Green aus den Jahren 1825—54, kamen auf 8400 M. *Carlyle*, „A Discourse on the Death of Marshal Keith" 1060 M. (Quaritch); History of Frederick II of Prussia" 720 M. „Boccaccio" 1360 M. *Caxton*, „Chronicles of England", 1482, zweite Ausgabe, unvollständig 2300 M. „Nürnberger Chronik", 1493, erzielte 800 M. *Dorat* „Fables Nouvelles", 1773, 620 M. *La Fontaine* „Contes et Nouvelles", 1762, zwei Bände, 840 M. „Roman de la Rose", Manuskript aus dem XV. Jahrhundert, 1200 M. *St. Pierre*, „Paul et Virginie" 1806, mit mehreren Autographen des Autors, 7800 M. Ein Blatt der „Mazarin-Bibel, 820 M. *Jacobus de Voragine* „Golden Legend", von Caxton 1484—87 gedruckt, 2700 M. Racine, 1801—1805, gebunden von Bradel-Derome für Napoléon I, 2600 M.

In dem Nekrolog ist leider das Ableben von Mr. *W. P. Stead* zu verzeichnen, der sowohl als Mensch wie als Schriftsteller, durch seine hohen geistigen Gaben und seine persönliche Liebenswürdigkeit sich viele Herzen erwarb. Für Deutschland erscheint sein Tod als ein besonders zu beklagender Verlust, da er ein aufrichtiger Freund unseres Vaterlandes war. Am meisten ist Mr. Stead in letzterer Zeit bekannt geworden durch seine Tätigkeit als Redakteur der *„Review of Reviews"*. Ein merkwürdiges Faktum bleibt es, daß der von höchstem Intellekt geleitete Schriftsteller ein überzeugter Spiritist war.

London, Anfang Mai. *O. v. Schleinitz.*

Wiener Brief.

Der verstorbene ehemalige Hofburgtheaterdirektor *Max Burckhard*, von dessen Bibliothek ich im letzten Wiener Brief Mitteilung gemacht habe, war auch ein eifriger Sammler von *Zeitungsausschnitten* insbesondere auf dem Gebiete der Theatergeschichte. Davon zeugen auch die *53 Foliobände* dieser Sammlung, die er, wohl geordnet, hinterlassen und nach einer letztwilligen Verfügung der Wiener Hofbibliothek vermacht hat. Die Bücherei Burckhards wird im Herbst zu Gunsten des Österreichischen Bühnenvereins versteigert. Auf Grund einer testamentarischen Bestimmung wird der von Burckhard selbst angelegte Materienkatalog als Auktionskatalog in Druck gelegt, zu dem *Hermann Bahr* ein Vorwort schreiben wird. Die 7000 Bände enthalten nur Gutes. Burckhard hat wiederholt seine Bibliothek entlastet und Unbedeutenderes ausgeschieden. Was also jetzt zur Auktion gelangen wird, darf als ausgewähltes Gut bezeichnet werden. Nach den Angaben des Buchhändlers *Hugo Heller*, der die Versteigerung vornehmen wird, gibt es kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, von den Kirchenvätern bis zur Medizin, das in Burckhards Bibliothek nicht in repräsentativen Werken vertreten wäre, wobei ihr Besitzer auch den Einbänden und der Schönheit der Ausgaben große Sorgfalt zugewendet hat.

In der „Wiener Abendpost" wird von einer Reihe von interessanten *Funden und Erwerbungen* Mitteilung gemacht, die der unter der Leitung *Dr. Konrad Schiffmanns* stehenden *Linzer Studienbibliothek* geglückt sind. Unter anderem handelt es sich um Wiederauffindung verloren geglaubter Teile eines im Stifte Baumgartenberg angelegten *Thesaurus*, der in seinem Inhalte und auch äußerlich zu den wertvollsten Urkunden gezählt werden dürfte. Ein zweiter Fund betrifft ein etwa 32:26 Zentimeter großes Papierblatt, das in schwarzen und roten Missale-Typen ein Dankgebet, das Vaterunser, Ave Maria und das Glaubensbekenntnis, sämtliche in deutscher Sprache enthält. Nach dem Charakter der Typen im Einblattdruck gehört das Blatt dem Anfange des XVI. Jahrhunderts an und hat für ein Heft, das ein Verzeichnis des Ungeldes enthielt, als Umschlag gedient. Es ist jedenfalls vor dem Jahre 1533 hergestellt und dürfte der *älteste Salzburger Druck* sein, der bisher bekannt ist.

Nicht unerwähnt möge hier ein Vortrag bleiben, den unlängst *Dr. Anton Klima* in der Wiener „Urania" über das Thema *„Karikatur und Satire in der Technik"* hielt. Eine wirklich technische Karikatur finde sich erst mit Beginn des XIX. Jahrhunderts, das die Entfaltung technischen Lebens gebracht habe. Der graphischen Satire biete sich mit dem Eindringen technischer Worte in den Sprachgebrauch, mit den großen Fortschritten des Verkehrslebens usw. eine Fülle neuer Stoffe und neuer Wirkungen dar. Insbesondere die neuere Zeit weise graphische Künstler auf, die das Rüstzeug technischen Wissens derart meistern, daß sie fast selbstschöpferisch aufzutreten vermögen. Der Vortrag war von der Vorführung eines sehr reichen Bildermaterials begleitet, das eine Übersicht der technischen Karikatur vom XVI. Jahrhundert bis in die Gegenwart bot. In diesem Zusammenhange seien drei Namen der jüngsten Zeit vorzüglich zu erwähnen: der verstorbene Wiener *Ernst Juch*, der Münchener *Heinrich Kley* und der Engländer *W. Robinson Heath*.

Die kürzlich ausgegebene zweite Lieferung des 35. Jahrganges der im Verlage der *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst* in Wien (VI. Luftbadgasse 17) erscheinenden Zeitschrift *„Die graphischen Künste"* erfreut wieder durch Inhalt und Ausstattung. Vor allem sei auf die gehaltvolle, mit reichen Bildbeigaben versehene Studie *Emil Waldmanns* über *Max Slevogt* als Illustrator aufmerksam gemacht: („Die ganz großen Künstler haben aus diesem Dilemma, diesem Widerstreit zwischen Kunst und Kunstgewerbe zwei Auswege: Entweder sie illustrieren außerhalb des Textes, wie Delacroix den Faust... Oder sie kümmern sich einfach gar nicht oder nur pro forma um das Problem. Sie zeichnen die Vorstellung, die sie sich bei der Lektüre gemacht haben, auf, in aller Lebendigkeit, und fügen sie dann in den Druckspiegel ein... Die wirklich guten Illustrationen des XIX. und XX. Jahrhunderts sind kein Buchschmuck. Ein Bibliophile reines Wassers muß Menzels Geschichte Frie-



drichs des Großen schrecklich finden. Klingers Eros und Psyche ebenfalls . . . Aber darauf kommt es nicht an. Wer wirklich die Kunst liebt um ihrer selbst willen und um des Lebens willen, das sie ausdrückt, dem ist das bibelot gleichgültig. Der greift, wenn er Buchillustrationen genießen will, zu den Seltenen... eben zu Menzel und zu Klinger, manchmal zu Bonnard und Lautrec. Und neuerdings mit einer größeren Freude zu Max Slevogt.") Das Heft enthält überdies einen Aufsatz *Gustav Glücks* über *Dürers* Gemälde des heiligen Hieronymus im Museum zu Lissabon, eine Würdigung der Radierungen *Donald, Shaw, Mac Langhlans* aus der Feder *Campbell Dogdons* usw. und ist außer den Textillustrationen mit Kunstbeilagen geschmückt.

Theodor Herzls „Feuilletons" liegen jetzt mit einer Vorrede von *Raoul Auernheimer* in zweiter Auflage vor (J. Singer & Co. Berlin, zwei Bände). Wir haben uns alle seinerzeit an diesen Plaudereien des weltmännisch abgeschliffenen Zionistenführers, der zugleich das Amt eines Feuilletonredakteurs der „Wiener Neuen Freien Presse" versah, ergötzt, die feine Kunst seiner Kinderstuben-, seiner Reiseskizzen gerne auf uns wirken lassen, nicht zuletzt uns herzlich an den Schwänken seines famosen Lokalreporters erfreut. Auch die sprachliche Eleganz war vielen Tagesschriftstellern Vorbild und Muster. Herzl aber, wie es Auernheimer tut, mit Speidel, ja mit Kürnberger in eine Linie zu stellen, geht denn doch zu weit. Speidel war gewißlich nur Feuilletonist, dies aber in klassischer Form, dessen Kunst überdies von einer umfassenden Weltbildung durchsättigt war. Kürnberger war vor allem ein mächtiges Temperament, das, alles in allem genommen, gegen die Zeitung und die Zeitungsfron rebellierte. Herzl aber ist und bleibt, wie sehr sich auch sein Verehrer Auernheimer gegen dieses Wort sträuben mag, doch nur ein „Zeitungsplauderer", einer freilich, der's kann, der's gut kann, dessen Weise vornehm, amüsant und elegant ist, dessen gesammelte Aufsätze aber kaum, wie das Vorwort glaubt, zu einer Bedeutung in der neueren deutschen Literaturgeschichte gelangen dürften. Der ehemaligen Unterschätzung des Feuilletonisten scheint jetzt eine Überschätzung des besseren Tagesschriftstellers zu folgen.

Das *Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg*, herausgegeben von Mitgliedern des Chorherrenstifters, liegt nunmehr in seinem vierten Jahrgange vor. (Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 345 Seiten und 7 Tafeln.) Dr. *Alphons Lhotzky* schreibt über die Teilnahme der Begnadeten an Gottes Natur gemäß 2. Petr, 1. 4., Dr. *Ferdinand Schönsteiner über Religion und Kirche im josephinischen Zeitalter*, Dr. Vincenz Oskar Ludwig über Probst Georg II. Hausmanstetter usw. Im Vergleiche zu früheren Jahrgängen ist das diesmalige Jahrbuch ein wenig einseitig geraten. Es wäre sehr schade, wenn diese Publikation des Chorherrnstiftes, die bereits einen ansehnlichen Freundeskreis um sich zu versammeln verstanden hat, nur dem Gebiete des Religiösen oder Religionsgeschichtlichen und ähnlichen Themen sein Interesse zuwendete. Wie reich und anregend war noch der dritte Jahrgang!

Schließlich möchte ich noch aus dem reichen Inhalte des 8. Heftes der Monatsschrift *„Deutsche Arbeit"* (Prag, I) die zwei Beiträge: Prag im Spiegel der deutschen Dichtung von *Adolf Ryba* und Gefängniserlebnisse von Prager Studenten in den Jahren 1849 bis 1852 II. Teil von *W. Ernst* hervorheben.

Wien, Anfang Mai. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Die Einweihung des neuerbauten Campanile der Markuskirche in Venedig ist durch eine historische Ausstellung, die *„Mostra del Campanile"* besonders gefeiert worden. Die außerordentlich anziehende und interessante Ausstellung ist in den würdigen Räumen des Dogenpalastes untergebracht. Im ersten Stock begegnen wir zunächst den Dokumenten, die sich auf die letzten Jahrzehnte des Campanile und auf seinen Einsturz beziehen. Hier fällt besonders ein großes Modell des Markusplatzes auf, das in den Jahren 1855—1867 von den Brüdern Gilbert von Winckels mit erstaunlicher Geduld und peinlicher Genauigkeit in Holz geschnitzt worden ist, und das das Museum von Verona ausgestellt hat. Im anstoßenden Saale finden sich hingegen in eigentümlichem Kontraste die Dokumente und Zeugnisse aus der ältesten Zeit. Noch die modernen Tageszeitungen mit den Berichten über den Einsturz vor Augen begegnen wir hier dem archäologischen Material, wie es in den Trümmern gefunden wurde. Die uralten Ziegelsteine mit den Fabrikzeichen darauf, mit Darstellungen von Menschen und Tieren, den Resten alter Bauten; Basreliefs, Säulen und Kapitälen, Stücken von Steinen, die auf beiden Seiten bearbeitet sind und die Spuren der verschiedenen Kunstepochen tragen, Mustern der ersten Pfahlbauten und — etwas unzusammenhanglos — eine Wiederherstellung der Madonna des *Sansovino*. In dem anstoßenden sogenannten Saal *„Quarantia Civil Vecchia"* verkündet eine Anzahl neuer Gemälde den Ruhm des Campanile. Im ersten Saale des obern Stockes thront im Hintergrund der Löwe von Sant Marco von *Caraccio*, außer einer Anzahl historischer Trophäen und Waffen aus der Geschichte Venedigs sind hier Gemälde von *Canaletto, Guardi* und *Belotto* ausgestellt, die das Venedig des XVIII. Jahrhunderts zeigen. Im Nebensaal, inmitten von 333 alten Kürassen — wird der Ruhm *Francesco Morosinis* des aus den Türkenkriegen bekannten venezianischen Admirals verherrlicht: inmitten der drei Schiffslaternen, die er von türkischen Galeeren erbeutet hat, steht die Büste des großen Seehelden. Hier sind einige Gemälde alter Meister gesammelt, unter denen die zwei des *Bonifazio*, die der Königliche Hof hergeliehen hat, sowie das Gemälde, das bestimmt war, in Toleutimo das Wunder der Auslöschung des berühmten Brandes des Dogenpalastes zu weihen, besonders hervorzuheben sind. Im letzten Saal ist



die im eigentlichsten Sinne historische Abteilung der Ausstellung vereinigt. Hier finden sich die Urkunden und Abbildungen, die die Geschichte des Gebäudes erzählen, dessen Wiederaufrichtung Venedig in diesen Tagen festlich begangen hat. Die älteste Urkunde reicht bis ins Jahr 1152 zurück, und in jener ersten Zeit vermischt sich fast drei Jahrhunderte hindurch die Geschichte des Campanile mit den Sagen, die den merkwürdigen Boden Venedigs umweben. Wie oft hat es zu allen Zeiten den Anschein gehabt, als hätten sich die Naturkräfte gegen die „*Mole di Venezia*“ verschworen. Die Geschichte des Campanile ist die Geschichte von Erdbeben, Bränden und zündenden Blitzen. Hier begegnen wir Abbildungen in Reproduktionen nach Gemälden, Miniaturen, Holzschnitten in Inkunabeln, in den merkwürdigsten und überraschendsten Formen; Zu einem bestimmten Zeitpunkt erscheint die „*Cella*“ zum erstenmal: Der Prokurator von San Marco, Grimani, betrachtet mit Wohlgefallen die prachtvolle Zeichnung einer Bekrönung aus Marmor, deren bedeutende Kosten durch die Republik aufgebracht wurden, und zwar durch Verkauf gewisser Kleinodien aus dem Schatze von San Marco und durch Reduzierung der Gehälter für die Geistlichen auf drei Jahre. Daneben die verwickelte Geschichte der „*Logetta*“: Von der ursprünglichen Form an, wie sie Sansovino erdacht hatte, bis zu den Änderungen des Longhena, mit Erinnerungen an die verschiedenen Ämter, für die sie gedient hat. Dann folgen verschiedene historische Dokumente, von ganz eigenem Wert und Reiz. Die letzte Rechnung der *Republik* Venedig über Ausgaben für den Campanile aus dem Unglücksjahre 1797 (Ende der Republik infolge Einnahme der Stadt durch Bonaparte); Berichte über Umschmelzung der Glocken und Wiederaufrichtung des Engels vom Jahre 1822; aus einer Urkunde vom 4. April 1849 erfahren wir, daß von den Glocken die österreichischen Adler abgefeilt wurden, schließlich zeigen die Bilder von der Niederlegung der alten Holzläden, die früher um den Turm herumstanden, den Campanile, wie er bis zum 14. Juli 1902 zu sehen war. Die Ausstellung schließt mit einer wertvollen Sammlung alter Kupferstiche und Holzschnitte aus dem „*Museo Civico*“, die Zeremonien, Feste, Prozessionen, merkwürdige Gebräuche usw. auf dem Markusplatz und seiner unmittelbaren Umgebung in ihren charakteristischsten Zügen wieder aufleben lassen.

Das „Giornale della Libreria“ bringt einen Brief zum Abdruck, den eine der bekanntesten Persönlichkeiten Venedigs, Giuseppe Volpi, aus Anlaß der Einweihung des neuerbauten Campanile an den Bürgermeister von Venedig, Conte Grimani, gerichtet hat: „An diesem Tage von Sant Marco, der durch die Vollendung des neuerbauten Glockenturmes so überaus feierlich für uns ist, wünschen drei Gesellsehaften, die einen guten Teil ihres Gedeihens dem Boden verdanken, über dem noch immer die Erinnerung des heiligen Löwen schwebt, unserer Stadt eine Gabe darzubringen, und lediglich, weil ich die Anregung gegeben habe, bin ich ausersehen worden, Ihnen, der Sie eine unauslöschliche Liebe für unsere Geschichte hegen, die Mitteilung hiervon zu machen. Die Gabe soll in einer *Geschichte der Republik Venedig bis zu ihrem zweiten Ende* (1848) bestehen und die Geber sind: *die Venezianische Schiffahrtsgesellschaft, die Gesellschaft für Wasserkräfte in Venezien* und *die Adriatische Elektrizitätsgesellschaft.* Gewiß existieren vollständige Geschichten von Venedig, aber sie sind zu umfangreich und meist nicht mehr zu bekommen; auch fehlt es an recht schätzbaren neueren Handbüchern nicht. Es existieren erschöpfende Arbeiten über die Sitten und Gebräuche sowie über das Leben der Stadt, aber wie uns schien, vereinigt kein Werk in gewählter Fassung und in einem handlichen Bande die wunderbare politische und bürgerliche Geschichte einer Größe von fünfzehn Jahrhunderten. Und so wünschen wir, daß unsere schon so reiche Literatur über Venedig um einen solchen Band bereichert werde, der mit 100 Tafeln ausgestattet werden soll, und möchten das fertige Werk am Sankt Markustage des kommenden Jahres in 2000 Exemplaren der Stadt zum Geschenk machen. Hervorragende Kenner unserer Geschichte und Kunst wie *Pompeo Molmenti, Antonio Fradeletto, Vittorio Rossi, Ettore Vito* und *Vittorio Cian*, alle Venezianer, haben sich bereit erklärt, dem Redaktionskomitee dieser neuen Geschichte Venedigs beizutreten, und diesen Männern gehört unsere tiefste Anerkennung, daß sie zu einem Werke beitragen wollen, welches, von ihnen mit den Mitteln und in der Form ausgeführt, die ihnen am geeignetsten erscheinen, zweifellos so ausfallen wird, wie es der Stadt würdig ist.“ Und Pompeo Molmenti, der hervorragende Verfasser der „*Vita privata dei Veneziani*“, hat den Vorsitz des Komitees übernommen. Kaum glaublich, aber es existieren nur zwei Geschichten der Republik Venedig: die von *Romanin* und die kürzer gefaßte von *Sagredo*; aber beide sind veraltet, wenig geeignet für die Bedürfnisse des modernen Studiums und weit entfernt von den neuen Methoden der Forschung und Geschichtsschreibung. — Der Gedanke Volpis wird sicherlich in Venedig den Beifall aller Gebildeten haben und es ist zu hoffen, daß er außerhalb Venedigs unter finanziellen und industriellen Gesellschaften nicht nur Bewunderer, sondern auch Nachahmer finde.

Der „Marzocco“ widmet seine Nummer vom 14. April dem Andenken des kürzlich verstorbenen Dichters *Giovanni Pascoli. G. S. Gargano* würdigt in einem eingehenden Aufsatz den Dichter und den Menschen. Dann kommen Beiträge von *Angiolo Orvisto, Luigi Valli*; eine interessante Arbeit von *G. Vitelli* über Pascoli als *lateinischen* Dichter; ferner spricht *Aldo Lorani* über den Glauben Giovanni Pascolis; *Giulio Caprin* über „Giovanni Pascoli und die Kritik“. Dazu kommen eine ganze Anzahl kleiner Artikel, persönlicher Erinnerungen, Abdrucke von Briefen, Faksimiles von Autographen und anderes. Von besonderem Interesse ist auch eine Zusammenstellung von Arbeiten, die der Dichter unveröffentlicht oder unvollendet hinterlassen hat.

Bei Leo S. Olschki in Florenz beginnt in diesen Wochen unter dem Titel „*I Disegni della R. Galleria*



degli Uffizi" eine ganz hervorragende Publikation zu erscheinen. Die Herausgabe der Handzeichnungen der Uffizien in getreuem Faksimile ist bei der Zahl und Qualität der dort vereinigten Sammlungen ein ebenso verdienstvolles wie kühnes Unternehmen, das die Anerkennung und Förderung aller Kunstkenner und Freunde der ganzen Welt verdient. In dem Prospekt, den zu lesen wegen seiner prachtvollen typographischen Ausstattung eine Freude ist, heißt es: „Die Sammlung der Handzeichnungen, die in dem Kabinett der Königlichen Uffizien zu Florenz aufbewahrt wird, kann als einzigartig bezeichnet werden, sowohl wegen des Alters ihres Ursprungs, wie wegen ihres Umfangs (zirka 45000 Stücke) sowie wegen der Qualität der Blätter. Bei dem lebhaften Interesse, das man in Florenz seit der Renaissance allen Zweigen der Kunst entgegenbrachte, entstanden frühzeitig Sammlungen von Handzeichnungen, wie die berühmten des *Vasari* und *Borghini*, die dann, zum großen Teil von dem Kardinal *Leopold Dei Medici*, auf Rat *Filippo Baldinuccis* vereinigt worden und den Grundstock des Kabinetts der Uffizien bildeten. Die nachfolgenden Großherzöge erweiterten die Sammlung mit beständiger Fürsorge: durch Erwerbungen von den Adelsfamilien Gaddi und Michelozzi und aus den Sammlungen Hugford und Mariette. Eine bedeutende Bereicherung erfuhr die Sammlung auch durch Schenkung der Zeichnungen Emilio Santarellis, sowie durch Erwerbungen und Geschenke aus den Kollektionen Geymüller, Morelli und Malvezzi. Diese reichen Schätze sind sehr wenig bekannt, da die Publikationen, die bisher — und nur von einer geringen Zahl von Zeichnungen — erschienen, fragmentarisch und unzulänglich sowohl in der Auswahl wie in der Qualität der Reproduktionen sind. Es hat sich daher das Bedürfnis fühlbar gemacht, eine neue Publikation zu veranstalten, mit der Absicht die künstlerisch wichtigsten Stücke weiteren Kreisen bekannt zu machen. Nicht allein Studienzwecken sollen diese Blätter dienen, sondern auch Liebhabern und Künstlern will man die schönsten Muster der Zeichenkunst vergangener Jahrhunderte in einer mit den modernen Mitteln vollendeten Wiedergabe zugänglich machen. Zu diesem Zwecke hat sich ein Komitee gebildet, dem *P. N. Ferri*, Inspektor des Handzeichnungskabinetts der Uffizien, *Carlo Gamba*, Ehreninspektor der Monumente von Florenz, *Carlo Loeser* und *Giovanni Poggi*, Generalintendant der Galerien und Museen der Toskana, beigetreten sind. Die Absicht ist, fünf Jahre hindurch jährlich 100 Tafeln zu veröffentlichen, die in der Größe der Originale nur solche vor den besten Blättern wiedergeben sollen, deren Echtheit außer allem Zweifel steht. Die Blätter werden von dem „Instituto Micrografico italiano" ausgeführt.

Die 100 Tafeln, die jährlich erscheinen sollen, werden in Lieferungen von 20—30 Blatt herausgegeben werden, deren jeder eine kurze Einleitung beigegeben wird. Jede Lieferung wird die Zeichnungen *eines* Künstlers enthalten, oder aber mehrerer, die durch Schule oder Richtung miteinander verwandt sind. Die Herausgabe jeder Lieferung soll im allgemeinen einem der Komiteemitglieder übertragen werden, doch behält das Komitee sich vor, in besonderen Fällen auch andere Fachgelehrte von Ruf zur Mitarbeit heranzuziehen. Die vier Lieferungen des ersten Jahrganges werden folgenden Künstlern gewidmet sein: 1. Pontotormo. — 2. Tizian und Tintoretto. — 3. Einigen Florentinischen Quattrocentisten (Paolo Uccello — Pollainolo — Andrea del Verrocchio — Sandro Botticelli). — 4. Fremden Landschaftsmalern in Italien (Matteo Brill — A. Elzheimer — Paolo Brill — Claude Lorrain — H. Swanevelt — N. Berchem — G. Susterman — Jacques Callot — C. Poelemburg — Giovanni Both — Gaspare Vanvitelli). Die folgenden Serien werden enthalten: Venezianische Meister des Quattrocento — Lombardische und Emilianische Künstler des Quattrocento — Florentiner und Bolognesen des Seicento — Piero di Cosimo — Filippino Lippi — Leonardo da Vinci — Michelangelo — Raffaelo — Sodoma — Caspaccio — Savoldo — Pordemone — Dosso Dossi — Gaudenzio Ferrari — Correggio — Parmigianino — Fra Bartolommeo — Andrea del Sarto — Cecchino Salviati — Baroccio — Primaticcio — A. Dürer — Breughel der Ältere — Steffanino della Bella — Callot usw.

Rom, Anfang Mai 1912. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Die kürzlich erschienene 13. Lieferung des Werkes von *W. Nyhoff*, „*L'art typographique dans les Pays-Bas* (1500—1540) enthält zwei neue Blätter mit Reproduktionen nach Holzschnitten und Schriftproben des Antwerpener Buchdruckers Jan van Doesborch; zwei der Bücher sind englische Ausgaben, eins ist betitelt: „The fifteen tokens" (c. 1505), das andere ist eine Übersetzung des Eulenspiegel; der aus letzterem abgebildete Holzschnitt ist eine Kopie nach dem Holzschnitt aus der ursprünglichen holländischen Ausgabe, die 1512 in Antwerpen bei Michael van Hoochstraten erschien; dargestellt ist der Streich, den Eulenspiegel in Lübeck dem Weinhändler spielt; der Holzschnitt in der englischen Ausgabe steht künstlerisch etwas höher als das derbe Vorbild; doch sind die Unterschiede minimal; vielleicht ist sogar der alte Holzstock benutzt. Von anderen hier reproduzierten Arbeiten aus der Doesborchschen Offizin sei noch hervorgehoben ein Holzschnitt aus „Die Reyse van Lissebone 1508". Aus der Werkstatt eines anderen Antwerpeners, des Hendrik Eckert van Homberch, der schon durch acht Blätter vertreten war, bringt das neue Heft einen großen Titelholzschnitt aus „Voragine, Passionael. Het winter stuck 1516". Die freie und sichere Technik, die besonders bei der Zeichnung der Gesichter und der Hände auffällt verrät die Hand eines Meisters der Holzschnittkunst. Dann kommen vier Blätter des Antwerpener Druckers Willem Vorsterman, zuerst zwei noch sehr rohe Holzschnitte aus (Petrus) Coloniae, „Ars memorativa" (1510),

dann aus der „Triomphante entrée de Ferdinand à Stoel Wittenburch (Stuhlweißenburg) 1527", ein technisch viel fortgeschrittenerer Holzschnitt, die Vorhut des Zuges mit Trommler und Pfeifer darstellend, und eine Schriftprobe in kleiner Fraktur; kräftiger und schöner ist die gotische Letter aus dem „Missale itinerantium", von dem sich auf demselben Blatt eine Probe findet; von den andern hier veröffentlichten Arbeiten Vorstermans sei noch ein in der Wiedergabe der Bewegung zweier fechtender Männer ganz gelungener Holzschnitt erwähnt, der sich in „La noble science des joueurs despee" von 1538 findet. Zwei Blätter sind dem Brüsseler Thomas van der Noot gewidmet, das eine bringt den Titelholzschnitt aus Ximenes de Prexano, Dat licht der Kerste 1518 (beschrieben bei Moes Amsterdamische Drukkers I, Seite 36); dargestellt ist Christus als Weltheiland in einem Strahlenkranz. Sehr große Verwandtschaft, sowohl in der Technik wie in dem Christustypus zeigt dieser Holzschnitt mit den Arbeiten des Jacob Cornelisz; besonders auffallend ist die Ähnlichkeit mit dem auferstandenen Christus auf dem Rund aus der großen Passion (Wurzbach Nr. 13). Der Christus in dem reproduzierten Titel ist offenbar eine Kopie nach Jacob Cornelisz. Daß wir es hier nicht mit einer eigenen Arbeit des Künstlers zu tun haben, dagegen spricht die schwächere Ausführung; wo sich zum Beispiel auf dem ursprünglichen Blatt, zwei oder mehr Linien finden, sind dieselben in der Kopie oft in eine einzige dicke Linie zusammengeflossen.

Von Thomas van der Noot sind außerdem reproduziert zwei Holzschnitte und eine Schriftprobe aus: „Een schoone contemplacie op de psalm Miserere mei Deus" (zirka 1516) und das Signet des Druckers aus dem „Spiegel der behoudenisse" (zirka 1510): ein gewappneter Ritter, dessen Leib in einen Fischschwanz endigt. Diesesselbe Druckerzeichen ist übrigens schon einmal in einer der früheren Ablieferungen reproduziert (Blatt Nr. III des van der Noot), es ist da aber einem anderen Buch, „Olivier de la Marche, Den triumphe ende Apalleersel der vrouwen" (zirka 1514) entnommen. — Dann kommen noch zwei Blätter, die aus zwei Offizinen der alten Universitätsstadt Löwen gewählt sind. In beiden Fällen sind es gelehrte Werke, ein juristisches: P. Aegidius, „Summae sive argumenta legum" eine Arbeit von Theodoricus Martinus Alostensis, von dem das von einer schweren plumpen Umrahmung von Renaissancemotiven eingefaßte Titelblatt abgebildet ist, und ein medizinisches: N. de Boussut, „Trium questionum definitio", von dem die Darstellung des Sündenfalles durch die sonderbare Versammlung oben in dem Baum eines gewissen naiven Reizes nicht entbehrt. Das letzte Blatt bringt die Arbeiten eines Amsterdamer Buchdruckers, des Hugo Jansz. van Woerden; es ist ein kleines mit primitiven Holzschnitten geschmücktes Andachtsbüchlein: „Lyden Jesu dat d. H. Vrouwen Birgitten geopenbaert was" (zirka 1510); das einzige bekannte Exemplar dieses Buches, wie der meisten anderen in diesem Hefte publizierten Bücher, befindet sich im British Museum zu London.

Einen schönen Katalog über *moderne holländische Radierer* hat die Amsterdamer Kunsthandlung, *E. J. v. Wisselingh* Rokin 78—80, herausgegeben, der durch die große Anzahl der Illustrationen für die Geschichte der modernen Radierung von bleibendem Werte sein wird. (Illustrated Catalogue of original etchings.)

Die Titel und Maße der Blätter sind holländisch und englisch angegeben. Es sind im ganzen nur vier Künstler, zum Teil von ganz entgegengesetzten Neigungen, von denen hier Reproduktionen gebracht werden. *Marius Bauer*, (geboren 1867) steht ganz im Bann der märchenhaften Pracht der Welt des Orients und sucht den eigenartigen Zauber, den das bunte vielköpfige Leben in den islamitischen Ländern und als Hintergrund die bizarre Architektur der Moscheen und Minarets ausübt, mit der nervösen Radiernadel auf der Kupferplatte festzuhalten. Es ist die Welt von Tausendundeiner Nacht, die er in einem magischen Helldunkel, in all ihrem Reichtum und ihrem Glanz vor uns erstehen läßt. Bauer ist in dem Katalog am zahlreichsten vertreten. Der zweite Künstler ist der leider zu früh verstorbene *Pieter Dupont* (1870—1910), der sich in der hier gebotenen Auswahl hauptsächlich als Tierdarsteller, und noch spezieller als Pferdeliebhaber präsentiert; daneben lernt man ihn auch als Radierer feiner Stadtansichten und kleiner Landschaftsausschnitte schätzen; die meisten seiner Arbeiten sind Radierungen, nur einiges ist mit dem Grabstichel gestochen. In dem dritten Graveur, in *W. Witsen* (geboren 1860), der hier quantitativ gleich nach Bauer kommt, tritt uns ein meisterhafter Interpret des eigenartigen etwas melancholischen Reizes von Alt-Amsterdam und Alt-Dordrecht entgegen; Winter oder Herbst ist es auf diesen feinen Radierungen, ein grauer Himmel hängt über der Stadt und kahle Bäume heben sich fein von der Luft ab. Witsen ist es nur um den malerischen Effekt des Stadtbildes zu tun, das Straßenleben interessiert ihn nicht, Figuren erscheinen auf Stadtansichten nur ganz vereinzelt; gerade durch das Menschenleere bekommen diese Sachen so etwas Friedvolles und man möchte sagen Abgeklärtes. Daß Witsen aber auch ein tüchtiger Figurendarsteller ist, zeigen eine Reihe anderer Radierungen von ihm, wo die menschliche Gestalt im Innenraum bei der Arbeit oder auf dem Feld bei landwirtschaftlicher Tätigkeit abgebildet ist; auf diesen Blättern, wie dem „Dorfschmied" oder den „zwei strickenden Frauen", die bei Sonnenuntergang über das Land wandern, ist die Figur sogar die Hauptsache und die Umgebung bloßer Rahmen. Abgebildet in dem Katalog sind auch ein paar farbige Radierungen, die im Hafen liegende Torfschiffe darstellen. Der vierte der in dem Katalog vertretenen Künstler ist *W. de Zwart*, (geboren 1862) der mehr die reine Landschaft pflegt; Wiesen mit weidenden Kühen, der Waldesrand mit einem vereinzelten Bauerngefährt, ein unter Bäumen verstecktes Gehöft oder Boote im Hafen bei einbrechendem Abend sind die Themata, die er in seiner geistreichen Manier, die mit einem Gewirr feiner zitteriger Linien ihre Wirkungen erzielt, mit Vorliebe variiert.



Auf zwei kürzlich in Zeitschriften erschienene meisterliche kleine Erzählungen möchte ich an dieser Stelle hinweisen. An sich haben sie nichts Gemeinsames, aber durch die knappe, nur das Wesentliche hervorhebende Kunst der Darstellung, die sich nicht in langatmige Kleinmalerei verliert, zeichnen sie sich vor vielen anderen Erzeugnissen moderner holländischer Prosa vorteilhaft aus. Die eine umfangreichere Arbeit erschien im Dezemberheft von „Groot-Nederland" und hatte einen Schriftsteller der älteren Generation zum Verfasser: *Marcellus Emans* (geboren 1847), der in der scharfsinnigen Analyse von Seelenzuständen, der Plastizität seiner Schilderungen und dem pessimistisch-skeptischen Grundton an Maupassant und Turgenjeff erinnert; der modernen „Wortkunst", der durch Klang und Wort malenden Poesie ist er in der Theorie wie in der Praxis gleich abgeneigt. Die „*Uit vrees*" (aus Furcht) benannte Novelle behandelt das eigenartige Problem der Furcht vor dem Tode oder vielmehr vor dem Sterben. Sehr fein ist die Genesis dieser Furcht erzählt; sie datiert von dem Zeitpunkt an, wo die betreffende Person zum ersten Male, als Schulknabe, einen Toten erblickt; dieses Bild prägt sich mit allen zufälligen Einzelheiten dem jungen, empfindlichen Gemüt unauslöschlich ein. Es ist ein Schopenhauerscher Gedanke, der hier in einem bestimmten Individuum Fleisch und Blut geworden ist und mit Folgerichtigkeit durchgeführt wird: der Tod an sich schon als Einwand und Urteil über den Wert des Lebens empfunden. Daß nur jemand, der von keiner materiellen Not oder Sorge gequält wird, sondern im Gegenteil durch nichts behindert sein Dasein ausleben kann, sich für ein solches Experiment eignet, ist klar. Nur die völlige Freiheit von allem Zwang, was Schopenhauer die Langeweile nennt, ist ein günstiger Nährboden für solche Reinkulturen eines einzigen beherrschenden Gedankens. Das Problem findet seine Lösung darin, daß der Kranke, der aber im übrigen ein ganz normaler und intelligenter Mann ist — er ist eben zu intelligent —, um die quälende Vorstellung los zu sein vom Tode oder von einer zum Tode führenden Krankheit überrumpelt zu werden und dann vielleicht in einem Hospital, umgeben von fremden, gleichgültigen Menschen sein Dasein endigen zu müssen, aus freien Stücken und mit vollem Bewußtsein auf einer Vergnügungsfahrt im Mittelmeer in einer schönen Sommernacht ins Wasser springt. — Die andere Erzählung, die ihren Hauptreiz der abenteuerlichen Handlung verdankt, ist von *Maurits Wagenvoort*, einem jungen Journalisten, und wurde im Märzheft des „Nieuwe Gids" veröffentlicht. „*De gevilde aap*" (der gehäutete Affe) ist der Titel. Hier haben wir keine tiefgehende Analyse einer komplizierten Persönlichkeit, sondern die lebendige Schilderung eines Reiseabenteuers im Innern von Englisch-Indien. Eine unheimlich drohende Stimmung liegt über dem Ganzen. Der Reisende setzt in der Dämmerung als einziger Europäer auf einer Fähre über den Ganges; mit ihm viel Eingeborene, darunter ein Derwisch mit gezähmten Schlangen und ein indischer Fakir mit einem zähnefletschenden heiligen Affen, in welcher Gesellschaft der Reisende sich nichts weniger als behaglich fühlt. Da sein Reiseziel zu weit entfernt liegt, um es noch vor Anbruch der Dunkelheit zu erreichen, sieht er sich genötigt in einem elenden Posthaus in dem kleinen Ort am andern Ufer zu nächtigen. Aber an Schlaf ist nicht zu denken; der Raum, in dem sein Nachtlager aufgeschlagen ist, ist nicht verschließbar, sein Moskitonetz kann er nicht befestigen; er geht also ins Freie. Er lenkt seine Schritte nach einem kleinen Häuschen in dem Garten, und da wird er Zeuge einer grausigen Szene. Wie ein beklemmender Fiebertraum wirkt die Schilderung derselben; der Derwisch hat den Fakir durch ein Getränk betäubt, hat den Affen getötet, um sich zu Quacksalberkünsten seine Leber anzueignen und ist, selbst blutüberströmt, gerade damit beschäftigt dem toten Tier langsam, als ob er ein Kleid auftrennt, das Fell abzuziehen; während dessen kommt der durch Datura vorübergehend gelähmte Fakir wieder zu sich, stürzt sich vor Wut rasend auf den Mörder seines Tieres und es beginnt zwischen den beiden „Heiligen" ein Kampf um Leben und Tod, in denen beide verbluten. Die Darstellung, die sich durch große Anschaulichkeit und sicheres Gefühl für die Grenzen der erzählenden Kunst auszeichnet — kein Wort darin ist zu viel —, könnte eines Edgar Poe würdig sein. Von andern Zeitschriftenartikeln wird deutsche Leser ein Artikel von *F. J. Kubatz* in dem ersten diesjährigen Heft der Zweimonatsschrift „*Bouwkunst*" interessieren; mit großer Anerkennung wird darin das *Tietzsche Warenhaus in Düsseldorf*, das Olbrichsche Meisterwerk, besprochen. Der Verfasser vergleicht es mit dem Messelschen Wertheimbau in Berlin und er sagt darüber: „Wertheim ist vielleicht schöner, Tietz ist kräftiger und zeigt einen entschiedeneren Willen und ein größeres Können".

In der Januarnummer der „*Beweging*" ergreift *C. G. N. de Vooys* das Wort zu der *Rechtschreibungsfrage*; den von uns Heft 1 des vorigen Jahrganges Seite 9 besprochenen Aufsatz über dieses Problem nennt er eine „Mischung von unverdauter Schulweisheit und Laienanschauungen, die von einer betrügerischen Schicht moderner Sympathien bedeckt ist". Die Nummer enthält ferner von *H. B. Berlage*, einem der führenden holländischen Architekten, einen mit vielen Zitaten aus Kant, Hegel, Semper und — Dietzgen (!) gespickten Artikel über die Grundlagen und die Entwicklung der Architektur. In demselben Heft macht *T. J. de Boer* das holländische Publikum mit der Sammlung Aufsätze des großen Berliner Dialektikers *Georg Simmel* über „Philosophische Kultur" bekannt.

Amsterdam, Anfang Mai. *M. D. Henkel*



Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Cumont, F., Les manuscrits coptes de la Bibliothèque Morgan.
Académie r. de Belgique. Bulletins de la classe des lettres. 1912. Nr. 1. S. 10—13.

Durrieu, P., Un artiste français miniaturiste en titre du Pape, à Rome dans la première moitié du XVI[e] siècle. Article 1.
Journal des savants. 1912. April. S. 145—147.

Olschki, L. S., Quelques manuscrits fort précieux. (Forts.)
Bibliofilia. 13. 1911/12. Dispensa 12 m. 4 Taf. u. 6 Abbild. i. T.

Serafini, A., Ricerche sulla miniatura Umbra (secoli XIV—XVI. Forts.).
L'Arte di Adolfo Venturi. 15. 1912. S. 99—121 mit 18 Abbild.

Szentiványi, R., Der Codex Aureus von Lorsch, jetzt in Gyulafehérvár. (Batthyänische Bibliothek in Karlsburg.)
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. N. F. 2. 1912. S. 131—151, 3 Taf.

Wolkan, R., Aus österreichischen Handschriftenkatalogen. II. Aus den Handschriften des Dominikanerklosters in Wien.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 14—19.

Bibliophilie. Exlibris.

Bouland, L., Livres aux armes du Cardinal I.-I.-X. D'Isoard.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 184—187 mit 2 Abbild.

Dujarric-Descombes, A., Belsunce, littérateur et bibliophile.
Bulletin de la société hist. et archéol. du Périgord. 39. 1912. S. 180—185 mit 2 Taf.

Evers, G. A., Fotografische exlibris.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 21—26 mit 11 Abbild.

Grangerising. Ästhetisches. Historisches. Technisches.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 81—100.

Die Handhabung der Bücher. Allerlei Zweckmäßiges.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 73—79.

Nodier, Ch., Le Bibliomane.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 1—24.

Über das Sammeln moderner Bücher.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 101—139.

Wolter, E., Nicolai Michailovitsch Lissowski. Ein russischer Büchersammler und Bibliograph.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 43—46 mit 2 Taf.

Bibliothekswesen.

Adville, M., Bibliothécaire en chef de la ville d'Angers (1780—1871).
L'Anjou historique. 12. 1911/12. S. 246—249.

Beresteyn, E. van, Het nieuwe gebouw der Openbare Leeszaal te Utrecht.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 131—138 mit 5 Abbild.

Le Biblioteche per i marinai. Per V. B. N.
Rivista delle biblioteche e degli archivi. 23. 1912. S. 25—30.

Les Bibliothèques modernes.
Bulletin de l'Association des bibliothécaires français. 6. 1911. S. 14—19. (Wird fortges.)

Bücherei-Zettel.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 145—147, Taf. 3—16.

Konrad Burger †.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 5210—5214.

Capet, E., La ventilation des salles de lecture.
Bulletin de l'Association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 19—20.

Fick, R., Aus Norddeutschland. Berliner Brief.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 28—36.

Gifts and bequests to American libraries, 1911.
Bulletin of the American Library Association. 6. 1912. S. 24—33.

Glauning, Otto, Aus Süddeutschland. Münchner Brief.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. H. 1.

Greve, H. G., Een nieuwe wijze van aanbrengen der signatuur op bibliotheekbanden.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 67—69 mit 2 Abbild.

Heine, E. W., Principles of book classification. (Forts.)
Library Association Record. 14. 1912. S. 174—181.

Jones, H., The Newsroom.
Library Association Record. 14. 1912. S. 182—190.

Kaiser, J. B., The special library and the library school. *Library Journal.* 37. 1912. S. 175—179.

Kirby, S., The question of censorship.
Library World. 14. 1911/12. S. 257—259.



Kukula, R., Für die Erhöhung der Dotationen der österreichischen Universitätsbibliotheken.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 1—10.

Madsen, V., Dänisches Bibliothekswesen 1911.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 55—59.

Morgan, A. de, On the difficulty of correct description of books.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. 47—72.

Rawlinson, G. V., The Use of the library in the grades.
Library Journal. 37. 1912. S. 163—169.

Regels voor den alphabetischen Katalogus.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 158—164.

Sayers, W. C. B., and Stewart, J. D., Card catalogue. IV. V.
Library World. 14. 1911/12. S. 265—270. 290—298. (Wird fortges.)

Schultze, E., Die Entwicklung der Volksbibliotheken in England. (Forts.)
Eckart. 6. 1911/12. S. 454—461. (Schluß folgt.)

Schulze, E., Der Lebensnerv der Volksbibliotheken.
Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. 19. 1912. S. 332—339.

Smith, M. A., What the librarian needs from the schools. *Library Journal.* 37. 1912. S. 169—174.

Smither, R. E., Modern methods of book storage.
Library World. 14. 1911/12. S. 259—264.

Spectator, Viennensia.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 21—23.

Veth, C., Jongensboeken.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 9—20. 70—76.

Viola, O., Italienischer Brief. (Aus dem Ms. des Verf von R. Wolkan.)
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 44—48.

Wilson, L. R., A constructive library platform for southern schools.
Library Journal. 37. 1912. S. 179—185.

Wolter, E., Russische Bibliotheken. St. Petersburger Brief. II. Die großen wissenschaftlichen Bibliotheken Rußlands.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 48—55.

Buchdruck und -Gewerbe.

Avena, A., Per la storia delle cartiere e dell'arte dei cartai in Verona.
Il Libro e la Stampa. 6. 1912. S. 33—49.

Breest, E., Der Herausgeber der „Halberstädter Bibel" von 1522. (Curt Drake.)
Theologische Studien und Kritiken. 1912. S. 478—488.

Hessels, J. H., The so-called Gutenberg documents. (Forts.)
Library. 3. Ser. 1912. S. 195—220. (Wird fortges.)

Leonhardt, K. F., und Bossert, H. Th., Studien zur Hausbuchmeisterfrage. (1. Forts.)
Zeitschrift für bildende Kunst. 47. 1912. S. 191—197 mit Abbild. 19—33. (Wird fortges.)

Mágr, A. S., Posener Drucke in der Universitätsbibliothek zu Upsala.
Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. 13. 1912. S. 70—71.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 151—167 mit 2 Abbild. (Wird fortges.)

Poelman, H. A., Eenige bijzonderheden aangaande het werk van den Amsterdamschen boekdrukker Doen Pietersz. (1520/21.)
Het Boek. 1. 1912. S. 123—127.

Schleimer, H., Zur Frage der Wiegendruck-Inventarisierung in Österreich.
Zeitschrift des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. 3. 1912. S. 10—14.

Scholderer, J. V., Albrecht Pfister of Bamberg.
Library. 3. Ser. 3. 1912. S. 230—236.

Venturi, R., A proposito della rilegatura da biblioteche.
Rivista delle biblioteche e degli archivi. 23. 1912. S. 20—24.

Werther, H., William Caxton, der erste englische Buchdrucker.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 19. 1912. S. 209.

Buchhandel.

Aus der guten alten Zeit. Einige Lesefrüchte zur Erquickung und zum Trost.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 4913—4916.

Streißler, F., Sortimenter und Kommissionär.
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 19. 1912. S. 203—209.

Die Vente Fortsas.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 4. 1912. S. 25—41.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Les Alamanachs Angevins (1690—1802).
L'Anjou historique. 12. 1911/12. S. 568—580.

La Presse Bonapartiste à Angers sous la 3e République.
L'Anjou historique. 12. 1911/12. S. 661—664.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Geßler, A., Der Göttinger „Hain" im Stammbuch eines Gothaer Studenten.
Euphorion. 18. 1911/12. S. 682—691.

Korrodi, E., Schweizerische Lyrik. 1. 2.
Eckart. 6. 1911/12. S. 430—445.

Schmitz, G., Zur deutschen Briefliteratur. (Schluß.)
Bücherwelt. 1912. Mai. S. 149—156.



Einzelne Schriftsteller.

Anzengruber: Wieser S., Ludwig Anzengruber.
Bücherwelt. 1912. Mai. S. 145—149.

Arnim: Freiberg, G. von, Bettinas Ekstasen. Persönliche Erinnerungen.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 17 vom 28. April.

Baggesen: Zürcher, O., Jens Baggesens Parthenais. Eine literahistorische Untersuchung.
Untersuchungen zur neuern Sprach- und Literatur-Geschichte. N. F. 11. 1912. 140 S.

Brentano: Stremmer, E., Clemens Brentano in Westfalen. Nach seinen Briefen.
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 227—230.

Browning: Figgis, D., Robert Browning.
North American Review. 1912. Mai. S. 577—593 mit 1 Portr.

—: Lemmermayer, F., Robert Browning. (Zu seinem hundertsten Geburtstag.)
Österreichische Rundschau. 1912. Bd. 31. H. 3. S. 217—226.

—: Minchin, H. C. Browning und Wordsworth.
Fortnightly Review. 1912. Mai. S. 813—824.

—: Nicoll, W. R., Robert Browning's Father.
Bookman. 1912. Mai. S. 63—70.

—: Saintsbury, G., Robert Browning.
Bookman. 1912. Mai. S. 57—63 mit 28 Abbild. und 1 Taf.

—: Weidenmüller, Robert Browning.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 20 vom 19. Mai.

Casanova: Guède, Les éditions des mémoires de Casanova.
Mercure de France. 1912. April. 16. S. 708—727.

Droste: Gotthard, J., Neues über Annette von Droste und ihren Freundeskreis. Mit ungedrucktem Material. 8. Annettes Beziehungen zu Heinrich Straube. (Forts.)
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 238—241. (Wird fortges.)

—: Pinthus, K., Die Briefe Annettes von Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. 7—12.
Deutsche Rundschau. 1912. Mai. S. 276—297. (Forts. folgt.)

Eulenberg: Wolff, K., Der Dramatiker Herbert Eulenberg.
Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 7. 1912. Heft 1/2. 58 S.

France: Platzhoff-Lejeune, E., Anatole France.
Grenzboten. 1912. Nr. 18. S. 232—241.

Freytag: Rosenthal, F., Die erste Bühnenausgabe von Freytags „Journalisten".
Literarisches Echo. 14. 1912. H. 16. Sp. 1110—1116.

Gellert: Eiermann, W., Gellerts Briefstil.
Teutonia. 23. 1912. XI, 153 S.

Goethe: Bode, W., Ein Brief Friedrich v. Steins an Goethe. Aus der Handschriftensammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin.
Stunden mit Goethe. Bd. 8. H. 2. 1912. S. 111—123.

Goethe: Bode, W., Myrons Kuh.
Stunden mit Goethe. Bd. 8. H. 2. 1912. S. 127—136, 1 Taf.

—: Bode, W., Tolstois Urteile über Goethe.
Stunden mit Goethe. 8. 1912. H. 1. S. 1—8.

—: Briefe der Frau v. Stein an Knebel. 5. Reihe.
Stunden mit Goethe. 8. 1912. H. 1. S. 9—30.

—: Denecke, A., Goethe und Plautus.
Literarisches Echo. 14. 1912. H. 15. Sp. 1034—1040.

—: Eberwein, K., Goethe als Theaterdirektor.
Stunden mit Goethe. 8. 1912. H. 1. S. 31—44.

—: Feuchtwanger, L., Die Quellen des „Faust"-Vorspiels.
Vossische Zeitung. 1912. Nr. 226 vom 4. Mai.

—: Hallbauer, E., Graf Görtz und Goethe.
Stunden mit Goethe. Bd. 8. H. 2. 1912. S. 83—90.

—: Köster, A., Wilhelm Meisters theatralische Sendung.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1912, H. 4. S. 209—233.

—: Pfordten, O. von der, Der Doktor Marianus in Goethes Faust.
Euphorion. 18. 1911/12. S. 722—725.

—: Quincke, W., Die Bühnenwelt in Wilhelm Meisters „Theatralischer Sendung".
Stunden mit Goethe. Bd. 8. H. 2. 1912. S. 91—110.

—: Rosenhagen, G., Wilhelm Meister.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 4. 1912. S. 189—201.

—: Thalhofer, F. X., Goethe als Pädagog.
Pharus. 3. 1912. Mai. S. 411—420.

—: Tutein Nolthenius, R. P. J., Wat Goethe niet zag in Sicilië. II.
De Gids. 1912. Mai S. 257—304.

—: Warneeke, F., Goethes Gedicht: „Groß ist die Diana der Epheser".
Euphorion. 18. 1911/12. S. 707—722.

Grabbe: Bergmann, A. Ein Nachtrag zu Grabbes Werken. *Euphorion.* 18. 1911/12. S. 746—751.

Grandison: Hordorff, A., Untersuchungen zu „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz". (Anonyme Schrift der Schweizer gegen Gottsched und Schönaich.) (Forts.)
Euphorion. 18. 1911/12. S. 634—657. (Wird fortges.)

Greif: Jacoby, D., Martin Greif.
Deutsche Literaturzeitung. 33. 1912. Sp. 837—843.

Groth: Mähl, H., Ungedruckte Briefe von Klaus Groth.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 19 vom 12. Mai.

Günderode: Necker, M., Die Lebenstragödie der Karoline von Günderode.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 285—289. 330—335.

Halbe: Grummann, S. H., Max Halbe.
Poet Lore. 23. 1912. S. 125—138.



Hamann: Ebstein, W., Die Krankheit des Magus im Norden.
Süddeutsche Monatshefte. 1912. Mai. S. 162—178.

Hearn: Grierson, H., Lafcadio Hearn.
Dublin Review. 1912. April. S. 271—285.

Heine: Hofstaetter, W., Heine und das junge Deutschland. Literaturbericht 1911.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1912. H. 4. S. 274—278.

—: Kricker, G., Aus Heinrich Heines Werdezeit.
Über den Wassern. 5. 1912. S. 277—282.

Hölderlin: Montgomery, M., Hölderlin and „Diotima".
Modern Language Review. 7. 1912. S. 193—207.

Keller: Simon, Ph., Gottfried Kellers „Gerechte Kammmacher".
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 16 vom 21. April.

Kleist: Hirzel, B., Briefe von Christian Ewald von Kleist an Johann Kaspar Hirzel.
Euphorion. 18. 1911/12. S. 658–679. (Schluß folgt.)

Liliencron: Adelt, L., Die drei Romane eines Lebens. (Schluß.) *Xenien.* 5. 1912. S. 199—205.

Lingg: Port, F., Hermann Lingg in den Revolutionsjahren. Nach ungedruckten Dokumenten.
Süddeutsche Monatshefte. 1912. April. S. 14—28.

Mörike: Uhde-Bernays, H., Briefe Mörikes über Schwind.
Süddeutsche Monatshefte. 1912. April. S. 49—58.

Oeser: Hesselbacher, K., Zum Gedächtnis an Hermann Oeser. *Eckart.* 6. 1911/12. S. 417—430.

Raabe: Everth, E., Wilhelm Raabe.
Xenien. 5. 1912. S. 228—231. (Wird fortges.)

—: Lange, R., Ein letzter Besuch bei Wilhelm Raabe.
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 1912. Nr. 1. S. 1—8.

Schiller: Kluckhohn, P., Zur Textgeschichte von Schillers historischen Schriften. Aus den Vorstudien zu einer Ausgabe.
Euphorion. 18. 1911/12. S. 692—707.

—: Piquet, F., Le caractère de Don César dans la „Fiancée de Messine".
Revue germanique. 1912. Nr. 3. S. 266—279.

Schlegel: Muckermann, F., Friedrich von Schlegel. IV. Der „Trommelschläger der Romantik".
Der Gral. 1912. Mai. S. 489—497. (Forts. folgt.)

Schupp: Lerche, O., J. B. Schupp. Eine Zusammenfassung. *Euphorion.* 18. 1911. S. 581—610.

Shakespeare: Brown, C., Shakespeare und the horse.
Library. 3. Ser. 3. 1912. S. 152—180.

—: O'Connor, E., A possible source of Shakespeares culture. *Poet Lore.* 23. 1912. Nr. 2. S. 114—124.

—: Sarrazin, G., Shakespeare als Landmann.
Vossische Zeitung. 1912. Nr. 207 vom 24. April.

—: Wilson, J. D., Martin Marprelate and Shakespeares Fluellen.
Library. 3. Ser. 3. 1912. S. 113—151. (Wird fortges.)

Shaw: Minor, J., Bernard Shaws „Cäsar und Cleopatra.
Österreichische Rundschau. 31,2. 1912. S. 142—148.

Widmann: Eschmann, E., Joseph Victor Widmann. 20. Febr. 1842—6. Novbr. 1911.
Eckart. 6. 1911/12. S. 445—454.

Zedlitz: Kohut, A., Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. (Zu seinem 50. Todestage, 16. März. ds. Js.)
Die Donau. 4. 1912. S. 21—24.

Von den Auktionen.

Am 29. und 30. April wurden bei *Martin Breslauer* in *Berlin* eine Anzahl wertvoller Autographen versteigert. Die Hauptpreise waren: *Friedrich der Große* an seine Schwester, die Königin Ulrike v. Schweden 175 M. Aus den letzten Lebenstagen der *Königin Luise* 2060 M. *Königin Luise* an den Herzog von Sachsen-Hildburghausen 125 M. *Kaiser Wilhelm II.* an seine Großmutter Augusta 120 M. Bulle Papst *Clemens III.* 425 M. Bulle Papst *Leo X.* 125 M. Brief *Blüchers* an seinen Verwalter Schwenke 230 M. Brief des Generals *Seydlitz* 100 M. *Wallenstein* an den Fürst zu Anhalt 115 M. Brief *Bismarcks* 115 M. *Vittorio Alfieri* an Marchese di Barolo 180 M. Briefe des Pädagogen *Friedrich Fröbel* aus der Zeit der Freiheitskriege 510 M. *Grillparzer* an den Verlagsbuchhändler Vieweg, Braunschweig 190 M. *Wilhelm Hauff* an die Redaktion der Blätter für literarische Unterhaltung 120 M. *Wilhelm Jordan*, Albumblatt 755 M. *Schiller*, Verse aus Wilhelm Tell 900 M. Eigenhändiges Manuskript *L. van Beethovens* 3000 M. *Beethoven* an Schuppanzig 485 M. Ungedruckter Kanon *Beethovens* 1000 M. *Beethoven* an Mr. Neale in englischer Sprache 220 M. *Beethoven* an den Freiherrn von Türkheim 620 M. *Leopold Mozart* mit Nachschrift *W. A. Mozarts* 750 M. Manuskripte *W. A. Mozarts* 350 M., 250 M., 250 M. und Rondo für Klavier in D-dur 2600 M. *Richard Wagner* an Freiherrn von Biedenfeld in Weimar 145 M. *Richard Wagner* an den Violinisten A. Wilkoszewski in München 110 M. Handschriftensammlung aus dem Besitze *Joseph Kainz'* 105 M. *Napoleons I.* Bescheid auf eine Eingabe der Primaballerina am Théâtre des Arts 265 M. *Napoleons I.* Brief an François de Neufchateau 200 M. Eingabe an den Großherzog von Berg mit eigenhändiger Randbemerkung Napoleons 145 M. Dokument über die Verhandlungen und die Hinrichtung des *Fr. Ravaillac* 140 M. *Friedrich Freiherr von Trenck* an den Bruder Friedrich des Großen Prinz Heinrich von Preußen 145 M. Briefe, Gedichte und Handschriften zum großen Teil zur Zeit der Freiheitskriege aus dem weiteren Goethekreis an Ferdinand Heincke gerichtet 230 M.

———

Die Versteigerung des zweiten Teiles der berühmten *Huth-Bibliothek* wird von der Firma *Sotheby, Wilkinson and Hodge* am 9. Juni und den folgenden sieben Tagen, die Samstage ausgeschlossen, abgehalten wer-

den. Dieser zweite Teil, der an „livres uniques“ womöglich noch reicher ist als der erste, bringt die Versteigerung im Katalog bis zum Ende des Buchstaben D; es dürften somit wohl noch sechs weitere Auktionen folgen, so daß sich die Versteigerung der ganzen Sammlung über ein paar Jahre erstrecken wird. Besondere „Nummern“ der bevorstehenden Auktion sind sechs Caxton-Drucke, alle die ersten und die meisten der späteren deutschen und lateinischen Ausgaben von De Brys „Voyages“, eine aus 193 Stücken bestehende Sammlung der Werke De Foes, verschiedene erste Cervantes- und Dante-Ausgaben, die erste lateinische Ausgabe von Fernando Cortez „Praeclara“, die drei ersten Ausgaben der „Cosmographia“, eine schöne deutsche Chronik-Handschrift in gereimten Versen aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, volle 860 Folioseiten und illustriert mit 204 äußerst merkwürdigen Malereien.

Max Burckhardt hat eine weit über 7000 Bände umfassende Bibliothek hinterlassen, die zum großen Teil in seinem Häuschen in Lueg, zum Teil in Wien sich befindet. Es war seinem Freundeskreise bekannt, mit welcher Liebe Burckhardt diese Bibliothek pflegte, die in jedem einzelnen Buch Zeugnis ablegt, von dem feinen Europäertum und dem universellen Geiste ihres Besitzers, in den Äußerlichkeiten, den Einbänden und der Schönheit der Ausgaben aber auch den echten Bibliophilen zeigt. Es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, von den Kirchenvätern bis zur Medizin, das in dieser Bibliothek nicht in repräsentativen Werken vertreten wäre, und auch das lebendige Interesse das der ehemalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters der dramatischen Produktion und dem Theater überhaupt bewahrte, findet in der Struktur der Bibliothek seinen Ausdruck. Max Burckhardt hat *testamentarisch* die *Versteigerung der Bibliothek zugunsten des Österreichischen Bühnenvereins* verfügt und mit deren Durchführung die *Buchhandlung Hugo Heller & Cie.* in Wien betraut. Einer letztwilligen Verfügung Burckhardts entsprechend wird der *von ihm selbst* angelegte Materienkatalog der Bibliothek als Auktionskatalog in Druck gelegt. *Hermann Bahr* hat sich bereit gefunden, zu diesem Katalog eine Einleitung zu schreiben.

Am 8. Juni versteigert *Max Perl* in *Berlin* die Sammlung *Aron*. Sie enthält deutsche Literatur der Jahre 1813—1815 mit ihren Vorläufern und umfaßt Aufrufe und Verordnungen. — Literatur (Patriotischer Gesang, Kriegs-, Sieges-, Dank-, Jubel- und Soldatenlieder, Satiren und dramatische Stücke). — Musikalische Kompositionen. — Porträts und Schlachtenbilder, worunter sich viele Seltenheiten, teilweise sogar Unika befinden. Besonders hervorzuheben wären die vielen anonymen patriotischen Flugblätter, sowie die seltenen Originaldrucke von Arndt, Schenkendorf, Körner, Kotzebue, Stägemann, Rückert, Fouqué, Förster und anderen Gelegenheitsdichtern dieser Zeit.

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Cameo book-stamps figured and described by *Cyril Davenport. London, Edward Arnold*, 1911. Gr. 8°. XVI und 208 Seiten. Gebunden 21 *s.*

. Dem Bibliothekar am British Museum Cyril Davenport verdanken wir bereits eine Reihe wertvoller Monographien zur Geschichte des Bucheinbands: Royal English bookbindings (1896), English embroidered bookbindings (1899), Thomas Berthelet (1901), Samuel Mearne (1908), English heraldic book-stamps (1909). Bei seinem neuesten Buche „Cameo book-stamps“ befremdet uns zunächst der Titel, nach dem wir etwas anderes erwarten müssen, als das Buch uns gibt. Denn unter Cameo book-stamps faßte man bisher die kleine Gruppe von vergoldeten oder bemalten Reliefpressungen zusammen, die sich auf Einbänden der italienischen Frührenaissance finden, Lederpressungen, die im Charakter der Abdrücke von Kameen oder Medaillen gehalten sind, wovon die beiden ovalen Reliefpressungen der sogenannten Canevari-Einbände die bekanntesten sind. Aber diese kameenartigen Pressungen machen nur einen kleinen Teil des Buches aus. Von den 151 Stempelpressungen, die darin abgebildet und beschrieben werden, sind nur 11 Cameo-stamps in der bisherigen Bedeutung dieses Ausdrucks, nämlich die Abbildungen 6, 11, 12, 18, 23, 51, 53, 54, 56, 81, 90. Alle übrigen Stempelabdrücke, die das Buch behandelt, sind figürliche Stempel zumeist rechteckig oblonger Form im Renaissancecharakter, die in Blindpressung (vereinzelt in Goldpressung) in die Lederbände des XVI. Jahrhunderts als Mittelstücke eingepreßt wurden. Nur zwei (Nr. 17 und 19) sind einem spätgotischen Einband vom Ende des XV. Jahrhunderts entnommen. Der weitaus größere Teil des Davenportschen Buches behandelt also die blindgepreßten größeren Stempel oder Stöcke, die wir als Plattenstempel zu bezeichnen pflegen, und die man in England gewöhnlich „panel-stamps“ nennt.

Das zweite, was uns an dem Buche befremdet, ist die Art der Wiedergabe der Stempelpressungen. Davenport hat von den Stempelpressungen Abreibungen gemacht, diese auf Pauspapier nachgezeichnet und von diesen Nachzeichnungen Strichätzungen anfertigen lassen, ebenso wie früher in seinen „English heraldic book-stamps“. Da er nun im Zeichnen Dilettant ist, sind seine Zeichnungen Karikaturen der Originale geworden, die von den zum Teil sehr gut geschnittenen Plattenstempeln, — die besten Arbeiten haben die deutschen Stempelschneider geliefert —, wirklich keine Vorstellung mehr geben. Solche Nachbildungen sind, selbst wenn die Zeichnungen besser und richtiger wären, im Zeitalter der Photographie und der photochemischen Reproduktion nicht mehr zu ertragen. Der Verfasser sagt in der Einleitung, Blindpressungen seien sehr schwer zu photographieren, die Photographien würden in den meisten Fällen fast unerkennbar werden wegen der Farbeneinwirkung des hellbraunen Kalbleders oder des dunkelbraunen Schweinsleders. Davon kann aber, wenn sie bei der Aufnahme gut belichtet, und wenn farbenempfindliche Platten genommen werden, nicht die Rede

sein, wie die Abbildungen von Blindpressungen in allen neueren Abbildungswerken von Bucheinbänden dartun.

Nach seinem Inhalt gibt das Buch kein vollständiges Bild von seiner Materie. Denn die rein ornamentalen Plattenstempel sind fortgelassen, an heraldischen gibt es nur einige englische als Nachträge zu Davenports Buch „English heraldic book-stamps". Aber auch die figürlichen Plattenstempel sind nicht annähernd vollständig, schon deshalb, weil der Verfasser sein Material nur von Einbänden im Britischen Museum entnimmt; hinzugenommen sind nur vier Stücke aus englischen Privatbibliotheken und eins aus Abbeville. Auch sind alle Abbildungen nur mit einem einzigen Nachweis belegt. Schon aus den bisher erschienenen Tafelwerken von Einbänden lassen sich, trotzdem die Abbildungen von Einbänden mit Plattenstempeln darin im Verhältnis zu dem vorhandenen Reichtum spärlich sind, die von Davenport gegebenen Abbildungen um viele Stücke bereichern und außerdem die von ihm abgebildeten Platten mit manchen anderen Einbänden belegen.

So bleibt trotz dieses neuen Werkes der Wunsch bestehen, die Plattenstempel der deutschen, französischen und niederländischen Einbände des XVI. Jahrhunderts in einer umfassenden Publikation in guten photographischen Nachbildungen zusammenzustellen. Und erst, wenn die Nachweise der vorkommenden Abdrücke der gleichen Plattenstempel reichhaltiger sind, und statt der bloßen Plattenabdrücke, wenigstens bei charakteristischen Stücken, die ganzen Einbände abgebildet werden, läßt sich eine zuverlässigere Datierung und Zuweisung an Herstellungsorte und Werkstätten ermöglichen. *Jean Loubier.*

Else Leitzmann. Zwölf Nächte. Märchen. Verlegt bei *Eugen Diederichs, Jena.* 1911. (3 M., gebunden 4 M.)

In leuchtendem Rot stellen sich Märchen dar. Fühlen und Wollen der Menschen liest eine Dichterin aus der unbelebten Natur oder sucht es bei den Tieren.

Die Mondstrahlen, die über den Berg herabsteigen und das Meer silbern glänzen lassen, sind Reiter, die im Firnschnee die Silbertaler auflesen und übers Wasser streuen, Luftschlössertaler, für die sich die Menschen bauen können, was sie wollen. Die Nüchternen schelten es Mondschwärmerei. Noch lieber aber sind dem König Berg die kosenden Umarmungen der Sonnenjungfrauen, auf die er sich von Tag zu Tag wieder freuen kann. Und die Blitze, die trockenen Junggesellen, ärgern sich, wenn der Frühling kommt, über die Menschlein da unten, diese Liebesnarren, und treten nach ihnen mit ihren spinnedürren Beinen. Die weißen Schäfchen aber am Himmel sind voller kleiner törichter Tröpfchen, die neugierig nach der großen dunklen Wolke hinstreben, wo es eitel glitzert. Wenn sie dann im Regen auf dem harten Stein zerschellen, steigt ihr letzter Seufzer als Bläschen auf. Schnurr, schnurr! wie ist das schön! Gurr, gurr! wie ist das fein! singt der junge Hummeldichter Burro. Dieser Gerhart Hauptmann des Hummelreiches hat auch ein Drama geschrieben, das die Antifurienbewegung zum Siege führen soll. So heißt nämlich, ins Hummelische übertragen, der Kampf gegen den Alkoholteufel.

So stehen sie bunt durcheinander, wie von Kindern zur gleißenden Perlenkette geflochten. Zeitenlauf und Menschenlos, Werden und Welken ist ihr tieferer Sinn, der Rhythmus des Lebens ist in die Einfachheit des Märchens gefaßt. Mitten in unserer literatenhaften Zeit quillt hier ein ganz ursprüngliches dichterisches Talent. Da ist nichts Zerfaserndes und nichts ist ausgeklügelt. Die Sprache ist einfach, von der gesprochenen glücklich beeinflußt; sie kann der Bilder entbehren, denn im Bild schaut ja die Dichterin den Inhalt. Die Frische des Entstehens liegt noch über dem Buche und zugleich tiefe Ruhe, wie wenn eine Mutter spricht und Kindergläubigkeit ihre Phantasie sich immer weiter tasten läßt. In der Dämmerung muß man es lesen, wenn im Kamin die vorwitzigen Buchenzweiglein von den Flammen umleckt werden, oder in den zwölf Nächten, wenn die Beelzebübchen, von ihrer Urgroßmutter in die Erdenferien geschickt, draußen Unfug treiben, wenn Äste knacken und der Wind saust.

Als literarischer Stoff mag „Gefion", eine Neuschöpfung eddischer Sage, erwähnt sein, das Märchen von Asinelli und Garisenda dürfte wohl ebenfalls eine Vorlage haben. Rein äußerlich ist die Buchausstattung, wie zu erwarten war, überaus trefflich. Die Weißfraktur fand ich fast nirgends besser am Platze als hier.

Warten wir der zweiten Auflage oder eines neuen Buches von Else Leitzmann, genug, wir warten.

C. N.

„Träumers Lieder" steht auf dem wunderlichen grünen Büchlein obenauf. Der Umschlag grün, zartgrün, ist wie ein Backfischballkleid; das Papier, das Vorsatzblatt dagegen schwarz mit kringeligen Arabesken. In Rhythmen nur darf die Kritik sich nahen, Originalität kann Gegengabe heischen. Noch keines strotzte so davon wie dieses Buch. Den Titel aber kann man lesen. Gesonnen ist es und geziert und auch verlegt von Einem: — in *Zürich* sei man stolz auf *Otto Pfenninger*. Des Traums verzeihliche Verworrenheit in Bildgestammel aufgelöst, ein Wort ein Vers, zwei Zeilen ein Gedicht . . .

„Bersten muß — —
wo werden will — —"

Hier beugt, auf Seite dreiundvierzig, sich der Kritikus dem Dichter.

Jetzt muß ich wieder bare Prosa reden.

Denn ein junger Danziger hat auch Gedichte drucken lassen: — *S. v. Uhlen,* Lebensklänge. *Danzig.* -o-

---

Rudolf Greinz. Hin ist hin! Lustige Marterln. Verlag von *L. Staackmann, Leipzig* 1912. (2 M., gebunden 3 M.)

Man kann den Tod nicht gleich zweihundertmal zum besten haben, kann nicht ein ganzes Buch voll lauter Marterln dichten. Witz ist nicht dehnbar. Es geht mir schlechterdings nicht ein, daß an einem Marterlstock für eine Nitroglyzerinfabrik Rekláme gemacht werden könnte, um noch mehr russische Generale ins



Jenseits zu befördern. Und daß man dankbar die Wursthandlung namhaft macht, deren köstliche Erzeugnisse der Schwiegermutter eine selige Urständ bereitet haben, entspricht auch nicht ganz dem Tiroler Volkscharakter. Rudolf Greinz vermag ihn als Künstler zu schildern, gewiß, Volksdichtung aber entsteht nie druckbogenweise. Indessen, einmal sei keinmal. Hin ist hin!

C. N.

Prof. Dr. *Karl Brandi*, Unsere Schrift. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht 1911. (2.60 M.)

In dem erregten Streit der Meinungen über die Reform unsrer Schreib- und Druckschrift, in dem von Berufenen und Unberufenen mit oft recht wenig scharf geschliffener Waffe gekämpft wird, fährt jetzt auch die Wissenschaft schweres, und wie mir scheint, treffsicheres Geschütz auf. Einer der besten Kenner der Geschichte unserer Schrift beleuchtet in drei in knappster Form gehaltenen, reich mit Anschauungsmaterial ausgestattenen Abhandlungen zuerst in kulturhistorischer Betrachtung den Zusammenhang des Werdens der Schrift- und Druckformen mit der Entwicklung der allgemeinen Kulturverhältnisse und als deren Niederschlag; dann die Geschichte der einzelnen Buchstabenformen, wieder in kulturgeschichtlich orientierter Betrachtungsweise; um endlich in tief eindringender Untersuchung den verborgenen Zusammenhängen zwischen Schriftzweck und Stilgesetzen nachzugehen: wobei er durch die intimste Kenntnis heute in bibliophilen Drucken gebrauchter Formen vor allem diejenigen überraschen dürfte, die sich von der Vorstellung eines Witzblattypus des welt- und gegenwartsfremden Gelehrten, vor allem des so gearteten Historikers, nicht losreißen können.

Mit den Schlagworten von nationaler und internationaler Schrift wird vor allem in der ersten Abhandlung gründlich aufgeräumt: eben die Mannigfaltigkeit der heutigen Druckschrifttypen, „das frische Leben, das gerade bei uns im Typenschnitt wie in der Buchkunst allgemein erwacht ist", wird mit Begeisterung als Zeichen einer unendlich reicher Weiterentwicklung fähigen Gegenwart begrüßt. „In dieses sprossende Frühlingsleben mit der Despotie eines Schriftgesetzes einzugreifen, würde doch wohl nahe an die Barbarei hingehen!" Wer aber auch nicht gleich dem Referenten dieser Barbarei sein Anathema entgegenschleudern, wer an dem von Brandi, wie mir scheint, radikal beseitigten Entweder-Oder zweier Typenklassen festhalten möchte, auch der wird aus der Lektüre des Büchleins zum mindesten reiche Belehrung schöpfen und es als das Zeichen eines raschen und energischen Geistes und einer seltenen Gabe, zugleich plastisch-anschaulich und in höchster Konzentration schwieriger Probleme Herr zu werden, aufs freudigste begrüßen.

A. D.

Oeuvres de François Rabelais. Edition critique publiée par Abel Lefranc, Jacques Boulenger, Henri Clouzot, Paul Dorveaux, Jean Plattard, et Lazare Sainéan. Tome Premier: Gargantua. Prologue. Chapitres I-XXII. Avec une introduction, une carte et un portrait. Paris, Champion. 1912. (1100 Abzüge, von denen Nr. 1—28 auf Japan, 29—83 auf Van Gelder, 84—1100 auf Papier vergé.)

Die editio definitiva des Rabelais. Daß sie bisher fehlte, wird niemanden erstaunen, der die Abneigung der Franzosen gegen eine allzu philologische Behandlung ihrer Klassiker kennt. Erst die neufranzösische literaturwissenschaftliche Schule hat (ähnlich wie übrigens auch in Deutschland) die Forderung vertreten und durchgeführt, daß, wenn überhaupt kritische Ausgaben der Werke eines großen Schriftstellers als wissenschaftliches Bedürfnis empfunden und veranstaltet werden, diese Ausgaben dann auch wirklich kritische sein müßten, methodisch angelegt und durchgeführt. Abgesehen von den hellenischen und römischen Klassikern, sowie von denjenigen Schrifttumsdenkmälern, die in ähnlicher Weise wie die Werke jener aus der Handschriftenüberlieferung durch ausgebildete wissenschaftliche Verfahren gewonnen werden mußten, hat man bei dem Wiederdruck der von ihren Autoren in den Druck gegebenen Bücher eigentlich erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die für den Abdruck von Handschriften schon übliche kritische Sorgfalt zu beobachten begonnen. Auch in Frankreich, wo doch die (von F.A. Ebert so genannte) angewandte Bücherkunde zu Hause ist. Und gerade hier hatten in einem gewissen Gegensatz zu der deutschen schulmeisterlichen Düntzerei, die doch wenigstens gründlich sein wollte, gerade die berühmtesten Editoren sich mehr als Préfaciers gefühlt, die ihr eigenes Licht nicht unter den Scheffel stellen wollten und die womöglich die Textbesorgung der von ihnen geleiteten Ausgabe dem Drucker (Jouaust!) überließen. Von den Ausgabenfabrikanten wie etwa dem Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix) nicht zu reden, die mit ebenso erstaunlicher Leichtigkeit wie Leichtfertigkeit arbeiteten. Wer hier nach Beispielen sucht, sei auf die etwas morosen Ausführungen F. Maillards (Les Passionnés du livre. Paris 1896) verwiesen.

Und ebenso wie in Deutschland die wissenschaftlich ausreichenden (d. h. die verschiedene Bedürfnisse des wissenschaftlichen Gebrauches befriedigenden) Gesamtausgaben bedeutender Schriftsteller erst in den letzten Jahrzehnten (man könnte fast sagen) im letzen Jahrzehnt erschienen sind und zu erscheinen fortfahren, so haben sich die editiones definitivae der Meister und Meisterwerke des französischen Schrifttums erst in neuester Zeit zu mehren begonnen. Erst jetzt werden uns Montaignes Weisheiten in der endgültigen Fassung ihres Urhebers zugänglich gemacht (durch die Edition Municipale der Essais) und des großen Lachers ernste Wahrheiten beginnen nun in einer Ausgabe zu erscheinen, die ein wertvolles Gegenstück zu der Montaigne-Edition der Stadt Bordeaux sein wird.

Die Aufgabe, die für Rabelais' Schriften zu lösen ist, ist ungleich schwieriger als die, die die Herausgabe von Montaignes Essais stellt. Denn Montaigne hat eine fertige Druckvorlage hinterlassen, ein Handexemplar der Ausgabe letzter Hand seiner Essays, das er mit druckfertigen Verbesserungen und Zusätzen für eine neue Auflage versehen hatte. Bei Rabelais dagegen



sind nach der Feststellung der wirklich auf ihn zurückgehenden Texte zunächst alle diejenigen Drucke zu bestimmen gewesen, die deren endgültige Fassungen enthalten. Dazu kommt dann noch, daß Rabelais' Schriften nur durch umfassende sachliche und sprachliche Erläuterungen dem wirklichen Verständnis des modernen Lesers zu erschließen sind.

So hat die im Jahre 1903 in Paris begründete Société des Études Rabelaisiennes sich die Vorbereitung einer wissenschaftlichen Rabelais-Ausgabe zum Ziel gesetzt, deren erster Band dank der hochherzigen Förderung durch die Marquise Arconati Visconti, die dem Unternehmen 50000 Franken zur Verfügung stellte, unerwartet rasch erscheinen konnte.

An dieser Stelle die Bedeutung der neuen Rabelais-Ausgabe ausführlich darzulegen, kann nicht die Absicht einer kurzen Anzeige sein, die lediglich die deutschen Büchersammler und Rabelaisfreunde darauf aufmerksam machen möchte, daß, wenn die folgenden Bände das halten, was der erste verspricht (und man kann hinzusetzen: verbürgt) diese Ausgabe die für die weitere Rabelais-Forderung grundlegende sein wird.

G. A. E. B.

Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag Kopenhagen kündigt eine neue Liebhaberausgabe an: *Digte af Michelagniolo Buonarroti i Udvalg og Oversaettelse ved Johannes Dam.*

Das Buch (ungefähr 7 Bogen Umfang) mit einem Bildnisse, Faksimiles, Zierbuchstaben und Zierleisten von Waldemar Andersen, gedruckt bei Simon Bernsteen, wird in 250 Abzügen auf holländischem Papier (zu 5 Kronen) und 25 Abzügen auf japanischem Papier (zu 10 Kronen) in den Handel gebracht. G. A. E. B.

Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. „Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch. Ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch." Mit 8 Abbildungen. Verlegt bei *Eugen Diederichs, Jena* 1912.

Frau Boy-Ed behauptet, noch habe kein Literarhistoriker sich daran gewagt, Charlotte von Kalb in der Totalität ihrer Erscheinung (deutsch!) darzustellen. Sie meint, einem Manne müßte rasch die Erkenntnis kommen, nur eine Frau könne diese Frau verstehen. Als ob das psychologische Vermögen von den äußeren Geschlechtsmerkmalen bedingt wäre, als ob nicht hundertfach männliche Artung in weiblichem Körper zu erkennen wäre und umgekehrt. Aber es ist richtig, wir besitzen noch keine Gesamtdarstellung der Seelengeschichte dieser Frau, die als Freundin Schillers, Goethes, Hölderlins und Jean Pauls mitten in dem engsten Kreis der Großen unseres klassischen Zeitalters steht, und die Jean Paul im „Titan" und in seinen Briefen als ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Helden-Ich geschildert hat. Mit dem Namen „*Die Titanide*" lebt sie fort. In dieser Schilderung aber wird aus der Titanide ein begehrendes Weibchen. Zum Verlangen gesellt sich keine Willenskraft, die der Umwelt trotzte und den Geliebten an sich risse oder, wie Frau Boy-Ed das geschmackvoll ausdrückt: „Sie hatte eine heiße Phantasie, aber keinen heißen Schoß." Dadurch ging ihr Schiller verloren, wie uns seine Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" bezeugen, und sie bot sich Jean Paul erst an, als es zu spät war. Die Psychologie der Frau Boy-Ed besteht darin, daß sie dieses höchst differenzierte Einzelwesen auf allgemeine Formeln der Weiblichkeit zu bringen sucht, was immer Halbwahrheiten zutage bringt. Halbschürig ist das Buch auch im Tatsächlichen. Es weiß von wichtigsten Quellen nichts: Charlottens Briefe an Goethe (im 13. Bande des Goethejahrbuchs) und Klarmanns Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth, mit besonderer Rücksicht auf Charlotte von Kalb und ihre nächsten Angehörigen (Erlangen 1902). Gleich das Geburtsjahr der Heldin ist falsch (1791 statt 1761), und auf derselben ersten Seite steht der weitere Fehler, vor Charlotte habe die Mutter dem Gatten *ein* Söhnchen geschenkt, während es zwei waren. Auch weiterhin wimmelt der Druck von Fehlern, besonders störend in Namen und Jahreszahlen (S. 13 Pranger statt Pfranger, S. 52f. 1888 und 1889 statt 1788 und 1789). Ein zitierter Brief Schillers enthält auf 13 Zeilen 9 Fehler. Die Angaben der Selbstbiographie wurden nicht genügend nachgeprüft, und dadurch verliert das Buch vielfach an Zuverlässigkeit. Durch alles das ist die Porträtähnlichkeit, nicht nur in kleinen Zügen, verwischt, und ich meine, es wäre doch besser gewesen, wenn ein Literarhistoriker mit seiner dürftigen männlichen Psychologie sich an das Unternehmen herangewagt hätte. Am Ende hätte er dieses erschütternde Frauenleben doch wahrer dem großen Romandichter, dem Schicksal, nacherzählt als die beliebte Romandichterin.

Georg Witkowski.

Der Hodscha Nasreddin. Türkische, arabische, berberische, maltesische, sizilianische, kalabrische, kroatische, serbische und griechische Märlein und Schwänke. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Wesselski*. Zwei Bände. *Alexander Duncker* Verlag *Weimar* 1911.

Man hat den Hodscha Nasreddin als Hofnarren des großen tatarischen Eroberers Timur und anderer Sultane, dann als Perser ausgegeben. Sein angebliches Grab in Akscheair zeigt eine Zahl, die spätestens das Jahr 1285 unserer Zeitrechnung bezeichnet. Wie dem auch sei, — in Wahrheit wird es sich mit allen den historischen Daten ähnlich verhalten wie bei unserm Till Eulenspiegel. Sicher ist der Hodscha, den das Volk zu einem Heiligen machte, noch heute für die Türken der glanzvollste Vertreter ihres Volkswitzes, und sicher ist auf seine Persönlichkeit alles zusammengeflossen, was an Schwänken verwandter Art in Arabien und dem übrigen Orient von Mund zu Mund ging, vor allem die Erzählungen von dem arabischen Dschoha, von dem fast dieselben Geschichten erzählt wurden. Sie wanderten hinüber nach Nordafrika, nach Sizilien und Toskana und bereicherten sich anderseits auch aus abendländischen Quellen. Goethe hat durch seinen orientalischen Berater, den Prälaten von Diez, für die Anmerkungen zum west-östlichen Divan fünf Schwänke Nasreddins erhalten

und ihrer in den Noten und Abhandlungen zum Divan Erwähnung getan, ehe 1837 die erste Ausgabe des Volksbuches erschien. Eine deutsche Übersetzung kam in Triest 1857 heraus, eine Auswahl auch in Nr. 2735 von Reclams Universalbibliothek, die beste europäische Ausgabe war die französische von J. A. Decourdemanche (Bruxelles 1878). Nun übertrifft Wesselski durch die Vollständigkeit der Schwänke und der vergleichenden sagengeschichtlichen Untersuchungen alle Vorgänger und gibt uns neben dem reichen Schatz orientalischer Schnurren ein sehr wertvolles Hilfsmittel zur Sagen- und Literaturgeschichte, indem für jede Erzählung die gesamte frühere Forschung zitiert und zum großen Teil die Fortbildung der Motive verfolgt wird. Die Sammlung, die mit den früher von uns angezeigten Schwänken Arlottos so verheißungsvoll begann, wird in den vorliegenden zwei Bänden aufs würdigste fortgesetzt. Dem Verleger Alexander Duncker und der Druckerei Otto Wigand in Leipzig gebührt für die solide Ausstattung und die Sorgfalt des schwierigen Satzes besonderes Lob.

G. W.

Der Verlag Hesse & Becker in Leipzig beschert uns in sehr gefälliger Ausstattung zu billigstem Preise (in Leinenband M. 3.—, in Geschenkband M. 4.—, in Liebhaber-Halbfranzband M. 5.—) drei Selbstbiographien deutscher Künstler. Zwei davon behaupten bereits seit langer Zeit unter ihresgleichen die ersten Stellen: die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Wilhelm von Kügelgen, die hier Adolf Stern herausgegeben und Anna von Kügelgen mit einem biographischen Nachwort und einer Auswahl der Briefe vermehrt hat, und Ludwig Richters Lebenserinnerungen eines deutschen Malers mit einer sehr unbedeutenden und phrasenhaften Einleitung von Ferdinand Avenarius. Als neue dritte Gabe gesellt sich würdig hinzu: Erinnerungen aus meinem Leben. Von Ludwig Emil Grimm, Maler und Radierer, 1790—1863 (Bruder von Jacob und Wilhelm Grimm). Herausgegeben und ergänzt von Adolf Stoll, Professor am Kgl. Friedrichs-Gymnasium zu Kassel. Mit 34 Bildnissen, 5 Abbildungen und einer Kartenskizze sowie einem Verzeichnis von Grimms Werk, mit Briefen von Jakob, Wilhelm, Ferdinand und Ludwig Grimm und andern Beiträgen zur Familiengeschichte. Das neue Buch wird, so hoffen wir zuversichtlich, sich seine Stelle neben den beiden verwandten erobern. Denn es teilt mit ihnen den Reiz der einfach innigen lebensvollen Wiedergabe des mit Maleraugen Gesehenen, den aus innerstem Gemüt quellenden Humor und die einfache Anmut des Stils, der hier dem gesprochenen Wort noch näher steht als bei den Vorgängern. Gemeinsam ist auch allen drei Büchern die Eigenschaft, daß sie mit einem Jugendleben ein Stück deutscher Kulturgeschichte von hohem Wert vereinen. Das Ende des XVIII. Jahrhunderts und der Beginn des XIX. spiegelt sich jedesmal verschieden ab, bei Grimm in dem seligen Behagen der kleinstädtisch-ländlichen Steinauer Existenz, in die auch der grimme Schulmeister Zinkhan, eine Gestalt von wundersamem Humor, keine trüben Schatten zu werfen vermochte. Der Herausgeber Adolf Stoll leistet das letzte Mögliche im Beibringen und Zusammenfassen der Erläuterungsmittel und macht dadurch das Buch auch für jeden wissenschaftlichen Zweck im höchsten Grade nutzbar. Indessen hätten wir gewünscht, daß diese wertvollen Anmerkungen am Schlusse ständen und nicht unter den Seiten, wo sie das ruhige Genießen vereiteln.

Alle drei Bücher sind sehr hübsch und klar auf gutem Papier gedruckt und mit trefflichen, zum Teil in Dreifarbendruck ausgeführten Bildern geschmückt. Aber unter den Einbänden kann nur der bessere Leinenband berechtigten Ansprüchen einigermaßen genügen.

A-s.

Eberhard Buchner. Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Erster Band: Das XVI. und XVII. Jahrhundert. Albert Langen, München.

Wer alte Zeitungen und Zeitschriften zu irgendeinem Zwecke liest, dem wird die unwillkürliche, oft belustigend wirkende Abweichung von unsern heutigen Denk- und Fühlweisen leicht den Wunsch nahelegen, solche gemeinhin als Kuriosa bezeichneten Einzelheiten zu sammeln. So hat es früher einmal in einem zu wenig beachteten Buche Frau Maria Belli-Gontard versucht, und so versucht es nun von neuem in einer auf vier Bände angelegten Sammlung für das deutsche XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert Eberhard Buchner. Mit dem Jahre 1513 setzt er, unseres Erachtens etwas spät, ein, und schon auf Seite 23 gelangt er an die Schwelle des folgenden Jahrhunderts. Dieses zieht nun in Hunderten von Notizen an uns vorüber, so lebensvoll, so reich an merkwürdigen Menschen und Ereignissen, daß diese Barockzeit schwerlich schon irgendwo mit solcher unmittelbaren Lebendigkeit zu erfassen war. Wir freuen uns auf die folgenden drei Bände, aus denen sicher wieder (gemäß der Behauptung in dem frischen, als Einleitung vorangestellten Dialog), die Zeit selbst, ganz direkt, ganz unmittelbar, sprechen wird.

A-s.

Vergessene Lieder und Verse. Mit Zeichnungen von *Alphons Woelfle.* Albert Langen, München 1911.

Zum zweiten Male in kurzer Zeit wird den kleinen deutschen Lyrikern des absterbenden Rokoko eine liebenswürdige Auferstehung zuteil. Die kleine Sammlung von Hünich in den Drugulindrucken hatte noch etwas von jenen gelehrten und halbgelehrten Totenerweckungen; jetzt ist es nur die Künstlerfreude an der zierlichen Artigkeit alter Scherz- und Liebespoesie, die sich sogleich in eine höchst reizvolle Folge von Bildern desselben Stils umsetzt. Woelfle trifft diese Mischung empfindsamer und lüsterner Stimmung wie kein anderer, und so ist sein Buch ein ganz geschlossenes, höchst erfreuliches kleines Kunstwerk geworden.

P-e.

Als 23. Band von Meyers großem Konversations-Lexikon erschien das Jahres-Supplement 1910—1911 im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig.



Dieses vortreffliche Jahrbuch erfüllt neben der ersten Aufgabe, das Hauptwerk auf der Höhe zu erhalten, die andere, immer neue Wissenszweige dem gewaltigen Baume aufzupfropfen. So erscheinen auch jetzt neben den üblichen Ergänzungen und Jahresübersichten, von denen besonders die literarischen der Hauptkulturvölker für uns von Interesse sind, neue wertvolle Artikel und Illustrationen, zum Beispiel englische und französische Dichter der Gegenwart, Marmor (mit zwei vortrefflichen Farbentafeln), Schmucksteine, ebenfalls mit zwei Tafeln, Selbstbildnisse mit 45 kleinen, aber scharfen Autotypien, Stadtbahnen, Tierpsychologie usw. Im ganzen überwiegen diesesmal die technischen und naturwissenschaftlichen Artikel gegenüber denen zur Kunst und Literatur. Doch wird auch hier sorgsam nachgetragen und zumal in den biographischen Daten jede wichtige Veränderung angemerkt. A-s.

Seit 1909 gab G. A. E. Bogeng sein Jahrbuch für Bücherkunde und Liebhaberei in der Form des Taschenbuches heraus. Die länglichen Bände gemahnten an den Pegasus im Joche. Ein Notizbuch, zusammengekuppelt mit einer ausgezeichneten, durch alle drei Jahrgänge laufenden Fachkunde für Büchersammler und anderen literarischen Gaben von Wert, das gab kein passendes Gespann. Nun ist das Jahrbuch in seinem vierten Jahrgang, der wieder im Verlag von Max Harrwitz in Nikolassee bei Berlin erschien, der allzu lästigen Schwere des Nützlichkeitszweckes ledig geworden. Der Titel bedeutet jetzt nicht mehr den Almanach, nur eine regelmäßige Folge von Sammlungen bibliophiler Aufsätze. Die erste uns vorliegende Reihe erweckt das günstigste Vorurteil. Durch das Ganze herrscht die Auffassung der Bibliophilie als einer fröhlichen Wissenschaft, nicht als dilettantisches kenntnisloses Spiel mit den Büchern und Bibliomanie. Dieser gilt das erste in dem stattlichen Bande enthaltene Stück, die Novelle Charles Nodiers, Le Bibliomane, mit einem nach allen Seiten erläuternden Nachwort des Herausgebers. Aus dem folgenden sei dann hervorgehoben der wertvolle Aufsatz von Augustus de Morgan On the difficulty of correct description of books. Eine Menge gute Ratschläge sind in kleineren Artikeln, wohl durchweg vom Herausgeber, erteilt, darunter so manches, was dem ernsten, geübten Sammler weniger, um so mehr aber dem Anfänger von Nutzen sein wird. Am Anhang stehen, zugleich als Satz- und Schriftproben einer Anzahl moderner Schriftgießereien, 14 Tafeln mit Nachbildungen alter Büchereizettel. Der Druck ist von W. Drugulin in Leipzig in der Old style-Type hergestellt. Die Auflage beträgt 800 Exemplare, darunter die ersten 50 auf holländischem geschöpften Bütten, die folgenden auf Indiapaper. G. W.

Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen, nebst Beifügung der Originale. Herausgegeben von Hugo Hayn und Alfred N. Gotendorf, zugleich dritte, ungemein vermehrte Auflage von Hugo Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica". Band I (A-C). München 1912. Verlegt bei Georg Müller.

Unser alter unentbehrlicher Helfer, der „Hayn", der zuletzt 1885 hervorgetreten war, kommt in neuer jugendlicher Gestalt ans Tageslicht. Dieser erste Band mit seinen 716 Seiten entspricht den ersten 55 Seiten der zweiten Auflage; selbst wenn man den weit größeren und klareren Satz in Rücksicht zieht, eine gewaltige Vermehrung. Sie wird zum beträchtlichen Teil der Erweiterung verdankt, die auch der Titel mit dem Zusatz Curiosa andeutet. Dieses schwer abzugrenzende Gebiet wäre wohl besser einer Sonderbibliographie überlassen worden. Was hat man davon, wenn zum Beispiel einer von den unzähligen „Berichten" über Wundergeburten verzeichnet wird? Wie früher werden unter Stichworten, namentlich Stadtnamen, größere Reihen zusammengefaßt, die längste in diesem ersten Bande betrifft Berlin. Schon früher erwiesen sich diese Zusammenstellungen als unvorteilhaft. Man weiß häufig nicht, ob ein Titel unter dem betreffenden Städtenamen oder unter dem Autor beziehungsweise dem Stichwort des Titels zu suchen sei, zumal wenn die betreffende Stadt oder der Gegenstand der Zusammenstellung nur gelegentlich darin erwähnt ist. Für den Sucher entsteht noch eine weitere kleine Unbequemlichkeit dadurch, daß die lebenden Kolumnentitel diese zusammenfassenden Artikel nicht berücksichtigen, so daß also mitten im B plötzlich das ganze Alphabet an den Köpfen der Seiten durchläuft. Häufig haben die Herausgeber doch dem Zufall, der ihnen die Titel zuwehte, allzu bequemes Spiel gelassen. Von den Berliner Romanen Max Kretzers werden einige genannt, andere weggelassen, dagegen nichts von Fontane, Mauthner, Lindau. Wohin hätte es auch führen sollen, wenn der moderne Berliner Roman vollständig verzeichnet werden sollte? So hätten auch die wenigen Titel Kretzers ruhig fortbleiben können. Dagegen ist es gewiß berechtigt, daß Bildersammlungen, wie die Berliner Pflanze von Ernst Heilemann, aufgenommen werden, freilich nur ohne die beigefügte ruppige Reklame. Sehr sorgsam ist wie früher schon der Artikel Casanova bearbeitet und bis zur neuesten Zeit ergänzt. Wenn Victor Ottmanns bekannte Biographie als ein schönes Werk des talentreichen Verfassers bezeichnet wird, so wollen wir weder der Schönheit noch dem Talent widersprechen, müssen aber doch solche subjektive Meinungsäußerungen in der Bibliographie als überflüssig bezeichnen. Zu einem eigenen, sehr stattlichen Artikel von über 16 Seiten hat sich das Verzeichnis der Romane Carl Gottlob Cramers ausgewachsen, eine sehr willkommene Ergänzung zu dem weit knapperen Artikel in Goedeckes Grundriß 5, 509. So bemerkt man überall bei dem Vergleich mit der zweiten Auflage den außerordentlichen Fortschritt, der auch in dem Äußeren des Buches, des Druckes, des Papiers und des Einbandes bemerkbar wird. G. W.

Der Graphiker *Leo Rauth* hat im Kommissionsverlag der *Rossbergschen Buchhandlung Röder & Schunke* in *Leipzig* eine Mappe „Tänze" erscheinen lassen. Es sind acht handkolorierte Blätter, die als Wandschmuck eleganter Junggesellenzimmer dienen können, von starkem Farbenreiz, zwischen grotesker und etwas süßlicher Anmut tändelnd, Die technische Ausführung ist vortrefflich, der Preis von 25 M. verhältnismäßig gering. B—n.

Im Januar dieses Jahres ist ein liebenswürdiges Bild *Carl Larssons*, des großen Schweden, von einem Leipziger Staatsanwalt beschlagnahmt worden. Das Bild stellt ein schreibendes Malermodell dar und kann auch auf unreife Gemüter schwerlich die in § 184 des Strafgesetzbuchs vorausgesetzte Wirkung üben. Der Fehlgriff wurde denn auch nach kurzem durch den Freispruch des Leipziger Landgerichts berichtigt, nachdem der übliche Entrüstungsrummel in der Presse getobt hatte. Jetzt nimmt der Verlag *Albert Bonnier* in Leipzig und Stockholm das Ereignis zum Anlaß, um unter dem Titel *„Das Modell"* eine Mappe mit vier Dreifarbendrucken nach Aquarellen Larssons herauszubringen, begleitet von einem Abdruck mehrerer Artikel, die dem selbstverständlichen Protest der Kunstkritik wegen jenes Fehlgriffes Ausdruck geben. Was da von *Fritz Stahl*, dem *Freiherrn von Ostini, Ernst Schur* und anderen gesagt wird, ist alles ganz richtig, zumal das Wort unseres trefflichen, allzu früh dahingeschiedenen Schur: „Aber man darf solche Dinge nicht zu tragisch nehmen." B—n.

Eine Publikation von ganz seltener künstlerischer Größe bedeutet die Mappe *Tyll Vlenspiegel, zwölf Holzschnitte zu de Costers Vlenspiegel von Walther Klemm*. Der Sinn der großen vlämischen Nationallegende wird in diesen Blättern an ihren unendlich reichen Wurzeln erfaßt: der volkstümliche Humor, der Ingrimm gegen die spanischen Bedrücker und der Glaubenszwang, der zähe listenreiche Kampfesmut, die stille, in allen Leiden ausharrende Siegesgewißheit. Die Holzschnitte vereinen Weichheit und Kraft. Mit einfachen Mitteln sind schwierige zeichnerische Probleme gelöst, anknüpfend an die besten Überlieferungen der ersten Blütezeit der Technik und doch von völlig modernem Geiste durchdrungen. In der Verwendung hellerer Einfärbungen kommen diese Handdrucke dem Besten gleich, was japanische Meister geleistet haben. Die Mappe darf ohne Zweifel als Gewähr hohen Könnens des Künstlers und als eines der glänzendsten Denkmäler zeitgenössischer Graphik eingeschätzt werden. P—n.

Seit zwei Jahren gibt der bekannte Kenner der Reformationsliteratur, Professor *Otto Clemen*, unter dem Titel „Zwickauer Faksimiledrucke" im Verlag von *F. Ullmann* in *Zwickau* eine Sammlung von Reproduktionen alter Illustrationswerke heraus, denen die reichen Schätze der dortigen Ratsschulbibliothek und der Münchener Hof- und Staatsbibliothek die Vorlagen lieferten. Bis jetzt erschienen *Hans Sebald Behams* Holzschnitte zum alten Testament nach der 1537 bei Christian Egenolph in Frankfurt erschienenen Ausgabe: „Biblicae historiae artificiosissime depictae" (M. 3.60); *Thomas Murner*, „die Mühle von Schwindelsheim" (Straßburg, Matthias Hupfuff 1515), nach dem in Zwickau befindlichen einzigen vollständigen Exemplar (M. 4.20); die Holztafeldrucke der *„Ars moriendi"* IVD und des *„Canticum Canticorum"* (je 4.50 M.), endlich *Wolfgang von Män*, „Das Leiden Jesu Christi unsers Erlösers". (Augsburg, Hans Schönsperger d. J. 1515 M. 10.50) mit den Holzschnitten Hans Burgkmairs, Johann Schäufelins und Jörg Breus, deren Zuteilung hier von neuem gegenüber Muther nachgeprüft und mit besseren Gründen berichtigt wird. Die Leistung des Herausgebers entspricht, wie es bei Clemen nicht anders zu erwarten ist, allen Forderungen an umfassende Kenntnis der gesamten in Betracht kommenden wissenschaftlichen Literatur, Selbständigkeit und Zuverlässigkeit des Urteils. Der Manuldruck der Ullmannschen Offizin zeigt sich allen Schwierigkeiten der Wiedergabe dieser alten Denkmäler bis zum letzten gewachsen und den ersten Leistungen ähnlicher Art mindestens ebenbürtig. Für den wissenschaftlichen Gebrauch und für den Sammler alter Drucke bietet sich so, bei sehr mäßigem Preise, ein höchst wertvolles Hilfsmittel dar, dem der verdiente Erfolg und eine dadurch gesicherte Fortsetzung aufrichtig gewünscht werden muß.

In demselben Verlag beginnt ein neues Unternehmen Professor Clemens zu erscheinen, betitelt „Handschriftenproben aus der Reformationszeit". Gegenüber den „Handschriftenproben des XVI. Jahrhunderts", die Johannes Ficker und Otto Winkelmann 1902—1905 dargeboten haben, umschreibt Clemen einen weiteren Kreis, die Gesamtheit derer um Martin Luther, in der ersten Lieferung 67 Handschriftproben von 64 Schreibern darbietend. Die verschiedenen Zwecke, denen die Sammlung nützlich werden kann, — Seminarübungen zur Urkundenlehre und zur Reformationsgeschichte, Forschung und Sammelsport auf diesem Gebiete — stellen dem Werke um so mehr eine vielfältige Benutzung in Aussicht, da der Manuldruck bei völlig getreuer Wiedergabe einen sehr mäßigen Preis ermöglicht hat. G. W.

Als Sonderabdruck aus dem *Annuario della Società fra gli amatori di Ex-Libris* erschien in hundert Exemplaren (Verlag von G. Schoder in Turin) eine kurze Biographie des vielgenannten Zeichners *Franz von Bayros*, begleitet von einer Originalradierung und acht Reproduktionen in Strichätzung. Der Verfasser *Luigi Amadeo Rati Opizzoni di Torra*, rühmt, wie billig, seinen Helden und behauptet, daß in dessen Illustrationen niemals etwas Unmoralisches in der eigentlichen Bedeutung des Wortes zu finden sei. In der Tat zeigen die beigefügten, relativ zahmen Blätter nichts der Art; aber daß Bayros auch



anders kann, weiß die Welt und bezeugt die beigefügte Bibliographie durch die unter B aufgezählten *Edizioni private*. P—e.

Wiederholt wurde bereits die neue „Illustrierte Kunstgeschichte" von *Josef Neuwirth* (*München und Berlin Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.*) hier erwähnt. Jetzt liegen die Lieferungen 10—16 vor. Sie schildern die Entwicklung von der romanischen Zeit bis zur Kunst des XVI. Jahrhunderts, abschließend mit Albrecht Dürer, Lucas Cranach und Mathias Grünewald, ebenso knapp, klar und formschön wie die früheren Kapitel. Die Textabbildungen, bis jetzt 967 an der Zahl, sind freilich vielfach im Format gar zu klein und könnten sorgsamer zugerichtet sein. Dagegen leisten die beigefügten Tondrucke im großen Format und die meisten der Drei- und Vierfarbendrucke Ausgezeichnetes, und es bleibt erstaunlich, was hier für den geringen Preis von 1 M. für jede Lieferung geboten wird. A—s.

Hanne Nüte un de lütte Pudel 'ne Vagel- un Minschengeschicht von Fritz Reuter. Gedruckt bei Wilhelm Gerstung, Offenbach a. M. (Privatdruck in 300 numerierten Exemplaren.) November 1911.

Mit Reuters Hanne Nüte, als erstem Buch der sogenannten „*Rudolfinischen Drucke*", hat obengenannte Firma eine vortreffliche Gabe geboten. Diese Drucke, die in zwangloser Folge, immer jedoch in der Zahl von 300 numerierten Exemplaren erscheinen werden, sollen ein *deutsches* Analogon zu den aus englischen Privatpressen hervorgehenden bilden, dabei aber — unter Berücksichtigung der Verschiedenheit des Volkscharakters — von wesentlich anderen Voraussetzungen ausgehen. Vielleicht betont der Verleger, der in *Rudolf Koch* einen hervorragenden Buchkünstler gefunden hat, das „Derbe" im Charakter der Deutschen etwas zu stark; ein schwärmerischer, romantischer Zug ist gerade unserem Volke eigen, der, ohne in Sentimentalität auszuarten, sich mit dem Urwüchsigen und Kräftigen zu einem schönen Ganzen verbindet. Diese Vereinigung vermissen wir auch bei Fritz Reuter keineswegs und namentlich der „Hanne Nüte" bietet dafür ein eklatantes Beispiel.

Bei allen Sonderausgaben lauert das Gespenst des „Snobismus", worauf schon Fedor v. Zobeltitz geistvoll warnend hingewiesen hat, im Hintergrunde. Es ist ja lediglich eine Geldfrage, ob sich jemand die zum Teil ganz prachtvollen Privatdrucke anschaffen kann oder nicht. Daß sie mit der Zeit immer seltener werden und demgemäß im Preise steigen, liegt in der Natur der Sache. Eine solche Sammlung aber ist himmelweit verschieden von der wahren Bibliophilie. In Anbetracht der vorzüglichen Ausstattung ist der Preis von 20 M. für das vorliegende Buch als ein mäßiger und ein solcher zu bezeichnen, vor dem ein mäßig begüterter Sammler nicht zurückzuschrecken braucht. Es ist in Halbpergament mit handgedrucktem Überzugpapier und handgeschriebenem Rückentitel gebunden und macht äußerlich den Eindruck eines schönen alten Bibliotheksbandes. Druck und Papier genügen — bei aller Einfachheit — selbst dem verwöhntesten Geschmack. *Leopold Hirschberg.*

Ernst Lissauer: Der Strom. Neue Gedichte. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912.

Dies zweite Gedichtbuch des noch nicht Dreißigjährigen erscheint mir als das stärkste, wuchtigste lyrische Werk der letzten Jahre. Stark, breit, schwer schreitet hier einer über die Erde, sieht und fühlt alle Erscheinungen: die Städte, Wälder, Ströme, Meere, Bastionen, Häuser, Glockentürme, Arbeit, Musik, Liebe, und drängt all dies in harte, starke Verse voll schwerer, tönender, funkelnder Worte. Er fügt sich nicht den überlieferten Formen, sondern er läßt aus den Dingen und Gefühlen selbst jeweils sich den eigenen Rhythmus gestalten, der eben diesen Dingen und Rhythmen konform ist. Man hat das Gefühl, es gibt keine Erscheinung, keine Stimmung, keine Vision, die dieser Dichter nicht gestalten könnte. Er ist knapper als Verhaeren, konzentrierter und härter als Dauthendey, bewußter und strenger als Schmidtbonn. Dieser Dichter fühlt mit tausend Sinnen; er verschließt dann, nachdem er die Erscheinung aufgenommen hat, sich selbst, und wenn er ganz erfüllt von dem Aufgenommenen ist, prasselt mit ungeheurer Wucht das Gesammelte aus ihm heraus und fällt hart zu Boden in Formen, die sich selbst aus ihrem Inhalt geschaffen haben. Wie Klötze auf der Erde, wie monumentale Denkmäler stehen die Gedichte da, man kann nichts in ihnen ändern, keine Worte wegstreichen. Erstaunlich ist der Wortreichtum des Dichters, noch erstaunlicher seine Beherrschung der Klangwerte. Aber nicht objektive Bewältigung der Umwelt und der Inwelt offenbart sich, sondern an allem ist etwas vom Wesen des Dichters hängen geblieben, der sich mit den Dingen mißt, dessen Seele durch die Welt geweckt wird. Licht und Kraft von einem Menschen, der glücklich über das Gefühl der Erfüllung ist, strömt in den Gedichten. Alttestamentarische Wucht rauscht aus den breiten Rhythmen der Hymnen; weltselige Gefühle breiten sich in großen Bildern und Worten aus; das Wesen gewaltiger Musiker wird in mächtigen Gleichnissen entfaltet, Gefühle des Volkes und volkstümlicher Gestalten steigen zusammengepreßt aus knappen Gedichten empor. Das Schönste und Größte an seinem Buche ist, daß es von einem Dichter kündet, der aller Erscheinungen aller Zeiten durch lyrische Kraft Herr wird, der mit den wenigen Ausdrucksmitteln, die uns verliehen sind, durch Sprache und Rhythmus, neue Formen schafft. Man könnte immer weiter von diesem Gedichtbuche reden, wenn man nicht durch das Sprechen über das Buch alsbald Lust empfände, sogleich wieder in ihm zu lesen. K. P.

Otto Julius Bierbaum: Gesammelte Werke in zehn Bänden herausgegeben von Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg. München, bei Georg Müller.

Erster Band: Gedichte.

Es fragt sich, ob es schon an der Zeit war, eine große Ausgabe der Werke Bierbaums zu veranstalten, sicherlich aber ist es verdienstlich, daß diese Ausgabe nur das Beste aus den Dichtungen Bierbaums auswählen will. Und so hat Hans Brandenburg aus den allzu vielen Gedichten des Poeten etwa dreihundert in einem Band vereinigt. Der Herausgeber hat die Gedichte im wesentlichen chronologisch geordnet und geht in der Reihenfolge auf den ersten Druck in den einzelnen Gedichtsammlungen Bierbaums zurück. Es ist besonders zu loben, daß Brandenburg mit Bewußtsein die spielerischen, unbedeutenden Gedichte fortgelassen hat und dafür das Hauptgewicht auf die Gedichte von eigenem Erleben und von kunstvoller Form gelegt hat. Es ergibt sich aus dem Lesen dieses guten Auswahlbandes alsbald ein wesentlich anderes Abbild Bierbaums, als man es sich bisher sogleich beim Anhören seines Namens vor Augen hielt. Eine Entwicklung zum Ernst, zur Melancholie, Resignation zeigt sich, und man erkennt, wie der Charakter Bierbaums durchaus nicht so sehr an der Oberfläche hinspielend, sich in muntern Scherzen ergehend war, wie man es meist annahm, wenn man seine zahlreichen Gedichtbände durchblätterte und allenthalben auf scherzhafte Tändeleien und Formkoketterien traf.

Der Band von 380 Seiten ist sauber gedruckt und in einem dunkelbraunen Leinenband gebunden, der inmitten eines einzelnen goldgepreßten Rahmens den schöngeschnörkelten Namenszug des Dichters O. J. B. aufweist, jenes Signet, das, mit chinesischer Tusche groß geschrieben, alle die so oft gesehen haben, welche Briefe des Dichters zu erhalten pflegten.

P—s.

Hermann Essig: Furchtlos und treu. Drama in fünf Akten. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin.

Der Verfasser einiger scharfer Komödien und einer Tragödie versucht sich hier im historischen Trauerspiel. Es wird das Schicksal Peter a Venis (Pietros della Vigne) vorgeführt, der, im Konflikt mit seinem Kaiser Friedrich II., in den Verdacht geraten, aus Machtstreben den Herrscher vergiften zu wollen, seinen Untergang durch des Herrn Gebot fand. Ein älterer Dichter würde wohl den stolzen Hohenstaufenkaiser in den Mittelpunkt der Tragödie gestellt haben; aber es läßt sich beobachten, daß in den historisch-dramatischen Werken der letzten Jahrzehnte immer mehr die Herrschergestalten selbst, die früher durchaus im Vordergrund standen, zurückgedrängt werden und eine andere Person, ursprünglich von nur episodisch-tragischer Bedeutung, den Helden abgibt. Essig stellt den Kanzler Peter als ganz unschuldig dar; zwar ist der starke Mann von geringer Herkunft erfüllt vom Bewußtsein seiner Kraft und vom Streben Macht und Einfluß sich zu bewahren, aber er denkt niemals daran, seinen Kaiser zu verraten. Modernes und Altmodisches ist in Essigs Tragödie seltsam gemischt. Er verzichtet auf ein Liebesmotiv, er macht den Gegenspieler Peters, den harten Ezzelino, nicht zu einem böswilligen Intriganten; seine Sprache eilt herb und strack ohne ausmalende Bilder, ohne fest gepflegte Verse dahin, ohne Episoden rollt die Handlung sicher zum Ziel; aber hinwiederum wird der endgültige Untergang Peters schlechthin hervorgerufen durch die Intrige einer Frau des Kaisers; durch Blankas Bestreben den Kanzler beiseite zu schaffen, der ihrer Meinung nach das Hemmnis ist,welches hindert, daß ihr geliebter Sohn die Königskrone von Sizilien erhält. Man könnte das Drama eine Tragödie der Freundschaft nennen, denn in jeder Szene, manchmal fast allzu aufdringlich, bricht das stärkste Gefühl Peters hervor: seine Freundschaftsliebe zum Kaiser, durch die sogar sein Machtbestreben niedergekämpft wird. Noch nach seinem Sturz durch den Kaiser, nach seiner Gefangenschaft und furchtbaren Blendung ist es sein höchster Wunsch, den Kaiser noch Freund nennen zu dürfen, und erst als ihm dies der Kaiser hart weigert, packt Verzweiflung den Mißverstandenen, Mißbehandelten, und er zerschmettert sein Haupt an der Kerkerwand. Der Kaiser ist schwankend in seinen Gefühlen; immer wieder mißtrauisch gemacht durch den derben, rauhen Ezzelino und die ehrgeizige Kaiserin wandelt sich seine ursprüngliche Liebe zu Peter durch den Verdacht des versuchten Giftmordes schließlich zu Abscheu und Verurteilung. Die Gestalt der Kaiserfrau Blanka ist für mein Gefühl zu plump intrigantenhaft, die Kaisertochter Violanta aber gibt ein zartes Gegenbild zu ihr. Die drei ersten Akte fließen ruhig und nüchtern dahin, der vierte bringt die sehr bewegte Vergiftungsszene, und der fünfte das allmähliche Ende Peters im Kerker. Das Stück muß wohl bühnenwirksam sein, wenn die Kraft des Darstellers ausreicht, den fünften Akt, der fast ganz durch Reden Peters ausgefüllt ist, durchzuhalten.

-in-

Graf Cagliostro, Der König der Kuppler und Schwarzkünstler. Seine magischen Operationen von ihm selbst erzählt. Berlin, im Verlag „Neues Leben“, Wilhelm Borngräber.

Wolfgang Ansorge gibt in einem Auswahlbändchen die Erinnerungen des Mannes heraus, der es am besten verstand, aus den Kulturzuständen des Rokoko Kapital für sich zu schlagen und jahrzehntelang durch seine Betrügereien, denen er den Schleier des Geheimnisvollen gab, die Welt in Staunen und Bewunderung zu setzen. Durch die zahlreichen Nachforschungen über das Leben und die Taten des Abenteurers und über die künstlerischen Bearbeitungen dieses dankbaren Motivs durch die Kaiserin Katharina II. von Rußland, durch Goethe, Dumas und einige Opern sind die Erinnerungen Blsamos selbst ein wenig in Vergessenheit geraten. Und es muß gesagt werden, daß diese Erinnerungen enttäuschen, daß sie weitab stehen von den unsterblichen Memoiren seines edleren und feineren Gegenstücks Casanova. Kunstlos und roh erzählt Cagliostro seinen Lebenslauf, nur gelegentlich durch eine scharfe ironische Bemerkung über die Dummheit der Menschen oder die Verderbtheit der Zeit die plumpe Darstellung seiner eigenen Erbärmlichkeit unterbrechend.

Ich glaube, so schamlos ist noch niemals von einem Menschen die eigene Gemeinheit bloßgelegt worden, mit hämischem Grinsen werden die niederträchtigsten Streiche und die bald plumpen, bald raffinierten Betrügereien erzählt; am widerlichsten aber wirken die immer sich wiederholenden Erzählungen von der Verkuppelung seiner eignen Frau. Doch all dieser Unverschämtheit fehlt die befreiende Ironie, das große Gelächter über die menschliche Dummheit, der Stolz des triumphierenden großen Gauners. Eigentlich spielt Cagliostro meist eine erbärmliche Rolle, und am elendsten steht er als betrogener Betrüger in seiner Erzählung der berühmten Halsbandgeschichte da. Oft ermüdet man bei den Schilderungen; die dargestellten Menschen werden nicht lebendig, die Taten erscheinen nicht als großartig, sondern wie kleinliche nur auf augenblicklichen Erfolg berechnete Betrügereien. Und doch steigt uns ein Ahnen auf von der seltsamen Zeit, deren kultivierte Menschen sich durch einen ungebildeten Schwindler in Begeisterung und Verwirrung setzen ließen. P—s.

Jens Baggesens Parthenais. Eine literarhistorische Untersuchung von *Otto Zürcher*. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. N. F. 11. Heft.) *H. Haessel Verlag* in *Leipzig* 1912.

Parthenais oder die Alpenreise, auch mit dem Untertitel; Der Jungfrauen Wallfahrt zur Jungfrau. Ein idyllisches Epos in neun, später zwölf Gesängen, von dem Dänen Jens Baggesen in deutscher Sprache gedichtet! Man findet das Büchlein ziemlich häufig in Antiquariats-Katalogen, ob es aber viel gelesen wird? Ein Seitenstück zu Goethes „Hermann und Dorothea" und Vossens „Luise" wurde es bei seinem Erscheinen genannt, in mancher Beziehung ist es ein Vorläufer von Spittelers „Olympischem Frühling", mit Hallers „Alpen" ist es nicht zu vergleichen. Eine idyllische Wanderung des Dichters Nordfrank mit drei schweizer Patriziertöchtern von Bern über den Thuner See nach Lauterbrunn, Wengernalp und auf den Tschuggen — Nordfrank allein besteigt auch den ragenden Eckpfeiler des Jungfraustockes, den Eiger — ist verquickt mit einer Art von homerischer Mythologie, im Anschluß an Voß geschaffen. Der Verfasser zeigt die biographischen und literarischen Elemente auf, die bei dem Dichter wirksam gewesen sind, er gibt eine Textanalyse und kennzeichnet die Entwicklung in den verschiedenen Fassungen, er geht auf die von Baggesen gebildete Mythologie ein und prüft, was als Alpensage in das Epos Einlaß gefunden hat. Das Biographische läßt sich an Briefen und an den Reisebeschreibungen prüfen, die in Baggesens Biographie von seinem Sohne August und in seine „Værker" aufgenommen sind. Die Dichterwanderung „Labyrinth" ist in fünf (nicht vier) Bänden von C. F. Cramer ins Deutsche übersetzt und durch einen Schwulst von Zusätzen ungenießbar gemacht, sie führt von Kopenhagen durch Deutschland nur bis nach Basel, ergibt also nichts für die Parthenais. Die Fortsetzung des Labyrinthes rührt in der Fassung der Werke zum größten Teil nicht von Baggesen her, sondern ist von anderer Hand nach seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt. Es wäre wünschenswert, wenn diese Vorlagen einmal in der Urgestalt herausgegeben würden. Sie sind gar nicht durchaus dänisch, sondern vielfach deutsch und erst für die Biographie und die „Værker" ins Dänische übertragen. Da die Reisen von Kopenhagen nach Kiel, Lübeck und Hamburg, durch die Lüneburger Heide nach Göttingen, Pyrmont und Hessen, Mainz, Mannheim und Straßburg, auf vielen Wegen durch die Schweiz, nach Paris, nach Weimar, Jena, Leipzig, Dresden (zu Anton Graff und Körner) und schließlich nach Berlin führen und mancherlei bedeutende Männer besucht werden, dürfte eine solche Veröffentlichung sicher wertvoll sein. — Der Verlag hat die Schrift mit Titelabbildungen nach den drei ersten Ausgaben geschmückt. H. S.

Vor vielleicht einem Vierteljahr erschien in Wien ein Werk: „Festschrift zur Feier des 25 jährigen Bestandes des fachtechnischen Klubs der Beamten und Faktoren der Kaiserlich und Königlichen Hof- und Staatsdruckerei 1886/1911", welches, von dem Spezialberichterstatter bisher nicht erwähnt, einer näheren Besprechung mir wert erschien. Ausnahmsweise erbat ich dasselbe vom Klub, und ich habe es nicht zu bereuen. Die Ausstattung ist prima primissima, und besser als das, was mir in letzter Zeit von unserer deutschen Reichsanstalt zu Gesicht gekommen. Der Inhalt schließt sich der Ausstattung an. Es wird eine gedrängte Übersicht auf fast allen Gebieten der graphischen Künste gegeben, und bürgen für diese Behauptung die Namen der Mitarbeiter: K. K. Professor A. Albert, Kaiserlicher Rat A. C. Angerer, K. K. Professor Georg Brandlmayr, Dr. Paul Gelmo, Joseph A. Heilmayer, Direktor Karl Hermann, Friedrich Jasper, Franz Maurer, Kaiserlicher Rat Wilhelm Müller, Hermann Scheibe, K. K. Oberingenieur Dr. Paul R. von Schrott, K. K. Professor Artur W. Unger, sämtliche aus Wien, Hermann Kempe aus Nürnberg, Kaiserlicher Oberfaktor Otto Reinecke und Hermann Smalian aus Berlin. Beim Artikel: „Über den Stand der deutschen Rechtschreibung" wäre höchstens der etwas zu hochgegriffene Ausdruck, „daß die orthographische Einigung aller deutschsprachischen Völker erreicht sei" zu tadeln, denn so weit sind wir leider noch lange nicht und werden es wohl erst dann werden, wenn das von den deutsch-österreichisch-schweizerischen Buchdruckern in Mainz beziehungsweise Konstanz auf der Generalversammlung des Deutschen Buchdrucker-Vereins verlangte „Sprachamt" zur Tatsache wird. Dieser Wunsch steht jetzt auf dem toten Gleise, und ehe nicht wieder einmal Schulbücher in xverschiedene Orthographien umgeändert werden, wird er wohl auch da stehen bleiben. Die Festschrift ist natürlich nur für einen beschränkten Kreis hergestellt, und, wie mir der Klub mitteilt, vergriffen und im Handel nicht mehr zu haben. *Dr. Quem von Nostitz.*



Kleine Mitteilungen.

In *Hamburg* wird jetzt mit Unterstützung der Staatsverwaltung die *niederdeutsche Bibliographie* organisiert und ein *phonographisches Archiv für die niederdeutsche Sprache* eingerichtet. Zur Deckung der Kosten hat der Hamburger Senat 15000 M. in das diesjährige Staatsbudget eingestellt, die jetzt von der Bürgerschaft mit genehmigt sind. In den Jahren 1897—1904 hat bereits Professor Dr. *Konrad Borchling* im Auftrage der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eine Inventarisation der niederdeutschen Handschriften der älteren Zeit durchgeführt. Die für die langersehnte niederdeutsche Bibliographie erforderliche Arbeit läßt sich in Hamburg besonders gut organisieren, da die reiche Sammlung der Hamburger Stadtbibliothek einen bequemen Ausgangspunkt für die Katalogisierung und einen wertvollen Rückhalt auch für die Zeit der späteren Ausarbeitung bietet. Professor Borchling, der die Leitung dieser Arbeiten übernommen hat, hat sich ferner die Aufgabe gestellt, auch die lebenden niederdeutschen Mundarten Nordwestdeutschlands aufzunehmen, und zwar phonographisch und aus dem Munde der Sprechenden. Die Arbeit erscheint für unsere bedrohten niederdeutschen Mundarten als eine absolute Notwendigkeit. Eine nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählte Sammlung von phonographischen Reproduktionen der wichtigsten Typen des niederdeutschen Sprachstammes würde ein Archiv bilden, das Hamburg mit einem Schlag zum gegebenen Mittelpunkt der niederdeutschen Dialektstudien machen würde.

Eine Berliner Zeitungskorrespondenz machte Mitteilung von einer Reihe von *Mißständen* im Betriebe und bei der Benutzung der *Königlichen Bibliothek* in *Berlin*. Auf Befragen äußerte sich die Direktion darüber folgendermaßen: „Es ist nicht zu leugnen, daß die *Luft im Zeitschriftenlesezimmer* sehr schlecht ist. Die Fenster nach der Dorotheenstraße können in der Tat nicht geöffnet werden, weil der von der Straße hereindringende Lärm die Besucher zu sehr belästigen würde. Nun ist zwar die Möglichkeit vorhanden, Fenster, die auf den Hof hinausgehen, zu öffnen, doch genügt diese Lüftung nicht. Der an einem Fenster angebrachte elektrische Ventilator kann meistens nicht in Tätigkeit gesetzt werden, weil er zu geräuschvoll arbeitet. Dabei ist nun allerdings zu berücksichtigen, daß man es hier nur mit einem *Provisorium* zu tun hat. Im Jahre 1913 wird das Zeitschriftenlesezimmer nach dem Teil der Bibliothek verlegt, der die Front in der Straße Unter den Linden hat. Hier werden diese Übelstände nicht vorhanden sein. Aus dem Raum, der jetzt das Zeitschriftenlesezimmer beherbergt, werden eine Wohnung für den Kastellan und ein kleiner Restaurationsbetrieb geschaffen. Es muß weiter auch zugegeben werden, daß das *Ausleihegeschäft* sich zu langsam abwickelt. Es könnte da eine Vereinfachung des Verfahrens eintreten, die wir bereits früher einmal versucht haben, die wir aber in den jetzigen Räumen nicht durchführen können. Außerdem sind auch zu wenig Beamte für das Ausleihgeschäft vorhanden. Was nun schließlich die Beschwerden über das *Verleihen von illustrierten Werken* betrifft, so ist es nicht richtig, daß die generelle Vorschrift besteht: Bücher mit Illustrationen werden nur nach dem Lesesaal, nicht aber nach Hause verliehen. Diese Vorschrift bezieht sich nur auf Werke mit sehr wertvollen Abbildungen, weil es leider immer wieder vorkommt, daß die Illustrationen herausgerissen werden. Wenn aber jemand glaubhaft nachweisen kann, daß er ein solches Werk durchaus zum Studium zu Hause notwendig hat, dann wird ihm Erlaubnis dazu von der Direktion erteilt."

Die *Gesellschaft der Bücherfreunde in Hamburg* gedenkt, das hamburgische Stadtrecht von 1497, die bedeutsamste Handschrift des Staatsarchivs, als Dreifarbenlichtdruck herauszugeben. Den einzelnen Abschnitten sind 18 Miniaturen vorangestellt, die das Hamburger Leben der alten Zeit darstellen und so frisch und leuchtend in den Farben erhalten sind, als seien sie erst gestern aus der Werkstatt des Künstlers hervorgegangen. Die im Jahre 1845 von J. M. Lappenberg herausgegebenen, lithographischen Nachbildungen nach Zeichnungen *Otto Speckters* vermitteln nur eine ganz unzulängliche Vorstellung von den Originalen.

Eine dem Prospekt beigefügte Probetafel und Probeseite erwecken für die Publikation die besten Erwartungen, ihr wissenschaftlicher Wert wird durch die Namen der Herausgeber (Senatssekretär Dr. *Hagedorn*, Prof. Dr. *Borchling*, Assessor Dr. *Reinecke*) gewährleistet. Der Preis beträgt 100 M., die Auflage höchstens 300 Exemplare. Subskriptionen sind zu richten *an den Publikationsausschuß der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg zu Händen des Herrn Direktor Prof. Dr. Münzel, Hamburg, Stadtbibliothek.*

Eine neue Privatpresse ist unter dem Namen *Ganymedes-Presse* von dem Drucker *Hugo Hartmann* und dem Maler *R. Grimm*-Sachsenberg mit eigenen von diesem geschnittenen Typen errichtet worden.

Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Das lebhafte Interesse, das alle einschlägigen Kreise Deutschlands an dem Projekt nehmen, bekundet sich neuerdings besonders dadurch, daß in den wichtigeren buchgewerblichen Orten lokale Versammlungen einberufen werden, um über die Art der Beteiligung der betreffenden Städte zu beraten. Am 20. April fand eine solche Versammlung unter dem Vorsitz des Herrn Karl Klingspor in Frankfurt a. M. statt, an der auch der Vorsitzende der Ausstellung, Herr Dr. L. Volkmann, teilnahm, um in großen Zügen ein Bild der Ausstellung und ihrer Organisation zu entwerfen. Am 22. April folgten zwei

gleiche Versammlungen in Stuttgart, und zwar vormittags unter dem Vorsitz des Herrn Kommerzienrat Engelhorn für den Buchhandel und nachmittags unter dem Vorsitz des Herrn Kommerzienrat Krais für die graphischen Gewerbe. Beide Versammlungen waren zahlreich besucht und wurden durch die Teilnahme mehrerer Vertreter der Königlich Württembergischen Staatsregierung ausgezeichnet. Auch hier entwickelte Herr Dr. L. Volkmann in längerer Rede das eigenartige und lebendig organisierte Programm der Ausstellung, und fand dafür, wie schon in Frankfurt, die einmütige Zustimmung der Anwesenden. Es wurde die Bildung von Ortsausschüssen beschlossen, die für würdige Beteiligung ihrer Kreise bemüht sein werden. — Auch in den zu Kantate in Leipzig stattgefundenen Hauptversammlungen der verschiedenen Vereinigungen des Buch- und Musikalienhandels stand das Thema „Ausstellung 1914“ auf der Tagesordnung; in Berlin fand dann am 14. Mai eine Versammlung der Interessenten im Papierhaus statt; in Breslau hat Herr Dr. L. Volkmann das betreffende Referat zu der am 2. Juni stattfindenden Hauptversammlung des Deutschen Buchdrucker-Vereins übernommen, und endlich hält am 20. Juni der Deutsche Buchgewerbeverein selbst seine Hauptversammlung in München ab, wobei gleichfalls über die Ausstellung eingehend berichtet werden soll. So findet das bedeutsame Unternehmen schon jetzt überall im Reiche starken und freudigen Widerhall.

Zur Tausendjahrfeier der Residenz Kassel im September 1913 ist die Aufführung eines Festspiels in der neuen Stadthalle geplant. Der Stoff des Festspiels muß der Kasseler Geschichte entnommen sein, kann aber dichterisch frei gestaltet werden. Um geeignete Stücke zu gewinnen, wird ein allgemeines deutsches Preisausschreiben erlassen und ein Preis von 2000 Mark für die beste Arbeit ausgesetzt; der Ankauf weiterer geeignet erscheinender Manuskripte bleibt vorbehalten. Die näheren Bedingungen des Ausschreibens versendet gebührenfrei das Stadtverkehrsamt Kassel (Rathaus).

William Caxton, Englands erster Buchdrucker, ist für die Kunst im englischen Buchdruck nicht vorbildlich gewesen. Wie alle Drucker der frühesten Zeit nahm er sich die Buchhandschrift zum Muster und die ihm besonders vertraute vlämische Schrift war keineswegs die vollendetste unter den gotischen Schriften seiner Zeit. Und auch die alten „*black letter books*“, die seit dem XVIII. Jahrhundert von den englischen Sammlern mit großem bibliophilen Enthusiasmus gesammelt werden, verdienen nicht als Buchkunstwerke ihre hohe Einschätzung. Erst im XVIII. Jahrhundert zeichnete *William Caslon* englische Druckschrift, die bewußt den künstlerischen Anforderungen an eine solche Schrift zu genügen versuchte (und deren „old-faced type“ 1844 von Charles Whittingham neu verwertet wurde), während der englische Meisterdrucker dieser Zeit, *John Baskerville*, beispielgebend wurde für die notwendigen Bemühungen um die Druckschönheit, die neben der schönen Type, der Auswahl geeigneter Druckfarben und Druckpapiere vor allem die Satzanordnung als die Schönheit eines Druckwerkes bedingend betrachten. Bemühungen, denen der um das Jahr 1800 unbestritten herrschende Bodonigeschmack entgegenstand.

Das Verhältnis der beiden bedruckten Seiten eines aufgeschlagenen Buches zueinander, das der bedruckten zu der unbedruckten Fläche und die farbige Wirkung der Druckseite, die aus der Art, der Trennung, und dem Zusammenschluß der einzelnen Lettern wie der einzelnen Zeilen entsteht, sind für das Gelingen eines vollkommenen Satzbildes entscheidend. Mehr ahnend als berechnend haben manche Meister der Wiegendruckzeit diese Vollkommenheit erreicht, mit Überlegung suchte man sie zuerst in England am Ende des XIX. Jahrhunderts. Und das englische Revisal of Printing ist seitdem auch für andere Länder, so auch für Deutschland, bedeutungsvoll geworden. Während allerdings in England (und Amerika) die Anregungen, die von den Musterdrucken der neuenglischen Buchkunstschule ausgingen, immerhin schon da als wertvoll aufgenommen wurden, wohin sie gelangen mußten, wenn die ganze Bewegung nicht steril bleiben, nicht l'art pour l'art-Tendenz haben sollte, bei der Herstellung der „gewöhnlichen Bücher“ hat sich in Deutschland die neueste Entwicklung der Kunst im Buchdruck auf die Massenherstellung von Liebhaberausgaben beschränkt. Und eine gewisse Luxusbücherindustrie, der auch als ihr Gegenstück die billigen Prachtausgaben nicht fehlen, bleibt in vornehmer Abgeschlossenheit von der allgemeinen Bücherproduktion. Es sind zwei getrennte Gebiete: auf dem einen kann die Nichtigkeit in kostbarem Putz erscheinen, auf dem anderen zeigt ein wertvolles Werk, eine wissenschaftliche Arbeit mit weitreichender Wirkung ihren inneren Gehalt durch die Verachtung „äußerlicher“ Buchformen, ästhetischen Buchanstandes, (nach Beispielen braucht man nicht zu suchen). —

Und noch eine andere Unterscheidung (wenigstens der Anfänge in) der englischen und deutschen neuen Buchkunst muß gemacht werden. In England waren die Buchschönheitssucher zunächst nicht gezwungen gewesen, neben den ideellen Erfolgen auch auf die materiellen Erfolge zu sehen, während in Deutschland schon die ersten Förderer und Urheber der neuen Kunst im Buchdruck bei den erheblichen Opfern, die sie ihrer Sache bringen mußten, wenigstens die Hoffnung auch an einem gewinnbringenden Unternehmen zu arbeiten nicht entbehren konnten.

Der Vater der neuen Kunst im Buchdruck, William Morris, hat für die Vorbereitungen zur Erreichung seines Zieles, wieder ein vollkommenes Buch wie die alten Meister zu drucken, Geld und Zeit im Überfluß aufwenden können Man wird ihn den Romantiker unter den modernen Typographen nennen können, der Auge und Hand an den Nachbildungen alter Prachthandschriften geschult, immer ein wenig in der gotischen Zeit geblieben ist, der für seine 1891 gegründete *Kelmscott Press* bis zu seinem Tode (1896), nachdem ihn Versuche belehrt hatten, daß unter den Bedingungen des modernen Handels Bücher wie er sie wollte, nicht zu-

stande kommen konnten, so sehr die Forderungen einer Werkstattsarbeit, die nicht auf ihre Unkosten zu kommen braucht, aufstellte, daß ihm seine Schüler auch darin nicht unbedingte Gefolgschaft leisten konnten. Denn obschon ganz unerwarteterweise die Arbeiten der Kelmscott Press sich durchaus bezahlt gemacht hatten, so war sie doch kein im eigentlichen Sinne gewinnbringendes Unternehmen gewesen, keine geschäftliche Anlage, auf die ein Mann seine Lebensarbeit zu seiner Lebenserhaltung begründen konnte. (Die späteren hohen Liebhaberpreise der Kelmscott Press-Drucke haben hier keine Bedeutung.) Und ihr Werkstattraum war bei allem, was er an Erfüllungen geben konnte, zu eng für die Verheißungen, die ihn entstehen ließen.

Charles Ricketts, durch den doppelten Erfolg der Kelmscott Press über die Notwendigkeiten guter Bucharbeit und das allgemeine Verlangen nach solcher aufgeklärt, begründete 1896 seine bis 1904 bestehende *Vale Press*, deren Bücher unter seiner Leitung von der Ballantyne Press gedruckt worden sind.

Die von Ricketts nach venetianischen Vorbildern des XV. Jahrhunderts gezeichnete Type benutzte auch *Lucien Pissarro* für die früheren Drucke seiner *Eragny Press* (1896), während er seit 1903 seine eigene „Brook"-type gebraucht. Die Eigenart der Eragny Press beruht zunächst auf der Selbständigkeit ihres Meisters, der allein, nur von seiner Gattin unterstützt, vom Zeichnen und Schneiden seine Holzstöcke bis zum Satz und Druck seiner Bücher, alle notwendigen Arbeiten ausführt. Sodann in der Farbenfreudigkeit dieses Druckers, die er in der Handkolorierung der Holzschnitte, in der Vorliebe für mehrfarbigen Druck beweist.

Die *Ashendene Press*, die sich *C. H. St. John Hornby* 1895 aus Teilnahme für die Buchdruckkunst einrichtete, wuchs über ihre dilettantischen Anfänge sehr rasch hinaus, weil ihr Besitzer, ähnlich wie William Morris, ohne Gewinnabsicht ans Werk gegangen war. In der Auswahl der Typen Eklektiker, hat C. H. St. John Hornby nacheinander die Caslon- und die Fell-Type benutzt, bis er mit einer Nachbildung der halbgotischen Subiacotype von Sweynheym und Pannartz sein Meisterwerk schuf, den Dante-Folianten von 1909, der mit Ehren einen Platz an der Seite des Morris Chaucer behauptet.

C. R. Ashbee, der nach der Auflösung der Kelmscott Press aus ihr zwei Pressen, sowie einen Teil des verkäuflichen Typenvorrates erworben hatte, begründete damit seine *Essex House Press*, für die er 1901 seine Endeavourtype, 1903 seine Prayer Book Type schneiden ließ.

Die eigentlichen Erben von William Morris in einem höheren Sinne wurden aber zwei seiner damaligen Mitarbeiter, *Emery Walker* und *Cobden Sanderson* (der das, was William Morris für die Neubelebung der Buchdruckerkunst leistete, neben ihm für die Neuerweckung der Einbandkunst geleistet hat). Diese beiden Meister, die sogleich die genauen Regeln für das „Ideal Book" aufstellten und auch in der Gleichmäßigkeit ihrer Erzeugnisse im Gegensatz zu dem romantischen Morris wie Akademiker erscheinen, benutzten eine der Jensontype nachkonstruierte Druckschrift. Das erste Buch ihrer *Doves Press*, die seit 1909 Cobden Sanderson allein leitet, erschien 1901.

Die Veröffentlichungen aller dieser Privatpressen, allmählich sich zu einer großen Zahl schön gedruckter Bücher vereinigend, ließen noch Raum für ihnen ähnliche englische Unternehmungen. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind besonders die Merrymount Press (unter Mr. Updike) und die Riverside Press (unter Mr. Rogers) den bedeutendsten englischen Pressen in der Pflege der Kunst im Buchdruck gefolgt, während die Mosher Press von Thomas B. Mosher in Portland Maine in der Herstellung guter und schöner billiger Bücher einen eigenen Rang beanspruchen darf.

Versuche, auch vorläufig noch weniger zugängliche Gebiete der Kunst im Buchdruck dienstbar zu machen, entstanden im Zusammenhange mit den Arbeiten der neuenglischen Buchdruckerschule: des gelehrten *Robert Proctor* griechische „Otter"-Type, die ein wichtiges Element für den schönen Druck der hellenischen Klassiker schuf, Pissaros Musiknotendruck müssen unter diesen Versuchen besonders hervorgehoben werden.

Die Ausstellung von Meisterwerken der neuenglischen Kunst im Buchdruck, die im Oktober 1911, von der Medici Society Ltd. in London veranstaltet wurde, hat die Herausgabe eines Buches veranlaßt, das zum ersten Male eine bibliographische Übersicht über die Leistungen der neuenglischen Buchdruckerkunst gibt: *The Reviral of Printing. A bibliographical Catalogue of Werks issued by the chief modern english presses with an introduction by Robert Steele, imprinted in the Riccardi Press Fount by Charles T. Jacobi. With Facsimiles of the types employed by other Presses. London, by Macmillan & Co. Ltd. and Philip Lee Warner, Publisher to the Medici Society Ltd. 1912.* 350 Abzüge auf Papier, von den 315 in den Handel gegeben wurden (Boards 16 s, Limp Vellum £ 1 5 s) und 12 Abzüge auf Pergament (10 im Handel zu £ 15 15 s). Nach einer vorzüglichen Einleitung, die ein succinctes Compendium der Druckästhetik ist, folgen Listen der Veröffentlichungen folgender Pressen: Daniel Press, Kelmscott Press, Vale Press, Eragny Press, Ashendene Press, Essex House Press, Doves Press, Cuala Press, Cambridge University Press (Cambridge-Type-Drucke), Merrymount Press (Boston), Florence Press, Riccardi Press, sowie eine Liste der bisherigen Drucke in der griechischen Type Proctors. Als Handlisten befleißigen sie sich einer bibliographischen Kürze und verzeichnen auch insofern nicht alle Drucke der behandelten Pressen, als nebensächliche Drucksachen wie Anzeigen und ähnliches, entweder nur zusammenfassend erwähnt oder ganz ausgelassen sind. Hierin wäre manchen wohl eine umständlichere Genauigkeit nicht unwillkommen gewesen. So hätte immerhin, um ein Beispiel zu geben, ein Rundschreiben wie das von T. J. Cobden Sanderson über Shakespeares Punctuation (A Letter addressed to the editor of The Times. October 26, 1911) nicht unerwähnt bleiben dürfen.

G. A. E. B.



Zur Geschichte der Bücherformate. Vor kurzem wurde ich zufällig aufmerksam auf *Wilhelm Ostwalds* Publikation: Die Weltformate. I. für Drucksachen. 1911. In Kommission bei Fr. Seybolds Buchhandlung, Ansbach. Die 16 Seiten starke Schrift stellt Nr. 10 der Schriften über „die Brücke" dar, und ist ein Sonderabdruck aus dem „Börsenblatte für den deutschen Buchhandel" vom 18. Oktober 1911 Nr. 243, S. 12330. Da mir dieses Organ des deutschen Buchhandels nicht zugänglich ist, so weiß ich nicht, ob schon jemand in diesen Blättern zur Begründung der sogenannten Weltformate durch Ostwald das Wort ergriffen hat. Beim Lesen des Titels der *Ostwaldschen* Schrift wurde ich gleich an einen kleinen Artikel im Göttinger Taschenkalender (bei Jos. Chr. Dieterich) für das Jahr 1796 erinnert. Er steht auf Seite 171—178, ist überschrieben *„Über Bücher-Formate"* und hat keinen Geringeren als *Georg Christoph Lichtenberg* zum Verfasser. Der kleine Aufsatz ist später in Lichtenbergs vermischten Schriften (Band 5. Göttingen 1803, Seite 511—520); und Ausgabe von 1853. (Göttingen, Band 6, Seite 266—271.) und noch des öfteren zum Abdruck gebracht worden. Wenn ich es gleich vorwegnehme, so ist der Kernpunkt in *Lichtenbergs* und *Ostwalds* Aufsatze genau der gleiche.

Für *Lichtenberg* entsteht im Jahre 1796 die Frage:

„1. Könnte man nicht dem Papier eine solche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden, und

2. wäre ein solches Format bequem und schön?

Die erste Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflösung hersetzen. Weil hier immer eine Seite des Bogens so groß angenommen werden kann, als man will, so wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die ge sucht wird, x nennen, so wäre also bei diesem Papier,

die *Patentform* a : x und folglich, x gebrochen, gäbe für das

Folio . . $\frac{1}{2} x : a = x : 2a$ wie oben.

Weil nun aber diese Formate einander ähnlich sein sollen, so ist $a : x = x : 2a$; aus $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$ So wäre also dies Verhältnis der Seiten beziehentlich der *Patentform* $= a : a\sqrt{2} = 1 : \sqrt{2}$ bei *Folio* $= \frac{\sqrt{2}}{2} : 1$ $= 1 : \sqrt{2}$ usw. ins Unendliche. Da nun bekanntlich das Verhältnis von $1 : \sqrt{2}$ das Verhältnis der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermutet gewahr ward, daß der Bogen Papier, den ich für das Beispiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in Klein-Folio hat nämlich hierzulande [das heißt in Göttingen] wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend jemand schon bei der ersten Bildung des Papiers, sogar die Figur desselben eines *Gedankens* gewürdigt hatte, also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald beim Schreiben, bald beim Lesen nicht selten versagt wird. Wer dies Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein *sehr gefälliges und bequemes* Format ist. So viel zur Beantwortung der beiden Fragen . . ."

Ostwald, der offenbar ohne Kenntnis des *Lichtenbergschen* Artikels auf diese Bücherformate gelangt ist, entschuldigt sich fast, daß er, der ja „ursprünglich Chemiker" gewesen, auf einen seinem Fache so ferne liegende Frage komme. Und *Lichtenberg* ist von Hause aus Physiker und Mathematiker und Chemiker! Welch merkwürdiges Zusammentreffen! Zwei große Naturforscher greifen zu verschiedenen Zeiten (1796 und 1911) dasselbe Problem auf, das scheinbar ihrem Arbeitsgebiet fern liegt, und stellen es zur Diskussion, und erledigen es beide genau in der gleichen Weise.

Ostwald (l. c.) S. 7 stellt als erste Forderung auf:

1. „Die Formate müssen aber untereinander in solcher Beziehung stehen, daß sie durch einfaches Falzen, das heißt durch Halbieren der Oberfläche aufeinander reduziert oder auseinander hergestellt werden können".

2. „Die so entstehenden verschiedenen Formate müssen untereinander geometrisch ähnlich sein . . . . .

Diese Forderung läßt sich nur auf eine einzige Weise befriedigen, indem nämlich *die beiden Seiten der Formate sich verhalten, wie die Seite eines Quadrats zur Diagonale*, oder mathematisch ausgedrückt wie

$1 : \sqrt{2}$"

Da die Quadratwurzel aus $2 = 1{,}414$ . . . ist, so haben wir es ungefähr mit dem Verhältnis 7 : 10 zu tun. —

Zu diesen zwei Voraussetzungen, die sich völlig mit den *Lichtenbergschen* Deduktionen decken, fügt *Ostwald* noch eine dritte, daß die *Formate auf das Zentimeter als Einheit bezogen werden müssen.* Er stellt folgende Tabelle auf.

1 cm	Weltformat	Nr.
1,41	1 : 1,41	I
2	1,41 : 2	II
2,83	2 : 2,83	III
4	2,83 : 4	IV
5,66	4 : 5,66	V
8	5,66 : 8	VI
11,3	8 : 11,3	VII
16	11,3 : 16	VIII
22,6	16 : 22,6	IX
32	22,6 : 32	X
45,3	32 : 45,3	XI
64	45,3 : 64	XII
90,5	64 : 90,5	XIII

In dieser stehen die einzelnen aufeinanderfolgenden Zahlen in dem Verhältnis von $1 : \sqrt{2}$. Je zwei Zahlen, die aufeinander folgen in der Tabelle, erfüllen also die Bedingung der geometrischen Ähnlichkeit.

Wie *Lichtenberg* oben von einem „sehr *gefälligen und bequemen Formate*" spricht, so *Ostwald* (l. c. Seite 10) von Nr. VIII (11,3 : 16 cm) von einem *bequemen und hübschen Taschenformat.*"

Es kann hier nicht der Platz sein, auf die weiteren von *Ostwald* gemachten Vorschläge einzugehen, da sie dem Bibliophilen wohl größtenteils bekannt sein

werden. Ob diese mit dem Satze von *Ostwald* (l. c. S. 11) einverstanden sind: „Man wird andrerseits das Gebiet der Buchausgaben für Bibliophilen, der künstlerischen Drucke und dergleichen ruhig den sonstigen „wilden" Formaten überlassen können", darauf kann ich hier auch nicht eingehen.

Was mir als Mediziner besonders bei der Möglichkeit der Vereinheitlichung der Formate von besonderer Bedeutung erscheint, das ist vielleicht, in Zukunft in Aussicht zu haben, nicht mehr „eine zwecklose Formverschiedenheit" von Sonderabzügen nebeneinander im Bücherbrett stehen zu haben, so daß sie kaum in demselben Einband vereinigt werden können. *Erich Ebstein.*

Bekanntmachung der Kommission für Einbandstoffe. Als wir in Heft 7/8 des Zentralblattes von 1911 die von dem Vereine Deutscher Bibliothekare beschlossenen Vorschriften für Bibliothekseinbände mitteilten, ersuchten wir zugleich diejenigen Firmen, die sich bereit erklären würden, gemäß den neuen Vorschriften Leder zu liefern oder Pergament, Webstoffe und Papier herzustellen, sich an uns zu wenden, damit wir darüber im Zentralblatt für Bibliothekswesen eine Bekanntmachung veröffentlichen könnten. Wir sind jetzt in der Lage solche Firmen zu nennen.

I. Lederfabrikationen und Lederhändler.

1. J. H. Epstein, Fabrik farbiger Leder in Frankfurt a. M.: für Ziegenleder. Vertreter für Leipzig: Hans Henning, Engelsdorfer Straße 15. Die Firma hat ein Farbensortiment von Kapziegen und deutschen Ziegen herausgegeben.

2. R. Ihm, Fabrik gefärbter Leder in Mainz: für Ziegen-, Kalb- und Schafleder. Vertreter in Leipzig: Felix Frohnknecht, Leplaystraße 10. Die Firma hat ein Sortiment gefärbter deutscher Ziegenleder zusammengestellt, die sich als besonders lichtecht erwiesen haben. Aus diesem Sortiment haben die Unterzeichneten auf Ersuchen der Firma acht Farbentöne ausgewählt, die für Bibliothekszwecke besonders geeignet erscheinen, und die die Firma auf Lager halten will.

3. August Spitta Söhne, Lederfabrik in Brandenburg an der Havel: für Schweinsleder, naturfarbig, und gefärbt.

4. Wilhelm Bolle, Lederhandlung in Berlin S., Prinzessinnenstraße 26: für Ziegen-, Kalb- und Schafleder.

5. Wilh. Valentin, Buchbinderei-Materialien-Großhandlung, in Berlin SW., Krausenstraße 37: für Kalb- Schaf- und Schweinsleder.

II. Pergamentfabrikanten.

1. Römhildt-Heilbrunn Söhne Aktiengesellschaft in Berlin NO., Keibelstraße 39: für Kalb- und Schafpergament.

2. Carl Wildbrett in Augsburg-Pfersee: für Kalb-, Ziegen und Schafpergament.

3. Joseph Weinstein in Eisenach: für Kalb-, Ziegen- und Schafpergament.

4. H. Band & Co. in Brentford (England): für Kalb-, Ziegen- und Schafpergament. Vertreter für Deutschland: Waldemar Huch in Hamburg, Hirtenstraße 6.

III. Fabrikanten von Webstoffen.

1. J. Landauer in Braunschweig: für Normal-Doppelkaliko, Normal-Leinen leicht, Normal-Leinen schwer. Der Alleinverkauf für Berlin wurde der Firma G. Honrath in Berlin W., Charlottenstraße 62, der Alleinverkauf für die Provinzen Pommern, Ost- und Westpreußen der Firma Wilh. Valentin, Berlin SW., Krausenstraße 37 übertragen.

2. Netter & Eisig in Göppingen: für Normal-Doppelkaliko.

Die neuen Webstoffe Normal-Doppelkaliko, Normal-Leinen leicht, Normal-Leinen schwer, sind in folgenden Farben zu haben: schwarz, dunkelgrün, rotbraun, dunkelblau, lederbraun.

IV. Papier.

Die Verhandlungen wegen Herstellung von Normalbezugpapier sind noch nicht so weit gediehen, daß Firmen, die es herstellen, namhaft gemacht werden könnten. Doch hoffen wir binnen kurzer Zeit hierzu in der Lage zu sein, da jetzt eine Firma mit Versuchen beschäftigt ist.

Wir erinnern daran, daß jedes Fell Leder und jede Haut Pergament den vorgeschriebenen Stempel tragen muß. Hierbei ist besonders darauf zu achten, daß der Fabrikant (oder bei Leder auch der Händler) mit seinem vollen Namen die Garantie übernimmt.

Für Webstoffe war vorgeschrieben, daß der Stempel von dem Fabrikanten am Anfang und am Ende eines jeden Stückes aufgedruckt würde. Die unter Nummer III genannten beiden Firmen sind jedoch der Meinung, daß die Anbringung eines Stempels technische Schwierigkeiten macht, und haben deshalb vorläufig gedruckte Etiketts mit dem vorgeschriebenen Wortlaut am Anfang und Ende der Stücke aufgeklebt.

Wir ersuchen bei Bestellung der neuen Webstoffe stets ausdrücklich Normal-Doppelkaliko, Normal-Leinen leicht oder schwer zu verlangen und sich, falls die Ware in kleineren Mengen durch den Zwischenhandel bezogen wird, die Firma des Fabrikanten angeben zu lassen.

Wegen der Bezugsquellen, der Preise für die verschiedenen Arten von Einbandstoffen, der Lieferung von Proben und Mustern wolle man sich an die vorgenannten Firmen oder deren angegebene Vertreter wenden. Wir hoffen, daß die deutschen Bibliotheken von den neuen Einbandsstoffen ausgiebigen Gebrauch machen werden. Sollten noch weitere Fabrikanten sich zur Herstellung der vorgeschriebenen Einbandsstoffe entschließen, so wollen sie uns davon in Kenntnis setzen, damit wir auch ihre Namen bekannt geben können.

Berlin, den 6. März 1912.

Professor Dr. *Loubier*,
Kustos an der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums.

Professor Dr. *Paalzow*,
Abteilungsdirektor der Königlichen Bibliothek.
(*Zentralblatt für Bibliothekswesen.*)



Frieda Tiersch, eine junge Buchgewerblerin, hat im vergangenen Monat im Leipziger Buchgewerbemuseum eine größere Anzahl von Bucheinbänden ausgestellt, die in der Hauptsache in London entstanden sind. Die Arbeiten von Frieda Tiersch stehen technisch und künstlerisch durchaus unter dem Einfluß der englichen Buchbindekunst, wie sie etwa *Cobden-Sanderson* und in neuerer Zeit *Sangovski* in so hervorragender Weise pflegt. Sie sind technisch sehr tüchtig gearbeitet, in der Hauptsache mit Handstempeln in Goldpressung und beweisen ebenso deutlich, daß die Künstlerin noch durchaus die Fähigkeit besitzt, die Entwürfe in selbständiger Weise zu fertigen. Einige Bände sind sehr geschmackvoll nur am Rücken mit Blattmustern dekoriert, bei den meisten sind aber auch die Decken mit Ornamenten aus florealen Motiven oder Bandverschlingungen häufig unter Benutzung von Lederauflagen geschmückt. Naturgemäß tritt hier die englische Schulung am meisten in die Erscheinung. Trotz des großen Aufschwungs unserer deutschen Buchbindekunst sind uns die Engländer doch in mancher Beziehung voraus, vor allem, was die Exaktheit der Durchbildung betrifft. Das gereicht auch den Arbeiten von F. Tiersch zum Vorteil. Es wäre zu wünschen, daß der jungen Künstlerin Gelegenheit geboten würde, ihre Fertigkeiten noch im deutschen Buchgewerbe weiter ausbilden zu können.

Literatur und Justiz.

In den letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, bezw. durch Gerichtsurteil bestätigt:

Aus der Sammlung: „In paradiesischer Schönheit". Farbige Freilichtakte nach künstlerischen Aufnahmen des Kunstmalers M. Schneider, Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachfolger. Lieferung 3 und 9 je ein Bild, Lieferung 1, 4, 5, 6, 7 und 8 je zwei Bilder, insgesamt 14 Stück;

Aus der Sammlung: „Eva im Paradies". Weibliche Freilichtakte nach Aufnahmen für Künstler und Kunstliebhaber des Kunstmalers M. Schneider, Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachfolger. 4. Lieferung, die mit IV 13, IV 14, IV 15 und IV 16 bezeichneten Bilder, aus der gleichen Sammlung, II. Serie, 1. Lieferung, die mit V 1, V 2, V 3 und V 4, 2. Lieferung, mit V 7, 3. Lieferung, mit V 9, V 10, V 11 und V 12, 4. Lieferung, mit V 13 und V 14 und 5. Lieferung, mit V 17, V 18, V 19 und V 20 bezeichneten Bilder;

20 weibliche Aktstudien nach der Natur für Künstler und Kunstfreunde von *W. Hümmer*, München, enthaltend 20 bildliche Darstellungen;

„Im Hause des Sklaven-Reverend", von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H., Leipzig, (aus einer Sammlung: „Im Lande des Souldrivers", Geschichten aus den Sklavenstaaten Südamerikas von *William Taylor*, Band 5).

„Sklavenliebe", von *William Taylor*, Leipzig, Leipziger Verlag, G. m. b. H. (aus der Sammlung wie zuvor);

Sekt, Blätter für fröhliche Laune, Jahrg. 9, Nr. 28;

Manicure, Couplet, Text von *O. A. Alberts*, Musik von *Rudolf Nelson*, Harmonie-Verlag, Berlin;

„Nackte Schönheit", ein Buch für Künstler und Ärzte, herausgegeben unter Mitwirkung von *Dr. Gustav Fritsch*, Stuttgart, Hermann Schmidt's Verlag, und zwar; 3., 8., 9., 14., 15., 16., 17., 18., 19., 20., 22., 23., 24., 25. Lieferung;

„Die Schönheit der Frauen", wohlfeile Ausgabe, herausgegeben von *Dr. Paul Hirth* und *Ed. Daelen*, Berlin W. 30, Schmidt'sche Buchhandlung;

Prospekt „Die Schönheit der Frauen", wohlfeile Ausgabe, herausgegeben von *Dr. Paul Hirth* und *Ed. Daelen*, Berlin W. 30, Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung;

Prospekt „Nackte Schönheit", ein glänzendes Prachtwerk, Hermann Schmidts Verlag, Berlin W. 30;

Prospekte „Die Schönheit der Frau", a) und b) neue Folge, herausgegeben von *Dr. Paul Hirth* und *Joseph Kirchner*, Berlin W, 59, Hermann Schmidt's Verlag;

Prospekt „Die Schönheit der Frauen", herausgegeben von *Dr. Paul Hirth* und Kunstmaler *Ed. Daelen;*

Prospekt „Nackte Schönheit", herausgegeben unter Mitwirkung von *Dr. Gustav Fritsch;*

„Komtesse Marga" von X. Y. Z. in zwei Bänden, Wien 1909, Privatdruck;

„Tagebuch einer Kammerjungfer" von Oktave Mirbeau, Wiener Verlag, Wien-Leipzig;

„Der perverse Maikäfer" von *Felix Schloemp*, Verlag von Georg Müller, München und Leipzig, soweit es die Gedichte: „Das impotente Knickebein", Seite 23, „Das Weihnachtsgeschenk", Seite 56 und 59, und die 4. Strophe des Gedichts „Moral", Seite 73 enthält, nebst dem vorderen Umschlag der Broschüre.

„Die Liebe im Altertum" von *Alexander Keller*, Verlag Alois Hynek in Prag;

„Lillis Schelmenstreiche", enthaltend:

a) „Lillis Schelmenstreiche' von *Heisedal*, Satyr-Verlag, Berlin SW., soweit das Buch die Abbildungen Seite 4, 5, 6, 7, 9, 17 oben enthält;

b) „Kaviar-Kalender 1840", Verlag von Gustav Grimm, Budapest;

c) „Die Grazien", Verlag von Karl Messer & Co., G. m. b. H., Berlin W. 35;

„Kaviar-Kalender 1901", Verlag von Gustav Grimm, Budapest;

„Sekt" — Jahrg. 6, Nr. 3, nebst den in dem Umschlag eingelassenen Ansichtskarten;

„Fräulein Lehrerin" von *R. Bröhmek*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Gefährliche Buße" von *R. Bröhmek*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Qualvolle Stunden" von *R. Bröhmek*, Leipziger Verlag. G. m. b. H., soweit sie die Erzählungen: „Die Rache der Gräfin", „Bestrafter Hofklatsch" und „Ungarische Hausjustiz" enthalten;



„Aus harter Jugendzeit" von *Anton Rüdiger*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Memoiren der Schwester Angelika" von *J. Johnson* Verlag von H. R. Dohrn in Dresden;

„John Bull beim Erziehen" von *E. Neumann*, Neue Folge, 4. Band. Verlag von H. R. Dohrn in Dresden.

„Amerika beim Erziehen". Band 1—3, Leipziger Verlag, G. m. b. H., bzw. Verlag von H. R. Dohrn in Dresden;

„Flagellations-Erfahrungen", Leipziger Verlag, G. m. b. H.

„Ein Sadist im Priesterrock" von *C. F. von Schlichtegroll*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Sanatorium Birkenheide" von *Dr. Lassac*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Meine grausame süße Reitpeitsche" von *Kurt Bombach*, Verlag von Hermann Hartleb in Preßburg;

„Die Prügelzucht in der Türkei und im Orient" von *M. Sadow*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Als Quarteronen verkauft" von *William Taylor*, Leip-Verlag, G. m. b. H.;

„Unter der Peitsche Donna Isabellas" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Am Abgrunde der Schande" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Unter Maronnegern" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Das Tagebuch des Sklavenhalters" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Die Sklavinnen der Indianerin" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„In der Schule der Demut" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Die stolzen Herrinnen von Western-Port" von *William Taylor*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Der Schrecken von Caverna" von *W. Taylor-Musgrave*, Leipziger Verlag, G. m. b. H.;

„Quengueza" von *William Taylor*, Verlag von G. R. Dohrn in Dresden;

Prospekt „Die Gestalt des Menschen und ihre Schönheit" von *Otto Schmidt* und *E. Schneider;*

Prospekt „Der Künstlerakt" von *Otto Schmidt* und *E. Schneider*;

„L'Etude Académique" Nr. 143, 144, 146, 148, 149, 152, 154, 156, 163, 180, 181, 182;

„Der Künstlerakt" herausgegeben von *Otto Schmidt* und *Ernst Schneider*, Verlag von J. Singer & Co., und zwar der Musterband;

„Die Gestalt des Menschen und ihre Schönheit" herausgegeben von *Otto Schmidt* und *Ernst Schneider*-Berlin, Verlag von J. Singer & Co., und zwar Musterband und 1. Lfg.

Die Verbreitung der Zeitschrift „La Vie en Culotte rouge" ist am 10. April auf die Dauer von zwei Jahren verboten worden.

Die Beschlagnahme des Romans „Die Verführten" von *Hans Hyan* (Pan-Verlag, Berlin) ist durch Gerichtsurteil vom 8. Mai aufgehoben worden.

Der Hyansche Roman ist am 14. Mai auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht I von neuem beschlagnahmt worden trotz der Freigabe durch das Landgericht III. Das Buch unterliegt nämlich nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft trotz der freisprechenden Entscheidung des Konfiskation auf Grund eines Urteils vom Dezember vorigen Jahres. Damals ist es durch ein längst rechtskräftiges Urteil vom Landgericht I als unzüchtig eingezogen worden.

Vor dem Landgericht Leipzig wurde im Oktober des vorigen Jahres in einem objektiven Strafverfahren über die Unbrauchbarmachung von Abbildungen in dem Werke *„Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner"* verhandelt. Das Gericht lehnte den Antrag des Staatsanwalts ab. Dieser legte gegen das landgerichtliche Urteil beim Reichsgericht Revision ein. Das Landgericht hatte bei der Beurteilung des genannten Werkes, das den unter den folkloristischen Forschern wohlbekannten *Dr. Friedrich Krauß* zum Verfasser hat, nicht zu der Überzeugung gelangen können, daß die Abbildungen aus dem Charakter dieses wissenschaftlichen Werkes herausfielen und daß es sich um eine Verbreitung von unzüchtigen Darstellungen handle. Zwar hatte der Sachverständige Professor *Dr. Weule* in einem schriftlichen Gutachten sich zu ungunsten der Abbildungen ausgesprochen. Das Gericht unterstellte diese Aussagen als wahr, gelangte aber zu der Meinung, daß die Bilder nur zu dem Zwecke dem Werke beigegeben seien, um darzutun, wie sich die Auffassungen der Japaner über das Geschlechtsleben in bildnerischen Darstellungen widerspiegelten, um auf diese Weise einen Beitrag zu der Kenntnis des japanischen Seelenlebens zu geben. Zu seiner Verteidigung, beziehungsweise zur Rechtfertigung seines Werkes konnte der Verfasser geltend machen, daß in den Prospekten von dem Werke ausdrücklich gesagt war, daß es nur unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit für Forscher erscheine, die sich auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie, Folklore, Jurisprudenz, Medizin, Kulturgeschichte, Religionswissenschaft oder Philologie wissenschaftlich betätigen, und daß neue Subskribenten gebeten seien, sich bei einer Bestellung als Gelehrte zu legitimieren, die die Werke nur zu Studienzwecken beziehen wollten. Ohne die vorherige Genehmigung des Herausgebers sollte der Verlag kein Exemplar verabfolgen. Auch der Bezugspreis des Werkes war in einer Höhe festgesetzt, daß es schwerlich in den Besitz Unberufener geraten konnte. Die Revision der Staatsanwaltschaft machte dagegen geltend, daß das vorgerichtliche Urteil zu viel Wert darauf lege, welche Absichten den Verfasser zur Herausgabe bewogen haben, und zu wenig darauf, ob es überhaupt möglich sei, diese Absichten zu erreichen. Die Reichsanwaltschaft konnte demgegenüber in dem landgerichtlichen Urteil keinen



Rechtsirrtum erblicken, und der Senat erkannte gemäß dem Antrage des Reichsanwalts auf kostenpflichtige Verwerfung der Revision.

Das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" brachte in seiner Nr. 85 vom 13. April einen Aufsatz vom Rechtsanwalt Dr. jur. *W. Leonhardt* in Dresden, betitelt *„Allgemeine Gesichtspunkte für die Verteidigung in Sachen des § 184 Ziffer 1 des Strafgesetzbuchs"*. Wir empfehlen unsern Lesern, von dieser wertvollen, knappen Zusammenstellung Kenntnis zu nehmen.

Drei hochbeladene Kraftdroschken mit unsittlichen Büchern und Bildern wurden am 10. April durch die Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder und Schriften bei einem alten Herrn im Westen Berlins beschlagnahmt. Seit längerer Zeit tauchten bei kleinen Zeitungs- und Buchhändlern, die Nick Carter-, Sherlock Holmes-, Nat Pinkerton- und andere Detektivromane vertreiben, unsittliche Bilder und Schriften auf. Es gelang lange Zeit hindurch nicht, die Vertriebsstelle dieser anstößigen Sachen ausfindig zu machen, bis sie jetzt bei einem biederen, alten „Rentner" in Berlin W. ermittelt wurde. 46 große Pakete wurden bei ihm beschlagnahmt und dem Gericht zur vorläufigen Begutachtung übergeben. Aus den Korrespondenzen ersah man, daß er einen sehr gewinnbringenden Handel mit diesen Sachen getrieben hat.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 20. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden*. Nr. 110. Deutsche Literatur und Übersetzungen. Eine schöne Goethe-Sammlung. 2482 Nrn.

Ed. Beyers Nachf. in *Wien I.* Nr. 62. Freimaurer. Seltene Utopien. 1347 Nrn.

Gustav Fock G. m. b. H. in *Leipzig*. Nr. 409. Romanische Philologie und Literatur enthaltend, hauptsächlich Werke aus den Bibliotheken der † Herren Professoren Arbois de Jubainville, Paris; H. Breymann, München. 5931 Nrn. — Nr. 410. Germanischer Bücherschatz, Teil 1. Enthaltend eine reiche Auswahl wertvoller Zeitschriften und Werke, besonders aus den Bibliotheken der Professoren E. Martin, Straßburg, und A. Reifferscheid, Greifswald. 5095 Nrn. — Nr. 418. Deutsche Literatur seit dem Auftreten Klopstocks bis zu Goethes Tode. Germanischer Bücherschatz, Teil 2. Nr. 6036—10432. — Nr. 419. Kunst und Kunstgewerbe, Malerei, Plastik, Architektur. Enthaltend unter anderem Teile aus der Bibliothek der † Professoren: O. Puchstein, Berlin; P. Lambros, Athen. 2606 Nrn.



J. Gamber in *Paris* IVe. Nr. 72. Vermischtes. 3819 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 100/101. Vermischtes. Nr. 24670—25871.

Göttinger Antiquariat Dr. Friedr. Wecken in *Göttingen.* Nr. 147. Geschichte I (Welt, Altertum, Europa). 1673 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 350. Deutsche Literatur vom Ausgange des Mittelalters bis zur Neuzeit, enthaltend die Bibliothek eines französischen Sammlers, zumeist in hübschen französischen Einbänden. 1975 Nrn. — Nr. 351. Europäische Länder- und Ortsgeschichte mit Ausnahme der slawischen orientalischen Völker, enthaltend unter anderem die reichhaltige Sammlung von † Professor L. Vanderkindere in Brüssel. 2959 Nrn.

Max Harrwitz in *Nikolassee bei Berlin.* Nr. 106. Varia Rara Curiosa. Abteilung III. Nr. 937—1263.

M. Hauptvogel Nachf. in *Leipzig.* Nr. 44. Genealogie. Heraldik. Sphragistik. Numismatik. 535 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 409. Prähistorie. Frühe Archäologie und verwandte Gebiete, enthaltend die Bibliothek des † Professors Dr. Julius Naue, München, Herausgeber der Prähistorischen Blätter. 725 Nrn.

Rud. Hönisch in *Leipzig.* Nr. 4. Napoleon I. und seine Zeit. Politische Kultur- und Literaturgeschichte 1740—1850. 1307 Nrn.

Max Hueber in *München.* Aus allen Gebieten des Wissens. 946 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 61. Kulturgeschichte. Teil 3: Soziales. Nr. 3111—5047. — Nr. 62. Teil 4: Religiöses. Nr. 5048—7190.

W. Junk in *Berlin W.* 15. Nr. 43. Auctores Botanici ante annum 1800. Supplementum: Opera Botanica rara et selecta. 638 Nrn.

Th. Kampffmeyer in *Berlin S. W. 48.* Nr. 475. Klassische, germanische und romanische Philologie.

C. Klincksieck in *Paris 7^e.* Nr. 5. Histoire de l'Europe. 2421 Nrn.

Koebnersche Buchhandlung in *Breslau I.* Nr. 286. Für Jeden etwas. Gute Bücher aus verschiedenen Wissenschaften. 915 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 197. Interessante Sammlung seltener und kostbarer Porträts aller Zeiten. 2733 Nrn.

List & Francke in *Leipzig.* Nr. 436. Deutsche Sprache und Literatur. 2888 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 212. Kunst. 3036 Nrn.

Dr. H. Lüneburg in *München.* Nr. 102. Vermischtes 3095 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W.* Nr. 29. Bücher in französischer Sprache aus allen Wissensgebieten. 1300 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 107. Deutsche Literatur und Verwandtes. Zumeist Prachtexemplare mit reizenden Vorsatzpapieren, Privatdrucke. 236 Nrn.

Martinus Nijhoff in *La Haye*. Nr. 387. Ethnographie. Voyages. III. Indes Orientales Néerlandaises. — Australie. 1087 Nrn. — Nr. 390. Botanique. Horticulture et jardinage arbres et arboriculture. 1189 Nrn.

Leo S. Olschki in *Florenz*, Nr. 78. Incunabula Typographica. Nr. 767—845.

Bernhard Quaritsch in *London*. Nr. 314. Rare and valuable books. 1253 Nrn.

G. Ragoczy (Karl Nick) in *Freiburg i. B.* Nr. 34. Deutsche Literatur und Sprache, Folklore, Kulturgeschichte und Verwandtes. 1600 Nrn.

C. E. Rappaport in *Rom*. Nr. 24. Bibliofilo Romano. 370 Nrn.

Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat Dr. E. Nolte, Inh. G. A. Wolff in *Bonn*. Nr. 65. Neuerwerbungen: Deutsche Sprache und Literatur, Kunst, Rheinprovinz und Westfalen, Philosophie, Geschichte, Curiosa usw. 624 Nrn.

G. Schoder in *Turin*. Nr. 22. Vermischtes. 295 Nrn.

L. Seligsberg in *Bayreuth*. Nr. 303. Paläontologie, Geologie, Prähistorik, Anthropologie und Ethnologie. Märchen und Sagen. Kultur- und Sittengeschichte Alte Medizin. Alte Rechtspflege. Alte Pädagogik, Gelehrten-, Studenten- und Universitätswesen. Handel, Gewerbe und Verkehr. Volks- und Staatswissenschaft. 3289 Nrn.

Conrad Skopnik (A. Haller & W. Rau) in *Berlin NW. 7*. Nr. 58. Deutsche Literatur und Übersetzungen, darunter viele erste und seltene Ausgaben. 2111 Nrn.

Ludwig Stark, Inh. Fr. Müller in *München*. Anzeiger Nr. 23. Vermischtes. 671 Nrn.

Hugo Streisand in *Berlin W. 50*. Nr. 40. Bücher für Bibliophilen. Werke mit Illustrationen von Menzel — Böcklin — Gavarni — Beardsley — Chodowiecki — Ludwig Richter — Schwind — Hosemann — Speckter — Erstausgaben — Serien literarischer Zeitschriften usw. 270 Nrn.

C. Teufens Nachf. in *Wien IV*. Nr. 26. Vermischtes. 1194 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig*. Mitteilungen für Bücherfreunde. III. Folge. 49. Stück. Theater- und Musikgeschichte nebst einigen Beiträgen aus der deutschen und ausländischen dramatischen Literatur, zu meist bedeutend herabgesetzten Preisen. 576 Nrn.

H. Welter in *Paris 4*. Nr. 4. Vermischtes.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden*. Nr. 246. Deutsche Literatur der klassischen und romantischen Periode. Das junge Deutschland. Almanache. Voran eine Goethe-Sammlung. 2526 Nrn.

Über unser großes Antiquariats Lager an

Neuerer Deutscher Litteratur

seit Goethes Tod bis zur Gegenwart veröffentlichen wir demnächst eine Reihe Verzeichnisse, deren erstes:

Katalog 63:
enth. Teil I. A—F

in etwa 8 Tagen erscheint. Gleichzeitig versenden wir

Katalog 64:
Neuerwerbungen aus allen Gebieten.

HEINRICH HUGENDUBEL, MÜNCHEN
Abteilung: Antiquariat **Salvatorstr. 18.**

CHAS. FRED. HARTMAN
147 East 22 Street New York City

Bücherfreunde in Amerika

finden stets interessante Werke in meinem Lager, auch kann ich jedes gewünschte Buch besorgen.

Kataloge unberechnet.

Aus meinem letzten Katalog

THE DUSSELDORF ARTIST-ALBUM

Only one other copy known, but not as complete as the above and with a few typographical variations in the Düsseldorfer Bibliothek, as described in the „Zeitschrift für Bücherfreunde" as a unique copy. From the library of Ferdinand Freiligrath, the German poet.

HEINE, (HEINRICH). REISEBILDER. (in french) 2 vols. 8vo, blue-straigth grain morocco gilt, gilt edges, monogram on corners. Paris, Eugène Renduel, 1834.

Large paper. Very rare. A beautiful copy from the collection of Robert Hoe with his bookplate.

Elegien des Properz übersetzt von Knebel. Handexemplar des Übersetzers mit Papier durchschossen und Notizen u. Vorwort zu einer 2. Auflage versehen.

Ankauf von seltenen alten Büchern, Manuskripten usw. in nichtenglischer Sprache.

Soeben erschien:

Würzburger Antiquariatsanzeiger Nr. 9

Deutsche Literatur und Übersetzungen

Erstausgaben, Almanache, Fremdsprachliche Literatur, Kunst, Illustrierte Werke, Verschiedenes.

Versand gratis und franko.

J. FRANK'S ANTIQUARIAT
LUDWIG LAZARUS, WÜRZBURG.



BÜCHERVERSTEIGERUNG — 17.–19. JUNI 1912
AMSTERDAM — FREDERIK MULLER & Co.

SAMMLUNGEN: VAN LITH DE JEUDE — WURFBAIN

Hervorragende Sammlung Inkunabeln und Holzschnittbücher (Dürer, Weiditz, Burgkmaier, Wechtelin, Beham, Cranach usw.) — Schöne illustrierte Werke aus dem XVII. und XVIII. Jahrh. — Künstlerische Einbände aus verschiedenen Epochen. — Hauptwerke der älteren Architektur und Gartenbau. — Ornamentwerke. — Wertvolle botanische und ornithologische Bücher — Kostüme — Jagdwerke (Ridinger) — Atlanten — Reisewerke — Bibliographie — Englische und französische Kupferstiche (Morland, Ward, Reynolds, Singleton) usw.

Illuminierte u. historische Handschriften. — Autographen berühmter Personen usw.

☞ Der Katalog mit über 30 Reproduktionen wird auf Verlangen gesandt.

Amsterdam, Doelenstraat, 16—18. Frederik Muller & Co.

Demnächst erscheint ein Probeheft der

Ehmcke-Fraktur

die wir für unsere Buchdruckerei geschnitten und gegossen haben.

Interessenten steht das Heftchen gern zur Verfügung. Es enthält einen kurzen Aufsatz aus der Feder F. H. Ehmckes über die Entwickelung der Fraktur.

W. Drugulin, Schriftgießerei, Leipzig, Königstraße 10.

Ulrich Putze Nachf. Hans Goltz,
MÜNCHEN, Briennerstr. 8

bietet an:

Dante, La Comedia del Divino, Ausgabe Olschki, Schweinsleder M. 450.—

Shakespeare Sonnets, Drugulin-Druck auf Pergament (nur 6 Exemplare) M. 260.—

Preetorius: Skizzen. 10 Originallithographien in Mappe auf Japan. 80 Expl. M. 45.—, Luxusausgabe M. 160.— (vergriffen).

Goethe, Iphigenie, Doves-Press, in Pergament.

Hundert-Drucke: Dehmel, Gottesnacht; Hölderlin, Hyperion.

GOLTZBÄNDE

Münchner Liebhaberbände in Handarbeit.

Verzeichnisse kostenlos.

Über die Bücher der *Ernst-Ludwig-*, *Pan-*, *Janus-*, *Doves-* und *Medici-Press*, über die *Drugulin-Drucke* und *Hundert-Drucke* bitte ich Offerten einzuholen.

Soeben erschienen:

KATALOG V.

Pergamentdrucke des 15. bis 19. Jahrhunderts

Mit 10 Tafeln u. 13 Abbildgn. im Text.
Preis M. 2.50

Zuvor erschienen:

Katalog III: Wiegendrucke. M. 2.—
Katalog IV: Supplement zu Katalog I (Seltene Bücher und Handschriften.) M. 1.50

PAUL GOTTSCHALK,
BERLIN W. 8, Unter den Linden 28.







HIMMELS- UND NATURERSCHEINUNGEN

in Einblattdrucken des 15. bis 18. Jahrhunderts

von

Prof. Dr. WILHELM HESS, Bamberg

mit 30 teils farbigen Abbildungen (brosch. M. 8.—)

Im nächsten Jahre wird mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in München ein zweiter Teil erscheinen.

Im 46. Jahrgange der „Vierteljahrschrift der Astronomischen Gesellschaft" schreibt H. Ludendorff über das Buch: Das ... Werk ist zwar in erster Linie für den Kulturhistoriker bestimmt, verdient jedoch infolge der fesselnden Art, in der der Verfasser sein Thema zu behandeln weiß, und infolge der glänzenden Ausstattung mit Abbildungen, die die Verlagsbuchhandlung dem Buche hat zuteil werden lassen, auch das Interesse des Astronomen und Meteorologen in ungewöhnlichem Maße. . . . Ref. möchte erwähnen, daß die Darstellung äußerst anregend ist; der Leser gewinnt ein anschauliches Bild von der Denkart jener Zeiten und wird dadurch befähigt, den Inhalt der Einblattdrucke aus dieser Denkart heraus gerecht zu beurteilen. . . .

W. DRUGULIN · VERLAG · LEIPZIG · KÖNIGSTRASSE 10

Eine deutsche Schrift

von Rudolf Koch ist bei uns erschienen und hat sich in der kurzen Zeit des Bestehens Eingang in fast allen großen Druckereien verschafft, wo sie zum Drucken von Büchern, Anzeigen, Plakaten u. s. w. außerordentlich viel verwendet wird.

Gebr. Klingspor · Offenbach

BOYLESVE, R., Les bains de Bade. Petit Roman d'Aventures galantes et morales, avec six gravures originales et des ornements divers par Arm. Rassenfosse. Cet ouvrage a été tiré à deux cents éxemplaires numerotés à la presse No. 100. M. 50.—

DEHMEL, R., Die Gottesnacht. Ein Erlebnis in Träumen. 100-Druck des Jahres 1912. Nr. 69. M. 80.—

GOETHE, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. URMEISTER. Leder. Nr. 397 M. 80.—

Die Küsse des Johannes Sekundus. Vollst. Ausg. Nach Art der jap. Blockbücher. Einer der schönsten Insel-Drucke. Vergr. 50.—

E. T. A. HOFFMANN, Die Brautwahl. Eine berlinische Geschichte mit zwei Zeichnungen v. L. Wolf. In der erst. Fassung v. Frühjahr 1819 mit Angabe der Änderungen vom Frühjahr 1820. Herausgegeben von H. v. Müller. 200 Expl. Vergr. Neudr. 10.—

Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeister Johann Kreisler in zufällig. Makulaturblättern. Herausg. von E. T. A. Hoffmann. Neudruck der Ausgabe von 1841. 8.—

Hofbuchhändler KARL SCHÜLER (A. Ackermanns Nachfolger)
MÜNCHEN, Maximilianstr. 2.
Kgl. Bayer. Hoflieferant.
Großherzoglich Luxemburgischer Hofbuchhändler.

A. KÖLLNER

GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG-R.

Weltausstellung Brüssel 1910
Grand Prix für Verlagseinbände.

Einbände und Einbanddecken in jedem Genre
für Buchhandel, Bibliophilen und Bibliotheken.


MEISENBACH RIFFARTH u. Co
GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN
BERLIN LEIPZIG MÜNCHEN
AUTOTYPIE
STRICHÄTZUNG
DREI-UND VIER=
FARBENDRUCK=
ÄTZUNGEN
GALVANOPLASTIK
STEREOTYPIE
BUCHDRUCK
FARBENDRUCK
HELIOGRAVÜRE
KUPFERDRUCK
HELIOTINT


Digitized by Google

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 4.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

An unsere Leser.

Für die Monate August-September wird wieder, wie üblich, ein Doppelheft erscheinen.

**Redaktion und Verlag
der Zeitschrift für Bücherfreunde.**

Gesellschaft der Bibliophilen.

Die diesjährige *Generalversammlung* der Gesellschaft findet am *Sonntag den 29. September* in *Wien* statt. Alles Nähere darüber wird den Mitgliedern durch besondere Einladung bekannt gegeben.

Anträge für die Generalversammlung sind nach § 9 der Satzungen mindestens einen Monat vorher bei dem unterzeichneten Sekretariat anzumelden.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft für das Jahr 1912 beigetreten:

274. Frau *Just Kutscher*, Hamburg, Tesdorpfstr. 19.
388. Dr. *Franz Mugdan*, Freiburg i. B., Hauptstr. 5.
448. *Hugo Thimig*, k. k. Hofburgschauspieler und Regisseur, Wien XIX, Gymnasiumstr. 47.
465. *Rolf von Hoerschelmann*, München, Gedonstr. 8.
472. *University of Syracuse*, Syracuse, U. S. A.
542. Dr. *H. Raubitschek*, Sanitätsrat und Privatdozent an der Universität, Czernowitz.
623. Stud. phil. *Ludwig West*, Czernowitz, Neue Weltgasse 36e.
635. *Horst Stobbe*, München, Schwanthalerstr. 2.
661. *August Glaser*, Potsdam, Charlottenstr. 23.
702. *University of Illinois*, Urbana, U. S. A.
711. *Alfred Bertram*, cand. jur., Leipzig, Salomonstr. 9 II.
805. *Adolf Kohn*, Verlagsbuchhändler (i. Fa. Deutsch-Österreichischer Verlag), Wien I, Krugerstr. 8.
820. Dr. jur. *Ernst Schlitzberger*, Gerichtsassessor, Kassel, Eulenburgstr. 14.
852. Dr. *Walter Kantorowicz*, Arzt, Hamburg, Rothenbaumchaussee 140.
864. *Franz Kaestner* jr., Fabrikbesitzer, Erfurt, Richard Breslaustr. 9.



Als künftige Mitglieder sind vorgemerkt:

Siegbert Cohn, Verlagsbuchhändler (i. Fa. Oesterheld & Co.), Berlin W. 15, Lietzenburgerstr. 48.

Fräulein *Frida Goetze,* Rittergut Czychen in Ostpreußen.

René Groenland, Berlin W. 30, Neue Winterfeldstr. 32.

Chas. Fred. Heartman, Buchhändler, New York, 147 East 22nd Street.

Arthur Kauffmann, cand. phil., Charlottenburg IV, Schlüterstraße 54 I.

Gustav Kiepenheuer, Verlagsbuchhändler, Weimar, Schillerstraße 15.

Wilhelm Lennartz, Pfarrer, Heinsberg (Rhld.), Hochstr. 46.

Dr. *Wilh. J. Meyer,* Unterbibliothekar, Bern, Schweizer Landesbibliothek.

Fräulein Professor Dr. *Marie Speyer,* Luxemburg, Montereystraße 4.

Carl Weber, Fabrikant, Hannover.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen

WEIMAR, Cranachstr. 38.

I. A.

Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

Pariser Brief.

Im Mai war eines der größten Ereignisse die Uraufführung des lyrischen Dramas „Helena von Sparta" von *Emile Verhaeren,* die im Châtelet-Theater im Zyklus der Pariser Frühjahrsfestspiele stattfand. Es entsprach der ernsten und schönen Dichtung nicht, daß sie mit einem pomphaften Luxus ausgestattet wurde, wie er sich für Werke ziemt, deren innerer Wert gering ist, deren sprachliche Schwächen vergessen gemacht werden sollen. Andrerseits muß zugestanden werden, daß Léon Bakst eine wenn auch nicht stilgerechte so doch farbig sehr schöne Ausstattung geschaffen hat; vor allem das Bühnenbild des zweiten Aktes war von einer farbigen Schönheit wie ein Gemälde van Goghs. Das luxuriöse Programm, das während der Festspiele verteilt wurde, enthielt mehrere Reproduktionen der Bühnenbilder und gibt eine vortreffliche Vorstellung der Kunst des russischen Malers Léon Bakst. Leider waren die Schauspieler dieser Aufführungen nicht fähig, die herbe, männliche Musik Verhaerenscher Verse zur Geltung zu bringen. Die schöne Heldin, Ida Rubinstein, hat kein Talent zu dramatischer Diktion und der Held de Max verdarb die Ausführung durch seinen schauspielerischen Manierismus. Da der Abend alles in allem nicht den Eindruck brachte, daß man der Darstellung einer großen Dichtung beigewohnt hätte, ist es zu begrüßen, daß am Tage darauf die Buchausgabe des Dramas erfolgte, das im Verlage der Nouvelle Revue française erschienen ist. Erst die Lektüre des Werkes erweckte die Bewunderung und Begeisterung, die man im Theater vergebens erwartet hatte. Die Dichtung ist von faustischer Kraft und gibt ein Symbol der Liebe, das mit mächtigem Schwunge in großen Zügen klar und ergreifend gezeichnet worden ist. Wenn jemals wieder eine Bühne nach diesem Werke greift, sollte es in jener strengen Einfachheit dargestellt werden, die ihm eigentümlich ist.

Sonntag, den 9. Juni vereinigen sich die Verehrer *Stéphane Mallarmés* unter Führung solcher, die noch zu seinem Freundeskreis gehörten, wie Léon Dierx, Alfred Valette, Viellé Griffin, um an dem Haus, wo der Dichter zuletzt gewohnt hat (89 rue de Rome) eine Gedächtnistafel zu weihen; *Henri de Régnier* wird die Rede halten. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß es heute, bei dem wachsenden Ruhm des Dichters, leider fast unmöglich geworden ist, sich sein Gesamtwerk zu verschaffen. Die vollständige Ausgabe ist bei Deman in Brüssel erschienen, dem frühern Verleger Verhaerens, ehe dieser beim Mercure de France drucken ließ; in der gleichen wertvollen Ausstattung, die die Versbücher des belgischen Dichters auszeichnet, in einer schönen großen Italique, Buchschmuck und die Titel rot gedruckt. Für diese Ausgabe werden heute hohe Liebhaberpreise bezahlt. Mallarmés Wunsch, seine Werke dem profanum vulgus vorenthalten zu wissen, ist in Erfüllung gegangen; seine Familie verweigert, um dieses Vermächtnis zu respektieren, ihre Beistimmung zu einem allen zugänglichen Neudruck. Dagegen plant Fasquelle, der schon die Prosawerke („Divagations") verlegt hat, mit ihrer Erlaubnis wiederum eine Liebhaberausgabe zu hohem Preis in ganz beschränkter Auflage herzustellen. Eine hübsche Auswahl bietet immerhin die Anthologie aus Mallarmés Werken „Vers et Prose" (bei Perrin).

Im Verlage von E. Sansot & Cie. hat *Alphonse Séché* eine Auswahl von Gedanken aus Romain Rollands Werken zusammengestellt. Die meisten der Sentenzen sind Rollands zehnbändigem Roman „Jean Christophe" entnommen, einige seinen musikalischen Schriften, einige seinen Büchern über Tolstoi und Michelangelo.

Da die Auswahl mit vielem Geschick getroffen und markante Stellen aus dem gewaltigen Ideenwald Rollands notiert sind, kann diese kleine Broschüre aufs nachdrücklichste empfohlen werden; denn sie ist berufen, Rolland neue Anhänger zu erwerben. Besonders wertvoll erscheint es mir, die Deutschen auf diese kleine Propagandaschrift für den reichsten universalen Geist Europas aufmerksam zu machen, da Deutschland das einzige Land der gebildeten Welt ist, in dem Rollands Namen noch keinen lauten Klang hat. Dieser Blütenlese aus Rollandschen Schriften ist um so mehr



bei uns nachhaltige Verbreitung zu wünschen, da für das nächste Jahr der Verlag von Rütten und Loening eine deutsche Ausgabe des „Jean Christophe" vorbereitet, dessen zehn Bände in Frankreich bereits alles in allem in 150000 abgesetzt sind und auch in englischer, spanischer, russischer und italienischer Übersetzung einen großen Leserkreis gefunden haben.

Von *Jean Moréas*, dessen „Iphigénie" kürzlich auf den Brettern der Comédie Française erschien — gleichzeitig mit *Jules Renards* liebenswürdigem „Poil de Carotte", dem allein der Erfolg des Abends zu verdanken war — liegt ein posthumer Kritikband vor: „Reflexions sur quelques poètes" (Mercure de France). Diese Bemerkungen eines Dichters über seine Kollegen (verschiedenster Zeiten) erregen unser Interesse, weil sie den Mann des Metiers reden lassen. Moréas selbst interessierte sich aus dem gleichen Grund für jene Seiten aus Goethes Werken, die sich auf Shakespeare beziehen. Von einem seiner Zeitgenossen sagt Moréas: er sei zwar ein schlechter Poet, aber immerhin verdiene er diesen Ehrentitel. Dieser Ausspruch enthüllt eine Literaturbetrachtungsweise, die auf ganz anderer Grundlage beruht, als die der objektiven, außenstehenden Kritik. Eine verwandte Erscheinung ist uns vielleicht geläufiger: die der Malerästhetik.

Ebenfalls im Verlag des „Mercure" erschien ein interessantes Buch über den Jubilar dieses Monats: „*J. J. Rousseau raconté par les Gazettes de son temps*". Den vergilbten Zeitungsartikeln entsteigt die Wahrheit in neuer Beleuchtung; es ist um so reizvoller, in diese Dokumente Einsicht zu nehmen, als sich eine Natur wie Rousseau der kritischen Darstellung durch ihre Problematik stets in irgendeiner Richtung entzieht. Die Artikel umfassen die Zeit vom 9. Juni 1762 bis 21. Dezember 1790 und wurden gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von P. P. Plan.

Bei Calman-Levy ließ *Jules Lemaitre* seine Vorlesungen über Chateaubriand im Druck erscheinen. Doch Vorlesung, das Wort mit akademischem Klang, entspricht ebensowenig, wie den Konferenzen des letzten Winters diesen Blättern, in denen alle Spontaneität, alle Verve des freien Vortrags wieder lebendig wird. Es ist als hörten wir den vortrefflichen Conférencier, der Lemaitre ist, zum versammelten Faubourg S. Germain sprechen. Lemaitre ist es gelungen, auf sehr geistreiche Art abfällig von Chateaubriand zu reden. Aber er fand auch ein hübsches Wort, ihn zu charakterisieren: Chateaubriand habe „inventé une nouvelle façon d'être triste."

Zum erstenmal übersetzt und eingeleitet von *August Dietrich* erschien bei Alcan Schopenhauers Fragment zur Geschichte der Philosophie. Dieser Verlag brachte kürzlich auch eine Übersetzung von *Euckens* „Sinn und Wert des Lebens".

Aus den Zeitschriften ist hervorzuheben: In der „Revue bleue" Briefe Hektor Berlioz' und der Rachel, Emile Boutroux „l'Essence de la Religion", eine Ansprache Fréderic Passys über seinen Werdegang. Eine Würdigung anläßlich seines 90. Geburtstages widmet Passy in der „Revue" Jean Finot. In der „Grande Revue": Georges Brandes „Emile Verhaeren Dramaturge", hier beginnt Gregor Alexinsky eine umfangreiche Studie über russische Literatur. In der „Phalange" behandelt Camille Pitollet unter den Titel „Le Calvaire de Schopenhauer" die anfänglichen Mühseligkeiten des unabhängigen Denkers um den Verlag seiner Werke. „Le Feu" widmet eine Nummer jungen französischen Malern, die im Maisalon in Marseille mit Rodin und Renoir ausstellen. In „Art et les Artistes" behandelt Rosenthal als Fortsetzung seines längeren Aufsatzes über deutsche Malerei die Schule von Augsburg, Holbein d. J. und die erste Entwicklung der Landschaftsmalerei. Anläßlich der Ausstellung des Porträtisten Ricard erschien hier ein reich illustrierter Aufsatz über diesen Maler des zweiten Kaiserreichs. „L'Art décoratif": Paul Lafond, „la ferronnerie espagnole" mit Abbildung. Pierre Godet (Neuchâtel) spricht über den Schweizer Maler Cuno Amiet. „La Province", eine gute kleine Monatsschrift für Dezentralisation, wie sie sich die Aufgabe vorschreibt, veröffentlicht 19. Mai ein Gedicht von Verhaeren „Allez-vous en . . .", eine hübsche Bücherbesprechung von René Ghil und Prosa von J. H. Rosny, Procope-Leroux und Denis Guillot.

Seit Mitte April fanden im *Hôtel Drouot* bedeutende Bücherauktionen statt, an denen besonders hervorragende illustrierte Werke des XVIII. Jahrhunderts in großer Anzahl zum Verkauf kamen und gute Preise erzielten. Den höchsten Gesamtertrag etwa 160000 Fr. brachte die Versteigerung der Bibliothek *Louis Garnier* vom 15.—23. April. Wir notieren daraus folgende Verkäufe:

176. *Piganiol de la Force*, „Description de la ville de Paris" etc. mit Kupfern und Plänen, Paris 1765 Desprez. 10 Bände 12° Exemplare mit dem Wappen des Grafen Du Barry, 365 Fr. — 222. *F. A. de Montfort*, „Histoire de l'ancienne fondation et confrairie de N.-D.-de Boulogne s. Seine". Paris, Lami 1634 mit Porträten d. Anna von Österreich und Ludwigs XV., Alter Einband mit Wappen d. A. von Österreich, 1540 Fr. — 278. *Brunet*, „Manuel de libraire" etc. Firmin Didot 1860—1880, 9 Bände 8°, 346 Fr.

310. *Bartsch*, „le peintre Graveur, Niederländ. Maler". Wien-Leipzig, 1803—1843 22 Bände, 350 Fr. — 358. „Chronicorum liber per *Hartmannus Schedel*", 1493 Folio mit Holzschnitten, 365 Fr. — 391. *Francisco Goya*, „Caprichos" etc. Madrid, Gegen 1799, 80 Tafeln mit dem Porträt, 1641 Fr. — 434. „Portraits des Grands Hommes, Femmes illustres et Sujets Mémorables de France, gr. et impr. en Couleurs". Paris, Blin, 1786 bis 1791, alter Einband, 1900 Fr. — 476. *Dominique Poirel*, „Le triomphe de son altesse Charles III, duc de Lorraine". Nancy, 1664 (Capé), 1705, Fr. — 483. „L'architecture à la Mode". Paris, N. Langlois. Tafeln von Le Blond, Le Pautre, Du Cerceau, Mariette, Le Notre, Marot, Bosse, Mansart, Boulle etc. 3 Bände, 2305 Fr.

Die Bibliothek *Henri Houssaye* brachte in der gleichen Woche 95610 Fr. Davon einzeln „*La Fontaine*, „fables choisies" 1765, 6 Bände, Kupfer von Fessard, 3550 Fr. — *Molières* Werke 1734 große



Kupfer von Boucher, 2250 Fr. (Auktion Garnier 2100 Fr.) *Ovid*, „les métamorphoses" 1767 Kupfer von Moreau, Boucher, Eisen etc., 1355 Fr. — Quinze histoires *d'Edgar Poë*, Ausgabe der „Amis du Livre" 1897, Bilder von L. Legrand, 2000 Fr. — *Baudelaire*, „Les Fleurs du Mal" 1899, kolorierte Bilder v. Rassenfosse, Ausgabe „des Cent Bibliophiles", Einband von Meunier, 1680. (Versteigerung Garnier dasselbe Werk, 700 Fr.). — „Napoléon homme de guerre, auf Japan", 900 Fr. — *Barbey d'Aurevilly*, „l'enfant ensorcelé" und „un prêtre marié", Original-Ausgaben, 920 und 1620 Fr.

Fast ebensoviel wie Houssaye brachte die Versteigerung *Montgermont*, beendet am 11. Mai mit 94350 Fr. Wir notieren von den hervorragenden illustrierten Werken des XIX. Jahrhunderts, in denen hauptsächlich die hohe Bedeutung dieser Bibliothek bestand: *Balzac*, „Contes drolatiques". Illustriert von Doré, auf China, Einband von Cuzin, 3650 Fr. — *Béranger*, sämtliche Werke, farbige Lithographie von Monnier, 3600 Fr. — *Cervantes*, „Don Quichotte", Vignetten von T. Johannot, 3500 Fr. — *Comte de Chévigné*, 3. Auflage, der „Contes rémois" mit den Zeichnungen von Meissonier auf China, 2500 Fr.

Alphonse de Lamartine, Werke, Einleitung von Nodier. Paris Bocquet 1826. Abbildung von Desenne auf Chinapapier, Einband von Thouvenin, 4005 Fr. — *La Salle*, „Histoire et chronique du Petit Jehan de Saintré", 1830 in gotischen Typen, Abbildung. Eug. Lami, Einband von Bauzonnet, 1000 Fr. — *Las Cases* „Memorial von St. Helena". 1842. Zeiteinband, illustriert von Charlet, 2600 Fr. — *Laurent de l'Ardèche*, „Histoire de l'Empereur Napoléon" illustriert von H. Vernet, Einband von Mercier, 2350 Fr. — *Lesage*, „Histoire de Gil Blas", Vignetten auf Chinapapier von Jean Gignoux, Einband von Mercier, 2370 Fr. — Les mille et un jours, contes orientaux, Bilder von Dévéria, 1200 Fr. — *Molières* Werke, Vignetten von Tony Johannot (1835—36), Einband von Mercier, 2800 Fr. — *Norvins*, „Histoire de Napoléon", Vignetten von Raffet, Ausgabe auf China, Original-Einband in russ. Leder mit dem kaiserlichen Adler, 6020 Fr. — *B. de Saint-Pierre*, „Paul et Virginie" (1828) Unicum auf Velin mit den Originalzeichnungen von Gourbould und den Stichen, 2000 Fr. — „Paul et Virginie", Paris, Curmer, 1838, Zeiteinband, Vignetten von Meissonier, Français, Johannot: 4500 Fr.

Auf einer anonymen Auktion am 22. Mai mit dem Ertrag von 44810 Fr. brachte die Originalausgabe von *Baudelaires* „Fleurs du Mal", in grün Maroquin Einband 270 Fr. (auf der Auktion Garmier in Einband von Noulhac 150 Fr.). Wir notieren ferner: 31. *Margarethe v. Navarra* „les Nouvelles", Vignetten von Duncker und Figurinen von Freudenberger, 1520 Fr. — 54. *Abbé Prévost*, „Histoire de la Manon Lescaut, etc. Niédrée 1845. Kupfer von Coiny, 1665 Fr. — 58. *Ronsards* Werke 1567, 5 Bände, 1910. Fr. — *Swift*, „Voyages de Gulliver" mit Kupfern von Lefebre und Masquelier, 2000 Fr. — 63. *Voltaires* sämtliche Werke in der von Beaumarcheis zur Herausgabe Voltaires eigens gegründeten Druckerei zu Kehl gedruckt, 70 Bände, Kupfer von Moreau, auf feinstem Velin, die, Kupfer vor der Schrift, 8420 Fr.

Von anderen anonymen Auktionen tragen wir nach: „Les Chansons de la Borde", 1773, Kupfer von Moreau, 5500 (Bibl. C. de P. 7. Mai). — „Breviarium Grimmani", Reproduktion Delagrave, 1400 Fr. — *Dorvigny*, „Les battus payent" etc. Komödie 1779 mit kolorierten Kupfern von Huet, 2400 Fr. — Etrennes historiques et galantes des François, Jubert 1782, 32° Titel und 12 Figuren goldgepreßter grüner Maroquinband, 1900 Fr.

Von einer Auktion von Architekturbüchern, *Blondel*, „l'architecture française" chez Ch. A. Jombert 1752—56, 4 Bände, Folio, 500 Tafeln, 2620 Fr. — *Mariette*, „l'architecture française", Paris 1727, 3 Bände Folio, 1500 Fr.

Autographen und Manuskripte. Auf der Auktion *Houssaye Théophile Gautiers* „Niederschrift d. Mlle. Daphné de Boisfleury", 1000 Fr. — *Gerard de Nerval* Original Manuskript der Gedichte, 1680 Fr. — *Lecomte de Lisle*, Phalya Mani, 1110 Fr. — Heiratskontrakt Letelliers, signiert von Louis XVI. Marie-Antoinette und verschiedenen Mitgliedern des Hofes, 510 Fr.

Aus einer Autographenauktion am 23. Mai mit 10894 Fr. Einnahme nennen wir: 17. *Boileau* (Quittung) 275 Fr. — 28. *Pauline Bonaparte*, „Kondolenzbrief an Felix Baciocchi beim Tod seiner Frau", 210 Fr. — 49. 36 Originalzeichnungen aus der Chat noir, 205 Fr. — 98. *Montesquieu*, „Brief a. M. de la Beaumelle" 310 Fr. — 105. *Napoléon*, Brief an Faipoult, Gesandten in Genua, 390 Fr. — 108. *Herzog v. Reichstadt*, Ms. Juni 1825 in ital. Sprache, 500 Fr. — 130. *Rousseau*, „Brief an Deleyre, Sekretär des Grafen Choiseul, Gesandten in Wien. Dat. 10. November 1759 Montmorency, 345 Fr. — 152. *Königin Victoria von England*. „Brief in französischer Sprache an Königin Marie Amélie dat. Buckingham palace 29. I. 1840, 245 Fr.

Paris, Anfang Juni. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Das *British Museum* erhielt kürzlich für seine Handschriftensammlung, eine wertvolle Zuwendung durch den nationalen Kunstfonds, in Gestalt eines *alten illuminierten persischen Manuskripts.* Der Inhalt besteht in mystischer Poesie und Erzählungen, die das Aufgehen der Seele in die Unendlichkeit lehren. Die Illustration besteht zum Teil in vorzüglichen, ganzseitigen Malereien, tanzende Derwische und verschiedene Feste darstellend, zum Teil sind dekorative Elemente in den Text eingefügt.

Die Wichtigkeit des vorliegenden Werkes besteht vor allem darin, daß klassisch-persische Kunst weit früher angesetzt werden muß, als dies bisher im allgemeinen geschah. Die Annahme bestand nämlich, daß die persische Kunst ursprünglich von der chinesischen geleitet worden sei, hier aber in dem in Rede

stehenden, aus dem XIII. Jahrhundert herrührenden Manuskript fehlt jeglicher Einfluß Chinas. Will man überhaupt einen solchen anerkennen, so ist er indohellenistischer Natur. Griechische, nach Indien überführte Kunst, paßte sich daselbst den heimischen Idealen an und wurde eine indisch-buddhistische, die dann durch Verbreitung des Buddhismus weiter nach Asien hineingelangte. Ob die hellenistische Kunst rein nach dem nahen Orient übertragen wurde, erscheint zu mindesten zweifelhaft, da aller Wahrscheinlichkeit die Malerei und Illuminierung von Manuskripten einem Zweige der byzantinisch-ägyptischen Kunst entsprang, die wiederum selbst aus der späteren griechischen Zivilisation herausgewachsen ist. Derartige Handschriften werden zurzeit in England und Amerika auch deshalb so hoch geschätzt und zu erwerben gesucht, weil die Erkenntnis sich Bahn brach, daß diese Art der Miniaturmalerei die einzige Kunstausübung des nahen Ostens verbleibt, in der die eigenartige Persönlichkeit des Künstlers wirklich hervortreten konnte. Aber auch hier geschieht dies in weit geringerem Maßstabe als in Europa, da der orientalische Illuminator oder Kunsthandwerker durch den vorwiegend ornamentalen Zweck der Arbeit gebunden ist. Der Künstler des Ostens, der auf Kosten des Realismus Linie und flachen Ton vor allem im Auge hat, steht in direktem Kontrast mit dem typisch-europäischen Gedanken, daß die darzustellenden Gegenstände als wirklich existierend in Raum und Licht abgebildet werden müßten, und daß ihrer plastischen Modellierung und verschiedenartigen Farbe so viel Realität und Greifbarkeit zu geben sei, wie überhaupt nur möglich. Deswegen ist der Osten dem Westen in allen rein ornamentalen und dekorativen Künsten überlegen, bei denen gemäß der Natur des Materials selbst eine flache Oberfläche eines der ersten Requisite für den Erfolg ist, wie zum Beispiel bei der Teppichweberei, der eingelegten Arbeit, dem niederen Schnitzrelief und ähnlichem.

In der „*Hellenistischen Gesellschaft*" hielt Professor Sir W. M. Ramsay eine für den Druck bestimmte Vorlesung „*Der Altar des Gottes Mên Askaënos in Pisidian Antiochia*". Zu näherer Erklärung muß einleitend bemerkt werden, daß an Ort und Stelle vorgenommene und im Laufe des Sommers fortzusetzende Ausgrabungen, mit ziemlicher Sicherheit den Schluß rechtfertigen, daß die Entdeckung des oben genannten und mehrfach von Strabo erwähnten Altars gelungen sei. Letzterer wird als ein großes Heiligtum bezeichnet, zu dem ein Theater und eine geweihte Quelle gehörten. Strabo beschreibt die Örtlichkeit genau und zitierte ferner an dem Altar angebrachte Widmungsinschriften. Professor Ramsay glaubt durch diesen Altar, die übrigens schon im allgemeinen nicht unbekannte Tatsache nachweisen zu können, daß der Oberpriester des Sanktuariums, angetan mit dem Gewande des Gottes, nicht nur seine Namen führte und letzteren unmittelbar vertrat, sondern mit der Gottheit selbst identifiziert wurde, und infolgedessen eine despotische Gewalt über die Bevölkerung ausübte.

Die „*Gesellschaft für biblische Archäologie*" beschäftigte sich mit der Vorlesung von Schriften Mr. *Rylands* über den „Mithras-Ormudz- und Ahriman-Kultus". Nach seinen Forschungsresultaten will der Genannte „Mithras" als die oberste Gottheit, die unendliche Zeit gesetzt wissen, der Ormudz, der Gott des Lichtes und Ahriman der Beherrscher der Finsternis entstammen.

Licht und Finsternis wurden dann erst später symbolisch als das gute und böse Prinzip gedeutet, aber letzteres bleibt nach schweren Kämpfen, vor allem durch „Nichtwissen" der Besieger und Herrscher der Welt. Ich möchte persönlich hinzufügen, daß der Philosoph Spencer in seinem System der „Entwickelungs-Theorie", die Lösung des Problems vom Dualismus und damit zugleich das Schwinden des „Bösen" in dem wirklichen Erkennen erwartet. Umgekehrt schreibt die Bibel die Vertreibung aus dem Paradiese dem Genuss vom Baume der Erkenntnis: der Unterscheidung von „Gut" und „Böse" zu. Daß in letzter Instanz die Hoffnung auf ein Erkennen des Urgrundes aller Dinge nicht absolut ausgeschlossen erscheint, mag nachstehender Vergleich beweisen, der mit der Frage anhebt: Welche Stufe der Entwickelung war die schwierigere zu erreichen: Von Nichts zu Etwas — vorausgesetzt, daß es das erstere überhaupt gibt und das letztere kein Schein (Phaenomenalismus) ist, alsdann von anorganischen, zu organischer Welt, von dieser zu intellektueller, selbstbewußter Masse, und endlich von letzter nach Überwindung der verschiedenen Stufen des niederen Denkens bis zur wirklichen Erkenntnis?

Die englische Presse erhält aus Japan nachfolgende interessante Mitteilung: „Der buddhistische Mönch Tashibana kehrte von einer zweijährigen Forschungsreise aus Zentral-Asien zurück. . . . Er drang weiter vor als Swen Hedin und fand höchst wichtige buddhistische und Sanskrit-Schriften auf Pflanzenblättern, Pergament und Stein."

In der „*Royal Society of Literature*" gab Mr. *Joseph Offord* eine Übersicht der seit 20 Jahren entdeckten Manuskripte altklassischer Literatur. Mit wenigen Ausnahmen, wie zum Beispiel einer verloren geglaubten Abhandlung des Archimedes, sind die wieder aufgefundenen Handschriften ägyptische Papyri: „Theaterstücke des Menander, die Oden des Bacchylides, Kommentare des Didymus zu den Philippicae des Demosthenes, einzelnes von Pindar, die Apologie des Antiphon und die Gedichte des Callimachus. Die Arbeit des Didymus ist besonders deshalb bemerkenswert, weil er Auszüge aus den verloren gegangenen Werken bedeutender Historiker mitteilt, so über ein Buch des Livius berichtet, über Xenophons Hellenica und Timotheus von Milet die Schlacht von Salamis feiernd.

Ein neues Werk über Goethe wird stets unser Interesse beanspruchen, und wenn das vorliegende Buch „Goethe: The Man and his Charakter. *By Joseph Mc. Cabe* (Nash) 15 Shilling net" auch gerade nicht bisher Unbekanntes aufklärt, so es ist immerhin lesenswert. Der Autor besitzt den Mut klar zu sagen, wie nach seiner Ansicht Goethe das Verhältnis vom Mann



zur Frau verstanden habe, und wie er, der Verfasser über die Auffassungsweise des Altmeisters denkt!

Wenn ich von einem Verstorbenen, dem Redakteur der „Review of Reviews“, *Mr. Stead*, nochmals spreche, so geschieht es um eine Mitteilung der englischen Presse zu erwähnen, nach welcher jener der Erfinder des „Intereviews“ sein soll, eine Behauptung, die ich auf ihre Richtigkeit hin nicht nachzuprüfen im stande bin.

Ferner ging der Tod von *Edwin Bormann* nicht ganz unbemerkt in der hiesigen Presse vorüber, da derselbe hier als der Hauptvertreter Deutschlands für die Aufrechthaltung der „Bacon-Shakespeare-Theorie“ gilt.

Unter den stattgehabten Bücher-Auktionen bei Sotheby nenne ich als hervorragend den Verkauf der Bibliothek von *Lady Ashburton*. Die interessantesten Werke und die dafür gezahlten Preise waren folgende: *Carlyle*, „Geschichte Friedrich des Großen“ 6 Bände, 1758—65, 500 M. — *Audubon*, „Birds of Amerika“, 4 Bände, 1827—38, 10800 M. — *Goethe*, „Hermann und Dorothea“, 1826, Dedikations-Exemplar mit einem autographischen Vers, 840 M. — *Ruskin* „Stones of Venice“, Geschenkexemplar an Carlyle, 800 M. Aus anderen Auktionsverkäufen nenne ich folgende Resultate: *Ireland*, „Life of Napoleon Bonaparte“, 4 Bände, 1823—28, 1000 M. — *Goldsmith* „Vicar of Wakefield“ 1817, 600 M. — *Boccaccio* „Decamerone“ 1757, 5 Bände, 400 M. — *Lafontaine*, „Fables et Nouvelles, 1755—59, 4 Bände, gebunden von Ghenu, 2700 M. — *Louvet* „Les Amours du Chevalier de Faublas“, 1798, 4 Bände, 1320 M. — *Rabelais* „Oeuvres“ 1741, 3 Bände, 1000 M. — Über die im Gange befindliche, hoch bedeutende Versteigerung der wohlbekannten *Bibliothek Huth*, soll im nächsten Briefe ausführlich berichtet werden.

Der deutsche Botschafter, Graf Paul Wolff-Metternich, folgte am 6. Juni als Gast einer Einladung der „*Bibliotheks-Association*“ der City Korporation der Stadt London zu einer Abschiedsfeier in der „Guildhall“. Der Lord Mayor, Sir E. Crosby, Graf Metternich und der erste Sekretär der deutschen Botschaft, Herr von Riepenhausen, hielten von allen Seiten mit Beifall aufgenommene Reden, in denen der Wunsch betont wurde, daß England und Deutschland für immer in Frieden und Freundschaft leben möchten!

London, Anfang Juni. *O. v. Schleinitz.*

Amsterdamer Brief.

Eine interressante Ausstellung ist in den Monaten Juni, Juli und August in den Räumen des Kupferstichkabinetts zu sehen: *Het paard in de prentkunst*. Dieselbe gibt eine Übersicht über die Darstellung des Pferdes in der graphischen Kunst von fünf Jahrhunderten. Wir können hier die Entwicklung verfolgen, die das Pferd in seiner Verwendung und seiner Stellung zum Menschen im Laufe dieser Zeit durchgemacht hat. Auf den älteren Blättern tritt uns das Pferd naturgemäß hauptsächlich als Streitroß entgegen, als der unzertrennliche Begleiter der Kriegerkaste und als Attribut des Adels, der ja zum Teil seinen Standesnamen (Ritter, chevalier) dem Pferde verdankt. In den meisten Fällen ist es da nur als Appendix des Reiters dargestellt; auch auf den beiden *Dürerschen* Blättern, dem großen und dem kleinen Pferd steht der Reitersmann wenigstens neben seinem Tier. *Hans Baldung* und *Hans Sebald Beham* sind hier in der Ausstellung die ersten, die das Pferd allein um seiner selbst willen abbilden. Später bei den holländischen Meistern des XVII. Jahrhunderts erscheint das Pferd dann mehr in seiner Funktion als Zug- und Arbeitstier, und die Holländer sind die ersten, die in ihrer alles umfassenden Naturliebe das Pferd als ein Stück beseelte und dadurch dem Menschen verwandte Natur in die Kunst einführen; sie schildern es als den treuen Freund und Helfer des Menschen. Auf den englischen Schabkunstblättern des XVIII. Jahrhunderts figuriert das Pferd dann mehr als kostbares Prunkstück, um durch seine Rassigkeit und Noblesse seinem vornehmen Besitzer das nötige Relief zu verleihen. War es bei den Holländern oft ein armseliger Klepper, der schwer arbeiten mußte und wenig zu fressen bekam, so daß es oft unser Mitleid weckt, so ist es bei den Engländern ein gut genährtes und gepflegtes, etwas hochmütiges und launisches Roß, wie sein erlauchter Herr. Eine andere Kategorie, die in England jener Zeit aufkommt, ist dann das Rennpferd, für dessen ererbte Tugenden ein auf dem Stiche abgedruckter Stammbaum Gewähr leistet, wie zum Beispiel bei dem Porträt des Rennpferdes Matchem von *Richard Houston*. Die graphischen Blätter des XIX. Jahrhunderts, in der Mehrheit Lithographien, bringen kaum eine neue Note; höchstens als gelehriges Objekt der Kunstreiter entfaltet das Pferd einige neue Seiten seines Wesens, wie das eine Steinzeichnung des Franzosen *Victor Adam* in einer Reihe von Szenen in anschaulicher Weise zur Darstellung bringt. (Les exercices de Franconi).

Natürlich sind nicht alle der ausgestellten Blätter künstlerisch gleich bedeutsam. Manche sind nur von gegenständlichem Interesse, etwa durch die wie alle Kulturäußerungen dem Wandel und der Mode unterworfene Aufzäumung und Frisur des Pferdes. Der gestutzte Schwanz und die beschnittene Mähne, die heute beim Pferde die Regel sind, kommen auf den alten Blättern nicht vor. Wegen der eigenartigen Frisur des Pferdes sei hier ein Stich von *Jacob Sandrart* erwähnt, den Grafen Anton Günther von Oldenburg vorstellend; die lange Mähne ist in fünf dicke Zöpfe geflochten, die in der Mitte durch eine Schleife zusammengebunden sind und von da an wieder als ein langer Schweif fast bis auf den Boden herabhängen. Eine ähnliche Pferdehaartracht finden wir auf dem Stiche von *Willem Jacobsz Delff* „Proceres Nassoviae“, eine Reihe von Oranierprinzen hoch zu Roß mit einer Meute Hunde zur Jagd ausziehend.

Die beiden frühesten Blätter sind von dem sogenannten *Meister des Amsterdamer Kabinetts*, einem deutschen Künstler aus dem letzten Viertel des

XV. Jahrhunderts, der, obwohl noch befangen in gotischer Steifheit, durch die Innigkeit seines Empfindens und eine leise Melancholie wieder ganz modern anmutet. Eins davon, der Heilige Martin mit dem Krüppel, ist ein Unikum, das andere, der türkische Reiter, findet sich auch in andern Sammlungen. Von *Dürer* hat man außer dem schon erwähnten großen Pferd und kleinen Pferd noch Ritter, Tod und Teufel ausgestellt. Von andern frühen deutschen Meistern ist noch *Hans Burgkmair* vertreten, von Holländern jener Zeit *Lucas van Leyden* und *Jacob Cornelisz van Oostzannen*, letzterer mit einer Folge von vier Blättern, auf denen die Könige von Juda, mit David an der Spitze, in einem langen Zuge dargestellt sind; neben zweien auch ausgestellten Blättern des Burgkmairschen Triumphzuges Kaiser Maximilians wirken diese Corneliszschen Holzschnitte durch den kräftigen, sicheren Schnitt körperlicher und malerischer, besonders in einiger Entfernung. Wir haben hier keine korrekte Parade, sondern infolge der Mannigtaltigkeit der Stellungen und Bewegungen der Reiter einen ungezwungenen, lebendigen Aufzug. Auffallend ist die längliche Kopfbildung der Pferde, die überhängende Schnauze findet sich auch auf Blättern von andern Meistern jener Zeit.

In den meisten Fällen sind die Pferde entweder ruhig stehend oder langsam schreitend dargestellt. Nur bei einigen Reiterporträts ist der Moment des Sichaufbäumens gewählt, so bei dem Stiche *Callots*, „Ludwig von Lothringen" und dem von *Pieter de Baillin*, „Albert Graf von Aremberg" nach dem van Dyckschen Gemälde. In ungestümer Bewegung zeigt die Pferde der schon genannte *Hans Baldung*; seine „Bekehrung des Saulus" mit den vor Angst zusammengebrochenen Tieren und seine wilden Pferde zur Brunstzeit, die im Kampf um das Weibchen in tierischer Wut entbrannt, sich ineinander verbissen haben, sind Szenen von großer dramatischer Kraft. Auch *Antonio Tempesta* hat Pferde in ungezügelter Bewegung gut dargestellt; und den Kampf brünstiger Pferde hat auch *Hendrik Goltzius* nach einer Zeichnung von *Stradanus* zum Vorwurf genommen. Die letzteren Pferde gehörten zu dem berühmten Marstall des Don Juan d'Austria, aus dem hier noch mehr Tiere in Stichen von *Adr. Collaert*, *Hendrik Goltzius* und *Hieronimus Wiericx* zu sehen sind. Von eigentlichen Pferdeporträts kann man bei Stradanns noch nicht reden; er beschränkt sich darauf, die Haupttypen abzubilden. Erst der deutsche Stecher des XVIII. Jahrhunderts *Johann Elias Ridinger* stellt ganz bestimmte Pferdeindividuen dar, Tiere von selten vorkommender Färbung oder Musterung, mit genauer Angabe der Herkunft und ihres Besitzers. Künstlerisch sind diese Sachen wertlos, es sind bloße Kuriosa. Ihre eigentliche Blüte erlebt die Pferdeporträtkunst bei den Engländern. Eins der schönsten Schabkunstblätter dieser Art von *Charles Howard Hodges* stellt den Kopf eines Pferdes „The invincable horse" fast in Lebensgröße dar. Die ausgestellten englischen Stiche stehen künstlerisch überhaupt sehr hoch. Ein kleines Meisterwerk ist zum Beispiel der Stich von *William Pether*, „das Pferd in der Schmiede", das durch den Lichteffekt besonders reizvoll ist. Es ist Abend; über dem stehengebliebenen hohen Bogen einer gotischen Kirchenruine, an die die Schmiede angebaut ist, geht gerade der Mond auf, nur ein zartes Dämmerlicht versendend. Die Hauptlichtquelle ist das nicht sichtbare Feuer in der Schmiede, das das Innere derselben mit allen Einzelheiten, wie dem Wandbrett mit Geschirr und den Hufeisen an der abbröckelnden Mauer, und ferner die beiden Knechte aus der dunkeln Umgebung in greifbarer Körperlichkeit hervortreten läßt.

Von den holländischen Stichen des XVII. Jahrhunderts seien besonders erwähnt die vier kleinen Radierungen von *Jan van Aken*, die von liebevoller Beobachtung zeugen, dann die Arbeiten von *Dirk Stoop* und last not least von *Paul Potter*, dessen Blatt mit der alten Mähre ein Meisterwerk seelischer Vertiefung ist; abgemagert, daß man die Rippen zählen kann, und müde den alten Kopf herabhängen lassend, steht sie da und blickt traurig vor sich hin, gleich, als ob sie wüßte, daß ihrer bald dasselbe Los wartet, das ihren neben ihr auf dem Boden liegenden Gefährten schon getroffen hat: als Aas ein Fraß der Hunde zu werden.

Die holländischen Stiche des XIX. Jahrhunderts stehen den Arbeiten ihrer Voreltern aus dem XVII. Jahrhundert viel näher, als zum Beispiel die Gemälde jener Zeit; treffliche Zeichner sind die Holländer immer gewesen. Eine Radierung wie die von *Jac. Cornelius Gaal* zum Beispiel, „Pferde und Füllen auf der Weide" zeigt in der treuen Naturbeobachtung und dem warmen Empfinden die alten holländischen Rasseeigenschaften.

Von andern Künstlern des XIX. Jahrhunderts müssen wir noch die Steinzeichnungen von *Carle Vernet* und *Auguste Raffet* nennen. Der letzte in der langen Reihe von Künstlern des Pferdes ist dann der Holländer *Pieter Dupont*, dessen großes Blatt „Pflügende Pferde" technisch eine hervorragende Leistung ist.

Von Versteigerungen der letzten Zeit ist bemerkenswert die bei Fred. Muller am 21. Mai stattgehabte Auktion von 125 Zeichnungen von *Steinlen* aus der Sammlung Hoogendyk. Steinlen nimmt unter den modernen Illustratoren unstreitig die erste Stellung ein. Ihm gebührt das Verdienst, in dem *„Gil Blas"* eine ganz neue Art des illustrierten Blattes geschaffen zu haben, das nur die ersten Künstler und Schriftsteller zu seinen Mitarbeitern zählte; Maupassant u. Verlaine haben hier manches veröffentlicht. Der „Gil Blas" hat auch in Deutschland vorbildlich gewirkt; Blätter wie der *„Simplizissimus"* und die *„Jugend"* sind ohne ihn undenkbar. Aber diese Zeitschriften schlugen bald andere Bahnen ein; der „Simplizissimus" zum Beispiel entwickelte sich immer mehr zum politischen und sozialen Witzblatt; die Illustrationen machten sich unabhängig von der Erzählung und dienten nur der Satire. Steinlen, der Hauptmitarbeiter der „Gil Blas" spottet nicht, er liebt. Beides hat seine Berechtigung. — Wo heute schon alte Jahrgänge des „Gil Blas" so gesucht sind, darf es nicht verwundern, daß die Originalzeichnungen dafür ein ebenso begehrter Artikel sind. Dennoch hat in vielen Fällen der mechanische Abdruck mit der



Überschrift „Gil Blas" Schönheiten des Tones, die der Zeichnung abgehen. Am teuersten gingen zwei Zeichnungen, die nicht im „Gil Blas" erschienen waren, wahrscheinlich gerade deshalb; Nr. 268, ein Ballfest in einem Vorortlokal (Ball Musette), 210 fl. und Nr. 269, einige Frauen, die von Schutzleuten abgeführt werden (Scène de la rue), 180 fl. Von den im „Gil Blas" vervielfältigten Zeichnungen brachten es zwei auf je 170 fl.: Nr. 263, eine Pariser Boulevardszene mit zwei robusten Wäscherinnen im Vordergrund und einem Leichentransport (Gaité parisienne) und Nr. 235, ein typisches Bild aus dem Pariser Nachtleben: zwei Herren, die auf der Straße mit einem ärmlich gekleideten, hutlosen Mädchen verhandeln, das sich in seinem offenbar neuen Berufe noch wenig wohl zu befinden scheint (Hirondelle de nuit). Den schönen Preis von 160 fl. erzielte das sehr dramatische Blatt „L'aumône d'amour" (Nr. 237): die Mäherin, die ermüdet einen Augenblick in der Arbeit innehält, mit dem hinter ihr im Kornfeld herankriechenden Mann, der sie mit wilden, gierigen Blicken aus weitgeöffneten Augen verschlingt. Auch die übrigen Preise hielten sich in respektabler Höhe: Nr. 192, „Entre frères", der alte Mann auf einer Bank, der sein karges Frühstück mit einem Hunde teilt, 145 fl. Nr. 210, „Permutantes", das kleine Mädchen, das vor einem leeren Theaterraum sein wahrscheinlich sehr wenig kindliches Kouplet probt, während die dicke Direktrice auf dem Klavier begleitet und der Direktor auf einer hinteren Parquetreihe prüfend zuhört, 110 fl. — Nr. 245, „À. Peyrabeilhe", das Liebespaar, das sich in einer Mondscheinnacht auf freiem Felde zärtlich umschlungen hält: 90 fl. — Nr. 226, „La conversion d'Angèle", die Kaffeehausszene mit dem Streit zwischen zwei Kokotten und dem Kreis von Gästen ringsherum, wo jede einzelne Figur von Leben vibriert: 140 fl. — Nr. 254, „Lamento", der Krankenhausbesuch: 75 fl.

Als eine der letzten Nummern der „*Wereldbibliothek*" ist *Kleists „Käthchen von Heilbronn"* in holländischer Übersetzung erschienen. Der Übersetzer ist Nico van Suchtelen, der durch seinen vor einigen Jahren erschienenen, in Tagebuchform geschriebenen Roman „*Quia absurdum*" zu den bekanntesten modernen holländischen Schriftstellern gehört. In diesem Werke, das auch ins Deutsche übersetzt ist, hat van Suchtelen eine feine psychologische Studie eines typischen Dekadenten geliefert, der, ein moderner Werther, an seiner eigenen Überempfindlichkeit, im Bunde natürlich mit einer hoffnungslosen Liebe, zu Grunde geht. Die Stärke dieses Romans liegt in den lyrischen Partien, den Schilderungen der fortwährend wechselnden Stimmungen dieses Dichterjünglings. Die Übersetzung des „Käthchens" ist eine tüchtige Leistung. Es erscheint mir nur recht fraglich, ob dieselbe hier Kleist neue Freunde gewinnen wird und ob van Suchtelen nicht vielleicht besser getan hätte, sein Talent an einem andern Werke Kleists zu versuchen. In „Käthchen" ist zu viel Übernatürliches und zu viel äußerliche Theaterromantik; der ganze Apparat von heimlichem Gericht, von Gottesurteil, von Überfällen und Erscheinungen, die strenge Scheidung der Menschen in gute und böse Charaktere, oder vielmehr in Engel und Teufel, bei Käthchen alles Licht, bei Kunigunde alles Schatten, all das fällt einem modernen Menschen, dessen Sinn für die Wirklichkeit mehr als je entwickelt und geschärft ist, störend auf die Nerven. Noch ferner liegt nun diese Ritterromantik mit deren Übertreibungen dem Holländer; das große Publikum, an das sich diese Ausgabe wendet, wird sich schwer in diese stofflich so fremde Welt hineindenken können; und speziell die holländische Frau, die sich in der Regel durch größere Selbständigkeit und stärkeres Selbstgefühl von ihrer deutschen Schwester unterscheidet, wird sich für diese dienende Liebe, diese fast hündische Unterwürfigkeit unter den geliebten, nein abgöttisch verehrten Mann nicht erwärmen können; und mit der Hauptfigur fällt das ganze Stück; das Beiwerk wird es nicht retten können. Bei einer eventuellen Aufführung — und Verleger wie Übersetzer erhoffen eine solche — wird man es als ein echt deutsches Kuriosum über sich ergehen lassen; und damit ist es aus. Aber warum hat man gerade dieses Kleistsche Werk gewählt? Es ist vielleicht sein deutschestes, aber sicherlich nicht sein mächtigstes und ausgeglichenstes; das bleiben wohl die „Penthesilea" und „Prinz Friedrich von Homburg", die aber wiederum, das eine wegen des pathologischen Stoffes, das andere wegen des national-preußischen Gehaltes für eine Übersetzung ins Holländische weniger in Anmerkung kommen. Aber warum hat man nicht das Stück genommen, das nicht nur in Holland spielt, sondern dem auch holländische Kleinmalerei und holländischer Humor einen holländischen Stempel aufdrücken: den „zerbrochenen Krug"? Da stört nichts Überirdisches, keine Halluzinationen, keine perversen Gelüste, keine Megärenraserei, und auch keine räumliche und zeitliche Ferne. Im Gegenteil, wir befinden uns da in der ganz realen Welt mit ihren Torheiten und Lastern, wie sie Brederode auf die Bühne und Jan Steen auf die Leinwand gebracht haben. Aber es ist sonderbar, die Redaktion der „Wereldbibliothek" hat in der Auswahl der deutschen Theaterliteratur, die sie für ihre Ausgabe hat übersetzen lassen, keine sehr glückliche Hand gehabt. Die Hebbelsche „Maria Magdalena" ist zu abstrakt und konstruiert, um zu packen; und Goethes „Iphigenie" und „Faust" sind das eine zu klassisch, das andere zu philosophisch, um hier beim größeren Publikum Boden zu fassen; und nur für das sind diese Übersetzungen bestimmt; die Gebildeten lesen die Sachen natürlich in der Ursprache. Das scheint auch die Royaards'sche Theatergesellschaft einzusehen, die Aufführungen beider Goetheschen Werke angekündigt hatte, aber wahrscheinlich aus Furcht vor einem finanziellen Mißerfolg bis jetzt immer davon Abstand genommen hat. Man sollte auch meinen, daß Goethes „Egmont" hier mehr Aussichten auf eine günstige Aufnahme haben müßte als „Iphigenie" und „Faust". Aber „Egmont" ist noch nicht in der „Wereldbibliothek" erschienen.

Amsterdam, Anfang Juni. *M. D. Henkel*



New Yorker Brief.

Habent sua fata libelli! Kauft sich da ein amerikanischer Händler ein Unikum von einem *Rubayat* in kostbarstem Gewande mit Perlen und Edelsteinen besetzt und bringt es nach New York; er rechnet ohne die Zollbehörde, die den von ihm in gutem Treu und Glauben angegebenen Ankaufswert nicht annimmt und den doppelten Zoll verlangt. Der Händler verweigert die Annahme, das Exemplar kommt in London zum öffentlichen Verkauf, wird wieder von ihm erstanden und mit diesem Wert dokumentiert tritt es den Rückweg übers Wasser an, um nie sein Ziel zu erreichen. Das Meer hat mit der Titanic auch diesen Schatz verschlungen.

Einer der jüngsten Bücherliebhaber Amerikas dem eine große Zukunft im Büchersammeln bevorstand, da ihm unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung standen, fand ebenso mit der Titanic ein frühzeitiges Grab; *Harry Elkins Widener*, der Sohn des Philadelphier Multimillionärs P. A. B. Widener, des Besitzers einer der schönsten Privat-Gemäldegalerien Amerikas, hat in den wenigen Jahren, während deren er sammeln konnte, eine schöne Privatbibliothek hauptsächlich von englischer Literatur zusammengebracht und sie, wie eben gemeldet wird, seiner Alma Mater, der Universität Harvard, vermacht. Die Sammlung enthält nur Exemplare allerersten Ranges, Erst-Ausgaben von *Shakespeare, Milton, Spencer, Gray, Keats, Shelley, Dickens, Thackeray, Meredith, Stevenson* usw. viele Dedikationsexemplare oder Exemplare mit denen ein besonderes literarhistorisches Interesse verknüpft ist, unter anderem ein unveröffentlichtes Autogramm einer Autobiographie von Robert Louis Stevenson von 22 Seiten — weiter kam er nicht.

Die Einleitung zu dieser Autobiographie mag vielleicht von Interesse sein:

„I have the more interest in beginning these memoirs where and how I do, because I am living absolutely alone in San Francisco, and because from two years of anxiety, and, according to the doctors, a touch of malaria, I may say I am altogether changed into another character. After weeks in this city, I know only a few neighboring streets; I seem to be cured of all my adventurous whims and even of human curiosity: and am content to sit here by the fire and await the course of fortune. Indeed, I know myself no longer; and as I am changed in heart, I hope I have the same chance to look back impartially on all that has come and gone heretofore.

„There is, after all, no truer sort of writing than what is to be found in autobiographies, and certainly none more entertaining. As if any, it is fiction of the higher class which is the quintessence and last word both of veracity and entertainment. A man is perhaps not very sure of his taste in matters that concern him so nearly as the facts of his own career; he is not perhaps in a position to expand or broider: but where can he have so fine an opportunity of condensation? I shall try here to be very dense and only to touch on what concerned me very deeply; for, as I am after all a man, that must be to some degree the concern of mankind."

Von sonstigen Seltenheiten der Sammlung Widener jun. mögen noch erwähnt werden: eine Sammlung unveröffentlichter Skizzen von *Aubrey Beardsley*; ungefähr 150 Zeichnungen von *Rowlandson*; eine große Anzahl *Cruikshanks und William Blakes*.

Erst in neuerer Zeit fing Mr. Widener an, auch amerikanische Literatur im gleichen Maße wie die englische zu sammeln, und hätte er es da sicher auch weit gebracht, wenn der Tod seinem Sammeleifer nicht ein so jähes Ende bereitet hätte.

Vergangenen Winter wurde in New York eine Gesellschaft inkorporiert, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, von jedem lebenden Schriftsteller und Künstler eine kurze Erklärung über seine Lebensaufgabe und ihre Erfüllung zu verlangen, auf unvergänglichem Pergament mit unvergänglicher Tinte geschrieben. Präsident Taft ist Ehrenvorsitzender der Gesellschaft, die sich Modern Historic Records Association nennt, Mr. H. L. Bridgman, der Vorsitzende, und der Gründer Dr. Alexander Konta haben eine große Anzahl Leute, welche im öffentlichen Leben Amerikas eine Rolle spielen, wie Admiral Peary, General Grant und andere mehr für die Sache zu interessieren verstanden. Es ist beabsichtigt, die Handschriften in der New Yorker öffentlichen Bibliothek aufzubewahren, bis die Gesellschaft ein eigenes Gebäude errichten kann; sie sollen dem Original getreu reproduziert und veröffentlicht werden. Ferner soll der Kinematograph und Phonograph verwendet werden, um Dokumente der jetzigen Zeit der Nachwelt zu übermitteln. Von den ersten eingelaufenen Beiträgen, welche schon in der Presse veröffentlicht wurden, sind die von G. Bernard Shaw, Carnegie, A. Pinero, Admiral Dewey von Interesse.

Von neuen Veröffentlichungen während der letzten Wochen mögen die folgenden erwähnt werden:

Edward Gordon Craig (der Herausgeber von „The Mask", einer in Florenz erscheinenden Zeitung, die sich zur Aufgabe gestellt hat, auf dem Gebiet des Theaterwesens vorbildlich zu wirken ohne Rücksicht auf Tradition oder Konvention), „On the art of the Theatre" (Browne, Chicago) eine interessante Abhandlung; *William Archer*, „Play-Making", a manual of craftsmanship (Small Magnard & Co. Boston), *Henry P. Bowie*, „On the laws of Japanese painting" (Paul Elder & Co., San Francisco); *Robert Swain Peabody*, „An architects sketch book", eine außergewöhnlich gut ausgestattete Sammlung Essays mit künstlerischen Reproduktionen architektonisch interessanter Plätze hauptsächlich in England, Frankreich und Italien (Houghton Mifflin & Co.), ferner aus demselben Verlag in den „Riverside Preß" Veröffentlichungen eine von *E. R. Musgrove* herausgegebene Anthologie von Gedichten über die White Hills unter dem Titel „The White Hills in Poetry", welche die besten Natur-Gedichte der Dichter der Neu-England-Staaten enthält, unter anderem Whittier, Longfellow und Emerson.



Für den Forscher über das moderne Amerika ist *E. Alsworth Ross*, „Changing America. Studies in contemporary America" (The Century Co.) von Wert, insbesondere für das Verständnis der Verhältnisse im mittleren Westen, denen der größere Teil des Buches gewidmet ist.

Die Merrymount Press in Boston teilt die für das Jahr 1912 beabsichtigten Bände der von *Lewis Einstein* herausgegebenen „Humanists' Library" mit, die nur in der Höhe der vor Veröffentlichung subskribierten Exemplare hergestellt werden: *Hubert Languet and Sir Philip Sidney* Correspondence, edited by William Aspenwall Bradley; *Albrecht Dürer*, Journeys to Venice and to the Low Countries, edited by Roger Fry; *Pico della Mirandola*, „A Platonick Discourse upon Love, translated by Th. Stanley and edited by E. G. Gardner" und *Giovanni della Casa*, „The Galateo — of manners and behaviour, edited by J. E. Spingarn. Die Bände sind Kabinettsstücke der Buchdruckkunst und dürften auch fremde Bibliophilen interessieren.

„The Bookman" bringt in seiner Juni-Nummer einige Abbildungen aus dem Buchtrödlerviertel auf der unteren Ostseite von New York, das für die Bewohner, polnische und russische Juden, bei ihrem Bildungseifer eine große Rolle spielt, ferner einen Beitrag von *Clayton Hamilton* über Strindberg in Amerika; „Book News Monthly", (June): Recollections of American Authors — William Gilmore Simms 1805—1870, der Fenimore Cooper of the South. „Bibelot", (June): Casanova at Dux, an unpublished chapter of history, by *Arthur Symons*.

New York, Anfang Juni 1912. *Ernst Eisele.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen. Allgemeines.

D'Ancona, P., Il Liber celestium revelationum Sanctae Brigidae, illustrato da un miniatore senese della prima metà del sec. XV. *Bibliofilia*. 14. 1912/13. S. 1—5, 2 Taf.

Andrès, A., La biblia visigoda de San Pedro de Cardeña. *Boletin de la Real Academia de la Historia*. 60. 1912. S. 101—146 mit 1 Abbild.

Danzel, W., Die Anfänge der Schrift. *Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte*. 21. 1912. 219 S., 40 Taf.

Esposito, M., Hiberno-latin manuscripts in the libraries of Switzerland, P. 2. Zürich (Stadtbibliothek) and Bern. *Proceedings of the R. Irish Academy*. Sect. C. 30. 1912. 14 S.

Lindsay, W. M., Breton Scriptoria; their Latin Abbreviation-symbols. *Zentralblatt für Bibliothekswesen*. 29. 1912. S. 264—272.

Bibliophilie. Exlibris.

Fleury, B., Un moine bibliophile am XVme siècle. Le P. Jean Joly, cordelier de Fribourg. *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte*. 6. 1912. S. 27—33.

Bibliothekswesen.

Urgent library reforms II. The Library Association. *Library World*. 14. 1911/12. S. 337—340.

Beaulieux, Ch., Un Fragment de l'histoire de la Bibliothèque du Collège d' Autun à Paris. Article 1. *Revue des bibliothèques*. 22. 1912. S. 62—103.

Bostwick, A. E., Service systems in libraries. *Library Journal*. 37. 1912. S. 299—304.

Braun, J., Katalogisierung des Bücherbestandes der Volksbibliothek. II. *Bücherwelt*. 9. 1911/1912. Nr. 9—10.

Bulloch, J. M., An ideal for the university library. *Aberdeen University Library Bulletin*. Vol. 1. Nr. 3. April 1912. S. 249—256.

Carson, J. M., The childrens share in a public library. *Library Journal*. 37. 1912. S. 251—257.

Dangibeaud, Ch., Les premières années de la Bibliothèque municipale de Saintes. *Revue de Saintonge et d'Aunis*. 32. 1912. S. 148—162.

Über die Entwicklung einer auf katholischer Grundlage in Trier errichteten öffentlichen Bücherei. *Bücherwelt*. 9. 1911/12. S. 189—191.

Fabietti, E., La classificazione razionale dei libri. *Coltura popolare*. 2. 1912. S. 460—464.

Giles, P., William Lawrence Taylor. *Aberdeen University Library Bulletin*. Vol. 1. Nr. 3. April 1912. S. 263—266 mit 1 Porträt.

Greenman, E. D., State aid for public school libraries. *Library Journal*. 37. 1912. S. 310—316.

Hortzschansky, A., Die 13. Bibliothekarversammlung in München am 30. und 31. Mai. Zugleich 1. Versammlung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare. Bericht über den äußeren Verlauf. *Zentralblatt für Bibliothekswesen*. 29. 1912. S. 260—264.

Hortzschansky, A., Die preußische Diplomprüfung, die Volksbibliotheken und die wissenschaftlichen Bibliotheken. *Zentralblatt für Bibliothekswesen*. 29. 1912. S. 193—201.



Hulme, E. W., Principles of book classification. Chapter 6. The classification of science and technology.
Library Association Record. 14. 1912. S. 216—221.

Jones, G. M., Soule, C. C., Blackall, C. H., Salem Public Library.
Library Journal. 37. 1912. S. 322—325 mit 4 Abbildungen.

Kaisig, Der Verband oberschlesischer Volksbüchereien.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 73—81.

Lemaitre, H., Le fonctionnement du Copyright Office à Washington.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 1—19.

Leupp, H. L., The University of California Library.
Library Journal, 37. 1912. S. 259—262 mit 1 Plan und 1 Abbild.

Leyh, G., Das Dogma von der systematischen Aufstellung I.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 241—259.

List, F., Das Recht der Bibliothek auf Freiexemplare (Straßburg i. E. betr.).
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 211—218.

Marcel, H., Rapport adressé au ministre de l'Instruction publique et des Beaux-Arts sur les services de la Bibliothèque nationale pendant l'annèe 1911.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 120—132.

Merrill, W. St., A code for classifiers. Its scope and its problems.
Library Journal. 37. 1912. S. 245—251. 304—310.

Paalzow, H., Die Abteilung der Bibliothekarinnen auf der Berliner Frauenausstellung.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 91—93.

Poelchau, K., Der sozial-pädagogische Zug im Volksbücherwesen.
Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt. 21. 1912. Nr. 19 u. 20.

Putnam, H., The quick in the „dead". (Veralten der Literatur betr.)
Library Journal. 37. 1912. S. 235—245.

Salaris, R., Gli incunaboli della Biblioteca comunale di Piacenza.
Bibliofilia. 14. 1912/12. S. 20—26. (Wird fortges.)

Troiani, F., La riorganizzazione delle sale di lettura per ragazzi nelle biblioteche popolari di America.
Coltura popolare. 2. 1912. S. 456—459.

Vértesy, E., Die Bibliothek der Gesellschaft der Theaterfreunde zu Szomolnok im Ungarischen Nationalmuseum T. 1. 2.
Magyar Könyvszemle. N. S. 20. 1912. S. 9—18. 134—152.

Weißbrodt, E., Die Lemgoer Kirchenbibliotheken.
Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte. 9. 1911. S. 184—208f.

Windsor, P. L., University of Texas Library. (Zu Austin.)
Library Journal. 37. 1912. S. 325—327 mit 2 Abbild.

Witte, H., Eine Aufgabe der Deutschen Nationalbücherei zu Gotha.
Deutsche Erde. 11. 1912. H. 2. S. II—IV.

Buchdruck und -Gewerbe.

Benziger, C., Frühdrucke des 15. Jahrhunderts in der Berner Stadtbibliothek.
Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde. 8. 1912. S. 64—77 mit 3 Abbild.

Bockmühl, P., Wo ist die erste Ausgabe des Werkes von Johannes Anastasius Veluanus: „Der Leeker Wechwyser" im Jahre 1554 zuerst gedruckt? Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des Niederrheins und der Weseler Drucke aus dem 16. Jahrhundert.
Theologische Arbeiten aus dem Rheinischen Wissenschaftlichen Predigerverein. N. F. 13. 1912. S. 110—128 mit 8 Abbild.

Bonnet, E., Un livre peu connu de J.—C. Schaeffer sur l'emploi de divers végétaux pour la fabrication du papier (1767—1771).
Bulletin de la Société syndicale des pharmaciens de la Cote-d'Or. 1911. 4 S.

Claußen, B., Niederdeutsche Drucke im 16. Jahrhundert.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 201—209.

Cornu, P., Les reliures du Musée des Arts décoratifs.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 56—61 mit 2 Taf.

Gagyi, E., Contributions à l'histoire de la seconde imprimerie de la Moldavie.
Magyar Könyvszemle. N. S. 20. 1912. S. 59—64.

Gulyàs, P., Les „republiques" des Elzevier et les publications analogues dans le Musée Nat. Hongrois. P. 1.
Magyar Könyvszemle. N. S. 20. 1912. S. 110—134 mit 13 Abbild.

Martell, P.. Zur Geschichte der Frankfurter Buchbinderzunft.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 52—53.

Melich, J., Alte ungarische Drucke aus dem Jahre 1527.
Magyar Könyvszemle. N. S. 20. 1912. S. 97—109 mit 5 Abbild.

Rosenthal, E., Die Erstausgabe von Apulejus' „goldenem Esel", gedruckt durch Ludwig Hohenwang.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 273—278.

Schinnerer, J., Einige Bucheinbände des 18. Jahrhunderts aus der Sammlung Becher.
Archiv f. Buchgewerbe. 49. 1912. S. 57—59 mit 4 Abbild.

Schinnerer, J., Alte Darstellungen von Papiermühlen.
Archiv f. Buchgewerbe. 49. 1912 S. 90—91 mit 1 Abbild.



Spitzenpfeil, L. R., Die Grundformen neuzeitlicher Druckschriften.
Archiv f. Buchgewerbe. 49. 1912. S. 139—147 mit 27 Abbild.

Unger, A. W., Die Buchdruckerei während der letzten fünfundzwanzig Jahre. I.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 133—138.

Westheim, P., Die Buchgewerbeklasse der Hamburger Kunstgewerbeschule.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 130—133 mit 7 Abbild.

Wolff, H., Die Baseler Buchornamentik.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 97—104 mit 21 Abbild.

Wolff, H., Die Ulmer Buchornamentik.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 38—41 mit 10 Abbild.

Buchhandel.

The twelfth annual Convention of the American Booksellers Association.
Publishers' Weekly. 81. 1912. S. 1600—1671 mit 1 Abbild. und 1 Taf.

Hölscher, G., Das Rezensionsexemplar von der anderen Seite.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 6621–6623.

Jentzsch, R., Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung.
Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. 22. 1912. XI, 404 S., 3 Tabellen.

Scholz, W., Aus bestaubten Winkeln. (Völckers Antiquariat in Frankfurt a. M.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 6465—67.

Seippel, H., Der Bücherautomat.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 6704—6706.

Waldmann, E., Buchhändlerische Reiseeindrücke in Rußland.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 6766—6768. 6813–6815.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Ebner, A., Bücherschutz in bezug auf Titel, Ausstattung und Einrichtung,
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 6863—6865. 6912—6914.

Hirth, F., Johann Peter Lyser. Der Dichter, Maler, Musiker.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 21 und 22 vom 20. und 27. Mai.

Danemark. Loi concernant le droit d'auteur sur les oeuvres de littérature et d'art. (Du 1er avril 1912).
Droit d'auteur. 25. 1912. S. 73–81.

Mori, G., Die Entwicklung des Zeitungswesens in Frankfurt a. M. I.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 147—151.

Sevensma, T. P., Jets over l'Observateur hollandois. (Angeblich Leiden, in der Tat Berlin, 1744.)
Het Boek. 1. 1912. S. 171—176.

Bibliographie.

Tedder, H. R., The projected bibliography of national history.
Library Association Record. 14. 1912. S. 209—215.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Gottron, A., Goethes Faust und Dantes Commedia. Eine Untersuchung.
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 149. 1912. H. 12. S. 881—900.

Klemperer, V., Grenzenlose Frauendichtung.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 22 vom 27. Mai.

Kosch, W., Das deutsche Drama im Zeitalter der Romantik.
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 149. 1912. S. 721—743.

Zur neuen schweizerischen Lyrik. (Von M. H.)
Über den Wassern. 5. 1912. S. 398—404.

Einzelne Schriftsteller.

Anzengruber: Wieser S., Ludwig Anzengruber.
Bücherwelt. 9. 1911/12. Nr. 8—10.

Arndt: Steffens, W., Neues von E. W. Arndt.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 23 vom 9. Juni.

Beecher-Stowe: Frey, E., Harriet Beecher-Stowe. (Geb. 12. Juni 1812.)
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 23 vom 9. Juni.

Brentano: Steinle, A. M. von, Clemens Brentano. Das Märchen vom „Fanferlieschen" in seiner ursprünglichen Fassung.
Der Gral. 1912. Juni. S. 534—552.

Chateaubriand: Duparchy-Jeannez, M., Chateaubriand d'après son écriture.
L'Amateur d'autographes. 45. 1912. S. 181—184 mit 1 Taf.

Collins: Compton-Rickett, A., Wilkie Collins.
Bookman. 1912. Juni. S. 107—114 mit 26 Abbild. und 1 Taf.

Däubler: Schlaf, J., Theodor Däubler.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 25 vom 17. Juni.

Dehmel: Meschendörfer, A., Moderne Geister IX. Richard Dehmel.
Die Karpathen. 5. 1912. S. 523—529.

Dingelstedt: Francke, O., Ungedruckte Dokumente zu Franz Dingelstedts Leben.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 22 vom 2. Juni.

Droste: Gotthard, J., Neues über Annette von Droste und ihren Freundeskreis. Mit ungedrucktem Material. 8. Annettes Beziehungen zu Heinrich Straube. (Forts.)
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912. S. 259—262. (Wird fortges.)



Federer: Antz, J., Vom prosaepischen Stil im allgemeinen und den Anfängen Heinrich Federers im besonderen. Eine Einführung.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 172—182.

Fielding: Schulz-Labischin, G., Henry Fielding, der Erfinder des komischen Familienromans.
Bühne und Welt. 14. 1912. Nr. 17. S. 194—198.

Fontane: Schneider, H., Theodor Fontanes Briefe.
Grenzboten. 1912. Nr. 15. S. 83—89.

Foscolo: Levi, E., Un ritratto di Ugo Foscolo sconosciuto in Italia.
Bibliofilia. 14. 1912/13. S. 6—11 mit 1 Portr. u. 1 Faksim.

Goethe: Arnold. P. J., Goethes Novellenbegriff.
Literarisches Echo. 1912. H. 18. Sp. 1251—1254.

—: Kurrelmeyer, W., Zu den Doppeldrucken von Goethes Werken 1806—1808.
Modern Language Notes. 1912. Juni.

—: Ludwig, A., Goethe und Ilmenau.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 21 vom 26. Mai.

—: Thalhofer, F. X., Goethe als Pädagog. (Forts.)
Pharus. 3. 1912. Juni. S. 506—518.

Gogol: Leger, L., Gogol en Suisse.
Bibliothèque universelle et revue suisse. 67. 1912. S. 331—335.

Gottsched: Vulliod, A., La femme docteur. Mme. Gottsched et son modèle français. Bougeant ou jansénisme et piétisme.
Annales de l'Université de Lyon. N. S. 2, 23. 323 S.

Hauptmann: Guilbeaux, H., Gerhart Hauptmann.
Nouvelle Revue. 1912. Mai 15. S. 249—259.

Heemstede: Junker, H., Leo Tepe van Heemstede. Zu seinem 70. Geburtstage (24. Juli 1912.)
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 164—172.

Keller: Dünnebier, H., Zu den „Mißbrauchten Liebesbriefen" Gottfried Kellers.
Literarisches Echo. 1912. H. 19. Sp. 1341—1345.

Kleist: Meyer-Benfey, H., Sind bei Kleists „Käthchen von Heilbronn" verschiedene Pläne anzunehmen?
Bühne und Welt. 14. 1912. Nr. 17. S. 188—193.

Lessing: Petsch, Die Kunst der Charakteristik in Lessings „Minna von Barnhelm".
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 289—305.

—: Rosenthal, G., Lessing und die niederländische Malerei.
Jahrbücher für das klassische Altertum. 29. 1912. S. 285—311.

Louvet: Poppenberg, F., Die Ahnen des Rosenkavaliers. (Louvet, Chevalier Faublas.)
Literarisches Echo. 1912. H. 18. Sp. 1254—1259.

Mörike: Maync, H., Eduard Mörikes Peregrina.
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 1912. S. 965—994.

Münchhausen: Spiero, H., Börries, Freiherr von Münchhausen.
Literarisches Echo. 1912. H. 18. Sp. 1259—1265 m. 1 Portr.

Nestroy: Klinenberger, L., Johann Nestroy. Ein Gedenkblatt zum fünfzigsten Todestage.
Bühne und Welt. 14. 1912. Nr. 17. S. 184—187.

Novalis: Minor, J., „Der gefundene Schatz" von Novalis.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 1912. Mai. S. 259—267.

Raabe: Everth, E., Wilhelm Raabe. (Forts.)
Xenien. 5. 1912. S. 282—290. (Wird fortges.)

Ronsard: Vaganay, H., Pour l'édition critique des odes de Ronsard.
Revue des bibliothèques. 22. 1912. S. 20—55.

Roquette: Petzet, S., Otto Roquette.
Blätter f. Volksbibl. u. Lesehallen. 13. 1912. S. 98—91.

Rousseau: Cahen, L., Rousseau et la révolution française.
Revue de Paris. 1912. Nr. 12. S. 745—766.

—: Gleichen-Rußwurm, A. v., Jean Jacques Rousseau. Ein Wort zu seinem 200. Geburtstag.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 25 vom 23. Juni.

—: Hervier, M., Les confessions de Jean Jacques Rousseau: leur genèse.
Revue du Midi. 1912. Nr. 6. S. 354—362.

Schlegel: Muckermann, F., Friedrich von Schlegel. V. Friedrich von Schlegel und die romantische Schule in Jena.
Der Gral. 1912. S. 522—531. (Forts. folgt.)

Schmidt: Walzel, O., Der Charakteristiker Erich Schmidt.
Literarisches Echo. 1912. H. 19. Sp. 1332—1336.

Schnitzler: Weilen, A. von, Arthur Schnitzler. (Zum fünfzigsten Geburtstage.)
Österreichische Rundschau. Bd. 31. 1912. H. 4. S. 294—300.

Seidel: Elster, H. M., Erinnerungen an Heinrich Seidel.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 142 und 143 vom 19. und 20. Juli.

Strindberg: Albert, H.. Auguste Strindberg.
Mercure de France. 1912. Juni. 1. S. 476—484.

—: Bab, J., Strindbergs Dramaturgie.
Literarisches Echo. 1912. H. 19. Sp. 1336—1341.

—: Böök, F., Auguste Strindberg.
Revue Bleue. 1912. Juni. 1. S. 689—692.

—: Kienzl, H., Der sterbende Strindberg.
Der Türmer. 1912. Juni. S. 390—394.

—: Nexö, M. A., August Strindberg.
März. 1912. Mai. 25. S. 281—287.

—: Rath, W., Strindberg.
Kunstwart. 1912. H. 18. S. 348—358.

—: Samuel, H. B., August Strindberg.
Fortnightly Review. 1912. Juni. S. 1117—1131.



Strindberg: Stümcke, H., August Strindberg †.
Bühne und Welt. 14. 1912. Nr. 17. S. 177—179 mit 1 Portr.
—: Wien, A., August Strindberg als Dramaturg.
Bühne und Welt. 14. 1912.. Nr. 16. S. 138—143.
—: Wien, August Strindberg.
Westermanns Monatshefte. 1912. Juli. S. 751—760 m. 1 Portr.

Verhaeren: Meyer, R. M., Emile Verhaeren.
Velhagen und Klasings Monatshefte. 1912. Juni. S. 272—275.

Widmann: Beetschen, A., Aus Briefen J. V. Widmanns.
Westermanns Monatshefte. 1912. Juni. S. 503—506 mit 1 Port.

Von den Auktionen.

Auktion der Bibliothek Stroehlin. Der „Frankfurter Zeitung" wird geschrieben: Bibliophile und Bibliomane zugleich, hatte der jetzt verstorbene Professor der Religionsgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. Ernst Stroehlin, in seinem Genfer Heim im Laufe der Jahre eine Bibliothek aufgestapelt, die reich an Schätzen aus der modernen Literatur wie an Werken aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert und an Handschriften des XIII. bis XV. Jahrhunderts war. Die Kostbarkeit seiner Sammlung bestand jedoch nicht bloß in der Seltenheit der Werke (zum Beispiel umfaßte die moderne französische und allgemeine Literatur eine Reihe längst vergriffener Luxus- und Originalausgaben), sondern auch darin, daß Stroehlin jedes Buch, mochte es selten oder weniger bedeutend sein, mit den luxuriösesten Einbänden versehen ließ, für die ihm kein Preis zu hoch war. Die abwechslungsreiche Schönheit, die geschmackvolle Ausführung der Einbände, die der jetzt ebenfalls verstorbene Genfer Buchbinder Hans Asper mit großer Kunstfertigkeit hergestellt hatte, läßt sich nicht beschreiben. Als der erste Teil der „Bibliothek Stroehlin" vor zwei Jahren in Genf öffentlich versteigert wurde, erregten einzelne Einbände allgemeine Bewunderung, und die Werke wanderten von Hand zu Hand, von den Bibliophilen mit liebevollen Blicken betrachtet. Die hohen Preise, welche damals für die Bücher gezahlt wurden, sind allerdings für ihren Wert nicht maßgebend, da ein Teil der Bibliothek von den Erben zu jedem Preise zurückgekauft wurde, man also auf diese Weise eine künstliche Preissteigerung erzielte. — Die bedeutendere zweite und dritte Abteilung der Bibliothek gelangte kürzlich in Paris zur Versteigerung. Der Auktion wohnte eine große Zahl von Liebhabern, Bibliothekaren und Buchhändlern bei. Diese zweite und dritte Abteilung umfaßte kostbare Manuskripte aus dem XIII. bis XV. Jahrhundert, seltene Originalausgaben, illustrierte Werke, Stammbücher, Werke aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert und andere mehr. Den Grundstock dieser Bibliothek bildete neben Werken und Handschriften, die Stroehlin von Henri Bordier, seinem Schwiegervater, erhalten hatte, vor allem die Sammlung, welche er en bloc von dem bekannten Bibliophilen Adolphe Gaiffe erworben hatte. Diese Sammlung, das sogenannte „Cabinet Gaiffe", ist hauptsächlich reich an Schriften der französischen Reformatoren, sowie an historischen und satirischen Broschüren des XVI. Jahrhunderts. Auch diese Werke sind in prachtvolle, antike und moderne Einbände gebunden, die aus den Werkstätten von Trautz-Bauzonnet, Duru, Thibaron, Cuzin hervorgegangen sind. Der reich illustrierte Katalog des zweiten und dritten Teils umfaßt etwa 2800 Nummern mit 150 für den Bibliographen äußerst wichtigen erläuternden Noten, die aus der Feder des früheren Direktors der Genfer Stadt- und Universitätsbibliothek, des bekannten Rousseau-Forschers Theophile Dufour, stammen, der zugleich einer der besten Kenner der Schriften ist, welche auf die Reformation in den französischen Ländern Bezug haben. Unter diesen Werken befinden sich sogenannte „Genfer Raritäten" ersten Ranges aus den Offizinen Genfer Drucker wie Wigand Koeln, Jean Belot, Michel du Bois, Jean Crespin, Jacques Chouët, Samuel de Tournes und andere. Es lag im Interesse der Genfer Bibliothek, diese Seltenheiten dem Lande zu sichern, und dank einem Fonds von 20000 Franken, der durch freiwillige Subskription zustande gekommen, und einer Subvention des Bundesrates im Betrage von 15000 Franken konnten die meisten davon für die Bibliothek angekauft werden. Im übrigen wurden auf der Auktion unter anderen folgende Preise erzielt: für mehrere Werke von Calvin, darunter das einzig bekannte Exemplar der „Confessions de la foy" (1537) 1600 Fr., für die französische Übersetzung von Luthers kleinem Katechismus 500 Fr., Calvins „Institution chrétienne" (aus dem Jahre 1541) 2100, Dürers „Leben der Jungfrau", eine Folge von 19 Holzschnitten, 1150, seine „Passio Christi" (36 Holzschnitte, datiert 1510) 3650, der „Heptameron" der Prinzessin Margarete von Valois 1650 Fr. Hohe Summen brachten auch wegen ihrer kostbaren alten Einbände: eine lateinische in Lyon 1542|43 gedruckte Bibel (3600 Fr.), ein Psalter (Genf 1581) 1505 Fr., die dritte Ausgabe von Calvins „Institutions chrétiennes" in prachtvollem Einband aus dem XVI. Jahrhundert 1905 Fr. Die Totaleinnahme für die zweite Abteilung der Bibliothek Stroehlin erreichte etwas über 150000 Franken: bescheidenere Preise wurden bei der Versteigerung der dritten Abteilung bezahlt.



Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus, herausgegeben von Ludwig Geiger. Verlag Rob. Lutz, Stuttgart 1912. Preis broschiert 6 M., gebunden 7 M.

Eines der interessantesten Tagebücher, wenngleich aus der geistigen Froschperspektive einer Bedientenseele geschrieben. Der Zeremonienmeister der päpstlichen Kurie Alexander Borgias ist trotz plastischen Einfügungsvermögens in die wildkrasse Renaissancesphäre eine Rokokofigur, zu der Puderperücke, Parfüm und geblümte oder flohfarbene — Flohbauch oder Floh im Milchfieber nannte man gern das amoureuse-dekadente Violettbraun! — Schößenröcke à la Louis XVI. gehören. Um so toller der Anblick, dieses Menuettmännchen sich in dem grotesken Wirbel des Borgiahofes gebaren zu sehen. Übrigens wirken die scheußlichen Verbrechen wider Sitte und Natur, die wüsten Orgien und Gewalttaten, die damals das tägliche Programm der vatikanischen Geselligkeit bildeten, lapidar notiert in einem Atem mit Empfängen, Aufzügen, kirchlichen Festen, Hochzeiten, Trinkgeldern, Zeremoniellfragen zweifellos origineller, als mit dem Anhang moralischer Kommentare späterer Auffassung. Herr Burcardus ist scheinbar ein unparteiischer Schwätzer, der sich mit weitläufiger Ausführlichkeit am liebsten in Zeremoniellschilderungen ergeht. Die Innehaltung der Rangordnung der Kardinäle, Legaten, Gesandten bei offiziellen Empfängen, die Wahl der vorgeschriebenen Kostüme, Gesänge, Gebete, tausend Dinge, die niemand beachtet, wenn sie sich in voller Ordnung vollziehen, bildeten seine Lebensaufgabe, der er sich mit völligster Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit widmete. Man sieht ihn gleichsam vor sich, wie er bei allen offiziellen Angelegenheiten atemlos hin- und hereilt, wie er in grenzenlose Aufregung gerät, wenn in einer engen Gasse zwei gleichrangige Würdenträger statt neben-, hintereinander reiten, oder wenn, wie bei der Krönung Alfons II. von Neapel, der König während des Credo statt zu stehen sitzt, oder wenn der Gesandte X. rechts von dem Gesandten Y. geht statt links, und dergleichen mehr. Nicht verschweigen kann er auch seine Entrüstung, wenn ihm durch die Habgier der übrigen Beamten sein Anteil an Geschenken, Gewändern, Maultieren, Kerzen entgeht. Zwischen diesen Nachrichten schlängeln sich die politischen Beobachtungen, soweit sie sich dem Vielbeschäftigten boten, durch, interessante Details der Affäre mit dem Prinzen Dschem, der französischen Beziehungen und besonders des Briefwechsels mit Savonarola. Zwischendurch auch gehen, wie oben gesagt, lakonische Berichte der täglichen Skandalvorfälle, Vergiftungen, Erdrosselungen, Erträнkungen, Der Tiber trägt beständig Leichen. Auch von Schlachtfesten der Justiz wimmelt es. Einmal baumeln 18 Gehenkte zugleich auf der Engelsbrücke. Da die Galgen umstürzen, werden sie eilig wieder aufgerichtet, damit die vom Vatikan kommenden Kardinäle nicht um ihr Schauspiel kommen. Die Schamlosigkeit der öffentlichen Strafen übersteigt jene der geheimen Verbrechen. Sie wird nur noch von den Orgien im Vatikan übertroffen. Burcardus erzählt alles im gleichmütigsten Tone. Nur im letzten Kapitel über Alexander sinkt seine Schilderung auf den Gefrierpunkt. Mit dem sterbenden Papst will er nichts mehr zu tun haben. Sicherlich überlegte er vor der Leiche, wie er sich am schnellsten dem nächsten Papst gefällig erwiese . . . . . M. E.

Catalogus van boeken in Noord-Nederland verschenen van den vroegsten tyd tot op heden. VIII. Kunst. 'sGravenhage 1911. 4°. Preis 2,25 fl.

Auf das Gesamtwerk ist schon im Aprilheft dieser Zeitschrift hingewiesen worden; ich möchte mir hier nur einige Bemerkungen über eine Unterabteilung des Werkes erlauben, die wie jeder Unterteil einzeln käuflich ist. Wie schon in einer holländischen Zeitschrift „De Boekzaal" von Dr. H. E. Greeve hervorgehoben ist, haben wir es hier nicht mit einer von Fachleuten zusammengestellten streng wissenschaftlichen Arbeit zu tun, sondern mit einer vom Buchhandel unternommenen Gelegenheitsschrift. Das Werk hat als Versuch unstreitig sein Verdienst, und es wird vor allen Dingen für das Ausland, das sich über die holländische Bücherproduktion, besonders in früheren Zeiten, bisher nirgends orientieren konnte, als Nachschlagewerk vorläufig ein unentbehrliches Kompendium werden. Nur darf man sich ihm nicht zu blindlings anvertrauen, denn das Werk ist erstens unvollständig, doch das sei ihm verziehen, denn Vollständigkeit ist bei einem so riesigen Gebiet beim ersten Wurf beinahe eine Unmöglichkeit; man hat auch gar nicht darnach gestrebt. Nur die wichtigsten Originalwerke hat man berücksichtigt; von Übersetzungs-, Schul- und Jugendliteratur hat man von vornherein abgesehen. Daß man aber die Anzahl Originalwerke leicht hätte vermehren können, wenn man nur zum Beispiel die Kataloge der großen öffentlichen Bibliotheken des Landes benutzt hätte, wie den gedruckt vorliegenden, so übersichtlichen der Königlichen Bibliothek im Haag, das mögen die paar Werke beweisen, die mindestens ebenso wichtig sind, wie viele der aufgezählten, und die ich ohne viel Suchen in dem jedermann zugänglichen Katalog des Kupferstichkabinetts des Rijksmuseums gefunden habe.

Kunstwereld, Amsterdam, 1894.

Magazyn voor schilder- en teekenkunst, Dordrecht 1828.

On den Nieuws op het gebied van kunst- en kunstnyverheid . . . door *Taurel* . . . 1889. gr. 4°.

Nederlandsch Kunstblad, 'sGravenhage.

Bakker (J. A.), Voorlezingen voer de geschiedenis der Beeldende Kunsten by de oude volken. Rotterdem 1828.

Passo (Cr. del), Luce de depingere. Amsterdàm, 1645—48, fol.

Episcopius, Paradigmata graphices, Hagae 1671. fol

Maaskamp (C.), Handleiding voor jonge kunstenaars. Amsterdam, 1823. 8°.



Lurasco (F. M.), Onze moderne meesters. Amsterdam, 1908. 8° obl.

Lairesse (G. de), Tafereelen ... in de Raadkamer van den hove van Justitie ... Amsterdam, 1837. fol.

Poley (Jacob), Architectura civilis. Amsterdam, 1770. 4°. Mit Atlas in fol.

Lennep (J. van), en W. J. Hofdyk, Merkwaardige Kasteelen in Nederland. Leiden, IIe druk, 1883—84. 8°.

Eyck van Zuylichem (F. N. M.), Le style ogival des églises du royaume des Pays-Bas ... Utrecht, 1863, fol obl.

Meulen (R. J. van der), De Kerkgebouwen van protestantsch Nederland. Amsterdam, 1727. 4°.

Porl (Mattys), Cabinet de l'art de sculpture par ...

Francis von Rossnit ... Amsterdam, 1727. 4°.

Roelunds (D.), 't Magazyn of t' Pac-huys der Lofdelycker Pennconst ... Vlissingen, 1616. 4° obl.

Halten wir uns nun an das, was der Katalog wirklich bietet. Mit der Titelbeschreibung ist man sehr kurzsichtig verfahren und hat sich meistens mit dem Titelstichwort genügen lassen; leider hat man aber versäumt, durch Punkte anzudeuten, wo man gekürzt hat. Artikel und Präpositionen, die dem eigentlichen Titel vorhergehen und Substantiva, von denen er abhängig ist, hat man in der Regel weggelassen; aber man hat es dabei an der nötigen Konsequenz fehlen lassen. Ist man einerseits reichlich knapp, so ist man bei anderen Gelegenheiten wieder zu weitschweifig, indem man in vielen Fällen auch den Namen des Verlegers angiebt, was bei neueren Werken von untergeordneter Bedeutung ist; von einem System ist aber auch hier nichts zu merken. Daß sich in den Beschreibungen selbst noch Fehler und Ungenauigkeiten finden, darf daher weiter nicht Wunder nehmen. Von Werken, die verschiedene Auflagen erlebt haben, gibt man nur das Erscheinungsjahr der ersten Auflage an, das heißt, wenn man es weiß, was aber nicht immer der Fall ist. Das auf Spalte 4 beschriebene Werk *J. v. d. Velde*, Deliciae variarum insigniumq. scripturarumq ... erschien zuerst 1604, und nicht 1640. *Brugge* (G. ter), Verlichterie-kunde (auf Spalte 10) zuerst 1616 und nicht 1670, *Bidlov* (G.), Ontleeding des menschelyken lichaams (auf Spalte 10) zuerst 1685 mit lateinischem Text, und nicht 1690. Daß man sich aber nicht einmal die Mühe gegeben hat, das Erscheinungsjahr der ersten Auflage eines so verbreiteten Werkes wie von *Lairesse*, Grondleginge der teekenkonst (1701, man gibt nur das Jahr der zweiten Auflage) zu ermitteln, zeugt doch von sehr geringem Eifer. Was nun die Einteilung und Anordnung des Stoffes betrifft, so lassen dieselben auch viel zu wünschen übrig, ja es hat fast den Anschein, als ob man Übersichtlichkeit absichtlich vermieden habe. Denn warum findet sich eine Sammlung Aufsätze über Rembrandt (*L. van Deyssel, Rembrandtbundel*) auf Spalte 3 unter den allgemeinen Werken über Kunst und nicht unter der Rubrik Monographien, der Katalog des Mauritshuis im Haag, das Werk von Moes und Biema über die Anfänge des Ryksmuseums, das von Haverkorn van Rijswyck über das Museum Boymans in der Abteilung Malerei unter Geschichte und Biographien und nicht unter „Galeriewerken" neben dem von Steentoff über das Rijksmuseum und Boele van Hensbroeck und Marius über das Museum Mesdag, und endlich der Katalog der Sammlung der Handzeichnungen des Teyler-Museums wieder unter einer dritten Rubrik „Ikonographie"? Wozu ist überhaupt die Scheidung zwischen Werken über einzelne Meister, in denen Reproduktionen vorkommen, und solchen, in denen keine vorkommen und der Text die Hauptsache ist, und was soll daneben noch die Rubrik Ikonographie, in denen das Werk des Künstlers beschrieben wird? Wer zum Beispiel wissen will, was über Rembrandt erschienen ist, der muß mindestens drei Rubriken Buch für Buch durchgehen, denn die Anordnung in einer Abteilung ist chronologisch und nicht etwa, wie man wenigstens von der Abteilung Biographien erwarten könnte, alphabetisch; das Werk von Vosmaer über Rembrandt und das von Jan Veth wird ebenso wie die von Hofstede de Groot veröffentlichen Urkunden über Rembrandt unter Malerei (Geschichte und Biographien) genannt, die großen Publikationen von Hofstede de Groot über die Rembrandtausstellungen in Amsterdam und London fallen unter die Rubrik Galeriewerke, Reproduktionen von Gemälden und Zeichnungen und der Oeuvre-Katalog von C. Jost und der Katalog der Handzeichnungen von Hofstede de Groot unter die Rubrik Ikonographie. Wieviel übersichtlicher wäre doch eine diese drei Abteilungen vereinigende Rubrik „Monographien" gewesen, natürlich in alphabetischer Anordnung nach den Namen der Künstler. Ein anderer Übelstand ist, daß in der Abteilung Malerei (Geschichte und Biographien) Gesamtdarstellungen ganzer Schulen mit Einzeldarstellungen einzelner Künstler und Werken über einzelne Meister bunt durcheinander gewürfelt sind, denn nur das Erscheinungsjahr ist für die Reihenfolge maßgebend. In diesem Wirrwarr finde man sich zurecht, zumal das Stichwort des Titels nie durch andern Druck hervorgehoben wird; nur der Name des Verfassers ist fett gedruckt.

Der Katalog umfaßt 79 Seiten. Wieviel Bücher beschrieben sind, ist leider nicht sogleich zu ersehen; gewiß, man kann sie ja zählen; aber einfacher wäre es doch gewesen, die Bücher durchlaufend zu numerieren. Auch das Aufsuchen eines bestimmten Werkes wäre dann weniger zeitraubend; so wird man im Register nach der betreffenden Spalte verwiesen, wo der Name vorkommt, und die muß man erst durchgehen. Bis Spalte 59 reicht die Kunstliteratur im engern Sinne, dann kommt bis Spalte 152 die Musikliteratur, worunter auch Noten aufgeführt werden; einen großen Platz nehmen die Liedersammlungen ein; dann folgen auf den letzten $4^1/_2$ Seiten die Werke über Tanz- und Schauspielkunst. *M. D. Henkel.*

Balthasar Neumanns Briefe von seiner Pariser Studienreise 1723. Mitgeteilt von Karl Lohmeyer. Verlag L. Schwann, Düsseldorf. 1911. Preis 1,20 M.

Nicht bloß für Architekten, sondern auch als kulturgeschichtliche Dokumente sind diese zum ersten Male unverkürzt herausgegebenen Briefe interessant. Sie



entrollen uns ein ziemlich ausführliches Bild des damaligen Verkehrs der Fürsten mit den Künstlern. Der Reichsfürst und Würzburger Erzbischof Johann Philipp Franz von Schönborn verkörpert den Idealtypus des Mäzens. An seinen Ansprüchen bildet sich der für ihn arbeitende Künstler herauf. Es wird ein geistiges Zusammenarbeiten. Schönborn sendet den noch jungen Neumann, dessen Genie er rasch erkennt, nach Paris, um die neueste und beste Kunst zu studieren. Neumann macht die Reise mit offenen Augen und folglich großem Nutzen. Und alles was er sieht, berichtet er nach Hause. Mannheim, Paris, Versailles. Trotz aller schuldigen Ehrerbietung gestaltet sich der Gedankenaustausch zu einem fast kollegialen. Glücklicher Künstler, der sich vor seinem Gönner über künstlerische Fragen alles vom Herzen reden kann, ohne fürchten zu müssen, nicht verstanden zu werden! Fein zeichnet sich in den Berichten die Gestalt des berühmten Pariser Rokokoarchitekten Robert de Cotte ab. Wir sehen den alten Herrn vor uns, wie er sich über den von Neumann mitgebrachten Bauriß des Würzburger Schlosses beugt und mit geübter Hand ein paar Bleistiftlinien hineinzieht. Er will dem jungen Meister wohl und macht ihn auf mancherlei Verbesserungen aufmerksam. Auf ihn geht unter andern die große Flucht der Front zurück. Auch Boffrand — „mit dem ich freyer umgehe" pflegt Neumann zu berichten — gibt seine Kritik zu dem Riß. Neumann sieht sich auch im Gewerbe um und nimmt sich die neuesten Modelle für Möbel, Leuchter, „Camin füß" mit. Aber er läßt an allem nach seinen Angaben ändern, wie er auch schließlich über de Cottes Umzeichnungen seines Projektes urteilt: „Die risse werdten dienen umb den Hießigen gusto daraus zu nehmen." Neumann hat den Franzosen vieles abgesehen, um — ein deutscher Meister zu werden. — Das Buch ist außer seinem allgemeinen Wert, auch wegen verschiedenen bis jetzt noch nicht bekannten Notizen für die Spezialforschung wichtig. M. E.

Die Schackgalerie von Fritz Burger. Mit 50 Abbildungen. Delphin-Verlag München 1912.

Der Verfasser hat sich keine geringe Aufgabe gestellt. Er will mit seinem Führer durch die Schackgalerie zu München „das gebildete Publikum, den Kunststudierenden und den jungen Künstler in die künstlerischen Probleme der Bildwerke der Schackgalerie einführen." Solche Gedanken haben theoretisch immer etwas Anziehendes; aber in der Praxis bewähren sie sich nicht. Wer wird sich mit dem Buch in der Hand vor ein Bild stellen! Die drei obengenannten Kategorien, für die der Verfasser sein Buch schrieb, gewiß nicht. Wer lesend durch Galerien schreitet, lernt im Leben nicht Bilder sehen! Auch scheint es mir bedenklich, an den Werken der Schackgalerie die Kunstentwicklung des XIX. Jahrhunderts demonstrieren zu wollen; denn Entwicklungsgeschichte zu entwickeln, war nicht die Absicht Schacks. Natürlich lassen sich verbindende Fäden ziehen und diese hat der Verfasser auch eifrig aufgegriffen und fleißig daran gedreht; aber es fragt sich, ob damit in die oft sehr schwierigen, angeschnittenen Probleme Klarheit gebracht wird. Ich glaube eher das Gegenteil. Urteile wie zum Beispiel jenes über Böcklin: „Klassizistische und romantische Ideen und Formen und daneben die Marseillaise der modernen Kunst. *Aber* seine Moderne ist original" haben doch weder dem Kenner noch dem Laien etwas zu sagen. Dabei berührt auch die Schnoddrigkeit des Stiles nicht angenehm. Leider trägt auch der geschmacklose Einband und die Undeutlichkeit der Abbildungen nicht dazu bei, den Wert des Buches zu erhöhen. M. E.

Hans Ehrenberg, Die Geschichte des Menschen unserer Zeit. *A-Ω-Verlag, Heidelberg 1911.*

In diesem schöngedruckten Hefte legt ein junger Gelehrter dar, wie er sich die innere Entwicklung des Menschen in unsrer Zeit vorstellt. Er gibt nicht auf Tatsachen gestützt, induktiv vorschreitend, Geschichtsforschung, sondern philosophisch deduzierend baut er sich ein architektonisch gegliedertes System. Sicherlich sind viele ausgezeichnete Bemerkungen in der Schrift vorhanden, die in einer ruhigen, schweren, bilderreichen — bisweilen allzusehr akademischen — Sprache abgefaßt ist. Aber doch bleibt das Werk nur eine geistreiche Konstruktion, die allein der verstehen kann, welcher die Geschichte unserer Zeit schon genau kennt. Ehrenberg geht von Nietzsche aus, und zwar von der Zweiteilung in den „Übermenschen" und „die blonde Bestie". Er zeigt, wie der Mensch, nachdem er Gott und die Welt zertrümmert hatte, nur auf sein Ich angewiesen dahinlebte. Ein Teil der Menschen wurde zum „höheren Menschen", der feierlich, fern der Welt, seine Seele in Einsamkeit bildete. Die anderen Menschen, die „blonden Bestien", suchten aus ihrer Einsamkeit hinauszustürmen und in rastlosem Erobern die Welt zu überwältigen. Jede dieser beiden neuen Menschheitstypen geht durch drei Entwicklungsstadien, und im mittlern Entwicklungsstadium wendet sich jede von ihnen der feindlichen Richtung zu. Der weltlose höhere Mensch muß die — bisher mißachtete — Welt in seinesgleichen anerkennen, und die blonde Bestie, die sich selbst im Kampf mit der Welt verliert, kann die andern Ichheiten nicht vertilgen. So kommen beide durch den Anprall an die anderen Individuen zur Selbstbesinnung, zur Ruhe, zur Beherrschung des innern Menschen und der Welt. Die Macht der Geschichte wird die Entzweiung des neueren Menschengeschlechts schließen, und aus der Vereinigung des subjektiven höheren Menschen, der nur in sich selbst lebte, und des Tatmenschen, der die ganze Umwelt sich unterwarf, wird der vollkommenere Mensch der Zukunft erstehen. P-s.

Le Sage, Der hinkende Teufel, übersetzt von G. Fink. Neu herausgegeben und eingeleitet von O. Flake. Einband, Titelzeichnungen und 21 Initialen von Emil Preetorius. Verlag Georg Müller, München 1910. Preis gebunden 9 M.

Das treffliche Werk, das ebenso wie der „Gil Blas" des gleichen Verfassers gleich nach seinem Erscheinen 1707 eines der gelesensten Bücher seines Jahrhunderts wurde, hat eine wohlverdiente Neuherausgabe erfahren. Ein Medaillonbild, das den geistvollen Kopf



des Verfassers im Profil zeigt, schmückt den geschmackvollen Einband. Preetorius' eleganter Humor glossiert in heitern Initialen die einzelnen Kapitel. Die witzige Anekdotenkette dieser reizvoll ersonnenen Rahmenerzählung, der sich auch einige ernsthafte kleine Novellen einfügen, darf trotz der etwas breiten Sprache der Gunst des modernen Publikums sicher sein. Fängt man doch heute inmitten unsrer in impressionistische Wortklexerei ausgearteten Epik bereits an, nach der lapidaren Prosa der Renaissancenovelle, wie sie von Boccaccio bis Goethe dominierte, Sehnsucht zu empfinden. Le Sage steht sprachlich nicht auf der Höhe eines Boccaccio oder Cervantes, aber dennoch ist er noch ansprechend genug. Er gehört zu den Autoren, die uns in allem, was sie erzählen, rasch zu fesseln wissen. Und die witzige Art, mit der er uns seine galanten und ungalanten Histörchen — indem er durch den Titelhelden die Dächer der Häuser abdecken und uns überall hineinblicken läßt, vermittelt, ist eben eine literarische Köstlichkeit, die nie aus der Mode kommen kann. M. E.

Aucassin et Nicolette. Herausgegeben in 250 numerierten Exemplaren von *Georges A. Tournoux.* Verlag *Ernst Rowohlt, Leipzig* 1911.

Jene französische Erzählung aus dem XIII. Jahrhundert, die unter den eintönigen Chansons de geste und unter den derben Fabliaux so lieblich und zart einsam blüht, hat der Verlag E. Rowohlt bei Enschedé en Zonen neu drucken lassen. Das Buch wirkt zunächst befremdlich und erweist sich sodann als eine sorgfältig ausgedachte Kostbarkeit für ruhige und geduldige Genießer. Die Dichtung wechselt zwischen erzählenden Prosastücken und kurzen lyrischen Strophen ab, so daß auf jeden Prosaabschnitt ein diese paraphrasierender poetischer Exkurs folgt. Die Prosastücke sind überschrieben „Or dient content et fablent" und die lyrischen Stellen „Or se cante." Das ganze Werk ist auf van Geldern-Bütten abgezogen und zwar sind die lyrischen Stücke in einer mit der Feder gezeichneten Schrift aus seltsam spitzen, in Schnörkeln sich ergehenden Buchstaben gedruckt, die der Drucker Plantin zu Antwerpen 1584 anwendete. Die Prosastücke hingegen sind in einer dicken flämischen Type des XVII. Jahrhunderts aus dem Besitz der Gießerei van Dyck in Amsterdam gesetzt. Die Überschriften bestehen aus einer Antwerpener Schrift von 1575, die ähnlich der ist, aus welcher die lyrischen Stellen gedruckt sind. Eine kurze Bibliographie sowie ein Schlüssel für die Antwerpner Schrift ist beigefügt. Und so kann der Liebhaber in stillen Stunden in den geschnörkelten Buchstaben die alte Geschichte von den beiden Kindern lesen, die sich so liebten, daß sie alle Hindernisse überwanden und nach vielen bunten Abenteuern ein Paar wurden; und die altertümliche Schrift wird den Liebhaber in den Wahn versetzen, er lese eine kostbare Handschrift aus längst gestorbenen Jahrhunderten.

-th-

E. Nevill Jackson, The history of Silhouettes. London: The Connoisseur 1911. (121 Seiten Text und LXXVI Seiten Silhouetten) Preis 10½ Schilling.

Das im Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde Januar 1902, S. 2 seiner Zeit in Aussicht gestellte Werk von *Karl Klinkhofer* (Berlin) über die Geschichte der Silhouette ist, glaube ich, noch nicht erschienen. Seitdem sind zehn Jahre ins Land gegangen, und es sind bei uns in Deutschland drei schöne Silhouetten-Sammlungen erschienen: 1899 die von *Kroker* herausgegebene Silhouettensammlung. (Leipzig, Dieterich-Weicher), die von *Leo Grünstein,* betitelt: „Silhouetten aus der Goethe-Zeit" Wien 1909 (Hof-Kunstanstalt J. Löwy), und zuguterletzt das prächtige Buch von *Hans Timotheus Kroeber* (Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar 1911), „Die Goethezeit in Silhouetten", die besonders solche in „ganzer Figur" berücksichtigt. —

Diesen deutschen Werken reiht sich ebenbürtig an Ausstattung und Inhalt an das 1911 in London erschienene Werk von *E. Nevill Jackson,* das in acht Kapitel eingeteilt ist. In ihm ist die Stellung des Schattenrisses in Kunst, Literatur und im sozialen Leben besprochen, und seine Geschichte ausführlich seit alter Zeit erörtert. Besonders einige englische Silhouettenschneider erhalten eine eingehende Würdigung, auch die Silhouette zur Verzierung von Porzellan und Glas, und ihre Bedeutung auf dem Theater (Pocci). Sehr wertvoll ist die Liste der Silhouettisten, die für Deutschland noch einer genauen Ergänzung bedarf. Auch die Bibliographie mußte in einer neuen Auflage vermehrt und bereichert werden. — Die beigegebenen Tafeln, über 70 an der Zahl, geben ein gutes Bild, und die Gruppenbilder in ganzer Figur ergänzen die *Kroeber*sche Sammlung auf das schönste. — Der Zweck dieser Anzeige ist der, die deutschen Leser auf das schöne englische Werk hinzuweisen, dem ich nur die weiteste Verbreitung und einen recht interessierten Leserkreis gönnen möchte.

Erich Ebstein, Leipzig.

Helsingör. Text von Laurits Pedersen. Zeichnungen von Kr. Kongstad. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag. Kopenhagen 1912.

Gleichzeitig in dänischer und deutscher Sprache erscheint dieses „Touristen-Buch", das in der Zeit der Ansichtspostkarten und sonstiger mit dem nächstbesten und nächstbilligsten photomechanischen Reproduktionsverfahren fabrizierten „Land und Leute-Bildern zur Erinnerung" dem Reisenden von Geschmack sehr willkommen sein wird. Als vor einem Jahrzehnt der dänische Touristenverein sein Buch über Kopenhagen und dessen nächste Umgebung, in die man die Bäder am Sund bis nach Helsingör hinauf einbegreifen muß, herausgab, fand die Idee, von den namhaftesten Schriftstellern und Dichtern des Landes seine Eigenart, seine Schönheiten dem Fremden anzeigen zu lassen, auch in Deutschland allgemeinen Beifall. Das schmucke Heftchen, gutgedruckt, mit einer Reihe von Autotypien erläutert, ist jedenfalls vielen als ein der dauernden Aufbewahrung werter Bücherbesitz bekannt. Sind doch die historischen und pittoresken Stimmungen, wie sie hier in den kleinen, weder unnötig belehrenden noch unnötig führenden Abhandlungen festgehalten sind, wohl geeignet, eine gelegentlich auftauchende

Reiseerinnerung aufzufrischen und ihr neue Dauer zu geben. Das aber scheint mir die wichtigste Aufgaben des Touristenbuches, das für den flüchtig Reisenden, der in ein paar Tagen nur nach allgemeinen Eindrücken sucht, ein zu erhoffender Ersatz einer Reisebücherliteratur sein wird, die sich in mancher Hinsicht den gelehrten Kompendien nähern möchte, deshalb sogar, nach Anweisungen, was und wie man bewundern soll, ganze Museumskataloge fast in extenso abdruckend, als welche man doch meist, ausführlicher und besser um geringes Geld bei einem Besuche der Museen selbst erstehen kann. —

Herr Pedersen hat in dem neuen Helsingör-Buche seine Aufgabe, auf etwa einem halben hundert Seiten zusammenhängend im Plaudertone alles Wissenswerte über das alte und neue Helsingör vorzutragen mit Sachkenntniss gelöst.

Die Geschichte der alten Stadt am Sund, in mancherlei Weise auch mit der deutschen verbunden, gibt das Verständnis für eine Wanderung durch das heutige Helsingör, wo im alten Sundzollviertel, im Kloster- und Kirchenviertel viele altertümliche Gebäude stehen, wo von der Kronborg den Dänen Holger Danske grüßt (den wir Deutschen aus dem Andersenschen Märchen kennen), die Besucher aus anderen Ländern aber Hamlet, wo in Marienlyst die Poesie der Sommernächte am Sund sich am herrlichsten offenbart. Der gut gedruckte Bericht läßt sich in einer halben Stunde überlesen und übersehen, er kann den Reisenden gründlicher vorbereiten als das Vergleichen vielfacher Verweisungen in wunderlich wechselnden Schriftgraden, das die meisten Reisehandbücher nötig machen, aus denen sich der eilige Reisende beim Frühstück auf das Tagespensum präparieren möchte, wie der Schüler auf die leichtsinnig gestern nicht gelernten Vokabeln.

Das schönste an dem Buche aber sind die Bilder des Herrn Kongstad. 21 Vollbilder und 32 im Text zerstreute, von denen die fünf in Farbendruck wiedergegebenen vortrefflich gelungen sind, während manche der feinen Federzeichnungen durch zu schwarzen Druck leider ein wenig von ihrer Feinheit einbüßten, was um so bedauerlicher ist, weil Herr Kongstad einer der noch viel zu wenigen Künstler ist, die die überlegte Ausnutzung des billigen Klischeedruckes für populäre Illustrationswerke verstehen! Es sind architektonische Stimmungen hin und wieder durch die genauere Abbildung einer historischen (kunsthistorisch bemerkenswerten, wie man eigentlich sagen müßte) Einzelheit erläutert. Sie werden dem Besucher Helsingörs ebenso wie demjenigen, der die Stadt noch nicht kennen lernte, ein sich immer erneuerndes Vergnügen bereiten. Der Architekt kann sich hier ebenso Anregungen holen wie der Dichter, der die Geheimnisse einer alten, kleinen, stillen Stadt belauschen möchte. Vielleicht ist es kein Zufall, daß der Künstler die bekannteste „Ansicht" aus Helsingör, die Kronborg vom Sunde aus gesehen, nicht aufnahm. Denn es ist das Bild Helsingörs, das der mit dem Kursbuch in der Hand ankommende, der eilig vom Dampfer zum Bahnhof läuft, um seinen Zug nicht zu verpassen, mitzunehmen pflegt. G. A. E. B.

Briefe über einen deutschen Roman. *Julius Rodenberg* an Enrica von Handel-Mazzetti. Mit einem Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margaret nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau. *Verlag Kösel, Kempten* und *München* (2 M., gebunden 3 M.).

Mit seltenem Geschick hat es Rodenberg vermocht, jahrzehntelang die „Deutsche Rundschau" auf einer sich immer gleichbleibenden Höhe zu erhalten. Mit welcher Kunst er dem Dichter nahezukommen weiß, zeigt diese Sammlung von Briefen, zu denen man gern die der Enrica von Handel-Mazzetti dazu gehabt hätte, um die sich gegenseitig fördernde Werkstattarbeit von Dichter und Berater noch eindringlicher verfolgen zu können. Aber nicht bloß die Dichtung wird uns näher gebracht, vor allem tritt uns auch Julius Rodenbergs Persönlichkeit aus den Briefen klar vor Augen: ein unverrückbarer Markstein auf dem literarischen Felde. Schon der Stil spricht es aus, gewisse sich wiederholende Wendungen zum Beispiel, selbst bis in die Schreibung hinein könnte man vordringen. — Höchst willkommen wird der Anhang sein; die ursprüngliche Form des Romanschlusses läßt deutlich dessen Entstehen erkennen. Dr. N.

Albert Ehrenstein, Der Selbstmord eines Katers. *München und Leipzig bei Georg Müller.*

Dies Buch könnte den gelehrten Untertitel erhalten „Die Ertötung der Gefühle durch die Erkenntnis ihrer selbst." Ein junger Mann, innerlich abgetrennt lebend, sich selbst und die Gefühle seiner Umwelt zergliedernd, erzählt hier frischweg, hart, bedrohlich auf uns eindringend allerlei Geschichten, Erlebnisse, Betrachtungen. Und grade durch die äußerste Erkenntnis dieser Gefühle überwindet er sie — überwindet er sie nicht nur, sondern verhöhnt sie, — verhöhnt er sie nicht nur, sondern macht sie wertlos und erstickt sie. Er zerlegt nicht mit Sorgfalt und zergrübelnder Langsamkeit die Gefühle, sondern schlicht und klar stellt er sie ruckweise, fast unvermittelt nebeneinander, schon im Ton des Vortrags sie kritisierend und niederschlagend. Denn nur dadurch, daß er die Gefühle niederschlägt, erreicht es dieser ironische Ekstatiker, daß er nicht durch sie niedergeschlagen wird. Er ist ein Expressionist, denn die Wucht des Ausdrucks ist das Zeugnis für sein Erleben und seine Kunst; er berechnet nicht die Impression auf die anderen, sondern legt schonungslos all seine Kraft in die Expression, um seiner Gefühle ledig zu werden. Es ist bezeichnend, daß sein erstes Buch von Oskar Kokoschka illustriert wurde. Von zweierlei Art ist die Ausdrucksweise Ehrensteins in diesem Buche. Entweder er erzählt tagebuchartig, derb, voll Grimm und ironischer Wut einfache Vorgänge aus seinem Leben, die, wiewohl eigentlich wenig kompliziert, grade durch die Offenheit, die Härte der Erzählung ins Groteske vergrößert und verzerrt erscheinen. So wird in der ersten Geschichte das uralte Motiv des Katers



verwendet, dessen Geschick in das Leben eines Menschen verschlungen wird, dadurch, daß die Gefühle des Tiers anthropomorphisiert werden. Am schonungslosesten schreitet die Geschichte „Begräbnis" einher, die durch eine rücksichtslose Ertötung des Familiengefühls wohl harmlose Seelen mit Entsetzen erfüllen wird. Am bezeichnendsten für den Autor ist die Schilderung „Mitgefühl", die zeigt, wie durch den Anblick des Vorstadtelends „ein Weltverbesserer starb." Die andere Art der Ausdrucksform Ehrensteins ist ein märchenhaftes, in orientalischen Situationen und Landschaften sich ausbreitendes Phantasieren. Traumhafte Visionen, mystische Zusammenhänge ziehen vorüber, die doch eigentlich Paraphrasen über alltägliche Erlebnisse sind. Gleichsam um uns den Schlüssel für diese Ausdrucksform der Gefühle zu geben, erzählt er in „Taigin" zunächst ein seltsames, sprunghaftes Märchen und gibt dann am Schluß an, wie dies Märchen ein kurzer Traum war, und aus welchen wirklichen Erregungsmotiven dieser Traum erzeugt wurde. In diesen Visionen wird seine Kunst am buntesten und phantastischsten, von einer biblischen Wucht und Anschaulichkeit. Als Satirspiel aber fügt er Ansichten eines Jupiterbewohners über die Erde bei, und diese Schilderung scheint mir die kürzeste und niederschmetterndste Darlegung der Unsinnigkeit des irdischen Lebens zu sein. K. P.

Der Hausradt. Ein Basler Gedicht vom Jahre 1569. In Faksimiledruck herausgegeben von Dr. *E. Major*. (Drucke und Holzschnitte des XV. und XVI. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. Nr. XIV.) *J. H. Heitz, Straßburg* 1912. (M. 2.50).

Die beste Kenntnis des Hausrats unsrer Väter kommt uns aus solchen „Gedichten". Alles, was im Hause gebraucht wurde, ist reimenweis aufgeführt. Nicht um zur Gründung eines Hausstandes anzuleiten, wies sonst wohl üblich war, hats diesmal der Verfasser getan, der Schalk sitzt ihm im Nacken, er will davon abraten, weil alles gar zu teuer sei. Wir dürfen drum Vollständigkeit voraussetzen. Und da es sich um bäuerliche Verhältnisse handelt, haben wir zu der Hampeschen Ausgabe (Drucke ... Nr. III), die den Patrizier und den Handwerker zu Worte kommen läßt, eine erwünschte Ergänzung. Das Faksimile ist auch für Nichtphilologen leicht lesbar und ein Glossar gibt Aufschluß über ungewohnte Bezeichnungen. Dr. N.

Berühmte Kunststätten. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Band 56. *Ulm* von *Josef Ludwig Fischer*. Mit 130 Abbildungen. Band 57: *Basel* von *Martin Wackernagel*. Mit 127 Abbildungen.

J. L. Fischer braucht nur den trefflichen Fabri, den Ulmer Dominikaner und ersten Geschichtsschreiber der Stadt (1488), anzuführen und er ist der Aufmerksamkeit seiner Leser sicher. Der geistvolle Mönch weiß so anregend die Entwicklung Ulms vom sechsten bis fünfzehnten Jahrhundert zu schildern, daß man gerne lauscht. Es liest sich merkwürdig anschaulich, wenn er, anläßlich der Prachtliebe, die die Ulmer in ihren Kirchen entfalteten, lapidar glossiert: „Es waren nämlich die Ulmer Bürger reich und hielten sich sehr gut dem Göttlichen gegenüber" oder wenn er das Wachstum der Stadt folgendermaßen skizziert: „Die Dörfer Offenhusen und Pful rissen ihre Häuslein ein, führten sie nach Ulm und bauten sie dort wieder auf." Ulm hat sich noch viel aus der guten alten Zeit bewahrt. Das Hauptinteresse beansprucht natürlich der Dom mit seiner reichen, für die ganze Architektur des deutschen Mittelalters höchst wichtigen Baugeschichte, in der die edelsten Architektennamen, Parler vor allem, aufleuchten. An den Dombau knüpft sich auch die übrige künstlerische Blüte, die großartige Ulmer Plastik und die gleichlaufende Malerei, diese durch die Namen Multscher, Zeitblom, Schüchlin und Schaffner, jene durch Hartmann und Syrlin geadelt. Fischer gibt treffende Würdigungen der einzelnen Persönlichkeiten, wie der allgemeinen Entwicklungen, auch jener der Profanarchitektur und des Kunstgewerbes, und schließt mit einem Hinweis auf den vielverheißenden Aufschwung, den Ulms Architektur in ihrer neuesten Leistung, Theodor Fischers monumentaler Garnisonskirche, genommen hat.

In dem jüngst erschienenen Bande „*Basel*" begrüßen wir in dem Verfasser die neue Generation einer verehrungswürdigen Gelehrtenfamilie. *Martin Wackernagel* ist der Sohn des Verfassers der in ihrer Art einzigen, in der Städtegeschichtsschreibung wohl unübertroffen bleibenden „Geschichte von Basel". Wie weit es da leicht und wie weit es schwer war, in solcher Nähe wiederum ein Werk über Basel zu schreiben, läßt sich wohl begreifen. Mit um so größerer Freude muß man konstatieren, daß der junge Gelehrte seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat. Die vornehme Großzügigkeit der Gesamtauffassung, die das Werk belebt, läßt uns nicht die intimste Einfühlungsgabe in das Kleine und das Kleinste vermissen. Eine gründliche Materialkenntnis gibt die wohltuende Folie. Der reiche Stoff ist geschickt gegliedert. Die beiden Hauptepochen, die Zeit des Concils und die Zeit des Humanismus, kunstgeschichtlich durch die Namen Konrad Witz und Hans Holbein fixiert, sind naturgemäß am eingehendsten behandelt. Das Kapitel über die Malerei um 1400 bis um 1460, das sich insbesondere mit dem Baseler Altarwerk des Konrad Witz beschäftigt, ist auch für die Spezialforschung wichtig. Überhaupt sind durchgehend die neuesten Resultate verarbeitet. Dem Laien, der das herrliche Basel vielfach nur als Durchgangsstation kennt, in dem er „zwischen den Zügen" auf eine Stunde Holbein und Böcklin besucht, wird das Buch wohl eine ungeahnte Fülle von Überraschungen bieten: Köstliche Schätze der Architektur, Plastik, Malerei. Hoffentlich auch die Anregung diese Schätze bei Gelegenheit aufzusuchen. Man fährt ja daran vorbei. M. E.

Hans Hart, Kupidos Bote. Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein. Mit vier Vollbildern und Buchschmuck von Franz von Bayros. Verlag von *L. Staackmann, Leipzig* 1912 (2.50 M., gebunden 3.50 M.).

Rokoko wird Mode. Schade drum. Denn es wird



doch bloß meist die unselige Manier geübt, in kuriosen Floskeln die uns verschlossenste aller Zeiten angeblich selbst reden zu lassen. Als ob eine Rumpelkammer lebendig werden könnte. Allerorten in der Kunst regt sich wieder der Historismus und tritt obendrein mit der törichten Prätension der Stilechtheit auf. Vom Flugzeug eilt der selbstbewußte Mensch des XX. Jahrhunderts heim in sein Biedermeierzimmer und zählt dem Besucher die Vorbilder für die einzelnen Stuhlbeine auf. Auf literarischem Gebiete sind die bevorzugtesten Sünden die Sprachkopie und die Neigung, den dichterischen Gestalten so ganz nebenbei historische Persönlichkeiten zuzugesellen. Als ob von ihnen ein Licht ausginge, das die andern erleuchten könnte. Die Erscheinung des Alten Fritz auf der Terrasse von Sanssouci ersetzt mir noch nicht den Hauch, der nun einmal über dem Rokoko liegt, wie ein Meltau, schön und ungesund, auf der Frucht. Doch soll auch nicht vergessen sein, daß Hans Hart sich von der üblichen Schablone fernhält, die sich nur in Pikanterien erschöpft. Er erzählt eine fröhliche Geschichte, nichts weiter zwar, aber auch diese Muse hat ja ihre Jünger.

Ein Freiherr vom Rhein, hochfürstlicher Heiratsvermittler und Vater zahlreicher Töchter, soll mit allen Kniffen und Mittelchen der Kabinettsdiplomatie einen Duodezprinzen und eine dito Prinzessin zu günstiger Verbindung der beiden Häuser vermählen helfen. Halbwegs aber versagt seine sonst bewährte Kunst, weil sein eignes herzliebes Töchterchen den Prinzen gar zu sehr einnimmt, daß sich dieser plötzlich zu einer Mesalliance entschließt. (Die Liebschaft geschieht nach altem guten Rezept!) Sein Bruder tritt mit der Thronfolge auch die bewußte Prinzessin an, drei Hochzeiten in Aussicht, Segen und Glückwunsch, aus ist das Spiel. Daß der Prinz schon beinah ein „Kerl" nach dem Geschmack der Stürmer und Dränger ist und sein Fiekchen sentimental über dem Werther schmachtet, taugt dem Rokoko schlecht.

Die Bayrosschen Bilder erhöhen den Geschenkwert des Buches, man darf aber wohl einmal den Wunsch äußern, daß die Verlagshandlung im allgemeinen höheren Wert auf wirkliche Buchkunst legen möchte. C. N.

Bibliographie Verlainienne. Contribution critique à l'étude des littératures étrangères et comparées par *Georges A. Tournoux.* Préface de *F. Piquet. Leipzig* 1912, Librairie *Ernst Rowohlt.*

Der verdienstvolle Verlag, der bereits die schönen Ausgaben der Verse Verlaines und der „Fleurs du mal" Baudelaires herausbrachte und diesen beiden Dichtern so ein Gewand gab, das das eigene Vaterland ihnen weigerte, beginnt mit einem neuen internationalen Unternehmen, das in der Verlagsgeschichte ein Unikum darstellt. Es soll eine Reihe von Bibliographien erscheinen, deren jede einen der typischen Vertreter der modernen Weltanschauungs- oder literarischen Richtungen behandeln wird. Jeder Band erhält ein Verzeichnis der Ausgaben des zu behandelnden Dichters und aller Bücher, Schriften, Aufsätze, die über ihn erschienen sind; und zwar umfaßt dies Verzeichnis die Veröffentlichungen in sämtlichen Sprachen nach Ländern geordnet. Diese Bibliographien sollen vor allem der vergleichenden Literaturgeschichte dienen, denn sie lassen am deutlichsten erkennen, welchen Einfluß der einzelne Dichter auf jedes Land gehabt hat, wie er von den einzelnen Nationen aufgenommen wurde, und welche seiner Werke man am meisten liebte und übersetzte.

Die erste dieser Bibliographien behandelt den Dichter Paul Verlaine. Georges A. Tournoux von der Universität Lille hat mit einem wundersamen Fleiß in erstaunlicher Übersichtlichkeit alles zusammengestellt, was je und irgendwo über Verlaine geschrieben worden ist. Ein kurzes Vorwort von Professor Piquet klärt über die Absicht und Bedeutung dieser bibliographischen Sammlungen auf. Dann wird in einem ersten Teil ein Verzeichnis sämtlicher Ausgaben Verlainescher Werke in Frankreich gegeben; auch seine nachgelassenen Werke, Vorworte zu den Werken anderer, Briefe und Auswahlsammlungen sind nicht vergessen. Der weit umfangreichere zweite Teil berichtet über die Kritik und die Ausbreitung der Verlaineschen Werke in allen Ländern; es sind vertreten Frankreich, Spanien, Catalonien, Portugal, Italien, Rumänien, Griechenland, Deutschland, England, Niederlande, Dänemark und Norwegen, Schweden, Rußland, Polen, Böhmen, Ungarn. Gewissenhaft wird alles aufgeführt, was in diesen einzelnen Ländern an Büchern, Kritiken, Aufsätzen über Verlaine erschienen ist, jede Übersetzung wird verzeichnet und sogar die in den einzelnen Ländern in Musik gesetzten Gedichte Verlaines und die Gedichte, welche andere zu seinem Ruhme schrieben, sind verzeichnet. Schon eine flüchtige Durchsicht führt zu dem charakteristischen Ergebnis, daß Verlaine in den Ländern nichtromanischen Sprachstammes weit mehr beachtet worden ist als in den romanischen Ländern. Den größten Anteil — nächst Frankreich — hat Deutschland, dann folgen England, Rußland, Ungarn, Polen, Böhmen. In allen diesen Ländern haben grade die Dichter, die man der hohen Kunst zuzählt, und die selbst einen starken Einfluß auf ihre Nation ausübten, sich mit der Übertragung Verlaines beschäftigt. Der außerordentlich schwierige Satz des Buches ist mit musterhafter Sorgfalt und in einem trotz der wechselnden Typen schönen und ebenmäßigen Satzbild von der Offizin W. Drugulin ausgeführt. P-s.

Leo Tolstoi. Die lebende Leiche. Drama in zwölf Bildern. Berechtigte Übersetzung von Dr. Adolf Heß. Verlagsbuchhandlung *Schulze & Co., Leipzig* 1912. (0.60 M., gebunden 1 M.)

Die Gestalt Fedja Protassows wird den meisten Deutschen nicht eingehen. Ein Volk, das so ausgeprägt den Willen zur Moral hat, wird einen, dem beides mangelt, unter sich nicht anerkennen wollen. Denn man vergißt zu leicht, daß man im Leben wohl einseitig sein darf, die Kunst aber diese Schranken nicht duldet.

Fedja ist ein Mensch, der keine Bindung erträgt, ihn leitet einzig sein reines Gefühl. Darum floh er die Frau, die sich zu seiner grotesken Höhe nicht erheben



konnte. Ihre Liebe verstand wohl den Gatten, aber seine Passivität den Notwendigkeiten des bürgerlichen Lebens gegenüber war sie zu teilen außerstande. In den Armen des jungen Zigeunerkindes, das alle diese Rücksichten nicht kennt, nicht begreift, sie nie erfahren hat, bei den wilden Klängen der primitiven Musik der Zigeuner findet er die Harmonie seiner Gefühle. Er liebt das Mädchen rein und keusch, er will voller Güte auch die Gattin von sich befreien, um ihr den Weg zu bahnen, aber die Umwege, die zu einer grundlosen Scheidung führen, kann er nicht gehen, lieber will er sich ganz opfern. Dem Entschluß allerdings die Tat folgen zu lassen, gebricht ihm die Kraft des Willens. Er fingiert seinen Tod und lebt als Leiche weiter, die er für die Gesellschaft schon längst war. Durch diese Lüge zieht er das Unglück nach sich, er findet einen Verräter, und um im Prozeß Gattin und Freund zu retten, und um dabei die neue Lüge, die vielleicht dazu verhelfen könnte, zu vermeiden, sühnt er durch freien Tod.

Über das Drama, besonders die Charaktere ist eine überraschende Helle und Klarheit gebreitet, fast keine theoretische Erörterung stört die stark belebte Handlung. Anstatt von Problemen zu reden, sollte man eigentlich sagen, daß diese und jene Szene von besonderem dichterischen und dramatischen Wert sei, und von dem Zigeunermädchen und von Sascha, der prachtvollen Schwägerin, sollte man reden, die allein mitten in der konventionellen Umgebung zu Fedja hält.

Im Auftrag der Tochter Tolstois ist das Drama aus dem Nachlaß herausgegeben worden. Was sollen wir fragen, warum es vom Dichter selbst so lange zurückgehalten worden ist? Seien wir dankbar, es nun zu besitzen. Die billige Ausgabe der Verlagshandlung macht es ja leicht zugänglich. C. N.

Detlev von Liliencron, Gesammelte Werke. Vierter Band: Dramen. Fünfter und Sechster Band: Romane. Berlin, Schuster & Loeffler. (Jeder Band geheftet 4 M., gebunden 6 M.)

Über den Lyriker und Dramatiker Liliencron sind die Meinungen kaum noch geteilt, um so mehr über den Epiker. Auch die Zusammenfassung der dramatischen Dichtungen des allgemein anerkannten Lyrikers im vierten Bande der schönen endgültigen Gesamtausgabe wird ihn kaum die posthume Herrschaft über die Bühne gewinnen lassen, die er sich mit dem fröhlichen Hintergedanken an große und viele Tantiemen gewünscht hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß Liliencrons Dramatik der poetischen Schönheiten entbehrt. Im Gegenteil: der genießende Leser wird solche fast auf jeder Seite des Buches finden. Aber die Wirkungen des Bühnenstückes bleiben (heute mehr als je) davon abhängig, wie sie der geschickt auf dem theatralischen Gerüst herumkletternde Techniker für das Publikum abmißt, das er ebenso vor Augen hat, wie dieses sein Werk. Sicherlich eine banale Bemerkung, immerhin aber auch keine überflüssige, weil die Gesetze der Schaubühne von vielen, die sie kennen und befolgen möchten, deshalb übertreten werden, weil ihnen andere Gesetze mehr gelten. Dramatik ist die Kunst des Auslassens, das dramatische Talent hat den Mut, alles überflüssige fortzustreichen, um die Bühnenimpression mit den wenigen dazu gerade notwendigen Andeutungen zu suchen, die das dramatische Genie intuitiv ohne alle Virtuosenkünste findet. Und Liliencron war viel zu sehr Dichter, um sich als dramatisches Talent bewähren zu können.

Der Lyriker Liliencron stand auch dem Epiker immer im Wege. Der Dichter, der um Formvollendung sich in unermüdlicher Arbeit mühte, der ein Meister der kunstvollen Erzählung war, blieb allzu gern am Wegesrand stehen, wenn er eilig einen Weg hinabwandern sollte, wie das die Form des Romans will. Allerdings darf man wohl überlegen, ob es überhaupt eine Form des Romans gibt, die klassische Geltung beanspruchen und als Muster gewertet werden darf. Der sogenannte Unterhaltungsroman, der ja keineswegs künstlerisch oder technisch minderwertig zu sein braucht, hat sich allerdings eine, oder noch richtiger, mehrere übliche Formen geschaffen, die, ähnlich wie die Bühnendichtung, auf die Bedürfnisse des Zuschauers, auf die des Herunterlesers Rücksicht nehmen. Das bietet aber je nach dem Umfange der Darstellung durchaus verschiedene Schwierigkeiten, deren Lösung durch die Form der Novelle und des Romans recht äußerlich zu unterscheiden wir heute allgemein gewöhnt sind, wobei wir dann in einer dieser beiden Hauptgattungen der modernen epischen Dichtung alles unterzubringen suchen, was wir nicht gerade als Lyrik werten möchten. Diese populären Maßstäbe (von denen man ohne weiteres zugeben kann, daß sie den fachwissenschaftlichen nicht entsprechen) bestimmen ein Vorurteil: man mißt mit ihnen die Erzeugnisse der modernen Poesie ab und bestimmt, je nachdem der Maßstab paßt aber nicht, nach ihm deren Formlosigkeit oder Formvollendung, ohne darauf zu achten, daß der Dichter, seine Fähigkeiten falsch einschätzend oder aus ökonomischen Rücksichten auf das geschlossene Buch, nur sein Werk falsch etikettierte.

Detlev von Liliencron baute gern Luftschlösser, um sich in ihnen nach seiner Art bequem einrichten zu können. Da sparte er keine Kosten und hatte das auch nicht nötig. Seine unermeßlichen Güter lagen im Monde und er bewirtschaftete diese Güter, wie man Güter, die im Monde liegen, zu bewirtschaften pflegt. Wenn der Dichter sich seine Geldsorgen vom Herzen schreiben wollte, so gelang ihm das anscheinend am besten, indem er sich in solche seiner Phantasiegestalten einzufühlen suchte, denen er unbegrenzte Mittel zur Verfügung stellte. In diesen und manchen ähnlichen Zügen zeigt die Arbeitsweise Detlev von Liliencrons eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Balzacs und wenn er dessen mit der Vituosität des einer literarischen Pariser Modegröße wohl verzeihlichen Penny-a-linertums verbundene epische Kraft gehabt hätte, so wäre vielleicht sein lyrisches Empfindungsvermögen, der Besitz des jungen Menschen, allmählich in dem Gut des alten Menschen aufgegangen, das wir Weltweisheit nennen, weil er das angesammelte Wissen der Menschheit ist, aus dem ein jeder die Farben und Linien seines Weltbildes wählt.



Romane in des Wortes verwegener Bedeutung hat Detlev von Liliencron nur zweimal geschrieben („Breide Hummelsbüttel", „Mit dem linken Ellenbogen") obschon das Romanschreiben sicherlich nicht seinem künstlerischen wohl aber seinem wirtschaftlichen Ehrgeiz entsprach. Denn es bieten sich ja dem modernen Dichter nur diese beiden Möglichkeiten, seine Phantasieschätze in viel gültiges Gold umzuprägen: er kann für die Schaubühne Stücke schreiben, die gefallen (was Liliencron nicht gelang), oder Romane, die „Anklang finden" (was ihm ebenfalls nicht gelang, wie zum Beispiel seine Erfahrungen mit dem „Berliner Tageblatt" beweisen).

Aber auch wenn man das Unterhaltungsbedürfnis des durchschnittlichen Romanlesers nicht in Anrechnung bringen will, kann man Liliencron nicht einen Romanschriftsteller nennen. Er war Novellist, ein Meister der kurzen Erzählung wie Maupassant. (So sind seine Kriegserzählungen ziemlich das einzige künstlerische Ergebnis, das die Jahre 1870/71 für Deutschland hatten und ihre beispiellose Frische hat ein Gegenstück nur in den psychologisch verfeinerten, deshalb episch abgeschwächten Geschichten des französischen Meisters.) Daß Sammlungen von Stimmungen und Stoff, aufgefüllt mit Lebens- und Leseerinnerungen vermischt mit kleinen Erzählungen in einen Band mäßigen Umfanges ohne äußere Abrundung, ohne innere Verbindung hineingepreßt, auf die bequeme Ausrede der Rahmengeschichte fast verzichtend oder sie vergessend, keine epische Form klar ausprägen können, wußte Detlev von Liliencron selbst. Wenn er trotzdem solche als Romane bezeichnete Aufzeichnungen (wie die „Mergelgrube", „Der Mäcen", „Leben und Lüge") veröffentlichte, so wollte er sich kaum als den Sucher nach einer ihm gemäßen Form der Darstellung zeigen, der jeder Dichter ist. Ihn bestimmten wohl eher wirtschaftliche Rücksichten. Die Notwendigkeit, Bücher zu schreiben. Und mit stolzer Naivität offenbarte er trotz alledem poetische Geheimnisse, die Geheimnisse eines Dichters, der unerkannt unter den Alltagsmenschen lebt.

In seinen Auchromanen und in seinen Nichtromanen erzählt Detlev von Liliencron, immer wieder die ausgleitende Feder ansetzend, die Geschichte eines menschlichen Herzens und eines menschlichen Augenpaares. Er selbst ist es, der in wechselnder Gestalt aus seinen verborgenen Zauberschlössern zu den Menschen herabsteigt, um zu sehen, daß ebenso wie auf seinen Tagen auch auf ihren die ironischen Lichter und auf ihren Nächten wie auf den seinen die melancholischen Schatten ruhen. Aber während er noch über die Frühlingswiesen ausschreitet, unter denen er die Leichenfelder längst vergessener Schlachten sieht, zum Meer, über das auf Schiffen vergangener Jahrhunderte deren Menschen ihm entgegen steuern, betritt dieser Meister der historischen Vision schon die Nebelbrücke, die ihn mit fernen Welten verbinden soll. Doch springt er immer zuletzt mit zwei kräftigen Füßen herab, um in der Wirklichkeit zu stehen; ihn reizt nun das Einfache, ja das Rauhe, selbst Rohe gewöhnlicher Lebenumstände, weil ihn deren Klarheit entzückt und das satte Behagen beglückt, das sich zur echt niederdeutschen Freude an kräftiger Speise und frischem Trank steigert. Die toten Prinzessinnen haben sich in lachende sehr lebendige Landmädchen verwandelt, an denen ihn die raschen Traber vor dem leichten Wagen durch die glitzernden Sonnenstrahlen des taufrischen Sommermorgens vorbeiführen. Er weiß daß er lebt, er fühlt den kräftigen Zug der Zügel in seinen Händen und mit einem Vorwärts ins Dasein, wendet er um die scharfen Ecken des Weges. Alles dieses und noch manches andere, Erschautes und Erkanntes, Empfundenes und Anempfundenes, aufrichtig Ernstes und ebenso aufrichtig nicht für Ernst genommenes Leben und Lüge, aber nicht Wahrheit und Dichtung im Goetheschen Sinne, verwebt sich in diesen künstlich verlängerten Erzählungen. Es ist eine ungewohnte Mischung, die den Genießer, nicht den pedantischen Leser der Romane Detlevs von Liliencron erwartet. Aber es ist keine schlechte Mischung, eine Mischung, auf deren Geschmack mit der Zeit auch diejenigen kommen werden, denen ihre Buntheit noch ein wenig unbehaglich ist. G. A. E. B.

Alte Glasgemälde im Schloß Hohenschwangau. Eine Sammlung König Maximilians II. von Bayern. Herausgegeben von Oskar Zettler. Bearbeitet von J. L. Fischer. Delphin-Verlag München. 1912. Die ersten 50 Exemplare sind numeriert und nicht im Buchhandel zu haben.

Die Glasmalerei hat sich bisher noch keiner üppigen Literatur zu erfreuen. Zu begrüßen ist deshalb die Begründung der in ihren bis jetzt erschienenen Nummern einen sehr gediegenen Eindruck machenden „Zeitschrift für alte und neue Glasmalerei," Delphin-Verlag, München. Aus dem gleichen Verlag, der sich der literarischen Pflege dieses Kunstzweiges besonders liebevoll anzunehmen scheint, ging auch die vorliegende schöne Publikation hervor. Sie ist, das darf vorausgeschickt werden, für das Studium der Glasmalerei sehr wichtig. Die Sammlung, die der kunstliebende König Maximilian II. von Bayern schon in sehr jugendlichem Alter begann und mit der er die von ihm 1832 erworbene Burg Hohenschwangau ausschmückte, ist bis jetzt leider noch zu wenig bekannt. Sie umfaßt 107 Nummern, aus der Zeit von etwa 1490—1680, überwiegend Schweizer Arbeiten. Die treffliche Qualität der Scheiben gibt dem hohen Sammler ein glänzendes Zeugnis für seinen gebildeten, kunstsicheren Geschmack. Erfreulicherweise konnten auch über dreißig Künstlernamen ermittelt werden. Mit Ausnahme von drei Scheiben gehören sämtliche Stücke der sogenannten Kabinettsmalerei an, die um die Wende des XV. Jahrhunderts beginnt. Es ist die Zeit, in der die Kunst auf allen Gebieten nicht mehr überwiegend der Kirche dient, sondern sich das Bürgerhaus erobert. Während sich die ältere Glasmalerei ausschließlich nur im Kirchenfenster betätigt, setzt um 1500 die Mode ein, die Fenster der Profanbauten mit bunten Darstellungen zu schmücken, und in der Schweiz entstand die schöne Sitte sich mit „Kabinettscheiben" zu beschenken. Besonders als offizielles Geschenk, Ehren- und Erinnerungs-



gabe der Kantone und öffentlichen Ämter für Kirchen, Klöster, Zunfthäuser und einzelne Private gewann die Scheibe Bedeutung. Durch Wappen und Inschrift verewigte sich in ihr der Geber. Unter den Schweizer Glasmalern stehen die Züricher obenan. Sie sind auch in der Sammlung am reichsten vertreten. Der bedeutendste Name ist der der Murer, der sich durch drei Generationen fortsetzt; Christoph und Josias Murer kommen für die Schöpfung und Ausführung des trefflichen Scheibenzyklus „Vom verlornen Sohne" in Betracht. Ein ähnlicher Zyklus befindet sich in der Sammlung des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, heute im „Gotischen Hause" zu Wörlitz. Dieser umfaßt sechs Darstellungen; der Hohenschwangauer, der allem Anschein nach aus der Tucherkapelle von St. Lorenz in Nürnberg stammt, nur vier. Doch dürfte die Befürchtung, daß hier zwei Scheiben verloren gingen, unbegründet sein, da das Motiv in vier Darstellungen zusammengezogen ist. Sehr gute Stücke sind auch etliche frühe Ulmer und Augsburger Scheiben, die auf Stiche bezw. Vorzeichnungen Schongauers, Hans Burgkmairs des Älteren und Jörg Breu des Älteren zurückgehen. Mit dem Text von Fischer ist eine gründliche und wertvolle Arbeit geleistet worden. Ebenso muß man auch den vorzüglichen Wiedergaben, wie überhaupt der würdigen Ausstattung des Werkes Lob zollen. Die Hoffnung, die der Verfasser bescheiden in seinem Vorwort ausspricht, „der wissenschaftlichen Forschung etwas Brauchbares" geleistet zu haben, dürfte sich sonach wohl reichlich erfüllen. M. E.

Paul Oskar Höcker, Die lachende Maske. Roman, *Stuttgart* 1911. Verlag von *J. Engelhorns Nachf.*

Dies Buch kann als Typus des Unterhaltungsromans in unserer Zeit angesehen werden. Man kann nicht sagen, daß etwas darin schlecht oder roh ist, aber niemand wird behaupten, daß dieser Roman als ein Kunstwerk zu gelten habe, oder als Zeugnis eines ernst arbeitenden, schwer ringenden Künstlers der hohen Kunst zuzurechnen sei. Der Unterhaltungsroman unserer Tage unterscheidet sich ja wesentlich von dem der vergangenen Jahrzehnte; das Sentimentale, Allzu-Verlogene, die scharfe Trennung in edle und schlechte Menschen ist nach Möglichkeit zurückgedrängt, und eine gewisse Vertiefung, das Ausbreiten eines unter der äußeren Handlung verborgenen Problems, die Anwendung einer Art von Psychologie wird angestrebt. Ein scheinbarer Realismus waltet vor, und Erscheinungen und Menschen unserer Zeit werden in die Handlung (oft recht aufdringlich) einbezogen, um eben die Vorgänge möglichst natürlich erscheinen zu lassen und ein Interesse zu erzeugen, das die Spannung in den Produkten der älteren Unterhaltungsromane ersetzen soll. Aber es fehlt diesen Büchern ein Etwas, dessen Mangel auch der Durchschnitttsleser instinktiv fühlt. Und grade dieser Mangel verursacht es, daß man diese Romane so leicht herunter liest und so wenig von ihnen behält.

Diese Worte enthalten eine Kritik der meisten Romane, welche unsere vielschreibenden Unterhaltungsschriftsteller ohne große Mühe alljährlich anfertigen. So fabuliert auch Höcker munter darauf los, jede Vertiefung, jede Ausmalung der äußeren Vorgänge, der Umwelt, der seelischen Geschehnisse beharrlich vermeidend. Er erzählt von einer jungen, schönen Gesangsschülerin, die sich gleich nach ihrem ersten Auftreten in der Kroll-Oper mit dem tüchtigen naturwüchsigen Dirigenten verlobt. Vorher aber hat dieser Kapellmeister einem alten Opernsänger, der sich der schönen Novize unsittlich nähert, ein Ohrfeige heruntergeschlagen, und als der alte Sänger sein Gehör verliert, strengt er einen Schadenersatzprozeß gegen den Dirigenten an. Ein Schriftsteller älterer Jahrzehnte hätte dies Buch „Die folgenreiche Ohrfeige" betitelt, denn alle Not, in welche nun das junge Paar über 300 Seiten gerät, erwächst aus den Folgen dieses Schlages. Der Kapellmeister, als Rowdie verschrien, verliert seine Stelle an einem kleinem Hoftheater (der Kundige erkennt sofort: es ist Dessau); wir erleben die beliebte Darstellung eines Schmierenlebens, die Sängerin geht zum Variété, das Paar verliert sein ganzes Vermögen, der Mann wird ins Gefängnis gesteckt, und die zurückgelassene Frau, die inzwischen niedergekommen ist, wird Soubrette und beinahe die Geliebte eines Offiziers. Da kehrt, gänzlich gebrochen, der Kapellmeister zurück, er bleibt auch verbittert, als die Sezierung des inzwischen verstorbenen Sängers seine Unschuld erweist. Halb irrsinnig streift er umher und kehrt nach Wiesbaden zurück, als gerade seine unvollendete Oper von einem gutherzigen früheren Schüler und von einem kränkelnden, noch gutherzigeren Bruder mit der verlassenen Frau aufgeführt werden soll. Da erwacht die alte Kraft in dem Verzweifelten, der Tag der Premiere kommt, und weil wir wissen, daß jetzt alles gut wird, und da der Autor weiß, daß wir ihn nicht mehr brauchen, tritt er zurück, schlägt den „Zarathustra" auf und zitiert zum Schluß aus diesem Buche (wie symbolisch läßt sich dies Zitat auf den Roman anwenden!) die nicht mehr ganz unbekannte Stelle: „Das Lachen sprach ich heilig. Lernt mir lachen!" Man wird ohne weiteres glauben, daß ich, nach den einleitenden Bemerkungen, nichts Kritisches mehr über dies Buch zu sagen habe. K. P.

Kurt Wolff, Der Dramatiker Eulenberg. Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Prof. Berthold Litzmann. Heft 1 des VII. Jahrgangs 1912.

Und er ist doch ein Dichter. So müßte jede Eulenbergkritik beginnen, um dem Vielumstrittenen und Vielgeschmähten Land zu erobern, selbst ein Panegyrikus rechtfertigte sich. Wolffs Buch ist zum mindesten eine Apologie. Durch die Negation dessen, was er als die Wesenszüge der deutschen Dramatik seit Hebbel erkennt, hebt er Eulenbergs Eigenart scharf hervor. Er erfaßt dessen Schaffen im Bilde einer Kugel, aus deren Zentrum eine treibende Kraft Massen auf die Oberfläche ausstößt. Qualitativ sind die Unterschiede nicht, verschieden sind nur die Intensität des Schöpferischen und die äußere Form. Der Dichter will keinen Ausschnitt aus dem Komplex der Lebenserscheinungen geben, jedesmal wieder soll im Einzelschicksal ein



kosmisches Bild ausgeprägt werden. Er gießt in einen Menschen, seinen Helden, wenn man so will, alles, was an Gefühlen die Menschen überhaupt bewegen kann. Ihr Widerstreit, denn die Gefühle gehen nie glatt auf, steht im Gegensatz zu der gewohnten strengen Motivierung etwa der Hebbelschen oder Ibsenschen Dramatik. Eulenbergs Helden fallen über der „Enttäuschung durch die Wirklichkeit", wie Richard M. Meyer es formuliert hat. In ihrer Universalität brechen sie sich an den moralischen und sozialen Forderungen der Gesellschaft.

Das Publikum wird dem so bald noch nicht nachkommen können. Und dagegen Sturm zu laufen scheint mir mindestens so ungerecht, wie die einseitige Versteifung auf Prinzipien, unter die sich dann eine neue Kunst nicht zwingen läßt. Um der Kunst eines einzelnen willen kann ein ganzes Volk nicht innerhalb zehn Jahren umlernen. Es ist so leicht zu sagen: das Publikum ist durchgefallen. Dazu übersieht Wolff die Unmöglichkeit der dramatischen Sprache Eulenbergs. Von wem darf man verlangen, wer wagt es, von sich selbst zu behaupten, daß er jeden Satz, der von der Bühne herabgesprochen wird, verstehe? Die Bilder sind so neu, so kühn, daß der Leser sich wohl daran gewöhnt und an ihrer Schönheit erwärmt, sie überstürzen aber oft einander so, daß keiner der Zuschauer zu folgen vermag. In der Sprache Eulenbergs einen Anfang zu sehen, kann ich mich nur verstehen, soweit ich ihre Innerlichkeit anerkenne, die Konzentration der Bildhaftigkeit indessen, glaube ich, überschlägt sich selbst.

Der Vergleich Eulenbergs mit Shakespeare lag nicht fern, jeder weist auf die Mischung von Komik und Tragik hin; nur dem armen XIX. Jahrhundert vorzuwerfen, es habe die Sonderung vollzogen, stimmt wohl kaum. Auf die Besprechung der einzelnen Dramen hier einzugehen, gestattet der Raum nicht. Es ließe sich noch manches Gute von dem Hefte sagen.

C. N.

Otto Flake, Schritt für Schritt. Roman. Verlegt bei *Paul Cassirer, Berlin* 1912 (5 M., gebunden 6.50 M.).

Die Patenschaft Balzacs ist keine schlechte Empfehlung. An der Physiologie der Ehe, dem zugleich doktrinärsten und reizvollsten Buch, das es gibt, hat der junge Dichter die Frauen sehen gelernt. Er aber ist nicht doktrinär und er schreibt eine Dichtung und stellt sie hinein in sein elsässisch Land. Sein Handwerkszeug, die Sprache, führt er spielend. Die konkretesten und schlichtesten Worte fügen sich ihm zu tief innerlichen Gebilden, deren Klarheit eine sonderbar ergreifende oder auch überzeugende Wirkung besitzt. Der Stil ist großzügig, wiederum erinnert Flake an den Franzosen. Darum aber betone ich den dichterischen Wert, weil es doch eigentlich ein theoretisches Buch ist.

Vor achtzig Jahren war es eigentlich nur die Frau, in der man das Problem suchte, und jetzt kommt einer, der es unternimmt, eine Physiologie des erotischen Empfindens für den Mann aufzustellen. Das ist nicht minder eine Tat.

Die Annäherung zweier Menschen, ihre Irrungen und Wirrungen und endliche Vereinigung ist der Inhalt dieses — wie fast jedes anderen Romans. Doch lenkt alles auf den Mann zurück. Er hat eine reiche Erfahrung (hier wird leider oft mit älteren Motiven hausgehalten), als er an die Frau, die noch unberührt ist, herantritt. Aus dieser Verschiedenheit des Entwicklungsstadiums leiten sich die Störungen her. Beide geben sich, äußerlich genommen, das Letzte und geben sich doch keine Befriedigung. Ehe sie sich in ihrer Sinnlichkeit nicht einander angeglichen haben, kann keine Gemeinschaft entstehen, die beiden genügt. Die Frau muß sich erst entfalten und kann es erst, wenn sie keiner Bindung irgendwelcher Art mehr unterliegt. Solche innere Freiheit findet sie hier, oder sagen wir normalerweise, in dem äußeren Zwang der Ehe. Der Mann aber muß ihr zu dieser Entfaltung Zeit lassen, Schritt für Schritt nur darf er erwarten vorwärts zu kommen. In seiner Art erotischen Empfindens liegt es, daß er so oft dagegen fehlt. Denn er verbindet mit dem Gefühl einen Denkprozeß, der seine Erlebnisse klärt und sein Wollen rascher entwickelt. Aus dieser reflektierenden Tätigkeit erwächst ihm aber auch die Möglichkeit, die Linie zu erkennen, die die Frau zu ihm hinaufführt. Dem muß er nachgeben, Herrentum wird keinem entwickelten Menschen auf längere Zeit genügen, die mangelnde Gleichheit hat den Überdruß im Gefolge. Das Endziel kann allein die bewußte gegenseitige Hingabe sein, in der jeder den andern als gleichwertig empfindet, ohne daß einer nur seine Selbständigkeit aufgibt.

Die Gestalten Ralph Wegeners und Ilses sind hervorragend klar gezeichnet. Die beiden Ehen, zu denen Wegener in Beziehung tritt, geben eigentlich die Gegenbeispiele zu dem neuen Ideale ab, die übrigen Menschen, die Frauen besonders, dienen nur der psychologischen Exemplifikation.

Das Buch wird von sich reden machen, auf den Dichter aber wird man merken und ihm eine sichere Entwicklung wünschen.

C. N.

Wolfram Suchier, Gottscheds Korrespondenten. Alphabetisches Absenderregister zur Gottschedschen Briefsammlung in der Leipziger Universitäts-Bibliothek. Berlin, Gottsched-Verlag 1912.

Der Verfasser hat sich der äußerst mühsamen Arbeit unterzogen, für die Sammlung der zirka 4750 Briefe Gottscheds, die die Leipziger Bibliothek in 22 Foliobänden besitzt, ein alphabetisches Register herzustellen. Das einzige bisher vorhandene Register der Briefe, das der Gottschedbiograph Danzel für sich selbst anlegte, liegt nur in dem Manuskript auf der Leipziger Bibliothek vor, wodurch besonders dem auswärtigen Forscher die Benutzung erschwert ist. Ein größerer Mißstand ist aber die chronologische Anordnung des Danzelschen Registers, die demjenigen, der die Briefe eines bestimmten Absenders sucht, die zeitraubende Arbeit auferlegt, die dort aufgeführten 4700 Nummern durchzugehen. So muß Suchiers Register dankbar begrüßt werden, einmal weil es leichter zugänglich ist als Danzels Handschrift, und dann vor allem, weil es alphabetisch angelegt ist und dadurch eine schnelle

Orientierung darüber leicht ermöglicht, ob eine bestimmte Persönlichkeit mit Gottsched korrespondiert hat. Indem Suchier bei den einzelnen Korrespondentennamen Band- und Blattnummern der Sammlung aufführt, erleichtert er bedeutend die Heranziehung der Originale. Die Beifügung der Daten ist recht wertvoll für den Forscher, der sich mit der Tätigkeit eines Zeitgenossen Gottscheds in einem bestimmten Jahre befaßt. Suchier ist mit großer Gewissenhaftigkeit besonders bei Feststellung der Namen vorgegangen und hat dabei Danzel einzelne recht grobe Versehen nachgewiesen. — Die bedeutende Stellung, die Gottsched einst in der Literatur einnahm, brachte es mit sich, daß er eine reiche Korrespondenz hatte, in der die bedeutendsten Namen jener Tage vertreten sind wie Baumgarten, Bodmer, Breitinger, Gellert, J. E. Schlegel, Voltaire, Chr. Wolff und andere mehr. Die Briefe bilden eine unschätzbare Fundgrube für Literatur- und Kulturgeschichte, und mancher Biograph oder Familienforscher findet dort wertvolles Material. Nur die Hindernisse, die der Benutzung bisher im Wege standen, haben die gebührende Ausbeutung der Briefe fast unmöglich gemacht. Suchier hat das Verdienst, diese Quelle leichter zugänglich gemacht zu haben, und die Wissenschaft wird ihm dafür dankbar sein.

Dr. Kopelke.

Kleine Mitteilungen.

Die Arbeiten der römischen Vulgata-Kommission. Gegen das Ende des Pontifikats Leo XIII. ist, wie bekannt ist, eine Bibelkommission von dem Papst eingesetzt worden, woraufhin Pius X. im Mai 1907 eine Kommission für die Revision der lateinischen Vulgata mit dem Abbé Gasquet an der Spitze ernannt hat. Mehrere Berichte über die Tätigkeit dieser Vulgata-Kommission sind bereits veröffentlicht worden, die in einer der letzten Nummern von „The Nation" zusammengefaßt werden. Weiteres entnehmen wir dem „Athenaeum". Der zur Zeit von der römischen Kirche autorisierte Text der Vulgata ist die Rezension Klemens VIII. aus dem Jahre 1592, eine ausgezeichnete Arbeit für jene Zeit, die aber selbstverständlich im Lichte der gegenwärtigen Bibelwissenschaft nicht bestehen kann. Es muß zunächst betont werden, daß die Vulgata-Kommision keineswegs die Absicht hat, das Werk des heiligen Hieronymus zu kritisieren, welcher in den letzten Dekaden des IV. Jahrhunderts unter der Autorität des Papstes Damasus auf Grund seiner eigenen Forschungen einen Text herstellte, der an die Stelle vieler damals existierender getreten ist. Allgemein ist anerkannt, daß der heilige Hieronymus nicht allein durch sein Wissen und seine Geschicklichkeit im höchsten Maße dafür prädestiniert war, sondern er hatte auch noch solche griechische und andersprachliche Manuskripte zur Verfügung und konnte solche andere Informationsquellen benützen, die seit Jahrhunderten verloren gegangen sind. Die Manuskripten-Tradition, die ihm vorlag, ist viel älter als irgendeines unserer griechischen Manuskripte, von denen das älteste in die Mitte des III. Jahrhunderts zu datieren ist. Der Zweck und das Endziel der jetzigen, von Pius X. ernannten Kommission ist daher allein der, den Text des heiligen Hieronymus so gut wie möglich wieder herzustellen. Andere werden natürlich es dann auf sich nehmen, diese Version selbst zu kritisieren; denn wie Rahlfs (Göttingen) in seinen Septuaginta-Studien nachgewiesen hat, bedarf der Text des Hieronymus, selbst nach seiner besten Wiederherstellung und trotz der ihm zur Verfügung gestandenen Manuskripte und Autoritäten, sehr stark der Verbesserung, so daß Rahlfs ihm Sorglosigkeit in der Herstellung des Textes hat vorwerfen können.

Die Kommission hat ihren Sitz in Rom, in dem von Leo XIII. errichteten Kloster St. Anselmo. Hier sind alle Kollationen, die die Mitglieder der Kommission selbst gemacht oder sich verschafft haben, untergebracht. Um die Vorbereitung einer vollständigen Kollation zu erleichtern, ist der ganze clementinische Text in großen Bänden gedruckt worden und zwar ohne große Anfangsbuchstaben, ohne Paragraphierung und ohne Wortabteilung, so daß dieser Druck soweit als möglich einem Manuskript gleicht und die Revisoren besser in die Lage versetzt sind, mit den existierenden Manuskripten zu vergleichen; zwei Drittel der Seiten des Drucks sind für Varianten und Anmerkungen freigelassen. Für die Psalmen ist ein besonderer Druck angenommen worden, da Hieronymus drei Versionen der Psalmen zu verschiedenen Zeiten niedergelegt hat, zwei auf der Basis der alten Itala-Übersetzung, die er mit Hilfe der Septuaginta korrigierte, und die dritte als direkter Übersetzer aus dem Hebräischen. Die beiden Itala-Texte der Psalmen sind in die Mitte der Seite gedruckt, die Varianten rechts und links durch einen Strich getrennt, während die dritte Übersetzung separat gedruckt worden ist. — Eine der ersten Arbeiten der Kommission war die Vorbereitung eines Katalogs aller lateinischen Bibelmanuskripte, die in sämtlichen Bibliotheken Europas vorhanden sind, ein Katalog, der nicht allein für die gegenwärtige Arbeit der Revisoren, sondern für alle Zukunft für das Bibelstudium von Nutzen sein wird. Des weiteren ist schon in einer großen Anzahl von Bibliotheken die Bibelcodices untersucht worden und deren Inhalt beschrieben oder kollationiert. In verschiedenen Teilen Europas sind zurzeit 15 Mitarbeiter mit solchen Manuskripten und anderen Dokumenten beschäftigt, die für die Konstituierung eines authentischen Textes von Nutzen sind. Um die Provenienz einiger Codices und die Einflüsse, denen sie unterworfen waren, festzustellen, ist die Wichtigkeit der Capitulae (Inhaltsangaben) allgemein anerkannt. Für das Sammeln und Vergleichen dieser Capitulae und als eine Unterlage einer Kollation derselben ist ein Exemplar hergestellt worden, das ihre bedeutendsten und typischsten Specimina enthält.

Die Bedeutung dieser Revision für die Kritik des Neuen Testaments und die des Alten Testaments in der griechischen und der hebräischen Sprache, namentlich für die der Psalmen, liegt auf der Hand; denn der Psalter ist von Anfang an am meisten benützt und



daher auch am meisten publiziert worden, sowohl vor wie nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon Holmes und Parsons haben für ihre große Oxforder Ausgabe der Septuaginta (1795 bis 1823) mehr als hundert Manuskripte benützt und zurzeit sind mehrere Hundert Psalmen-Manuskripte bekannt. Dabei ist von Interesse zu wissen, daß in Manuskripten der Psalter gewöhnlich allein erscheint und nur in ganz wenigen Exemplaren mit der ganzen Bibel oder mit dem Neuen Testament verbunden abgeschrieben wurde; und da man die allgemeine Ansicht hat, daß die Übersetzungen von größtem Nutzen für die Kritik der Septuaginta als ganzes sind — da mehrere Übersetzungen älter sind, als die ältesten griechischen Manuskripte und man noch dazu ihren Ursprung fast immer feststellen kann — so gilt dies um so mehr von dem Septuaginta-Psalter, von dem eine so außerordentlich große Anzahl von Manuskripten erhalten sind. In lateinischer Sprache sind von den Psalmen nur eine größere Anzahl von vorhieronymischen oder nichthieronymischen Texten erhalten; jedoch ist Hieronymus eigene Übersetzung für den Text der Septuaginta von großer Wichtigkeit, da er selbst zugestanden hat, daß seine Übersetzung nur eine eilige Revision der damals allgemein gebräuchlichen lateinischen Übersetzung auf Grund der Septuaginta gewesen ist. — Die Revision der Vulgata ist, wie es bei den meisten derartigen Unternehmungen der Fall ist, eine viel kostspieligere Sache als man ursprünglich angenommen hat. Größere Fonds sind daher erwünscht und werden gesucht. — Selbstverständlich ist die Photographie von der Kommission in weitestem Maße benützt worden. Bereits sind 70 Manuskripte photographiert in ihrem Besitz. In dem letzten Berichte ist mitgeteilt, daß das Material aus 30 Manuskripten von Exodus gesammelt worden ist, welches die Revisoren instand gesetzt hat, gewisse definitive Manuskript-Gruppen herzustellen. Zur definitiven Herstellung eines Textes müssen natürlich noch eine größere Anzahl Manuskripte konsultiert werden. — In den Bibliotheken Spaniens hat Dom Donatien De Bruyne die Manuskripte von Roda und von Urgel wiedergefunden, die als verloren gegangen gegolten haben. Dom De Bruyne betont ausdrücklich, daß er in den Bibliotheken Österreichs und Deutschlands die Schätze, nach denen er Umschau hielt, in sorgfältigster Weise aufbewahrt und katalogisiert gefunden hat. Pierpont Morgan hat sein berühmtes Hamilton-Manuskript 251 der Kommission zur Kollationierung zur Verfügung gestellt gehabt. In dem letzten Bericht ist eine Liste der photographierten oder mit gedruckten Bibeln kollationierten Codices und eine Mitteilung über den gegenwärtigen Zustand der Vercelli-Evangelien enthalten. -M.

Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Der Preßausschuß hielt am 31. Mai im Sachsenzimmer des Buchgewerbehauses seine zweite Sitzung ab, in welcher unter anderem beschlossen wurde, zur Erlangung eines *Plakates für die Ausstellung ein allgemeines Preisausschreiben* ergehen zu lassen. Die Bedingungen für diesen Wettbewerb sind aufgestellt und sie werden in kürzester Zeit zum Versand kommen. Es ist ein Preisgericht gebildet, das aus sieben deutschen Künstlern besteht. An Preisen sind ausgeworfen für den ersten Preis M. 2000.—, für den zweiten Preis M. 1000.—, für den dritten und vierten Preis zusammen M. 1000.—. Die Plakatentwürfe sind bis 30. September an die Geschäftsstelle der Ausstellung einzusenden. Es dürfte eine rege Beteiligung zu erwarten sein, um so mehr, als es sich um eine internationale Fachausstellung für die graphische Kunst und das gesamte Buchgewerbe handelt. Weiterhin beschloß der Presseausschuß, einstweilen eine Schriftsiegelmarke herstellen zu lassen. Zu diesem Zweck wird unter Schülern der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig ein engerer Wettbewerb stattfinden. Die Siegelmarke soll in kürzester Zeit in einer großen Auflage erscheinen. Später sollen neue Siegelmarken und zwar möglichst für jede an der Ausstellung beteiligte Gruppe ein besonderes Sujet, ausgegeben werden.

Zwischen den *„acta diurna"*, den öffentlichen und regelmäßig durch Anschlag bekanntgegebenen Nachrichten Caesars, zu denen auch Parlamentsberichte des römischen Senats gehörten, und den „drahtlosen" Bordzeitungen der Ozeandampfer unserer Tage liegt die Entwicklung der *„Presse"*. Von den primitiven Holzschnitten des Mittelalters, die über Mord, Krieg und Pestilenz berichteten und zuweilen auch rein literarische und künstlerische Erzeugnisse in die breite Masse trugen, bis zu der photographischen Berichterstattung und den wundervollen farbigen Reproduktionen von heute — welch ein gewaltiger Fortschritt! Von den „Meßrelationen" des XVI. und XVII. Jahrhunderts, deren Herstellung und Vertrieb Wochen erforderte, bis zu unsern mehrmals am Tage erscheinenden großen politischen Zeitungen, die für eine Ausgabe Papier kilometerweise gebrauchen und zuverlässige Nachrichten bringen über Vorgänge, die erst wenige Stunden vorher sich ereignet haben — welch ein fortwährendes Spiegelbild des politischen, geistigen und materiellen Lebens der Nationen; welch eine Fülle von Dokumenten der Kulturentwicklung der Menschheit bietet die Presse und ihre Geschichte!

Um so seltsamer ist es, daß auf all den vielen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte bisher noch niemals eine zusammenhängende, erschöpfende Darstellung des gesamten Zeitungswesens geboten worden ist, aus der seine gewaltige Bedeutung als Kulturfaktor und Spiegel der Kultur für jedermann verständlich wurde. Zum erstenmal wird die Presse als geschlossenes Ganzes auf der *Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig* 1914 in umfassender Weise in Erscheinung treten. Hier wird in dem großen Rahmen dieser das gesamte Buchgewerbe und die graphischen Künste darstellenden, von allen Kulturnationen beschickten Ausstellung in einer eigenen großen Gruppe *„Das Zeitungs- und Nachrichtenwesen, die Bekanntmachungs- und Werbemittel"* zur Vorführung gelangen. In fünf Klassen gelangen zur Darstellung: Die Geschichte der Entwicklung des Zeitungs-, Nachrichten- und Bekanntmachungswesens, Tageszeitungen und Zeitschriften



aller Art, Nachrichtendienst, Fernschreib- und Ferndruckwesen, Illustrierte Zeitschriften, Fachpresse, Reklamedrucksachen, Bekanntmachungs- und Werbemittel.

Da die Ausstellung unter der Mitarbeit erster Fachleute in Leipzig, der Hochburg des Buchgewerbes und des Buchhandels, stattfindet, so darf erwartet werden, daß, wie das gesamte Unternehmen in allen seinen Teilen, so auch das Zeitungswesen eine erschöpfende Darstellung erfahren wird. Der Verband deutscher Zeitungsverleger hat der Ausstellungsleitung seine Sympathie ausgedrückt und ihr mitgeteilt, daß er die Ausstellung nach jeder Richtung hin unterstützen werde. Es ist nun Aufgabe der Presse selbst, eine für Fachleute wie Laien belehrende und interessante Ausstellung des gesamten Pressewesens zu organisieren, und es darf nach den bereits vorliegenden Äußerungen aus ihren Kreisen angenommen werden, daß eine erschöpfende und glänzende Presseausstellung zustande kommen wird.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik hat dem Direktorium der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 durch das französische Konsulat in Leipzig die offizielle Mitteilung zugehen lassen, daß die französische Regierung das Protektorat über die französische Abteilung der Internationalen Ausstellung Leipzig 1914 übernommen hat. Das französische Komitee hat inzwischen unter dem Vorsitz des Président du Cercle de la libraire et du Syndicat des éditeurs M. Lucien Layus seine Arbeit aufgenommen. Dem Komitee gehören weiter 26 Mitglieder an, unter anderm auch die Präsidenten des Comité Français des Expositions à l'Etranger: MM. Emile Dupont und Alphonse Pinard. Eine großzügige Beteiligung Frankreichs an der Ausstellung Leipzig 1914 steht hiernach in sicherer Aussicht.

Ein amerikanisches Theater-Museum. Herr Brander Matthews handelt in dem letzten „Columbia University Quarterly" von dem Dramatischen Museum der Universität Columbia und stellt sich dabei auf den Standpunkt, daß weder in Amerika, noch in Europa etwas Ähnliches existiert. Er weiß also nichts von dem Münchner Theater-Museum, das bereits den gleichen Zweck erfüllt und später noch mehr zu erfüllen bestimmt sein wird, wie das Dramatische Museum der Universität Columbia. Auch das Münchner Museum wird seinen zukünftigen Hauptzweck darin finden, Gegenstände der Gegenwart und der Vergangenheit, die mit der dramatischen Kunst in Zusammenhang stehen, aufzunehmen: bereits sind 25 Modelle von Theatern und eine reiche stets vergrößerte Bibliothek von Büchern und Abbildungen in dem Clara Ziegler-Haus an der Königinstraße in München vorhanden, die den durch das Geschenk der Stifterin anfangs in den Vordergrund getretenen Personalkult zugunsten des Theatergeschichtlichen und des aktuellen Theaters mehr und mehr zurückdrängen. — Im Jahre 1878 war in Frankreich der Beginn mit einer Art Theater-Museum auf der großen Pariser Ausstellung gemacht worden; diese Sammlung ist dann in die Bibliothek der Großen Oper übertragen worden. Ein von dem Ministerium des Unterrichts und der schönen Künste veranlaßter Katalog derselben ist von großem Wert.

Unter anderem war damals die Rekonstruktion des römischen Theaters von Orange und das Modell der Szene des im Jahre 1547 in Valenciennes aufgeführten Mysterienspiels ausgestellt: links das Paradies, auf der äußersten Rechten die Hölle; einfache Strukturen führen von dem einen Teil zum andern, die Nazareth, den Tempel, Jerusalem, den Palast des Herodes, das Haus des Hohen Priesters, den See von Galiläa, das Goldene Tor und den Aufenthaltsort der Heiligen Väter vor der Hölle darstellten oder wenigstens ahnen lassen sollten. Ein genaues Duplikat dieses Modells des Mysteriums von Valenciennes wurde der Columbia-Universität übergeben; und von diesem ersten und einzigen Modell aus hat sich ein bereits für das Studium der dramatischen Kunst beachtenswertes Theater-Museum entwickelt. Ein zweites Modell im Besitz des Columbia-Museums stellt das im Jahr 1639 von Richelieu erbaute Pariser Palais-Royal-Theater vor. Nach und nach wurde Kupferstich- und Photographiematerial angeschafft; und vor einigen Jahren, als das Departement für englische und vergleichende Literatur in das Philosophiegebäude der Columbia-Universität überführt wurde, wurde eine systematische Ausbildung des in zwei großen Räumen untergebrachten Theater-Museums der Universität ins Werk gesetzt. Der eine Raum enthält eine spezielle dramatische Bibliothek von mehr als 1000 Bänden. Nur was auf die dramatische Kunst Bezug hat, ist hier untergebracht. Dazu tritt eine Spezialsammlung von 500 Stücken amerikanischer dramatischer Autoren und 200 Bände, die speziell auf Sheridan Bezug haben. Der Bibliotheksraum führt direkt zu dem Modellraum, in dem außer den beiden genannten großen Modellen auch das Modell einer Aufführung der Episode der Arche Noah in einem Mysterienspiel der Schiffsbauergilde in einer mittelalterlichen englischen Stadt aufgestellt ist. Ferner besitzt man im Modell den Hof von Tudor-Inn mit seinen herumlaufenden Galerien, von denen Zuschauer auf eine Plattform blicken, auf der eine Moralität, the „Nice wanton", spielt. Das fünfte Modell, das bis jetzt wichtigste im Besitz des Columbia-Museums, ist gemäß dem in Halliwell-Philipps „Outlines of the life of Shakespeare" gedruckten Kontrakt hergestellt, den Allen und Henslowe einerseits und der Zimmermann Peter Street andererseits im letzten Jahre des XVI. Jahrhunderts für den Bau des Fortune-Theaters abgeschlossen haben. Zwei englische Autoritäten, der Architekt Walther H. Godfrey und der bekannte Theater-Schriftsteller William Archer, hatten schon früher Pläne und Querschnitte des Fortune-Theaters nach diesen Kontrakten ausgeführt und nunmehr ist von James P. Maginnis ein großes Modell hergestellt worden, das alle Details des Kontraktes aufgenommen hat und den Einblick in das Innere gewährt. Die hohe Bedeutung dieses Modells liegt darin, daß das Fortune-Theater dem Globe-Theater, für das Shakespeare seine Stücke schrieb, durchaus geglichen hat. Als weitere Modelle sind in Aussicht gestellt, aber noch nicht in Ausführung gebracht:



1. das Dionysos-Theater in Athen, gemäß Dörpfeld,
2. das römische Theater zu Orange nach der Restauration von Caristie,
3. ein Madrider Theater aus der Zeit Lope de Vegas und Calderons,
4. das sogenannte Antike Theater des Palladio zu Vicenza mit seinen illusionsreichen Straßenperspektiven,
5. der Bühnenapparat, den die italienische Maskenkomödie gebrauchte, und
6. das Drury Lane-Theater in London im Jahre 1795 bei der Erstaufführung von Sheridans „Lästerschule".

Zur Rekonstruktion der genannten Theater sind Abbildungen bereits gesammelt. Auch für andere Stadien in der Entwicklung von Theaterbau und Bühnenausstattung sollen Modelle geschaffen werden, zum Beispiel von der erstmaligen Anwendung von wirklichen Wänden und Bedeckungen eines Zimmers in einem bürgerlichen Stück (Boucicaults „London assurance" 1841) oder von der Art, wie früher die Schauspieler, an der Rampe in einer Reihe stehend, miteinander konversierten, während sie jetzt, auf Szenerie und Bühneneinrichtung abgestimmt, sich in natürlicher Weise bei der Konversation geben. Auch die Ursachen, wieso die Franzosen dazu gekommen sind, die italienische Theorie der Einheit des Schauplatzes anzunehmen, während gleichzeitig in Spanien und England der Szeneriewechsel fast im Übermaße praktisch war, können durch ein Modell repräsentiert werden, welches auf der Pariser Ausstellung vom Jahre 1878 figurierte. Hardys Drama „La folie de Clidamant", das im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts im Hotel de Bourgogne in Paris aufgeführt wurde, hielt noch an der mittelalterlichen Tradition fest, wonach alle Phasen einer Handlung zusammen ihren szenischen Hintergrund hatten. Hier sah der Zuschauer beständig und nebeneinander einen Palast im Hintergrund vor sich, auf dessen einer Seite ein großes Schiff im Meere zu schwimmen schien, von dem sich die Heldin in das Wasser zu stürzen hatte, und auf dessen anderer Seite ein großes Schlafgemach lag. Bei einer so wenig zusammenhängenden Bühnenausschmückung war es natürlich, daß sich das Publikum lieber mit der Einheit des Schauplatzes abfand. — Das graphische Material, das die ganze Geschichte des Theaters behandeln soll, ist ebenfalls bereits reich in dem Columbia Dramatic Museum enthalten. Man sieht Schauspieler in Kostümen der Periode, Theateransichten von innen und von außen, Aufführungen in geschlossenem Raum und in freiem Licht, Masken, Porträts dramatischer Autoren usw. Speziellen Wert legt der Leiter des Museums noch darauf, Regie- und Souffleurbücher zu erhalten, die er für unschätzbar hält nicht allein wegen der darin enthaltenen spezifizierten Regieangaben, sondern auch wegen der Entwicklungsgeschichte in der Art der Aufführung, die sich aus solchen Regie- und Souffleurbüchern erkennen läßt. Denn diese Regiebezeichnungen sind oft von einem Schauspieler irgend einmal erfunden und dann von Generation zu Generation in ganz traditioneller Weise fortgepflanzt. — Die „New York Public Library", die den Studierenden des ja ebenfalls in New York liegenden Columbia Dramatic Museum bequem zur Verfügung steht, besitzt bereits durch das Legat des verstorbenen George Becks dessen Sammlung von Regie- und Souffleurbüchern, die 3000 Exemplare umfaßt und zweifellos eine der größten existierenden derartigen Sammlungen ist, wenn wir von den Bibliotheken einiger deutschen Hoftheater absehen. M.

Der Deutsche Verlegerverein hat auf seiner letzten Hauptversammlung Anfang Mai in Leipzig folgende Resolution angenommen, die sich gegen die Ausbeutung von Schriftstellern und Dilettanten durch gewisse Verleger wendet: „Die Hauptversammlung des Deutschen Verlegervereins teilt einmütig das im Jahresbericht ausgesprochene Urteil über die in jüngster Zeit entschleierten Geschäftspraktiken seiner Mitglieder Richard Lincke in Firma *E. Piersons Verlag* in Dresden und *Kurt Wigand* in Firma *Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand in Berlin und Leipzig* und bittet seinen Vorstand auf Mittel zu sinnen, wie der Deutsche Verlegerverein solcher Mitglieder ledig werden kann."

In einem offenen Briefe wendet sich Herr Kurt Wigand gegen diese Resolution. Offenbar in der Erkenntnis, daß sich seine Manipulationen nicht verteidigen lassen, zieht es Herr Wigand vor, die Operationsbasis ein wenig zu verändern und den Angriff als gegen den Kommissionsverlag überhaupt gerichtet zu betrachten. Wie weit er sich damit von den zur Erörterung stehenden Fällen entfernt, ergibt der Wortlaut der in Frage stehenden Resolution, die sich in klaren, unzweideutigen Worten nur gegen die Geschäftspraktiken der genannten Firmen, nicht aber gegen den Kommissionsverlag an sich wendet. Denn es gibt und hat immer Gründe gegeben, die es dem Verleger oder Autor wünschenswert erscheinen lassen, ihr geschäftliches Verhältnis auf eine andere Grundlage als die eines regulären Verlagsvertrags zu stellen, und es hätte des Hinweises auf zwei angesehene Verlagsfirmen wie Duncker & Humblot und Puttkammer & Mühlbrecht nicht bedurft, um diese Notwendigkeit darzutun. Aber auch wenn es richtig wäre, daß diese Firmen „fast alle ihre juristischen, nationalökonomischen usw. Monographien auf Kosten der Autoren verlegen" — was wir entschieden bestreiten — so gilt doch gerade hier der Satz, daß, wenn zwei dasselbe tun, es noch lange nicht dasselbe ist. Nicht in dem Sinne, den Herr Kurt Wigand anscheinend unterstellt, daß man nämlich bei großen Firmen verzeihlich findet, was kleinen als Verbrechen angerechnet wird, sondern in der unterschiedlichen Art, wie diese Firmen ihr Verhältnis zu den Autoren auffassen und den von Herrn Wigand betätigten Geschäftsgrundsätzen.

In seiner Jugend Maienblüte hat sich auch Herr Wigand, wie er schreibt, zu anderen Auffassungen als heute bekannt und sich erst dem Kommissionsverlag verschrieben, als seine dem Eigenverlag zugewandte Tätigkeit mit erheblichen materiellen Verlusten für ihn endigte. Das beweist immer eine gewisse Entwicklungsfähigkeit und läßt den Schluß zu, daß auch seine

Erkenntnis von heute, die im Kommissionsverlag das Allheilmittel gegen geschäftliche Verluste sieht, nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Denn wie das Schicksal des Piersonschen Verlages zeigt, vermag auch der Kommissionsverlag weder Leibrenten zu gewähren, noch vor Verlusten zu schützen. Und wenn Wigand in seinem Zirkular die Frage aufwirft: „Wo wollen Sie angesichts des heutigen Existenzkampfes, dessen fortwährende beängstigende Steigerung wohl auch dem Blödesten verständlich wird, die Grenze machen (!) zwischen guten verlegerischen Sitten und dem Gegenteil?", so wird ihm sein eigenes Gewissen die rechte Antwort darauf geben, auch wenn er es mit falsch verstandenen volkswirtschaftlichen Phrasen einzulullen sucht und sich anstellt, als ob er so wenig wie ein anderer wisse, was man unter geschäftlichem Anstand versteht. Denn nicht den Kommissionsverlag macht man ihm zum Vorwurf, trotzdem er nicht wenig zu der „beängstigenden Steigerung" und dem Tiefstand unserer literarischen Produktion beiträgt, sondern die Art und Weise, wie er ihn betreibt und dadurch seinen Beruf und seine Berufsgenossen in den Augen anderer herabsetzt. Ein solches Verhalten läßt sich auch dann nicht rechtfertigen, wenn es tatsächlich zu geschäftlichen Erfolgen führen sollte, was noch von keiner Seite bewiesen ist. Kein Mensch wird von einem Verleger verlangen, daß er um seiner Ideale willen sich auf geschäftlich unrentable Unternehmungen einläßt, aber ebensowenig wird man es billigen können, wenn von Einzelnen Anschauungen in einen Beruf hineingetragen werden, die als unvereinbar mit seinem Wesen angesehen werden müssen. Unvereinbar auch, weil sie nicht nur den eigenen materiellen Erfolg hintanhalten, sondern auch den Anderer beeinträchtigen müssen. Denn wenn Herr Wigand, der sich auf sein „realökonomisches Verständnis für kommerzielle Geschehnisse" so viel zugute tut, einmal etwas tiefer zu den Quellen hinabsteigen würde, aus denen auch im Verlagsbuchhandel der Erfolg fließt, so würde er finden, daß die besten Verleger noch immer diejenigen gewesen sind, die über ihren eigenen Interessen auch die der Autoren und des Publikums nicht vergessen haben. In seine Sprache übersetzt: es ist nicht nötig, anständig zu sein um der Anständigkeit willen, sondern weil sie „das bessere Geschäft" ist.

(*Börsenblatt*).

Englische, auf dem Kontinent gedruckte Bücher in der Reformationszeit. Eine der interessantesten noch zu lösenden Mystifikationen auf dem Gebiete der Geschichte der Buchdruckerkunst ist die Frage nach dem wirklichen Ursprung einer Anzahl zwischen 1528 und 1535 auf dem Kontinent publizierter englischer Bücher, welche aus der Presse des *„Hans Luft aus Marburg"* zu kommen vorgeben. Preserved Smith handelt darüber im „The Nation" vom 16. Mai. Hans Luft war einer der führenden Drucker zu Wittenberg. Aus diesem und anderen Gründen haben die Historiker der Reformationszeit die Ansicht gefaßt, daß die fraglichen Bücher, welche — wenn nicht alle, doch zum größten Teil — von Tyndale herrühren, weder von Hans Luft, noch zu Marburg gedruckt worden sein konnten. Aber ein sicherer Druckort war bis jetzt noch nicht nachzuweisen, wenn auch jüngst R. Steele die Bücher mit der Kolonie englischer Reformatoren zu Antwerpen zu verknüpfen suchte. Pollard ist geneigt zu glauben, daß Fox recht hat, wenn er annimmt, daß eines dieser Bücher, Tyndales Übersetzung des Pentateuch, zu Hamburg gedruckt wurde, wohin die Typen von Antwerpen verschickt sein sollten. Smith ist nunmehr der Ansicht, daß drei dieser Bücher „aus der Presse des Hans Luft" in Köln gedruckt worden sind. Die Titel dieser Bücher sind:

1. The obedience of a Christen man and how Christen rulers ought to 'governe . . . (Colophon:) At Marlborow in the lande of Hesse The seconde daye of October. Anno MCCCCC, xxviij, by me *Hans Luft.*

2. An Exhortation to the diligent studye of scripture made by Erasmus Roterodamus and translated into inglissh. An Exposition in to the seventh chaptre of the first pistle to the Corinthians. (Colophon:) At Marlborow in the londe of Hesse. MDXXIX. xx daye Junii. By me *Hans Luft.*

3. A pistle to the Christian reader. The Revelation of Antichrist. Anthithesis wherein are compared togeder Christus actes and our holye father the Popes. (Colophon:) At Marlborow in the land of Hesse. xij day of Julye Anno MCCCCC xxix, *Hans Luft.*

Alle diese Bücher tragen einen auffälligen Holzschnitt als Titelblatt, auf dem vier Gruppen von je drei Frauen, welche als die Grazien mit der griechischen Bezeichnung genannt sind, auftreten. Dieses Kunstwerk rührt von *Anton Wönsam* aus Worms her, der von 1518 bis 1541 zu Köln tätig war. Der Holzschnitt war zuerst in „Johan Dytenbergii theologi contra Martini Lutheri de votis monasticis Judicium," soweit bekannt ist, benützt, welches im Jahre 1523 durch Cervicorn (Hirschhorn) zu Köln publiziert wurde. In einer etwas geänderten Form, welche auf einen neuen Holzschnitt schließen läßt, gebraucht ihn auch ein Antwerpener Drucker im Jahre 1529. In seiner Originalform kömmt es weiter in folgenden Werken vor:

1. A. Gellii . . . . . . Noctes Atticae. Coloniae. Opera et Impensa Joannis Soteris. 1526.

2. G. Budai, altera aeditio annotationum in Pandectas. Coloniae. J. Soter. Mense Februario. 1527.

3. G. Budai Annotationes priores in Pandectas — J. Soter — Mense Aprile. 1527.

Angesichts dieser Tatsachen ist es höchst wahrscheinlich, dass die fraglichen drei englischen Bücher zu Köln und zwar durch Soter gedruckt worden sind. Durch eine Prüfung des Inhalts des zweiten der oben aufgeführten englischen Werke im Licht der damaligen Zeitgeschichte kann Bekräftigung für diese Ansicht geholt werden. Es ist eine Übersetzung von zwei verschiedenen Streitschriften, von des Erasmus „Paraclesis id est adhortatio ad christianae philosophiae studium" (1516 zuerst und dann häufig noch gedruckt) und von Luthers „Das siebend Capitel S. Pauli zu den Corinthern ausgelegt" (Wittenberg 1523.) Dieses Werk rief in Köln eine solche Erregung hervor, daß die Universität einen ihrer Professoren Conrad Köllin mit

seiner Beantwortung betraute. Der erste Teil der Replik wurde zu Köln 1527 unter dem Titel „Eversio Lutherani Epithalamii" gedruckt, der zweite Teil kam zu Tübingen 1530 als „Adversus caninas Martini Lutheri nuptias" heraus. — Es ist leicht möglich, daß dieses die Aufmerksamkeit des Übersetzers von Luthers Exposition erregte und daß gleichzeitig die feindselige Umgebung zu Köln ihn des Reformators Namen unterdrücken ließ. Ein zweiter Grund für Köln gegen Antwerpen mag in dem Umstand liegen, daß die reformatorische Bewegung in Antwerpen nach dem Reichstag von Worms durch die Inquisitoren niedergetreten wurde, welche die Führer der Bewegung, Probst und Grapheus, gefangen setzten. In Köln dagegen bestand eine starke protestantische Partei, welche sich für Annahme des lutherischen Glaubens bereitmachte, und zu dieser gehörten mehrere Drucker, wie z. B. derjenige, der Tyndales Neues Testament im Jahre 1525 zu drucken begann.

Die drei englischen Bücher verdienen ein genaueres Studium. Das erste rührt sicher von William Tyndale her und ist so durch und durch lutheranisch, daß es sich wie eine Übersetzung von Luthers eigenen Worten liest, deren Original Smith aber noch nicht identifizieren konnte. Das dritte Buch, eine Adaptation von Luthers „Passional Christi et Antichrist" 1521, ist ebenfalls von Tyndale. Auch das zweite Buch ist ihm wohl zuzuschreiben, obwohl es manchmal als das Werk von Tyndales Genossen Friar Roy angenommen wurde. — Smith Schlüsse werfen viel Licht auf das dunkle letzte Viertel von Tyndales Leben, nämlich die Zeit, die er in Deutschland zubrachte. Es ist dann klar, daß er Teile der Jahre 1528, 1529 zu Köln in tiefes Studium der lutherischen Werke versenkt war. Smith hat sich durch ein genaues Studium der allerdings nicht reich fließenden Quellen von Tyndales Leben überzeugt, daß die oft wiederholte Konstatierung, daß Tyndale jemals zu Wittenberg oder zu Marburg in Hessen geweilt hat, auf einem Irrtum beruht. ·M.

Bücherrangierung an Bibliotheken. An vielen Bibliotheken liegen heute Bücher begraben, die an anderen entbehrt werden oder doch wenigstens gebraucht werden könnten. Meines Erachtens läge es im Interesse des Bildungswesens, wenn die Bibliotheken das starre Eigentumsprinzip aufgeben und diese Bücher unter sich an die richtige Stelle rangieren würden. Der Preis könnte abgeschätzt, Preisdifferenz und Unkosten könnten unter den Bibliotheken verrechnet werden.

Auch für Schenkungen kommt dieses Rangierverfahren in Betracht. Meines Erachtens sollte bei diesen jede Bibliothek nicht bloß das, was sie gebrauchen kann, sondern alles, was irgendeine am Rangierverkehr beteiligte Bibliothek gebrauchen könnte, annehmen und an die richtige Stelle befördern. Die Unkosten könnten entsprechend verrechnet werden.

Die Bekanntmachung der Rangierbestände könnte in den Fachzeitschriften erfolgen. *G. Heye (Erfurt).*

Bei der Tagung des *Deutschen Werkbundes* in *Wien* im Juni dieses Jahres überreichte die Offizin *W. Drugulin* in *Leipzig* den Teilnehmern einen Privatdruck, betitelt „Die drei Ausdrucksformen der deutschen Schrift: Textur — Schwabacher — Fraktur". Der Verfasser *F. H. Ehmcke* gibt darin, unterstützt von zahlreichen instruktiven Beispielen, eine Geschichte der Fraktur, die mit den merovingischen Königsurkunden einsetzt und bis zu dem neuesten Versuch, der neuen, für Drugulin geschaffenen *Ehmcke-Fraktur* reicht. Es versteht sich von selbst, daß das lehrreiche Büchlein in dieser malerischen und doch gut lesbaren Schrift gesetzt ist.

In der *Pariser Nationalbibliothek* wurde eine *Rousseau-Ausstellung* eröffnet, die an die 200jährige Wiederkehr des Tages der Geburt des berühmten französischen Schriftstellers erinnern soll. Jean-Jacques Rousseau ist bekanntlich am 28. Juni 1712 geboren. Die Ausstellung dauert sechs Wochen und kann alle Montage und Donnerstage von zehn bis vier Uhr besucht werden. Sie umfaßt alle bibliographischen Schätze, die die Nationalbibliothek von Rousseau besitzt, Originalausgaben seiner Werke, Manuskripte, Musikstücke, die er komponierte, sowie eine Anzahl Porträts und Zeichnungen, die ihn darstellen. Unter den wertvollen Büchern sind besonders zu nennen eine Ausgabe des *„Discours sur les sciences et les arts"*, der im Jahre 1750 von der Akademie in Dijon preisgekrönt wurde; ferner der *„Nouveau Dédale"*, das erste Werk Rousseaus, erschienen im Jahre 1742. Von dem ersterwähnten „Discours" ist auch das Manuskript ausgestellt, das die Nationalbibliothek besitzt. Von den Musikwerken Rousseaus ist das Manuskript von *„Daphnis et Chloé"* eins der interessantesten. Erwähnt sei schließlich ein schönes Exemplar des *„Devin de village"*, das der Königin Marie-Antoinette gehörte und deren Wappen trägt.

The Dusseldorf Artists Album: ein Unikum? Unter dieser Überschrift hat Herr Stadtbibliothekar Dr. *Constantin Nörrenberg* in Düsseldorf in dieser Zeitschrift (N. F. II S. 371/2) über eine englische Variante des Düsseldorfer Künstler-Albums berichtet, die tatsächlich von außergewöhnlicher Seltenheit sein muß. Interessierte Kreise werden sich über die Nachricht freuen, daß ich aus dem Nachlaß *Ferdinand Freiligraths*, der von den Erben lediglich aus materiellen Gründen nach New York zur Versteigerung geschickt wurde, ein Exemplar dieses Albums erworben habe, das nun wahrscheinlich auch den Anspruch eines Unikums erhebt. Obwohl es sich nämlich um dieselbe Publikation handelt, sind doch Abweichungen zu konstatieren. Ich gebe eine genaue Kollation meines Exemplares:

Umschlagtitel, in Rot, Grün und Gold gedruckt:

1854
Dusseldorfs Artists-Album
Poesie
London
Trübner & Co. 12 Paternoster-row.



Es folgt ein von Nörrenberg nicht erwähntes leeres Blatt, das unbedingt zum Exemplar gehört und jedenfalls im Düsseldorfer Exemplar nicht vorhanden ist. Sodann ein weisses Titelblatt

The Dusseldorf Artists Album
Edited & Translated By
Mrs. Mary Howitt, With Original
Contributions by Various English Poëts
Dusseldorf Arnz & Comp. 1854.

Man vergleiche diesen weißen Titel mit dem von Nörrenberg am angeführten Orte beschriebenen des Düsseldorfer Exemplares und man wird folgende Unterschiede finden. Es fehlt dort das „Mrs.", ferner ist beim Düsseldorfer Exemplare das Wort „and" vorhanden, bei meinem durch Zeichen „&" markiert. Sodann ist in meinem Exemplar der Name des tatsächlichen Verlegers angegeben. Der dritte, bunte Titel meines Exemplars lautet.

Dusseldorf Artists Album.

Ganz unten in kleiner Schrift steht C. Scheuren fec. und darunter

Litt. Inst. von Arnz & Co. Düsseldorf.

Auch in meinem Exemplare tragen vier Blätter links unten den Vermerk Mouilleron lith. und rechts Imp. Lemercier Paris. Auch trägt die letzte Seite den Druckvermerk. Es folgt dann wieder ein von Nörrenberg nicht erwähntes Blatt. In meinem Exemplar sind auch die Tafeln auf stärkerem Papier gedruckt. Vom Düsseldorfer Exemplar liegt darüber keine Notiz vor. Auch ist mein Exemplar fest geheftet und nicht lose eingelegt, doch befindet es sich unter allen Umständen im Originalzustande, ist wohl kaum je gelesen und ist, von einzelnen Stockflecken abgesehen, schön zu nennen, die Lithographien in scharfen Abdrücken, speziell das Richtersche Blatt.

Es würde nun zu ermitteln sein: Woher stammt diese Seltenheit und wie kommt es, daß, nachdem nun endlich zwei Exemplare aufgetrieben sind, diese ebenfalls noch voneinander abweichen. Ich glaube, die Antwort ist nicht schwer. Arnz & Co. genossen ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf und es ist zu erwarten, daß sie auch bestrebt gewesen sind, sich größere Absatzgebiete zu verschaffen. Mary Howitt, eine damals vielgelesene Dichterin, welche sich lange in Deutschland aufgehalten hat, wird die Düsseldorfer Albums wohl gesehen und dabei den Plan gefaßt haben, für England eine solche Publikation zu schaffen. Arnz & Co. werden dazu bereit gewesen sein und haben, während der dritte Jahrgang des deutschen Albums erschien, an einer englischen Ausgabe gearbeitet. Während der Drucklegung sind voraussichtlich Schwierigkeiten entstanden, auch wohl Ratschläge erteilt worden (darauf lassen die verschiedenen Titel und die Angabe der Impr. Paris auf vier Platten schließen). Man hat infolgedessen nur wenige Probeexemplare herstellen und diese der Herausgeberin und einzelnen Autoren zugehen lassen, zwecks Gutachten; das Werk auch wohl angekündigt, aber bald gemerkt, daß es kein Erfolg sein würde. So ungefähr denke ich mir den Hergang. Freiligrath war mit Howitts sehr intim befreundet, beide sandten ihm stets Exemplare ihrer Werke. Mary Howitts hat es also wohl auch in diesem Falle getan, und so ist das Exemplar erhalten geblieben. Daß die Publikation jemals in den Handel gekommen ist, halte ich für ganz ausgeschlossen, sonst hätte sich auch in der zeitgenössischen Buchhändler-Fachliteratur etwas darüber nachweisen lassen. Arnz & Co. haben später resolut die Impr. auf den vier Blättern wegradiert und die deutsche Ausgabe veranstaltet. — Mein Exemplar steht zum Verkauf.

New York City *Chas. Fred Heartmann.*
147 East 22. Street

Buchdruckausstellung in London. Zur Zeit findet in ***London*** in der „Central School of Art and Crafts" in Southampton Row eine ***Ausstellung*** statt, welche gemäß dem „Athenaeum" einen vollständigen Erfolg eines der interessantesten Experimente im Gebiet der technischen Erziehung unserer Zeit bezeugt. Der Londoner Grafschaftsrat hat schon seit mehreren Jahren Kunst-Handwerkschulen für Tischlerei, Silberarbeit, ***Buchproduktion*** errichtet und hat jetzt, um den Handel zu interessieren und dem Publikum die Resultate der Erziehungsarbeit vorzulegen, eine Ausstellung der in diesen Schulen ausgeführten Bücherherstellung gemacht. Ausgestellt sind hauptsächlich Arbeiten von Abendschülern im Drucken, Buchstabenzeichnen, Kalligraphie, Illustrationszeichnen und Buchbinderei; dazu kömmt eine kleine Sammlung von Beispielen besten Kunstdrucks, um als Kriterium und als Modell zu dienen. Typographie und Druckerei-Handwerk werden in verschiedenen Schulen gelehrt; ebenso die Buchbinderei. Für Photogravüre und Lithographie ist eine eigene Schule vorhanden. Das „Athenaeum" gesteht zu, daß diese Ausstellung durch das hohe Niveau der vorgelegten Arbeiten Erstaunen erregt. Was Zeichnung und Ausführung betrifft, erreichen die Schulen die Arbeit der besten englischen Drucker und einige sind vollendete Beispiele reiner Typographie, während die mehr gekünstelten Drucke nicht so befriedigend ausgefallen sind. Ganz vorzüglich sind dagegen wieder die vorliegenden Reproduktionen: Halbton, Lithographie, Kollotyp usw. Die Buchbindereiklassen haben bereits ihren Einfluß auf den Londoner Handel ausgeübt. Die vorgelegten Beispiele entsprechen den höchsten Anforderungen, wenn man sich erinnert, daß ganz junge Arbeiter sie gefertigt haben und noch dazu unter teilweise ungünstigen Umständen. Sie mögen allerdings etwas stark mit Ornament überladen sein und es wäre vielleicht besser, die schönen Eigenschaften der Lederfläche selbst wirken zu lassen, als sie zu sehr mit Gold zu bedecken.

Obwohl London das Verdienst gebührt, daß die Buchdruckkunst in der Neuzeit als wirkliche Kunst wieder aufgelebt ist, scheinen doch die Schriftgießereien als solche davon nicht viel profitiert zu haben. Um Schriftguß und Typen zu studieren, muß man nach ***Deutschland*** gehen. Eine der ersten Schülerinnen der englischen „Central School of Arts and Crafts" im Letternzeichnen war Fräulein Anna Simons, die nachher in Deutschland als Lehrerin angestellt worden ist, um



die englischen Methoden dort zu lehren. Als ein Resultat dieser Schulung ist zu betrachten, daß eine ganze Anzahl deutscher Typengießereien neue Lettern, nach englischen Prinzipien gezeichnet, bestellten und damit so erfolgreich waren, daß eine der ältesten englischen Typengießereien die Vertretung dieser deutschen Fabrikate übernommen hat.

Die Schule für Bücherproduktion ist ein Versuch, das Problem der Vereinigung des Lehrlingsystems mit dem Prinzip der technischen Erziehung zu fördern. Knaben werden im Alter von 13 Jahren vor Vollendung der Elementarschulen als Stipendiaten des Grafschaftsrats aufgenommen. Im ersten Jahr muß sich der Schüler zwei Drittel seiner Zeit den üblichen Schulzwecken widmen, ein Drittel bleibt für die technische Arbeit übrig. Er hat sich dann zu entscheiden, ob er sich der Buchdruckkunst oder der Buchbinderei widmet und wird provisorisch als Lehrling angenommen. Im zweiten Jahre bleibt für die übrigen Schulzwecke die Hälfte der Zeit, im dritten Jahre sind der technischen Erziehung zwei Drittel der Zeit zugewiesen. Nach drei Jahren wird der Schüler Gehilfe seines Meisters. Auf diese Weise soll die in den Elementarschulen gegebene Erziehung ergänzt und nützlich gemacht werden, um Knaben und Mädchen zu einer selbständigen Tätigkeit heranzuziehen. -M.

Literatur und Justiz.

Im Laufe der letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, beziehungsweise durch gerichtliches Urteil bestätigt:

Vier Bändchen japanischer Erotik;

15 Zeichnungen von *Aubrey Beardsley*, *Félicien Rops*, *Constantin Somoff*, *Emil Pretorius*, *H. Theophilaktoff*, *Marcus Behmer*;

Pietro Aretino, Die wollüstigen Sonnette. Deutsch von *Dr. H. von Semmering*, Berlin 1907;

Giulio Romano, Zeichnungen zu den wollüstigen Sonnetten des Pietro Aretino, Privatdruck der Vereinigung deutscher und österreichischer Bibliophilen;

Fleurettens Purpurschnecke, Erotische Lieder und Gedichte aus dem XVIII. Jahrhundert. Gesammelt und herausgegeben von *Franziskus Amadeus* M. A. Er. mit Zeichnungen von Franz Bayros. Paphos im Jahre der Cythere 5091, Privatdruck des Verlegers C. W. Stern, Wien;

Die Hetärengespräche des Lucian. Deutsch von *Franz Blei*. Mit 15 Bildern von *Gustav Klimt*. Verlegt von Julius Zeitler, Leipzig 1907;

Sechs Ansichtskarten, darstellend Maler und Modell. (Entkleidungsszenen). Verlagszeichen A. C. und C., Paris;

Ein Blatt Miniaturen: Père, Mère et Fillette;

Tutti-frutti für Liebhaber von saftigem Obst. Rom und Paris. Gedruckt auf Kosten guter Freunde;

Das Lustwäldchen, galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit, gesammelt und herausgegeben von *Franz Blei*, Verlag Neues Leben Wilhelm Borngräber, Berlin W 30, Goltzstraße 7 (vergleiche unten Seite 164 f.);

Jean qui Rit, Nr. 587;

Die Schönheit der Frauen. Herausgegeben von *Paul Hirth* und *Josef Kirchner*. Mit Kunststudien von Otto Schmidt, E. Schneider und anderen. Berlin, Hermann Schmidts Verlag. Neue Folge. Lieferung 1 und 2;

Victor Margueritte, Die Prostituierten. Verlag G. Grimm, Budapest;

Marquis de Sade, Die Geschichte der Juliette oder die Vorteile des Lasters, und die Geschichte der Justine oder die Nachteile der Tugend. Aus dem Französischen zum ersten Male ins Deutsche übertragen von *Dr. Martin Isenbiel*, 1906, Privatdruck;

Raph. Eugen Kirchner, Der moderne Don Juan. Über die Kunst, zu verführen. Leipzig, Maximilian Wendels Verlag.

Gabriele Brenner, Das Liebesleben des Francesco del Nero, Prag, Hynek;

R. Bröhmek, Fräulein Lehrerin; — Fräulein Oberlehrerin; — Fräulein Direktor; — Den Fuß im Nacken; — Herrin und Sklave; — Qualvolle Stunden; — Der Sklave der schönen Despotin; — In Leibeigenschaft; — Gefährliche Buße; — Dämone, sämtlich Leipzig, Leipziger Verlag;

Marion Delorme, Allerlei Fetische. Leipzig, Leipziger Verlag.

Dolorosa, Tagebuch einer Erzieherin; — Korsettgeschichten, beide Leipzig, Leipziger Verlag;

D. Hansen, Stock und Peitsche. Leipzig, Leipziger Verlag;

Roderich Herz, In Sklavenketten. Leipzig, Leipziger Verlag;

Hermann Eduard Jahn, Zur Naturgeschichte des Weibes. Budapest, G. Grimm;

Adolph Kohut, Die Überweiber aller Zeiten. Budapest, G. Grimm; nur die Bilder mit Ausnahme deren von Blatt 57, 73, 81, 85, 93;

Pierre Louys, Aphrodite. Moeurs antiques. Paris, Librairie Borel;

Klara M., Das Tagebuch einer Masseuse, Budapest, G. Grimm;

Morlière, Angola, Deutsch von G. von Joanelli. Prag, Hynek;

E. Neumann, John Bull beim Erziehen; — dasselbe. Neue Folge Bd. I—IV; — Amerika beim Erziehen, sämtlich Leipzig, Leipziger Verlag;

M. Sadow, Die Prügelzucht in der Türkei und im Orient; — Das prügelnde Rußland, beide Leipzig, Leipziger Verlag;

H. Gaultier de Saint-Amand, Les Droits du seigneur. Paris, Librairie du Temple;

Karl Felix von Schlichtegroll, Die Venuspeitsche. Novellen. Erster Band: Die Hexe von Klewan. Leipzig, Leipziger Verlag;

William Taylor, Als Quarterone verkauft; — Unter der Peitsche Donna Isabellas; — Am Abgrunde der Schande; — Sklavenliebe; — Im Hause des Sklavenhalters; — Unter Maronnegern; — Das Tagebuch des Sklavenhalters; — Die Sklavinnen der Indianerin; — In der Schule der Demut. Sämtlich Leipzig, Leipziger Verlag;

Walter M. Greifenhagen, Das Menschensystem oder das Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfange. Dresden, Verlags- und Versandhaus Jungbrunnen.

Das Schauspiel „*Heimat*" von *Sudermann*, das in japanischer Übersetzung in Tokio gegeben wurde, ist von der Theaterzensur daselbst verboten worden, weil das Stück geeignet sei, die Jugend gegen das Alter aufzuhetzen.

Die Beschlagnahme der Bücher „Das Paradies der Liebe und Ehe" von *A. Moloch* und „Das Menschensystem. Das Liebes- und Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfange" von *Dr. Paul Artus*, wurde vom Landgericht I in Berlin aufgehoben.

Das Handwerkszeug des Schriftstellers. — Einem Berliner Schriftsteller war kürzlich ein Teil seiner Bibliothek gepfändet worden. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" erklärte, daß jeder Versuch, einem Schriftsteller Bücher zu enteignen, den Berufs- und Standesinteressen sowie dem sozialen Gefühl widerspreche, und protestierte deshalb gegen solches Vorgehen. Das Königliche Amtsgericht Charlottenburg, Abt. 44, ist in seinem Urteil vom 25. April 1912 allerdings anderer Meinung. Es billigt dem Schriftsteller den Schutz seines Handwerkszeuges (nach § 811.5 ZPO.) nicht zu, „da das Gesetz unter den sonstigen persönlichen Leistungen nur die der Handarbeit nahestehende Erwerbstätigkeit versteht". „Des weiteren", erklärt die Begründung, „fehlt die Voraussetzung der Unentbehrlichkeit zur persönlichen Fortsetzung der Erwerbstätigkeit. Wohl mag die Bücherei einem Schriftseller zu seiner geistigen Anregung dienlich sein, keineswegs ist sie ihm jedoch unentbehrlich, da die Tätigkeit des Schriftstellers im wesentlichen auf einem geistigen Gebiete liegt und schöpferisch aus sich heraus gestaltet."

Um die im Verlag von Borngräber erschienene Sammlung „*Das Lustwäldchen*" von *Franz Blei* geht schon lange der Kampf zwischen Staatsanwalt und Verleger. Wie noch erinnerlich sein dürfte, wurde die vom Staatsanwalt angeordnete Konfiskation des Buches von der Strafkammer wieder aufgehoben, nachdem die damals gehörten Sachverständigen einstimmig sich dahin geäußert, daß von einem unsittlichen Charakter des Buches keine Rede sein könne. Darauf inserierte der Verleger das Werk im Buchhändlerbörsenblatt, und nun erhob der Staatsanwalt abermals Anklage. Die Strafkammer des Landgerichts I Berlin beschäftigte sich am 7. Juni volle neun Stunden mit der hochnotpeinlichen Affäre. Auch jetzt bekundeten Sachverständige, wie *Julius Hart*,



Hanns Heinz Ewers und *Professor v. Soden*, daß von Unsittlichkeit keine Rede sein könne. Nur ein Sachverständiger, von dem man es allerdings am allerwenigsten erwartet hätte, *Professor Dr. Roethe*, behauptete, daß das Buch durchaus unsittlich sei. Darauf sprach das Gericht die Konfiskation aus. Der Verleger wird gegen das Urteil Revision einlegen.

In *London* gehen die Behörden mit aller Strenge gegen die *Verbreiter pornographischer Schriften und Bilder* vor. Am 11. Juni wurden vor dem Londoner Gerichtshof zwei Personen abgeurteilt, die angeklagt waren, auf der Straße unsittliche Ansichtskarten verkauft zu haben. Beide wurden zu der ungewöhnlichen Strafe von 25 Peitschenhieben und neun Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Der Richter Lawrie bedauerte bei der Verkündung des Urteils, daß er die Angeklagten nicht noch härter bestrafen könnte.

Nach dreitägiger Verhandlung wurde am 31. Mai abends der Prozeß gegen den Wiener Buchhändler *Carl Wilhelm Stern* wegen Verbreitung pornographischer Druckschriften zu Ende geführt. Den Geschworenen wurden zwei Schuldfragen vorgelegt. Die erste Frage ging dahin, ob Carl Wilhelm Stern durch den Vertrieb von elf in der Anklage namentlich angeführten Werken die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit auf gröbliche Art verletzt und dadurch das Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit begangen habe. Die zweite Frage lautete auf unbefugte Verbreitung eines verbotenen Buches: „Memoiren einer Sängerin". Die Geschworenen beantworteten die erste Schuldfrage mit sieben Stimmen Ja gegen fünf Stimmen Nein, die zweite Schuldfrage mit acht Stimmen Ja und vier Stimmen Nein. Auf Grund dieses Verdikts wurde Carl Wilhelm Stern von der Anklage wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit freigesprochen, dagegen wegen Übertretung des § 24 des Preßgesetzes zu einer Geldstrafe im Betrage von 100 Kronen, eventuell zehn Tagen Arrests, verurteilt.

(*Österr.-Ungar. Buchhändler-Correspondenz*).

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 20. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 569. Theologia Catholica, zum Teil aus den Bibliotheken von Franz Xaver Kraus, Friedrich Schneider, L. Dacheux und F. J. Scheuffgen. Zweiter Teil: Dogmatik, Scholastik und Apologetik. 1450 Nrn. — Nr. 602. Bibliotheca Philologica Classica, enthaltend unter anderem die Büchersammlungen von Johann Tobias Krebs, Johann Philipp Krebs, Geheimrat Dr. Ernst Schulze. II. Auctores latini: Originaltexte, Übersetzungen und Erklärungsschriften lateinischer Klassiker. 4214 Nrn. — Frankfurter Bücherfreund, 10. Jahrgang Nr. 2. Vermischtes. Nr. 4707—5200.

W. Foth, Nachf. Max Engel in *München*. Nr. 15. Vermischtes. 1935 Nrn.

J. Gamber in *Paris VI*[e]. Nr. 73. Vermischtes. 3279 Nrn.

Adolf Geering in *Basel.* Anzeiger Nr. 214. Deutsche Belletristik und Literatur. Französische Belletristik und Literatur. Naturwissenschaften. Helvetica. Alpina. 1328 Nrn. — Nr. 355. Auswahl größerer, wertvoller, seltener, vielfach im Buchhandel vergriffener Werke aus den Gebieten der Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde; Kunst und Kunstgeschichte, Kunstgewerbe, Architektur und Technologie. 993 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 100/101. Vermischtes. Nr. 24670—25871. — Nr. 105. Schabkunstporträts XVII. bis XIX. Jahrhundert. 1000 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 61. Genealogie und Heraldik, Numismatik, Ordenswesen, Sport und Jagd. Militaria — Militärkostüme. Kalender und Almanache. 1100 Nrn.

Chas. Fred. Heartman in *New York City.* A short list of rare and old books in foreign languages, including a few fine prints, offered for cash only. 129 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 410. Kostüme. Uniformen. 573 Nrn.

Heinrich Hugendubel in *München.* Nr. 64. Neuerwerbungen. 429 Nrn.

Friedrich Klüber in *Passau.* Nr. 9. Vermischtes. 948 Nrn.

Limburger Antiquariat und Verlag (Gebr. Steffen) in *Limburg a. d. Lahn.* Nr. 23. Geschichte und Geographie (mit Ausnahme von Oesterreich-Ungarn). Darin unter anderem eine größere Sammlung von Werken zur Landeskunde von Nordwestdeutschland. Nebst Anhang aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin. 2977 Nrn. — Nr. 25. Deutsche Literatur nebst einem Anhange aus verschiedenen Wissenschaften: Theologie — Kunst — Musik — Soziale Frage — Klassische Philologie. Wörterbücher alter und neuer Sprachen. 2720 Nrn. — Nr. 26. Alte Drucke, Seltenheiten, Kupfer- und Holzschnittwerke, Ex libris, Kostümkunde, Genealogie, Heraldik, Ordensgeschichte, Numismatik, alte Militaria, alte Rechtswissenschaft, alte Medizin; Bibliographie; Erstausgaben der deutschen, französischen und italienischen Literatur. 917 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin NW.* Nr. 267. Klassische Philologie. Dritte Abteilung. Altertumswissenschaft.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 109. Deutsche Philologie. 1994 Nrn.

F. B. Neumayer & Co. in *London W. C.* Nr. 22. French and German books. 579 Nrn.

D. E. Rappaport in *Rom.* Bibliofilo Romano Nr. 25. 326 Nrn.

Heinrich Schöningh in *Münster i. W.* Nr. 96. Neueste Erwerbungen I. 1377 Nrn.

Süddeutsches Antiquariat in *München.* Nr. 146. Eine Sammlung bekannter Werke der Weltliteratur in deutschen Übersetzungen. 1194 Nrn.

Heinrich Süßenguth in *Berlin N. 24.* Nr. 17. Geographie und Reisen, Kulturgeschichte. 2345 Nrn.

H. Welter in *Paris IV*[e]. Nr. 6. Vermischtes.


Digitized by Google







BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

IV. Jahrgang. **Heft 5/6.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten. Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Was *Emile Pelletan*, der kürzlich verstorbene Verleger für die Bücherfreunde geschaffen hat, ist Kennern wohlbekannt und auch von deutschen Sammlern geschätzt. Sein Werk bedeutet einen Markstein in der Geschichte der Buchkunst und für Frankreich — nach den langen Jahren buchkünstlerischer Öde — den Anfang neuen verdienstvollen Schaffens. Pelletans Auftreten mußte ruskinartig, gesetzgeberisch sein. Er hatte sich als Künstler — er war nicht zünftig im Buchgewerbe; kam aus dem Ministerium des Innern, als er seine idealen Pläne zu verwirklichen unternahm —, als Liebhaber eigene ästhetische Gesetze des luxuriösen Buches zurechtgelegt, die er in einem Programm „Le Livre" (1896) zur Diskussion stellte. Darin bekannte er sich zu dem Axiom: ein Buch sei vor allem ein Text; das verdiente jenen Prachtwerken gegenüber in Erinnerung gerufen zu werden, die nichts als zufällige Bildersammlungen waren und um der Bilder willen geblättert wurden. Dem Text sollte die illustrative Ausstattung durchaus untergeordnet werden; Pelletan wollte sich wieder mit dem typographischen Charakter befassen, im Sinne der alten Druckmeister, mit der Schwarzweißwirkung des Satzspiegels. Allein er ging gleich einen Schritt weiter als diese mit seiner Idee den Text durch die typographische und bildliche Ausstattung zu „exteriorisieren", wie er es nannte. Ein Beispiel: Pelletan edierte die Erzählung von Anatole France „Le Procurateur de Judée". Der „Catalogue général annoté" der Pelletanschen Ausgaben (1908), eingeleitet von Clément-Janin, ein bibliographisch wertvolles Büchlein, dessen Beachtung wir Bücherfreunden angelegentlichst empfehlen, gibt über das Räsonnement der Ausstattung folgendermaßen Auskunft:

Der Text des „Procurateur" ist trotz seiner geringen Ausdehnung ein „großer Text", denn es sind zwei Menschlichkeitstypen darin gezeichnet — Pontius Pilatus, der trotz seiner Beamtenintelligenz von der Bedeutung der ihn umgebenden Dinge keine Ahnung hat, und sein Gegenspieler Oelius Lamia, ein Skeptiker, mit Sinn fürs Relative (beiläufig jene Figur, die wir in den meisten Romanen Anatole Frances antreffen, als Silvestre Bonnard, als Dr. Socrate —). Um diesen Text in seiner Größe zu exteriorisieren, war ein imposantes Format und eine entsprechende Type zu wählen; um den Charakter als römische Erzählung wiederzugeben, mußte man auch in der Aufmachung „auf römisch" kommen.

„Der ersten dieser Bedingungen glaubten wir zu genügen, indem wir die corps XIV Grandjean der Imprimerie Nationale und ein Format in 4° anwandten; der andere führte uns beim Abgleichen von Satzspiegel und Illustrationen auf solide geschlossene Form; wir wollten jenen kubischen blockigen Eindruck anstreben, den wir in römischen Bauwerken bewundern." Aus der Erzählung selbst ergibt sich die Teilung in zwei Hauptabschnitte: Die Begegnung von Pilatus und Lamia in Bajä, einem lateinischen, und die Ereignisse in Judäa, einem hebräischen. Diese Einteilung soll auch durch die Illustration zum Ausdruck gebracht werden.

„Um die Teilung, der Verschiedenheit des Ortes, den zwiefachen Charakter die dekorativen Elemente hervorzuheben, beginnt jeder Abschnitt mit einem Medaillon, das den Kaisern gewidmet ist, unter deren Herrschaft sich die Handlung abspielt: Tiberius in einem römischen, und Caius in einem hebräischen Dekor." — Der Farbigkeit der Länder Italien und Judäa ist durch bunte Holzschnitte Rechnung getragen.

„Funerailles d'Emile Zola", die Rede, die Anatole France zum Gedächtnis des Dichters sprach, war weniger eine Grabrede, als eine Apologie und diesen apologetischen Charakter war Pelletan bemüht, dem starken und gerechten Wort auch in der äußeren Form des Buches zu erhalten. „Deshalb haben wir uns nicht gescheut", schreibt er, „die rote Farbe für Buchstaben zu verwenden, rot als Symbol einer Macht, die den Tod überdauert — —"



Trotz dieser für eine gesunde Entwicklung der Buchkunst gefährlichen Logik, die moderne deutsche Buchkünstler vielleicht mit Achselzucken vernehmen, weil sie an den „Buchschmuck" unseligen Andenkens erinnert, trotzdem sind Prachtwerke im guten Sinn des Wortes aus Pelletans Atelier hervorgegangen. Denn Pelletan hat den Komplex an Problemen, die ihm jedes Werk in der geschilderten Art stellte, mit künstlerischer Kraft und handwerklicher Gewissenhaftigkeit bewältigt und im übrigen seiner Verlegertätigkeit den Grundsatz vorgeschrieben: Wahrer Luxus eines Buches besteht in der Superiorität des Autors, der Schönheit der Bilder, der Anpassung der Typographie, Sorgfalt des Druckes, Qualität des Papiers und in der beschränkten Zahl der Exemplare.

Solche Grundsätze können nur für eine Tätigkeit im Dienst zahlungskräftiger Liebhaberei gelten. Pelletan hat wohl auch Bücher herausgegeben, denen ein weiterer Kreis der Verbreitung zugedacht ist, so die Sammlung „Artistes et Penseurs" zu 5 Fr. der Band, die auch Romain Rollands Beethovenbiographie enthält. Seine Haupttätigkeit und -Sorge aber galt der Herstellung ganz kostbarer Buchindividualitäten von einem Luxus, wie man ihn in Deutschland kaum gewohnt ist. Auch hierfür sei ein Beispiel angeführt: „L'affaire Crainquebille" mit den Bildern von Steinlen wurde in 4° und in 8° jésus, rot und schwarz auf der Handpresse gedruckt, in einer Auflage von 400 numerierten Exemplaren hergestellt. Davon wurden abgezogen a) in Quarto: Ein Exemplar — Nr. 1 — auf Whatmanpapier, das alle Originalzeichnungen und eine doppelte Folge der Künstlerabzüge auf Japan und auf China enthält. — Ein zweites Exemplar auf Whatman — Nr. 2 — mit einer Originalzeichnung auf jedem „faux-titre" — eine alte französische Bibliophilensitte — nebst der doppelten Folge der Probedrucke wie Nr. 1. (Diese beiden Nummern haben keinen bestimmten Verkaufspreis.) — 25 Exemplare — von 3 bis 27 — auf Altjapan oder Vélin, ein Originalaquarell von Steinlen enthaltend nebst der Folge von signierten Künstlerabzügen auf Chinapapier zum Preise von 600 Fr. — b) in Oktavo: 30 Exemplare — von 28 bis 57 — auf China zu 300 Fr. 343 Exemplare — von 58 bis 400 — auf Velin aus der Papierfabrik Marais mit dem Wasserzeichen Κτημα Ες αει (der Verlagsdevise), zu 100 Fr.

Einem reichen Bücherfreund — Ad. Bordes — in Freundschaft verbunden, der für seine Pläne offene Hand hatte, brauchte sich Pelletan nicht zu scheuen, alle diese kostspieligen alten Traditionen des Details wieder aufleben zu lassen: variierte Auflage, Initialen, Fleurons, farbige Kapitel und Ornamente, die den Titel zur Fassade, zur kostbaren Eingangspforte des Buches gestalten. Es mag als selbstverständlich erscheinen, daß er wieder auf die der Typographie am besten entsprechende Technik des Holzschnitts geführt wurde, und mechanische Vervielfältigung, wie es sich für vornehme Bücher auch geziemt, konsequent verschmähend, die Originale von Steinlen, Grasset, Vierge, Leroux, Willette und andern durch seine Graveure Frédéric und Ernest Florian, Bellenger, Tinayre, der beiden Froment, Dunki, Deloche, Bellery-Desfontaines, Perrichon, Vibert, Aubert, Colin stechen ließ. Bei der Edition Daniel Vierge des „Pablo de Ségovie", soweit wir überblicken, dem einzigen Werk, wo ein künstlicher Prozeß in Anwendung kam — hat der Zeichner die Heliogravüren eigenhändig retuschiert.

In den sechzehn Jahren seiner Arbeit hat Pelletan etwa sechzig Werke fertiggestellt, von denen wir hauptsächlich nennen: Die Balladen von F. Villon (Gérardin); „Theokrits Oaristys" (Bellenger) und „Syracusaines" (Marcel Pillo); „Les Aventures du dernier Abencérage" von Chateaubriand (Vierge); „Servitude et Grandeur Militaires" von A. de Vigny (Dunki); „Prière sur l'Acropole" von Renan (B.-Desfontaines); Beaumarchais' „Barbier de Seville" (Vierge); „Le Roi des Aulnes", deutsch und französich, mit Schuberts Musik; „La chanson des Gueux au Palais" von A. Christian (Steinlen), nicht im Handel; „Les Philippe" von Jules Renard (Paul Colin); Molières „Misanthrope" (Jeanniot), „Sur une Urne Grèque" von Keats, englisch und französisch (B.-Desfontaines); dann die Werke des Anatole France, derenthalben heute der Spaziergänger auf dem Boulevard St. Germain vor Pelletans Fenster stehen bleibt. „L'affaire Crainquebille" mit 63 Kompositionen Steinlens; „le Procurateur de Judée" (Grasset); „la Rôtisserie de la Reine Pédauque" (Leroux) und das letzte Werk, dessen sich Pelletan noch in seiner letzten Krankheit leidenschaftlich annahm: „Les Travaux et les jours" nach Hesiod, verbunden mit „La Terre et l'homme" von Anatole France.

Die Festlichkeiten der zweiten Jahrhundertfeier von Jean-Jacques Rousseaus Geburt begannen am 24. Juni in Ermenonvile, wo der Bürger Genfs im Sommer 1778 beim Marquis de Girardin Gastfreundschaft fand und nach kurzem Aufenhalt starb. Der Denkmalsfeier im Dorf folgte ein ländliches Fest im Park des Prinzen Radziwill, des heutigen Schloßherrn und Maires von Ermenonville, wobei Rousseaus Oper „Le Devin du Village" von Pariser Künstlern aufgeführt wurde. Das offizielle Gedächtnis konzentrierte sich auf die Zeremonie im Pantheon, zur Weihe des von Bartholomé geschaffenen, pompösen Grabmals. Dieses ist an einem der Vierungspfeiler errichtet worden. Es besteht aus einer Grabplatte mit dem Medaillonbildnis, die allegorischen Gestalten, Rousseaus Musen: Philosophie, Wahrheit, Natur, Musik und Ruhm huldigend umgeben. Bei Anwesenheit des Präsidenten der Republik sprachen Painlevé im Namen des Festkomitees, Staatsrat Henry Fazy für die Genfer Regierung und Bérard für den Minister des Innern. An den Vorabenden fanden Festversammlungen statt; eine feierliche Ehrensitzung der akademischen Kreise in der Sorbonne, unter der Leitung Jean Richepins, wurde durch das bekannte lümmelhafte Gebaren der Vertreter der „Action Française" in ihrer Feierlichkeit beeinträchtigt. Eine Galaaufführung Rousseauscher Dramatica im „Trocadero" brachte neben der Wiederholung der genannten Schäferidylle, die zuerst in Fontainebleau 1752 vor dem König gespielt wurde,

die lyrische Szene „Pygmalion", Deklamationen, zeitgenössische Musik und zwei dramatisierte Lebensepisoden Rousseaus der dankbaren, vieltausendköpfigen Volksversammlung zu Gehör. Die eine dieser Komödien, „Les Charmittes", von Léon Largnier, illustriert die Liebesgeschichte mit Mme. de Warrens, die andere, „L'Homme de la Nature" von Jules Brincet behandelt eine Szene aus Jean-Jacques Leben in Montmorency.

In der Nationalbibliothek ist eine Sammlung von Rousseauporträten und Bildern die auf Leben und Werke des Schriftstellers Bezug haben und der Vereinigung der Originalausgaben seiner Schriften zu sehn. Das Zentenarfeierkomitee ließ unter der Leitung P. P. Plans mehrere Nummern einer Festzeitung erscheinen. Auch in den meisten Zeitschriften sind Aufsätze zu lesen, die sich mit der künstlerischen Tätigkeit Rousseaus befassen oder objektiv biographisch einen Abschnitt seines Lebens erforschen oder den tiefen Wurzeln seines Wesens aus philosophischer Distanz nachspüren.

Kaum, daß sich ein einziger dieser Aufsätze zu der bei Jubiläen sonst gewohnten, meist so fragwürdigen Nutzanwendung auf die Gegenwart versteigt, die um ihretwillen oft die Gegenwart verleugnet. Die Gewohnheit, Jubiläen an die Erfüllung astronomischer Perioden, unabhängig von jenen unstät menschlicher Entwicklung, zu knüpfen, läßt fatalerweise oft den richtigen Moment verpassen. Es kann sich um wenige Jahre handeln und zu spät sein, oder zu früh.

Diesmal ist's um einige Jahre zu spät, die in jungen Franzosen das naiv weltbürgerliche Revolutionsideal getilgt und traditionenstolze Nationalisten gezeitigt haben. Solcher Geist der Zeit, auf Sammlung der Kräfte gerichtet, allen destruktiven Tendenzen abgeneigt — das schien man sich bei diesem Fest still einzugestehn oder pöbelhaft zu demonstrieren — verträgt sich nicht mit der Glorifizierung des Vaters und Apostels aller Anarchismen. Wo man jene wie tolle Hunde erschießt, die sich mit vollem Recht auf ihn berufen, wenn sie die Gesellschaft ungerecht und grundverdorben schmähn. Also argumentierte Maurice Barrès seinen Standpunkt, der als Deputierter in der Kammer gegen die Kreditbewilligung zu Rousseaufesten auftrat.

Am 11. Juni starb der Lyriker *Léon Dierx*, Freund und Kunstgenosse Mallarmés und Leconte de Lisle. Er war, wie dieser, dem er besonders nahestand, auf der Réunion geboren — 1838 — früh zu dauerndem Aufenthalt nach Paris gekommen und veröffentlichte schon zur Zeit des zweiten Kaiserreichs seine hauptsächlichen Gedichtsammlungen („Aspirations poétiques" 1858; „Poèmes et Poésies" 1864; „les lèvres closes" 1867), von denen besonders die letzte zur Hochschätzung seiner Künstlerschaft veranlaßte; kaum weitere Kreise, aber eine Elite, die seine hochgemute, doch nicht parnassisch marmorkalte Poesie um so lieber las, als sie sich von jener charakteristischen Eigenschaft der damaligen französischen Lyrik entfernte. Später folgten noch „Les paroles du vaincu" vom schrecklichen Kriegsjahr inspiriert und „les amants" (1879); seither hat Dierx sein Schweigen kaum je unterbrochen. Dennoch blieb er den Jungen nicht vergessen; an Dierx erwies sich — im Gegensatz etwa zum Ruhm eines Catulle Mendés — daß echte Begabung auch bei einer kleinen Gemeinde wohl aufgehoben ist. Daß er, ein Parnassier aus der unmittelbaren Gefolgschaft Victor Hugos, nicht als Fossil in die neue Zeit hineinragte, bewies die junge Generation, als sie ihm 1898, nach dem Tode Mallarmés, zu ihrem „Prince des Poètes" erwählte.

Nun ist ihm in dieser Würde, die vor ihm Verlaine und Mallarmé bekleidet haben, *Paul Fort* nachgefolgt. Nicht Richepin, nicht Henri de Régnier, auch nicht Verhaeren, denn diese Würde ist inoffiziell, wie die der Königin der Micarême, so daß viele Zelebritäten a priori ausgeschlossen sind. Bei Paul Fort aber bedeutet die Akklamation nur eines heimlichen Königtums Bestätigung, dessen höfische Zeremonien vermutlich in Bulliers Tanzlokal stattfinden, dessen Reichsrat sich Dienstag Abend in der Closerie des Lilas versammelt. Dort saß der schöne Poet mit Moréas zusammen, dort präsidiert er, in Rembrandthut und schwarzseidener Halsbinde, die jungen Dichter des Quartier latin und die Maler des Montparnasse. Gerade in den Tagen des Triumphes konnte er einen neuen Band seiner Verse erscheinen lassen. („Vivre en Dieu", E. Figuière, Collection de „Vers et Prose", ferner Verse, die er „Ballades Françaises" nennt; es ist davon die vierzehnte Serie). Er ist auch kürzlich in Deutschland durch die Übertragungen Erna Grautoffs (E. Diederichs) bekannt geworden. Paul Fort hat die Eigentümlichkeit, Vers an Vers zu fügen, wie es bei der Niederschrift von Gedichten im Mittelalter üblich war. Doch diese Vershäuflein, die dem Auge zu nüchtern, aphorismenhaft erscheinen, schwellen an zu pantheistischen Strophen, klingen zusammen zu hinreißenden Gesängen, die ein echter Poet in beglückendem Erkennen seiner Schöpfergabe, zum Lob seiner eigenen Gottähnlichkeit anstimmt. Oder er dichtet den Frühling in der Ferté-Milon, Angelus-Motive, für die nur das raffinierte Großstadtkind ein Sensorium besitzt, mit tollen Literatenphantasien zusammen, mengt Landschaftsbilder mit der Erinnerung an Racine, bizarr, ironisch und träumerisch zugleich, etwas wie Feuilletonismus, des Unterbewußtseins: Es ist eigentlich Prosa; aber sublime Prosa in bezaubernd-rhythmischen Versen vorgetragen. „L'aventure Eternelle". Kindheitserinnerungen, Erinnerungen an dichtende Freunde (Moréas) Träume, Kinderängste, erstes Liebeserlebnis. Paul Forts Sprache ist überaus klingend, man möchte seine Gedichte singen. Doch nicht allein die Sprachgewalt zwingt uns in den Bann musikalischer Vorstellungen, die ganze Art seines Fühlens, seines visionären Schaffens ist dem sublimen Ausdruck des „All und Eins sein", der Musik aufs innigste verwandt.

Darum beschränkt sich des neuen Prinzen Machtbereich nicht, wie man aus der murgerhaften Tracht „d'un Hamlet de dix-huit-cent-trente" etwa schließen könnte, auf das Quartier latin, auch nicht auf Paris und die Banlieu, die sich seinem Königtum nur mit vollem Recht gebeugt haben. Paul Fort ist nicht etwa das



Haupt irgendeiner montparnassischen Schule, sondern ein echter Dichter, sein Reich ist Frankreich und jene Tracht eine Maske, darunter seine Freunde, den „démon familier", den Pan der französischen Erde erkennen. —

Das Gedächtnis eines andern, anders gerichteten, doch auch echten poetischen Talents hält „Nouvelle Revue Française" fest, indem sie die Werke des kürzlich ganz jung verstorbenen Henri Franck gesammelt herausgibt: „La Danse devant l'arche" eingeleitet von der Komtesse de Noailles. Das große Gedicht, dessen Titel der Band entlehnt, ist vom Lob des Lebens, von Enthusiasmus für die Aktivität und Intelligenz erfüllt, obschon es in zwei Jahren ununterbrochener Krankheit geschaffen wurde. Franck ließ die Frühreife des Genies erkennen, war Philosoph, Schüler und Neffe Bergsons; ein starker jüdischer Einschlag kommt zum Ausdruck. Die beigefügten literarischen und philosophischen Essays überraschen durch ihre Reife. — Im gleichen Verlag erschien sein Volksstück „le Pain" von Henri Ghéon, der mit André Gide Leiter der „Nouvelle Revue Française" und einer der geachtetsten literarischen Kritiker ist. — Von Fernand Divoires sind neue „Poèmes de l'Urbs", „L'Amoureux", in der „Belle Edition" erschienen, einem Unternehmen, das gute Buchausstattung auch für das wohlfeile Buch anstrebt, und seinem pretentiösen Namen nicht gerade Schande macht. — Von den neuen Büchern der „Edition du Temps présent" nennen wir die Romane „Choisir" von A. de Saint Germain und „La Passion" von Jean Löw, eine dichterische Darstellung der Stationen des Kreuzwegs, und die Poesien „L'humble retour" von Pierre de la Batut, „Heures d'Italiès (Charpentier) und „Autour des lacs Italiens" (Sansot) setzen die Reihe der Landschaftsschilderungen fort, die wir Gabriel Faure verdanken und wegen ihrer sympathischen Darstellung schätzen. Lob genug, wenn wir gestehen, an die Art Widmanns erinnert zu werden. — Wertvolle Beiträge zur Folklore Mittelfrankreichs bietet ein Büchlein, das im Verlag „Cahiers du Centre" erschienen ist. Francis Pérot hat Legenden, Volkserzählungen und Volkslieder seiner Heimat gesammelt. Wie ja wohl auch einige deutsche, besonders Alpensagen an eine Absonderlichkeit der Natur anknüpfen, so finden wir in diesen französischen fast immer die phantastische, meist etwa billige Erklärung von seltsamen Bergformen, „Hexensteinen" usw. Besonderes Interesse verdienen die „Chansons" und „Noëls", denen einige Notenbeispiele beigegeben sind.

Aus der Rousseauliteratur der Zeitschriften nennen wir zuerst die tiefgründige Untersuchung Albert Bazaillas' über die subjektiven Quellen, daraus Rousseaus Schaffen floß („Rousseau Créateur"), die an der Spitze der zweiten Juninummer des „Mercure de France" steht. Im folgenden Heft gibt Hippolyte Buffenoir eine Geschichte der Büsten, die Houdon nach der von ihm angefertigten Totenmaske Rousseaus schuf. In der „Grande Revue" behandelt Henri Tournier Jean-Jacques Aufenthalt in Môtiers-Travers. Frederica Macdonald bestreitet unter dem Titel „La Légende des Enfants de Rousseau" in der „Revue bleue", daß Rousseau seine Kinder, wie er bekanntlich öfters, zum Beispiel in den Konfessionen, selber berichtet, dem Findelhaus übergeben hätte. In der von J. Ecorcheville geleiteten, vielseitig anregenden und besonders auch über die deutsche Entwicklung, selbst die allerjüngste, gut informierenden Musikzeitschrift „S. I. M." (von der Société Internationale de Musique begründet) widmet Paul-Marie Masson dem Musiktheoretiker eine Studie („Les Idees de Rousseau sur la Musique"). In der gleichen Nummer steht ein Aufsatz über Rousseaus Kompositionen, davon viele Proben beigegeben sind, von J. Tiersot. Besonderen Hinweis verdienen die Seiten „De Jean-Jacques", die Suarès in der „Nouvelle Revue Française" schreibt.

„Revue bleue", die von Paul Flat geleitete verdienstvolle Wochenschrift der Akademiker, feierte jüngst mit ihrer Schwester, der „Revue Scientifique" fünfzigjähriges Bestehn. In einer der Juni-Nummern finden wir die Reden vereinigt, die ihr bei dieser Gelegenheit von Guist'hau, Donnay, Moureu, Flat und anderen gewidmet worden sind. Besonders wurde dabei auch der Rolle gedacht, die der „Revue bleue" beim Wiederaufleben der geistigen Interessen nach 1870 zukam. In den letzten Nummern wurden Jugendbriefe von Ximenes Doudan veröffentlicht; ferner ist daraus zu erwähnen von A. Soussain „l'expansion du Bergsonisme et la Psychologie musicale" und von Ernest Lémon eine Würdigung der Botschaftertätigkeit von Marschalls in Konstantinopel, gefolgt von sauersüßen Betrachtungen über seine Londoner Zukunft. — Mit deutscher Politik befaßt sich auch der Leitartikel der „Grande Revue", wo Alfred Guignard unter dem Titel „Le spectre allemand à Panama" strategische Vorteile, die Deutschland durch diesen Kanal erwachsen, und andere Fragen der Schiffahrtspolitik erwägt.

„Mercure de France" veröffentlicht den Briefwechsel der provençalischen Dichter Jean Reboul und Théodore Aubanel, dieser einer der Chefs der „Félibres". Dem Genfer Schriftsteller Louis Dumur widmet Georges le Cardonnel eine eingehende Studie; dem verstorbenen Dierx an der Spitze der Julinummer André Fontaines ein schönes Wort der Würdigung, dem André Rouveyre, der Zeitgenossenzeichner des „Mercure" ein ungewöhnlich lebendig charakteristisches Porträt des Dichters beigesteuert hat.

„La Renaissance contemporaine" stellt sich besonders die Aufgabe, ein Schauplatz aktueller Debatten zu sein. Dort sind in den letzten Nummern Antworten auf eine Rundfrage über Wesen und Welt der zeitgenössischen Kritik gesammelt. Jacques Reboul hat im Lauf des Jahrgangs eine Serie von bemerkenswerten Studien veröffentlicht, die ihn zum Theoretiker des neuen französischen Nationalismus prädestinieren. Neuerdings wandte sich dieser Bannerherr des „Celtisme" im Namen der keltisch-mittelalterlichen Tradition gegen die Panlatinisten. Mit einem klugen vermittelnden Artikel „Latins contre Français", greift im Juniheft der Poet und Philologe Philéas-Lebesgue in die Diskussion ein. Aus der gleichen

Zeitschrift notieren wir den Aufsatz Jean Mullers „La psychologie sociale et la Littérature". — In der „Nouvelle Revue Française" bespricht Henri Ghéon das Werden eines Walt-Whitmanschen Stils in der französischen Dichtung — „Le Whitmanisme" — bei Anlaß einer vom Verlag des „Effort" herausgegebenen Anthologie jungfranzösischer Lyrik und neuer Bücher Duhamels („Compagnons"; „Propos critiques"). In der „Revue du Temps présent" gibt der bekannte Ägyptologe Albert Gayet Kunde von seinen neuesten Ausgrabungen in Antinoë. Dokumente zur Frage Ludwigs XVII verspricht Ad. Lannes, der in der gleichen Zeitschrift eine kritische Prüfung der „Relation de Madame Royale" über die Ereignisse im „Temple" bis zu der Abreise Marie Theresiens nach Wien beginnt. Es scheint auffallend, daß in dem Tagebuch Marie Theresie, die Tochter Ludwigs XVI. wohl das Schicksal von Mutter und Tante beklagt, nie aber ein Wort vom Bruder verlauten läßt, der doch seit dem Tode ihres Vaters als Ludwig XVII., ihr König ist und der, wenn sie ihn auch nicht sehen kann, im gleichen Gefängnis lebt und leidet. Die stilistische Fassung gewisser Stellen gibt zu Zweifel an der Vertrauenswürdigkeit dieser Erzählung Anlaß, (was Lannes mit der Wahl des Nebentitels: „Une officine royale de falsifications" andeutet). Dennoch wagt er zum Schluß die Vermutung, hauptsächlich angeregt durch den Brief Marie Theresiens an ihren Onkel Ludwig XVIII., darin sie um Gnade für die Franzosen bittet, obgleich sie ihr Vater, Mutter und Tante geraubt — wiederum ist der Bruder nicht genannt! — ob vielleicht der Dauphin doch nicht im „Temple" verdorben, sondern geflüchtet worden sei. — Alphons Maseras veröffentlicht in der gleichen Zeitschrift eine Studie über den katalanischen Dichter Ivan Maragal. — Unbekannte Briefe von Chateaubriand, Lamennais, Musset, de Vigny, Merimée, Sainte Beuve, Béranger, Berlioz, Liszt, Th. Gauthier, Balzac, Michelet, und andere sind in der „Revue" erschienen, mitgeteilt von L. Séché, der sie dem Album der Mme. Victor Hugo entnommen hat. In derselben Zeitschrift studiert Emile Faguet die „Theorien Paul Bourgets"; analysiert und würdigt Nicolas Ségur den neuen Roman von Anatole France „Les Dieux ont soif", dessen philosophische Ironie diesmal auf dem Hintergrund der Revolutionsschrecken erblüht. In der neuesten Nummer der „Revue" ist von „Quelques Poètes de la Jeune Allemagne" die Rede; Max Hochdorf spricht von dem „Méconnus" Peter Hille und Else Lasker-Schüler, den „Indépendants" Dauthendey, Max Brod, Franz Werfel und René Schickele, und den „Dramatistes" Schönherr, Schmidtbonn, Wedekind und Hofmannsthal. — In der „Indépendance", die auch Maurice Barrès' Kammerrede gegen eine Rousseaufeier abdruckt, zeichnet Guillaume Franville das Porträt Gabriel Monods, der als ein Hauptvertreter des Prinzips: „Germanisons l'instruction à tous ses degrés"! die Geschichtsstudien nach dem Vorbild deutscher Universitätsmethodik reorganisierte und lange Zeit als Ratgeber, im Sinne des demokratisch-rationalistischen Ideals seiner Zeit, über großen Einfluß verfügte.

In der „Phalange" gibt „Willy" unter dem Titel „le Krach beethovenien" die Nachricht, daß sich Beethovens Ansehen vermindere — etwas voreilig in seiner Feststellung, wie uns scheint, da wenigstens im letzten Winter noch der Kultus des Meisters in Paris durch gute Aufführungen in höchster Blüte stand. Die Schuld an der Tendenz gibt der Artikel mit einem gewissen Recht der Verfälschung nicht nur Beethovenscher großer Werke durch die beliebten „Concers Rouge" usw., einer Art „Bouillon Duval" für Musik, auf deren Karte auch „Eroica" und „Neunte" zu finden sind, mittelst einer Kapelle von zwanzig beziehungsweise einem Chor von sechzehn Stimmen zubereitet. Beim Protest im Namen des „Besten, das ein Feind des Guten ist", sollte aber doch das Verdienst, das in solcher „Profanation" guter Musik liegt, nicht ganz übersehen werden. — Im „Pan" sind literarische Croquis von André Dupont, Aphorismen von Robert Scheffer und Verse von Canudo hervorzuheben; in der „Ile Sonnante" ein vehementer Artikel von Charles Callet, „La litterature à l'épogue", darin er die doktrinäre litterarischer Systeme und — ismen auf Bergson verweist. „Les Bandeaux d'or" bringen. poetische Prosa von Francis Jammes, Paul Castiaux, Théo Varlet, „Le Beffroy" und „Flora", Verse von Marie Deletanz, André Lafon, René-Albert Fleury; Camille Mauclair, Abel Bonnard; „Les Marges" einen Aufsatz George le Cardonnels über Jules Romains als Romandichter. — Die Anthologie, die das letzte Heft des „Effort" füllte, ist inzwischen im Buchhandel erschienen. Diese kleine Zeitschrift, die in Poitiers erscheint, bezeichnet sich auf ihrer neuesten Nummer als „Effort libre"; wir notieren daraus eine Betrachtung von Jean Richard Bloch, betitelt „de l'utilité en Art et pour en finir avec l'Art pour l'Art". — In „La Province" veröffentlicht Felix Blumstein eine reich dokumentierte Arbeit über den Marschall Lefebvre und Mme. Sans-Gêne.

„Revue des Bibliothèques" enthält: „Le fonctionnement du Copyright Office à Washington" (Henri Lemaitre), „Pour l'édition critique des Odes de Ronsard (H. Vapanay), Les reliures du Musée des Arts décoratifs" (P. Cornu) (Abb.), „Un fragment de l'Histoirede la Bibliothèque du Collège d'Autun à Paris" (Charles Beaulieux). Aus den „Amateur d'Autographes" heben wir hervor: „Les Français à Rome", Briefe des Capitaine Laurent Niepce; eine graphologische Beurteilung der Handschrift Chateaubriands, Cl. Perroud „Roland et Mme. Lafayette". — „Une Demande de Début au Théatre Français en l'an IX."

Auf einer Bücherauktion, 21. Juni, erschien ein Exemplar der „Office de la Sainte Vierge" Paris, Impr. Royale 1757, zwei Duodezbände in altem Einband von Derôme, das als Geschenk Ludwigs XV. für die Pompadour von Bouches mit acht Tuschzeichnungen geschmückt wurde. Es kam auf 36000 Fr.; merkwürdiges Zusammentreffen, daß am gleichen Tag auf einer andern Auktion das gleiche Werk in der Ausgabe von 1749, ebenfalls mit dem Wappen der Marquise de Pompadour auf dem alten Einband, aber nur eine einzige Originalzeichnung von Boucher ent-



haltend, um 10050 Fr. versteigert wurde. Von dieser Auktion nennen wir noch folgende Preise: (Manuskripte): „S. Gregorii, Magni Moralium in Iob Libri XXXV", ein Ms. in Halbunzial auf Pergament, vielleicht VII. Jh., 5000 Fr. — „Horae ad usum ecclesiae Rothomagensis", Ms., auf Pergament mit großen Miniaturen, XIV. Jh., 2170 Fr. — (Illustrierte Bücher): Molières Porträt nach Coypel von Lépicié und komplette Folge der 33 Blätter nach Boucher von L. Cars, für die Ausgabe der „Werke", Paris 1734, 805 Fr. — Racine, Werke, Paris 1760, alter Einband, Porträt von Daullé, Vignetten, Figuren, culs-delampe nach Sève gestochen von Aliamet, Baquoy, Lemire, Sornique usw., 3300 Fr. — Bossuet, „Histoire des variations des églises protéstantes", Paris, Seb. Mabre-Cramoisy, 1688, Original-Ausgabe, wappengeschmückter alter Einband, 820 Fr.

Autographen, auf der gleichen Auktion; Drei Briefe Bossuets an M. de Fraucastel, 270, 300 und 350 Fr. — Ein Brief Fénelons an den Abbé Dubos (Cambrai, 20. November 1713), 245 Fr. — Auf einer Autographenauktion, 15. Juni: Ein Brief Balzacs an den Musiker Chélard: 225 Fr. — Ein Brief von Alexander Dumas père an den Schauspieler Laferrière, den er für seine Interpretation der Rolle des „Antony" beglückwünscht, 175 Fr. — Ein Brief der Kaiserin Eugénie an Bazaine (31. Mai 65); bezieht sich auf die mexikanische Expedition und schließt mit dem Glückwunsch zu Bazaines bevorstehender Heirat, 106 Fr.

Paris, Anfang Juli. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Die gesamte periodische und Tages-Presse Englands feierte am 11. Juli dieses Jahres das *Millenium der Stadt Oxford*, wenngleich kein Zweifel darüber waltet, daß der Ort selbst schon vor 912 bestand. Die jetzige Feier bezieht sich daher in Wirklichkeit nur auf die erste verbürgte historische Nennung Oxfords. In der „*Anglo-Sächsischen Chronik*" von 912 heißt es nämlich: „Alfred des Großen Sohn, König Eduard der Ältere, nahm nach dem Tode seines Schwagers Ethelred, Grafen (Ealdorman) von Mercias, Besitz von Oxford und aller Ländereien, die ihm Gehorsam schuldeten". Aber bereits 872 war die älteste Unterrichtsanstalt höheren Charakters in der Stadt, das heutige, seit jener Zeit blühende „*University College*", ins Leben gerufen worden, das zur Universität Oxford gehört. Gerade hierauf begründet das letztgenannte Institut seine Ansprüche, die älteste Universität in der Welt zu sein! Wenngleich schon unter Eduard dem Bekenner (1041—66) Oxford als Schule alter und frühzeitiger Gelehrsamkeit einen großen Ruf besaß, so wird es geschichtlich doch erst 1201 als Universität verzeichnet. Allein sowohl die Tradition als auch die beglaubigten Nachrichten über *Bologna* weisen der dortigen Universität inbezug ihres Alters ein Vorzugsrecht an, da der Überlieferung nach Theodosius der Jüngere, diese 425 gestiftet haben soll, und die Rechtsschule dort bereits vor 1140 als berühmt galt. Auf ihre Universität war die Stadt Bologna so stolz, daß sie zur Regierungszeit Kaiser Friedrich I. (1152—1190) auf ihre Münzen den Wahlspruch setzte: „Bononia docet".

Im Anschluß an die Milleniums-Feier Oxfords, erscheint es daher angezeigt, auf das verdienstliche Unternehmen der dortigen Universitätspresse aufmerksam zu machen, die eine *Bibliographie* aller über die Stadt und Hochschule handelnden, oder daselbst hergestellten Druckwerke, anfertigen läßt. Der erste Teil des groß veranlagten und 1895 begonnenen Werkes betitelt sich: „*The early Oxford Press, a bibliography of printing and publishing at Oxford 1468—1640, by Falconer Madan*".

Während die obige Arbeit sich nur mit solchen Büchern beschäftigt, die in Oxford selbst gedruckt oder verlegt worden sind, enthält der kürzlich herausgekommene zweite Band eine Bibliographie aller über Oxford berichtenden Werke, wo immer sie auch sonst bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts gedruckt sein mögen. Außerdem sind historische, allgemeine und sonstige Interesse bietenden Notizen in Gestalt von Supplementen noch hinzugefügt. Werke von hervorragender Bedeutung erhielten eine ausführliche Würdigung und vollständige Beschreibung, solche zweiten Ranges dagegen nur eine summarische Erwähnung und die übrigen wurden endlich in Registerform zusammengestellt. Auf diese Weise gewinnen wir eine gute Übersicht der gesamten Literatur bis um das Jahr 1650.

Unter vielen interessanten in der Vorrede von Mr. Madan angegebenen Daten wird ein neu entdecktes aus dem Jahre 1517 herrührendes Buch vermerkt; ferner werden diejenigen Dramen Shakespeares genannt, die zur Lebenszeit des Dichters in Oxford zur Aufführung gelangten, und solche Einblattdrucke erwähnt, die an die Tore von Colleges angeheftet wurden, welche die Königin Elisabeth mit ihrem Besuch beehrte. Sie sind, wie kaum anders zu erwarten, voll ihres Lobes. Einen andern Literaturzweig bilden die zahlreichen in Versen abgefaßten und für Trauerfeierlichkeiten bestimmten Schriften, die sogenannten offiziellen „Tränen", die einen so hohen Ruf erlangten, daß sie allgemein zu jener Epoche „Lachrymae Oxoniensium" genannt wurden.

Eine der wichtigsten Perioden für Oxford bilden die Jahre 1642—46, in welchen König Karl I. während des Bürgerkrieges dort residierte, das Hauptquartier der Armee, und ebenso der gesamte Regierungsapparat sich in der Stadt befand. Der Preis für jeden der beiden bis jetzt erschienenen Bände beträgt 25 Schilling netto, für Abnehmer von Band I und II zusammen nur 36 Schilling netto.

Wenn wir den über Oxford im Umlauf befindlichen Legenden Glauben schenken wollen, daß unter ihrer Bodenoberfläche als Beweise sich trojanische Reliquien finden sollten, so vermag die Stadt bald ihr dreitausendjähriges Stiftungsfest zu begehen, da sie von einem Enkel des Aeneas gegründet sein soll.



Über altgriechisches Leben, Kultur, Kunst und Wissenschaft wurden von den ersten hiesigen Fachautoritäten im Laufe des Monats Juni für den Druck bestimmte Vorträge in gelehrten Gesellschaften gehalten. Der Präsident der *„Hellenischen Gesellschaft"*, Sir Artur Evans, sprach über das Thema: *„Die Beharrlichkeit der kretischen und der mykenischen Elemente im hellenischen Leben"*. Im voraus muß in Erinnerung gebracht werden, daß alles, was man sich von der kretischen Geschichte vor dem trojanischen Kriege erzählte, auf Minos, den alten mythischen König von Kreta, übertragen wurde. Namentlich gilt er für den Begründer der kretischen Seeherrschaft und der berühmten Gesetzgebung, in der er von Zeus unterrichtet sein soll.

Sir Artur Evans führt zur Sache aus: Griechische Zivilisation kann nicht länger mehr als ein Wunderkind betrachtet werden. Ihre Wurzeln liegen in der älteren eigenartigen kretischen und der späteren mykenischen Kultur. Entdeckung auf Entdeckung folgt und legt unzweifelhaft klar, daß die von den Griechen für sich selbst in Anspruch genommenen Kulturerrungenschaften ihren prähistorischen Vorgängern zugewiesen werden müssen. Die mykenische Zivilisation in Griechenland ist in ihrem Ursprunge eine rein kretische Schöpfung. Dank den kürzlich gemachten Entdeckungen deutscher Archäologen in Tiryns, bestehend in mykenischen Wandmalereien, vermag dieser Typus in allen früheren und späteren Palästen wieder erkannt zu werden. Dasselbe gilt für die religiöse Kunst, und hierfür liefern die Skulpturen des aufgefundenen frühdorischen Tempels in Korfu einen ebenso interessanten wie klassischen Beweis. Der Vortragende fragt weiter: „Wie kommt es, daß wir in den homerischen Gedichten die Spuren der Bekanntschaft mit den Palästen, der Dynastie und den Meisterwerken mykenischer Kunst finden?" Sir Artur Evans sucht endlich nachzuweisen, daß eine Reihe von epischen Stellen Homers bereits 500 Jahre vor ihm vorhanden waren. Die Episode der ein Boot angreifenden Scylla in Homers Gedichten ist schon im XVI. Jahrhundert vor Christi von einem mykenischen Künstler dargestellt. Das Gesagte gilt in noch erhöhterem Maße von aufgefundenen Münzen. — Ich selbst möchte persönlich noch hinzufügen, daß, um eine Basis zur Einigung über die vorgetragenen Ansichten zu gewinnen, zuvor eine Verständigung über den Zeitpunkt der Abfassung und die Art und Weise der Entstehung der Ilias und Odyssee erfolgen müßte! So namentlich darüber, ob die beiden Gedichte nicht längst vor ihrer Niederschrift im Volksmunde bekannt waren und sich mündlich, sozusagen lebend, von Generation auf Generation übertrugen. Daß aber überhaupt im allgemeinen die Spuren aller Zivilisation nicht nur hinsichtlich des Alters höher hinaufreichen, sondern auch mannigfaltiger verzweigt erscheinen, als bisher oft angenommen wurde, bestätigt wiederum der Inhalt des im Auszuge hier mitgeteilten Vortrages des Ägyptologen *Flinders Petrie*.

Der Titel lautet: *„Die Bildung des Alphabets"*. Der Gelehrte ist vor allem der Ansicht, daß die Folge des in den letzten zwanzig Jahren gesammelten Stoffes, die alte Tradition von dem Ursprung des Alphabets, nach welcher dasselbe seine Entstehung den Phöniziern verdanken soll, nicht mehr aufrecht zu halten ist. Schon vor den Phöniziern gab es eine Menge von ihrem Alphabet ganz unabhängigen Schriftzeichen. So befanden sich zum Beispiel die Indianer Nordamerikas, die sogenannten Rothäute, unter denjenigen Völkerschaften, die mit am frühesten solche Zeichen anwandten. Demnächst gehören hierher Araber, Iberier, Karier und Berber. — Ich möchte diese Angaben dadurch vervollständigen, daß schon aus der Stein- und Renntierzeit Schriftzeichen erhalten sind. Mr. Flinders Petrie erörtert dann weiter: Ein vollständiges systematisches Alphabet hat sich überhaupt nicht auf einen Schlag, sondern vielmehr ganz allmählich entwickelt und seine Teile, etwa 80—100 Zeichen, sind, von den verschiedensten Nationen herrührend, nach und nach zusammengetragen. Viele alphabetische Zeichen auf ägyptischen Ziegeln und in Gräbern besitzen ein bedeutend höheres Alter als alles, was in der phönizischen, griechischen oder lateinischen Schriftsprache vorkommt. In Kreta waren geometrische Schriftzeichen längst vor der Bilderschrift in Gebrauch. Schließlich siegten einige Dutzend Buchstaben über den Rest und wurden Gemeingut von Handelsvölkern an den Küsten des Mittelländischen Meeres. Das Prinzip der Anordnung des Alphabets bleibt zurzeit unermittelt. Mr. Flinders Petrie bemerkte zum Schluß, daß vor kurzem Funde von Töpferwaren mit Schriftzeichen in Ägypten gemacht worden sind, die aus archaischer, prähistorischer Zeit stammen und weit früher als die ersten Hieroglyphen gesetzt werden müssen. — Die Richtigkeit der obrigen Angaben vorausgesetzt, zwingt sich jedem den Sachverhalt objektiv Beurteilenden der Schluß auf, daß in Ägyptens Kultur zeitweise ein bedeutender Rückschritt durch Verlust der Zeichenschrift und abermaligen Einführung der bildlichen Hieroglyphen eingetreten sein muß, da sich im Gegensatz zu jener die letztere als minderwertige Wort- und Begriffsschrift kennzeichnet. Es bedarf nur meines kurzen Hinweises, um in Erinnerung zu bringen, daß die rationellste Anordnung des Alphabets das Sanskrit und die von ihm abgeleiteten Sprachen besitzen, da sie die Buchstaben nach den Sprachorganen zusammenstellen, mit denen die entsprechenden Laute ausgesprochen werden: Kehllaute, Gaumenlaute, Zungen-, Zahn- und Lippenlaute. Die Sanskrit-Literatur besitzt außerdem die ältesten, wirkliche Schriftdenkmäler darstellende Werke, sie ist ferner diejenige Sprache, welche die Wortbildung am folgerichtigsten von den Wurzeln hernimmt, sodaß man wohl berechtigt ist, anzunehmen, daß längst vor den jetzt noch erhaltenen und bekannten Inschriften ein Alphabet vorhanden gewesen sein muß. Ob in dieser Beziehung Indien oder Ägypten die Priorität zukommt, läßt sich selbstverständlich nicht mit wenigen Worten entscheiden.

Nicht uninteressant dürfte es sein, auf eine Äußerung *Goethes* über das alte Ägypten hinzuweisen, die um so mehr ins Gewicht fällt, weil der Altmeister



kaum anderwärts seine Stellung zu dem Gegenstande genommen hat. Der spätere Chef des preußischen Generalstabes, der General *Rühle von Lilienstern*, mein Großvater von mütterlicher Seite, war am Hofe des Herzogs Karl August von Weimar zuvor während mehrerer Jahre Erzieher seines Sohnes Bernhard gewesen und hatte den Franzosen Champollion in Auslegung der Hieroglyphen verteidigt. Nachdem die Richtigkeit derselben von Alexander von Humboldt anerkannt worden war, gab er, mit erläuterndem Text versehen, nachstehendes für den damaligen Stand der Wissenschaft bedeutende Werk heraus: *„Univeral-historischer Atlas. Graphische Darstellungen zur ältesten Geschichte und Geographie von Äthiopien und Ägypten"*. (Duncker & Humblot. Berlin 1827.) Als Rühle diese Arbeit an Goethe sandte, dem er während seines langjährigen Aufenthaltes in Weimar nahe getreten war, erhielt er von dem Dichterfürsten unter dem 12. August 1827 eine Antwort, die zum ersten Male nach dem Konzept in der Weimarer Goethe-Ausgabe, IV. Abteilung, Band 43, Seite 11 ff. und nach dem Originalbrief in den „Papieren der Familie von Schleinitz" (E. Trewendt, Berlin 1905) gedruckt ist. Dieser Brief, in welchem Goethe seine Antipathie gegen das alte Ägypten auf das schärfste ausdrückt, befindet sich jetzt in der Autographensammlung der Frau Geheimrätin Pattberg in Wiesbaden, einer Freundin meiner Familie.

Die *englische Goethe-Gesellschaft* vereinigte sich am 25. Juni in London, um ihren neuen Präsidenten, Dr. *A. W. Ward*, zu bewillkommnen, der zu seiner Antrittsrede das Thema *„Goethe und die Französische Revolution"* gewählt hatte. Besonders interessant aber gestaltete sich die Sitzung durch die von Frau *Ludwig Mond* ausgestellten *Lotte Buff* betreffenden Reliquien. Die erstgenannte Dame gilt mit Recht als eine hervorragende Sammlerin aller auf Goethe und Schiller bezüglichen Dinge von wirklichem Belang. Die nachstehenden Gegenstände erwarb Frau Mond von dem 91 Jahre alten Fräulein Wilhelmine Buff, Lottes einziger überlebender Nichte:

1. Ein von Lotte stets getragener Ring.
2. Ein kleines goldenes Kreuz mit Granaten, das Goethe Lotte geschenkt hatte.
3. Eine von Goethe an Lotte verehrte Tasse mit der Inschrift: „Sey immer glücklich".
4. Eine Locke von Lottes Haar als Kind.
5. Eine von Lotte gearbeitete Handtasche.
6. Ein Lotte darstellendes Aquarell-Porträt.
7. „Moses als Kind", Kreidezeichnung Lottes.
8. Ansicht von Wetzlar, Aquarell, von Lottes Hand.

Außer andern Reliquien befanden sich in der Ausstellung noch wertvolle Kupferstiche, darunter „Karl August von Weimar von der Jagd zurückkehrend". In Begleitung des Herzogs befindet sich Goethe. Neben Frau Mond gebührt dem Sekretär der Gesellschaft, Herrn *Eugen Oswald*, Dank für die vielfachen Bemühungen zur Förderung der Gesellschaft. — Großes Aufsehen erregten in London die Juni- und Juli-Hefte, die sogenannten *„Deutsch-englischen Verständigungs-Nummern"*, der von Dr. *Ludwig Stein* herausgegebenen Zeitschrift *„Nord und Süd"*. Auch der Sohn von Frau Mond, Sir Alfred Mond, Baronet und Mitglied des Parlaments, lieferte einen sehr bemerkenswerten Beitrag für das genannte Blatt. Nicht minder gilt dies für die vortrefflichen Aufsätze vieler anderer hochbedeutenden Persönlichkeiten, so unter anderem von A. J. Balfour, Baron Alfred Rothschild, Professor Karl Breuel, Sir Thomas Barclay, Sir Edgar Speyer, A. von Gwinner, Graf Posadowsky, Wirklicher Geheimer Rat Wermuth und Rudolph Said-Ruete. Die Gattin des letzteren, Frau Therese Said-Ruete ist die hochverdiente Vorsteherin der *„Frauen-Ortsgruppe London"*, die im Begriff steht, ein großartiges, praktisches Nachschlagewerk erscheinen zu lassen, das alles, was die *deutsche Frau im Auslande*, in *„Haus und Beruf"* betrifft, enthalten soll.

Von den in Deutschland herausgekommenen Nachschlagewerken und von der gesamten englischen Fachpresse namentlich günstig beurteilten nenne ich vor allem: *„Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart". Begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker, herausgegeben von Ulrich Thieme. Fünfter und sechster Band. (Leipzig. E. A. Seemann.)*

Unter den in letzter Zeit stattgehabten Bücher-Auktionen nimmt der Verkauf der *„Huth-Bibliothek"*, sowohl hinsichtlich des Wertes der dargebotenen Bücher, als auch der für sie gezahlten Preise, unzweifelhaft die erste Stelle ein. So wurden folgende Resultate erzielt: die sehr seltene *„Chroniques de St. Denis"*, ein illuminiertes Manuskript aus dem XIV. Jahrhundert, erwarb Mr. Quaritch für 33000 M. Ein mit 204 Miniaturen versehenes deutsches Manuskript aus dem XV. Jahrhundert herrührend, gleichfalls eine Chronik wurde mit 7000 M. bezahlt. Der *„Cid"*, 1512, gedruckt in Sevilla, das letzte Blatt in Faksimile, 1600 M. (Quaritch). Eine deutsche Übersetzung des *„Speculum Sapientiae"* 1200 M. (Leighton). *Dante* „Divina Commedia", 1472, Foligno, 9500 M. Dasselbe, 1481, Florenz, mit Illustrationen von Baldini nach Botticelli, 36000 M. *„Doctrinal of Sapience"*, von Caxton 1489 gedruckt, aber zwei Blätter fehlen, 6200 M. (Quaritch). Für ein Exemplar von *Dibdins* „Bibliotheka Spenceriana" wurden von Ellis 260 M. gezahlt. *„Tragicall Legend of Robert Duke of Normandy"*, das einzige bekannte Exemplar außer dem im British-Museum, 2700 M. (Quaritch). *„Don Quixote"*, erster und zweiter Teil, Madrid 1605 und 1615, erwarb Mr. Sabin für 29200 M. *Caxton* „Canterbury Tales" 19100 M. (Fergus). Im ganzen wurden in runder Summe folgende Resultate erreicht: für Autographen 262000, für Kupferstiche 300000, für den ersten Teil der Bücher 1016000, für den zweiten Teil der Bücher 630000 M. In Summa 2208000 M.

London, Anfang Juli. *O. v. Schleinitz.*



Wiener Brief.

Die *Wiener Graphische Gesellschaft* hat sich dazu entschlossen, ihren Mitgliedern mit der Herausgabe eines Jahrbuches eine Gabe zu überreichen. Das erste *Jahrbuch (für 1912)*, als dessen Redakteur *Johann Pabst* zeichnet, liegt nunmehr vor (Verlag der Wiener Graphischen Gesellschaft). Ich will gerne die Mühe anerkennen, die der Herausgeber an die Redaktion des Jahrbuches gewendet, auch die durchschnittliche Gediegenheit der darin enthaltenen Aufsätze sei willig zugegeben, allein dem Lobe der äußeren Erscheinung, das sich das Geleitwort, ziemlich freigebig, selbst ausstellt, kann ich mich zu meinem Bedauern nicht anschließen. Abgesehen davon, daß mir diese neueste Schrift, diese „Federgrotesk" der Schriftgießerei Ludwig & Mayer, Frankfurt a. M. nicht gefällt, war mir auch beim Lesen der ganze furchtbar kompresse Satz ein Greuel. Mir taten die Augen weh, die nirgends fast einen Ruhepunkt fanden. Auch der Einband mit seiner Titelzeichnung und seiner in ganz lichter Farbe gehaltenen Decke wird wohl kaum viel Gefallen erwecken. Aus den Aufsätzen sei hervorgehoben der des Jahrbuch-Redakteurs *Johann Pabst* über *das Leben Gutenbergs* und zwar auf Grund der letzten Forschungsergebnisse, der aus der Feder des Professors *A. W. Unger „Über den heutigen Stand der graphischen Künste"*; ferner berichtet *Rudolf Ruß* über die moderne Reproduktionstechnik, *Franz Bauer* über die Fortschritte im Buchdruckmaschinenbau, *Julius Jakob* über die Wandlungen in der deutschen Rechtschreibung und anderes. Beigegeben sind den Jahrbüchern eine größere Anzahl von Druckleistungen in Schwarz-weiß und in Farbendruck, die Überblick über die hauptsächlichsten Reproduktionsverfahren gewähren. Noch ein Wunsch für das nächste Jahr: weniger „Kunststücke" und mehr Einfachheit, Natürlichkeit! Das Jahrbuch soll doch auch gelesen werden.

Das *österreichische Buchgewerbe* hat jetzt schon Schritte eingeleitet, um eine besondere Beschickung der im Jahre 1914 stattfindenden *Internationalen Buchgewerbeausstellung* in *Leipzig* zu bewirken. Jüngst fand zu diesem Zwecke eine Versammlung von Vertretern der in Betracht kommenden Gewerbe statt, der auch eine Reihe von Fachgelehrten, Künstlern und andere beiwohnten, wie Hofrat Dr. Eder, Regierungsrat v. Larisch, Direktor der Universitätsbibliothek, Dr. Himmelbaur, Michalek, Baronin Kraus (Vereinigung bildender Künstlerinnen) und andere. Den unterrichtenden Vortrag hielt Dr. C. Volkmann aus Leipzig. Eine Reihe von Rednern befürwortete in warmer Weise die Beteiligung Österreichs an der Ausstellung, zumal die österreichische Buch-, Druck- und Reproduktionsindustrie in der Lage sei, ihre Ebenbürtigkeit auf vielen Gebieten zu erweisen. Auch die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft dürfte sich demnächst schon mit dieser Angelegenheit befassen. Bei diesem Anlasse sei es gestattet, eine Bemerkung anzuknüpfen. Die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik wird draußen im Reiche gemeiniglich kurz *„Bugra"* genannt. Für unsere österreichischen und Wiener Ohren ist diese abkürzende Sprachverhunzung ein Scheuel und Greuel. Als jüngst kulturwidrige Nachtreter für die Internationale Flugausstellung in Wien den gräßlichen Namen „Jfa" aufbrachten, haben keine fünfzig Menschen in Wien das mitmachen wollen. Wenn man schon nicht den ganzen langen Titel hersagen will, so weiß heute jeder dabei interessierte Mensch, was mit dem kürzeren Titel „Buchausstellung in Leipzig" gemeint ist. Wenn schon Zeit beim Sprechen erspart werden soll, so genügt das vollkommen. „Bugra" und ähnliche „Abkürzungen" sind ein abscheulicher sprachlicher Unfug.

Zu Ehren der Ende Juni veranstalteten Wiener Musikfestwoche war in der Wiener Hofbibliothek eine erlesene Ausstellung von musikalischen Schätzen zu sehen. Diese *Ausstellung musikgeschichtlicher Denkmäler* hat wieder gezeigt, welche reichen Kostbarkeiten unser altbewährtes Institut behütet. Zwei Jahrtausende musikalischen Schaffens zogen in den zur Schau gestellten Folianten, Manuskripten, Bildern und Briefen usw. an unserem Auge vorüber. Gleich im ersten Pulte links vom Eingange erblickte man einen kleinen, vergilbten, zerschlissenen Blattrest aus dem 1892 gefundenen Papyrus Rainer, der einige Zeilen aus dem ersten Chorlied des Euripideischen *„Orestes"* enthielt. Es ist ein Unikum, keine Bibliothek der Welt hat etwas Ähnliches aufzuweisen. Über den Versen sind die aus der griechischen Buchstabenschrift entwickelten Singnoten angebracht, zwischen den Zeilen einige Instrumentalnoten für den Auleten, den Flötenbläser. Von der griechischen Musik sind ja nur ganz wenige Überbleibsel erhalten, das genannte Papyrusblättchen ist alles, was wir von der Musik besitzen, die zum gemessenen Tanzschritt des Chors in den griechischen Tragödien erklang. Neben dem Papyrusfetzen ruht ein aus dem Jahre 1473 stammender Wiegendruck von *Johannes Gerson*, dem wahrscheinlich frühesten Versuch des Notendruckes mit beweglichen Lettern. Große Folianten zeigen uns, was die berühmtesten Offizinen des XVI. Jahrhunderts (Antonio Gardano in Venedig, Petrucci in Fossombrone, Plantin in Antwerpen) in der Kunst des Notendruckes hervorbrachten. Auch unter den ausgestellten Lautenbüchern des XVI. und XVII. Jahrhunderts erweckt manches Stück unser besonderes Interesse, so das *Lautenbüchlein*, das einer der berühmten *Fugger*, Herr Oktavian, sich spendete, als er, ein musikfroher Studiosus in dem Welschland „zu Bononia anno 1562 gestudiret" hat. *Ludwig Senftls*, des Komponisten aus dem XVI. Jahrhundert handschriftliches Liederbuch, nebst Selbstbiographie in Versen und Musik enthaltend, gehört gleichfalls in dieses Gebiet. Nun folgen Meisterwerke musikalisch-graphischer Kunst, so der Foliant der Kuttenberger Kantionale, mit bunten Miniaturen aus dem Leben des Silberbergwerkes geschmückt. Reichhaltig ist das habsburgische Erzhaus mit Kompositionen seiner Mitglieder vertreten. Unter den gekrönten Komponisten



finden wir Ferdinand III., Leopold I., Karl VI., die letztgenannten mit eigenhändig geschriebenen Kompositionen. Immer näher rücken wir neuen Zeiten, die Handschriften der klassischen Meister fesseln unser Auge. Wir erblicken Haydns erste endgültige, mit sauberm Bleistift verfertigte Niederschrift der Volkshymne, Mozarts Partitur zu seinem letzten Werke, dem „Requiem", ein Unterrichtsheft seiner Schülerin Barbara Ployer mit scherzhaften italienischen Glossen des Meisters, Briefe, Billette Mozarts an Vater, Gattin usw., ferner Notenhandschriften Beethovens (der an den Rand der Frühlingssonate in polterndem Jähzorn hinschrieb: „Der Kopist, der die drei und sechs hineingemacht hat, ist ein Esel"), das Stammbuch des großen Meisters mit den Einzeichnungen seiner Bonner Freunde, ferner — jüngste Vergangenheit — Anton Bruckners Neunte Sinfonie und Hugo Wolfs „Corregidor", die letztgenannte Handschrift von prächtiger kalligraphischer Sauberkeit und von keinerlei Korrektur unterbrochen. Mit hohem Genusse durchschreiten wir diese Ausstellung musikgeschichtlicher Denkmäler, die sich ebenbürtig an die übrigen, von unserer Hofbibliothek in den letzten Jahren veranstalteten, stets mit warmem Interesse aufgenommenen Schaustellungen reihte.

Aus dem gleichen Anlaß der Wiener Musikwoche erschien der *„Merker"* als Festnummer mit einer Reihe gehaltvoller Beiträge. Wir heben hervor: Ein unbekanntes Schubert-Gedicht Bauernfelds von O. E. Deutsch, Emans — ein kirchenmusikalisches Bayreuth von Max Springer, Liszt und Madame Pleyel in Wien von Dr. Arnold Winkler und andere; unter den Beilagen: Ein unveröffentlichter Sonatensatz Beethovens.

Wie aus Zeitungsberichten hervorgeht, rüstet man sich nun auch in Österreich, den *Kampf gegen die Pornographie* in aller Form aufzunehmen. Es bleibt abzuwarten, ob hiebei nicht über die Stränge geschlagen und ob nicht unkünstlerische Tölpelhaftigkeit da und dort gleichfalls am Werke sein wird. Als behördliche Zentralstelle, die nach dem internationalen Abkommen in Paris 1910 den Kampf gegen die Pornographie dienen soll, ist für Österreich in der Wiener Polizeidirektion eine eigene Abteilung errichtet worden, die nach Angaben einzelner Leiter ihr Augenmerk hauptsächlich auf solche einheimische Veröffentlichungen pornographischer Art richten wird, deren *Export* und deren Verbreitung im Auslande zu befürchten sei. Es scheint, daß auch einzelne pornographische Händler besonders überwacht werden sollen. Hoffentlich entwickelt sich dabei nicht ein neues Polizeinadorertum.

Von *Franzi v. Wertheimstein,* dieser hochherzigen, vor einigen Jahren verstorbenen Wiener Dame, in deren Hause die bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten Wiens der letzten Jahrzehnte ein gastliches Heim fanden, habe ich an dieser Stelle des öfteren Erwähnung getan. In diesem vornehmen Döblinger Landsitze, von niemand geringerem als Moriz v. Schwindt ausgeschmückt, dessen frühere Besitzer bereits reiche künstlerische Beziehungen pflogen, hat Eduard v. Bauernfeld lange gelebt, Ferdinand v. Saar seine besten Jahre zugebracht. Franzi v. Wertheimstein hat ihren ganzen Besitz, die sogenannte Wertheimsteinvilla mit dem sie umgebenden wunderschönen Wertheimsteinpark testamentarisch der Gemeinde Wien unter der Bedingung hinterlassen, daß der Park öffentlich zugänglich gemacht und in die Villa eine *Volksbibliothek* eingerichtet werde. In den ersten Julitagen wurde nun die Volksbibliothek ihrer Bestimmung übergeben. Sie ist im Erdgeschoß der Villa untergebracht, für eine jährliche Büchergebühr von 20 Hellern kann hier jedermann Bücher lesen oder entlehnen. Die Bibliothek umfaßt ungefähr 7000 Bände und erfreut sich aller modernen äußerlichen und inneren Einrichtungen. Im ersten Stock der Villa ist ein Bauernfeld und ein Saar-Gedenkzimmer eingerichtet worden. Ein Beethoven-Zimmer soll noch folgen.

Und da wir gerade *Bauernfelds* Erwähnung taten, mögen hier auch die neuesten Forschungen und Ergebnisse über die mysteriöse Geburt des Lustspieldichters Platz finden, wie sie in den verschiedensten Organen der letzten Zeit zur Veröffentlichung gelangten. Bauernfeld selbst hat nie von seinen Eltern gesprochen, er barg ängstlich sein Geheimnis. Erst dem Wiener Literaturhistoriker *Dr. E. Horner* gelang es 1900 einiges Licht in die recht dunkle Angelegenheit zu bringen, wenn auch er, wie es scheint, das Geheimnis nicht zu lüften vermochte. Nach Horners Forschungen ist Eduard v. Bauernfeld der Sohn einer illegitimen Verbindung, nämlich der noch jugendlichen Witwe Feichtinger mit dem etwa vier Jahre jüngeren Studenten der Medizin, Lorenz Novag, der später die einzige Tochter der Feichtinger zur Frau nahm und in dessen Familie der junge Bauernfeld als Ziehsohn aufgenommen wurde. Für die Öffentlichkeit galt daher die Witwe Feichtinger als Adoptivgroßmutter, in Wirklichkeit sei sie die Mutter des Dichters gewesen. Ganz bewiesen ist freilich auch das nicht, aber sehr triftige Dokumente entscheiden für die Annahme Horners. *Wer war aber der Vater?* Nach der neuesten Darstellung, die insbesondere durch *Karl Muth* im „Hochland" vertreten wird und zwar auf Grund neu aufgefundener Briefe, ist es nicht der Student und spätere Arzt Lorenz Novag, der nach der Annahme Horners die Tochter seiner Geliebten geheiratet hätte, sondern der *eigene jüngere Bruder der Witwe Feichtinger,* nämlich der Oberleutnant im Ruhestande Josef Edler v. Bauernfeld, der sich in einem von Muth im Wortlaute wiedergegebenen Briefe an seinen Bruder ausdrücklich zur Vaterschaft bekennt. Danach würde man es also völlig begreifen, warum Bauernfeld das Geheimnis seiner Geburt so ängstlich hütete: er wäre ein Kind des *Inzestes* gewesen. Freilich, wenn auch jetzt die Vaterschaft des Lustspieldichters feststeht, die mütterliche Abstammung ist noch immer nicht ganz bewiesen, so daß auch Muth den inzestuösen Charakter der Herkunft noch in Frage stellt.

Der literarische Streit über Schönherrs „Glaube und Heimat" ist noch in frischer Erinnerung. Man ging soweit, ihn förmlich eines Plagiates an einem

Romane der oberösterreichischen Dichterin Handel-Mazetti zu bezichtigen. Dazu verführten vornehmlich ganz bestimmte Wendungen, die sich in der „Armen Margarethe" der Handel-Mazetti und in „Glaube und Heimat" fast gleichlautend vorfinden. Kürzlich wurde berichtet, daß zum Beispiel schon in einer alten Budweiser Chronik ganz dieselben Redensarten enthalten sind. Die gemeinsame Quelle solcher und ähnlicher Redensarten ist, wie nunmehr sicher gestellt wurde, in der Gesetzgebung früherer Zeiten zu suchen. Nach Artikel 48 der Landesgerichtsordnung Ferdinand III. von 1656 für Österreich unter der Enns lautet die Verurteilung des Vierteilens folgendermaßen: „Der N. solle auf die gewöhnliche Richtstätte geführt, ihm alldortten anfangs wegen der begangenen unbarmherzigen Tat *sein lebendiges Herz herausgenommen, um das Maul geschlagen*, sodann der Leib in vier Teile zerschnitten und die vier Vierteile an den Straßen, absonderlich aber das Haupt, Herz und rechte Hand zusammen müßiglich zum Abscheu aufgehenkt werden". In den Redensarten des Volkes lebte dann, wie die Chroniken bezeugen, die Erinnerung an dieses alte grausame Strafrecht fort.

In Prag ist im Juni einer der originellsten Künstler Österreichs, der Maler und Zeichner *Hans Schwaiger* gestorben, der sich auch als *Illustrator* betätigt und unter anderem auch *Hauffs Ratskellerphantasien* illustriert hat. Er war, im Leben und in der Kunst, ein sehr sonderbarer Mensch, von grotesker Schrullenhaftigkeit. An der Akademie schon sagte Professor Trenkwald: „Der Dings hat Talent, aber, was er macht, ist sehr sonderbar." Wie Hevesi in seiner Geschichte der modernen Kunst in Österreich erzählt, waren in Schwaigers abenteuerlichem Holzhause in den mährischen Vorkarpathen Galgenmännlein und Alräunchen, Wassermänner und Ewige Juden jahrelang der Verkehr. Er war ein ins XIX. Jahrhundert verschlagener spätgotischer Holzschnittmensch, der erst durch die Wiener Sezession einigermaßen zur Anerkennung kam.

Nur anzeigen, mir eine besondere Kritik und Würdigung der ganzen Unternehmung vorbehaltend, will ich hier eine neue Sammlung, die unter der Marke „*Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich*" die Rettung literarischer Zeugen entschwundener und romantischer, bewegter Kulturabschnitte Österreichs bezweckt. Die Sammlung soll die Zeit von Maria Theresia bis 1848 umfassen, den zur Veröffentlichung gelangenden Werken soll eine „übersichtlichere Form, eine besonnenere, aber belebende Bearbeitung" zuteil werden. Als Herausgeber zeichnet Herr *Gustav Gugitz*, den Verlag hat *Georg Müller* in München übernommen. Die erste Publikation: *Graf de la Garde-Gemälde des Wiener Kongresses* 1814/15, Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten ist bereits in zwei äußerlich sehr schönen, mit zahlreichen Bildbeigaben geschmückten Bänden erschienen. Leider werden wir es hier wieder mit der in den letzten Jahren ziemlich häufig gewordenen Duplizität der Erscheinungen zu tun haben. Ein anderer *Wiener* Verleger kündigt nämlich den Neudruck desselben Werkes an, der, bis diese Zeilen den Lesern zu Gesichte kommen werden, sicherlich auch schon ausgegeben sein wird. So viel ich weiß, trifft den Münchener Verleger an dieser Duplizität keine Schuld. In den „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich" sind als weitere Publikationen vorgesehen: *Schönholz*, Traditionen zur Charakteristik Österreichs, *J. F. Castelli*, Memoiren meines Lebens, *J. Pezzl*, Skizze von Wien, *Karoline Pichler*, „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben". Es wird sich Gelegenheit finden, auf den ganzen Plan der Sammlung eingehend und kritisch zurückzukommen.

Aus Zeitschriften möchte ich nur kurz den lebendig geschriebenen Aufsatz *Otto Wittners* über den verstorbenen Ästheten *Josef Bayer* im 9. Hefte des 11. Jahrganges der „*Deutschen Arbeit*" hervorheben, in dem auch die Fortsetzung der *Gefängniserlebnisse von Prager Studenten in den Jahren* 1849—1854 *von W. Ernst* erschien. Die an dieser Stelle bereits schon einmal angekündigte Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften „*Imago*", herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud, redigiert von Otto Rank und Hans Sachs, Verlag *Hugo Heller & Co.* (Wien), ist in ihrer zweiten Nummer wieder sehr reichhaltig geworden und dürfte, wie immer man sich sonst zu den hier verfochtenen Theorien stellen mag, bei allen Literaturhistorikern starkem Interesse begegnen. Aus seinem Inhalte seien besonders zwei Aufsätze genannt; *Leo Kaplan*, zur *Psychologie des Tragischen* und *Dr. J. Sadger*: *Von der Pathographie zur Psychographie.* Vornehmlich der letztgenannte Aufsatz, von reichlicher Literaturkenntnis zeugend, fesselt ungemein. Er behandelt unter anderem das Judithproblem Hebbels, wobei freilich die bekannte Traumdeutungstheorie und die anderen Lehren Freuds, dessen Schüler Dr. Sadger ist, wieder als Alleserklärer herhalten müssen. Anregungen aber schöpft man aus diesen Aufsätzen viel.

Der im Aprilheft dieses Jahrganges von mir an dieser Stelle angezeigte Privatdruck „*Berühmte Besucher Badens*", ein grünes Heft im altmodischen Format der vormärzlichen Liederhefte, ist nunmehr auch in neuer Ausstattung mit 112 Illustrationen versehen bei *Karl Konegen* in Wien (Ernst Stülpnagel) herausgekommen. Der Verfasser des mit vieler Sorgfalt ausgestatteten Werkes, *Paul Tausig*, der es auch an einer unterrichtenden Einleitung nicht fehlen ließ, hat nach seiner eigenen Angabe nicht weniger als zwölf Jahre zu dieser Arbeit aufgewendet. Die vielen Bildbeigaben und Faksimiles machen das eigenartige Werk zu einer Art kulturhistorischen Bilderbuches.

Im Wiener Dorotheum fand im Mai die *Auktion* der Bibliothek des verstorbenen *Franz Steiner* aus Meran statt. Die Bücherei enthielt einzelne ungemein wertvolle Stücke nebst vielem ganz belanglosen zusammengetragenen Zeug. Einzelne Ergebnisse seien im Nachfolgenden berichtet, wobei bemerkt wird, daß bei der Auswahl nicht die Preishöhe bestimmend war.

Brentano, Clemens, „Die Märchen", zum Besten der Armen. Herausgegeben von G. Görres. Kr. 22. — *Denon Vivant*, „Voyage dans la Basse et la Haute



Egypte". 2 Bände. Paris 1802. Kr. 63. — *Dürer, Albrecht*, „Underweysung der messung mit dem zirkel un richtscheyt". 1525. Kr. 140. — *Goethes* „Werke". 20 Bände. Gotha 1815—1819. Kr. 50. — *Goethes* Werke. „Vollständige Ausgabe letzter Hand". Stuttgart und Tübingen 1827—1842. Kr. 35. — *Goethe*, „West-östlicher Diwan". 1819 (1. Ausgabe mit lateinischen Lettern). 18 Kr. — *Goethe*, „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie". 1817—1822. Kr. 16. — *Heine*, „Sämtliche Werke". Hamburg 1861—1869. Kr. 50. — *Inkunabeln*, „Die neueste deutsche Bibel" mit 109 (16 handkolorierten und 93 schwarzen) Holzschnitten, Schweinslederbänden mit Messingbeschlägen und Schließen. Nürnberg 1483. Kr. 750. — *Schedel*, „Das Buch der Chroniken und Geschichten". Nürnberg 1493, Koburger. Kr. 325. — *Schedel*, „Liber Chronicarum". Nürnberg 1493. Kr. 200. — *Vergilius*, „Opera Venetiis (Vindelinus de Spira)". 1471, fol. Rom. Kr. 1800. — *Keller, Gottfried*, „Der grüne Heinrich". 4 Bände. Braunschweig 1854—1855. Vieweg & Sohn. Kr. 130. — *Keller, Gottfried*, „Sieben Legenden". Stuttgart 1872. Kr. 20. — *Luther*, „Das Alte Testament, „Biblia". Deutsch-Wittenberg, Hans Lufft, 1550; mit zahlreichen Holzschnitten von Lucas Cranach. Kr. 50. — *Luther*, „Biblia", das ist die gantze Schrifft. Straßburg 1630. Kr. 64. — *Manuskript*: „Livres d'heures". Lateinische Pergament-Handschrift französischen Ursprungs aus dem Ende des XV. Jahrhunderts. 149 Bll. in 8°. Mit 6 großen prachtvollen Miniaturen. Kr. 1800. — *Scheffel*, „Ekkehard". Frankfurt 1855. Kr. 18. — *Schiller*, „Sämtliche Werke", herausgegeben von Chr. G. Körner. 12 Bände. Kr. 30. — *Wagner, Richard*, „Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Kr. 3.55. — *Wagner, Richard*, „Der Ring des Nibelungen. Leipzig 1863. Kr. 24.

Wien, Mitte Juli. *Hans Feigl.*

Römischer Brief.

Der beratende Ausschuß der italienischen Gesellschaft für Papyrusforschung in Ägypten trat vor kurzem zu einer Sitzung zusammen, zu der die Professoren Comparetti, Vitelli, Pistelli, Stromboli, Dr. Giacomo Levi, der Advokat Anau, Dr. Lorenzo Gammelli und Angelo Orvieto erschienen waren. Professor *Pistelli* erstattete Bericht über die von ihm in Belmesa (Oxyrhynchos) in den Monaten Januar bis März dieses Jahres unternommenen Ausgrabungen. Er sprach über die verfolgte Methode, über die für die Ausgrabungen ausgewählten *„Kimâms"* und über die erzielten Resultate. Die Gesellschaft, die schon Papyri, Tonfragmente usw. besaß, um den zweiten Band ihrer Publikationen beginnen zu können, hat jetzt hinreichend Stoff, um ihn abzuschließen und bereits weiteres Material um einen dritten anzufangen. Genauere Angaben über die Papyri zu machen, die Pistelli aus Ägypten mitgebracht, ist vor der Hand unmöglich, da es dazu zuvor eingehender Studien bedarf. Aber immerhin hat er in der Sitzung einige bemerkenswerte Stücke vorgelegt, so eine schöne Seite aus dem Buche der „Richter" in der Septuaginta-Übersetzung; einen umfangreichen Papyrus, der moralische Ratschläge enthält, ähnlich denen des Isokrates an Demonikus, in einer bisher unbekannten Zusammenstellung und Fassung; schöne Dokumente aus dem III. und IV. Jahrhundert; einen wichtigen astrologischen Papyrus; zwei Blatt aus einem schönen Pergamentkodex, der über fünfzig vollständige Trimeter und viele Fragmente einer ganz unbekannten Komödie des *„Menander"*, unter deren Personen — vielleicht als Hauptperson — sich die Smicrine befindet. Die Kosten der Expedition überstiegen aus verschiedenen Gründen diejenigen der vergangenen Jahre, doch sind sie nicht über die von dem leitenden Ausschuß festgesetzte Summe hinausgegangen. Wie Professor Pistelli berichtet, sei er und sein Begleiter, trotz der antiitalienischen Stimmung der Mohamedaner, in Behnesa als Gäste geachtet und mit aller Rücksicht behandelt worden. Auch von dem Museum in Kairo und allen den Altertümern vorgesetzten Behörden gelte das gleiche. Bezüglich der Ausgrabungen des nächsten Winters 1912—13 glaubt Pistelli, daß in Behnesa nicht mehr allzuviel zu holen sei. Er hat sich daher vor dem Verlassen Ägyptens an das Museum in Kairo gewandt, und außer Behnesa um Zuweisung noch eines anderen Platzes für Ausgrabungen gebeten, dessen Namen die Gesellschaft vorläufig geheim hält, damit ihr kein anderer zuvorkommt. Die Direktion des Museums in Kairo hat denn auch mit Schreiben vom 19. Mai den Bitten der *„Societa Italiana per i Papiri'* stattgegeben.

Eine hübsche Geschichte berichtet die *„Revue des Pays Latins"*, nach den Original-Dokumenten in dem französischen Staatsarchiv, von einem Neapolitaner Sänger, der im Jahre 1753 nach Paris an den Hof Ludwigs XV. berufen worden war. Ludwig XV. — heißt es da — ließ den Sänger *Caffarelli* durch Vermittlung seines Gesandten in Neapel nach Paris kommen, damit er mit seiner Kunst der Kronprinzessin in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft einige Zerstreuung bereite. Der König ließ ihm gleich 800 neapolitanische Dukaten als Reisekosten zahlen und wenige Tage nachher traf der Sänger in Paris ein. Hier wurde ihm auf Kosten des Königs eine schöne Wohnung angewiesen, die er bald darauf mit einer noch schöneren in Versailles vertauschte. Der Sänger lebte in Saus und Braus und ließ alle Rechnungen — große und kleine — an den Hof schicken — und der Hof zahlte. Der Herzog von Luynes erzählt, daß der König, der mit Caffarelli zufrieden war, ihm oft und gern goldene Tabakdosen und anderes schenkte, ihm 75 Franken täglich, einen Wagen mit zwei Pferden, einen Tisch zu sechs bis acht Gedecken und zwei Livreediener gab, und das alles außer der freien Wohnung. Caffarelli sang bei Hofe und anderswo, bei großen Zeremonien und bei privaten Gelegenheiten. Grimm erzählt in seiner literarischen Korrespondenz,

wie im Jahre 1753 der heilige Ludwig in der französischen Akademie gefeiert wurde und berichtet, daß Caffarelli dabei eine Motette von *Buranello* mit vollendeter Kunst gesungen habe. Die zahlreichen gewählten Gäste beobachteten das tiefste Schweigen. Caffarelli sah, während er sang, bald nach dem Platz, wo eine Konkurrentin seiner Kunst, die bedeutende Sängerin Fel, saß, bald wandte er sich nach den Plätzen der Künstler, Kritiker und Literaten, aller berühmten Männer der Nation, unter denen damals schon der Kampf über die Vorzüge der italienischen Musik gegenüber der französischen entbrannt war. Ein andermal ließ Caffarelli sich in einem geistlichen Konzert in den Tuilerien hören, wo er — wie ein Journal der Zeit berichtet — mit wunderbarer Weichheit und stimmlicher Technik sang. Caffarelli ließ sich jedoch seine schöne Stimme gut bezahlen und war nie zufrieden, weder mit dem Geld noch mit den Geschenken, die er empfing. Eines Tages, als man ihm ein goldenes Kästchen von Seiten des Königs überbrachte, rief er aus: „Was, der König von Frankreich schickt mir das Ding da? Da sind dreißig solche, von denen das kleinste mehr wert ist als dieses hier. Wenn es wenigstens mit dem Porträt Seiner Majestät geschmückt wäre!" „Mein Herr, der König von Frankreich schenkt sein Bildnis nur den Gesandten," antwortete der Überbringer. „Was, den Gesandten? Gut, dann soll er die auch singen lassen!" Ludwig XV., dem diese Anekdote erzählt wurde, lachte sehr darüber und berichtete sie der Kronprinzessin Marie Josephe von Sachsen. Sie ließ den ehrgeizigen Sänger zu sich kommen und schenkte ihm, ohne seine kritischen Bemerkungen irgendwie zu erwähnen, einen schönen Diamanten und einen Paß. „Er ist vom König unterzeichnet" — sagte sie — „und ist eine große Ehre für Euch, aber nutzt ihn ordentlich aus, denn er gilt nur zehn Tage". — Es war eine regelrechte Entlassung. Caffarelli ließ sich das nicht zweimal sagen, packte seine Koffer, überschritt nach Hinterlassung einer großen Zahl unbezahlter Rechnungen die Alpen und kehrte in seine Vaterstadt zurück.

Das Bedürfnis, die etruskischen Ausgrabungen in Fiesole bei Florenz in würdiger Weise unterzubringen, hat zu dem Entschluß geführt, dort ein Museum zu errichten. Die ältesten Entdeckungen wichtiger Reste wurden im Jahre 1814 gemacht, wo der Baron von Scherlestein das antike Theater auffand. Das Grundstück, auf dem es stand, wurde dann 1875 von der Gemeinde erworben. Gamurrini und später Maccio sammelten sorgfältig alle einigermaßen wichtigen Stücke, die nun provisorisch in dem alten Prätoriumspalast untergebracht sind. — Die Vorhalle des neuen Museums soll mit den Ornamenten und Reliefs verziert werden, die das Proszenium des antiken Theaters schmückten. Unter dem archäologischen Material, das im Prätoriumspalast vereinigt ist, ist das interessanteste die Sammlung, die *Del Rosso* bei der Ausgrabung der Akropolis im Jahre 1815 zusammengebracht hat. Diese mit großem wissenschaftlichen Verständnis geordnete Sammlung, die im 20. Band der „Monumenti Antichi dei Lincei" beschrieben ist, wird einen Glanzpunkt des neuen Museums bilden. Ein Ehrenplatz soll den Fragmenten der bronzenen Wölfin, die an die Kapitolinische in Rom erinnert, reserviert werden, sowie den Skulpturen aus den Termen, und dem kostbarsten Stück etruskischer Skulptur, der kürzlich von Mr. Lawrence der Gemeinde Fiesole geschenkten Stele mit Reliefs von Szenen aus dem Leben im Jenseits, die aus der Nekropolis in Fiesole stammt. Das neue Museum ist darauf berechnet, daß noch weitere Stücke darin Platz finden können und daß die Ausgrabungen fortgesetzt werden.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf den neuen Führer durch das archäologische Museum von Florenz von Professor *Milani* hingewiesen, von dem soeben der erste Band erschienen ist: Milani, H. R., Museo Archeologico di Firenze. Vol. I. 1912.

Vor einiger Zeit hat der Papst den Direktor des Verlages des Heiligen Stuhls, Desclée & Co., in Audienz empfangen, um aus seinen Händen das „Neue reformierte Brevier" in Empfang zu nehmen. Es ist in vier Bänden in einer sehr schönen Schrift gedruckt, das Widmungsexemplar für den Papst ist auf echtem indischen Papier abgezogen und in einen prächtigen, reichen Einband von weißem Maroquinleder gebunden. Nach Annahme des Geschenkes hat der Papst die Verlagsfirma zu ihrer großen Rührigkeit und der schönen Ausstattung ihrer interessanten Ausgaben beglückwünscht und den Eigentümern, den Angestellten und allen Arbeitern seinen apostolischen Segen erteilt.

Die Gesellschaft „Augusta" in Turin hat ihr zwölftes graphisches Preisausschreiben erlassen: Es soll ein Briefbogen mit Kopf und entsprechendem Umschlag entworfen werden. Jedermann hat das Recht, an der Konkurrenz teilzunehmen: Künstler, Zeichner, Buchdrucker, Lithographen usw., Italiener wie Ausländer. Die Entwürfe müssen auf Karton im Format 23×29 ausgeführt sein und der Text des auszuführenden Kopfes hat zu lauten: „*Comitato Italiano per le Onoranze centenarie a Giambattista Bodoni — Settembre — Novembre 1913, Torino, 39 Via Carlo Alberto*". Auf dem Umschlag, für den der Entwurf auf dem gleichen Karton einzureichen ist, genügt als Kopf: „Comitato per le Onoranze centenarie a Giambattista Bodoni — Torino". Der Bewerber kann die Aufgabe lösen, wie es ihm am besten scheint, sei es in einfacher Weise, sei es mit Ornamenten; er darf sich aber ausschließlich typographischen Materials bedienen. Die Arbeit, die nur durch Buchdruck hergestellt werden darf, soll auf nicht glänzendem Papier ausgeführt werden und darf die Maschine nicht öfter als dreimal durchlaufen; doch bleibt es frei gestellt, durch Übereinanderdrucken eine große Mannigfaltigkeit der Farben zu erzielen. Die Entwürfe, die auf der Rückseite ein Motto zu tragen haben, müssen sorgfältig in Aquarell ausgeführt und von einem Umschlag begleitet sein, der den Namen, Vornamen und die Adresse des Bewerbers enthält, und der von den Preisrichtern erst nach Ausspruch des Urteils geöffnet werden wird. Die Bewerber können auch mehr als einen Entwurf einreichen. Die



nicht prämiierten Entwürfe bleiben Eigentum der Gesellschaft „Augusta", falls sie nicht innerhalb von drei Monaten nach der Entscheidung zurückverlangt werden. Die Entwürfe müssen bis Mitternacht des 31. Dezember 1912 bei der „Societa Augusta", Riparto Concorsi (Abteilung Preisausschreiben) eingeschrieben eintreffen. Zur Verteilung kommen vier Preise zu 100, 50, 30 und 15 Lire. Das Ergebnis der Konkurrenz wird im „*Archivio Tipografico*" zugleich mit der Abbildung der preisgekrönten Entwürfe veröffentlicht werden. Die Bewerber erhalten alsbald ein Exemplar der Entscheidung des Preisrichterkollegiums zugesandt.

Wie aus Vorstehendem hervorgeht, rüstet sich Italien zu einer würdigen Gedächtnisfeier für seinen größten Buchdrucker der neueren Zeit, *Giambattista Bodoni*, gestorben am 29. November 1813, der sich durch seine typographisch hervorragend schönen Ausgaben in der Geschichte des Buchdrucks einen unsterblichen Namen gemacht hat. Ich werde zur gegebenen Zeit noch des Näheren auf seine erstaunliche Tätigkeit zurückkommen. —

Bei der Besprechung der neuen großen Publikation der Handzeichnungen der Uffizien (Florenz, Olschki) in meinem vorigen „Römischen Brief" ist leider durch ein Versehen vergessen worden, die Bezugsbedingungen mit anzugeben, und es sei mir daher gestattet, folgendes nachzutragen: Der jährliche Subskriptionspreis ist auf 250 Lire festgesetzt; bei Erscheinen der letzten Lieferung eines jeden Jahrgangs wird der Preis auf 300 Lire erhöht. Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Rom, 13. Juli 1912. *Ewald Rappaport.*

Kopenhagener Brief.

Auf der jährlichen Frühjahrsausstellung der Königlichen Akademie für bildende Künste hat ein Buch des Künstler-Buchdruckers *Kr. Kongstad* in *Fredensborg* ein gewisses Aufsehen erregt. Das Buch „Hexerne" von Woldemar (Pseudonym des Verfassers Viggo V. Holm) ist nur in *einem einzigen* Exemplar gedruckt und wurde von der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen erworben. Es ist eine Novelle aus der Hexenzeit und, wie alle Schriften des Verfassers, in altertümlicher Sprache geschrieben. Zur Aufnahme in einer Gemäldeausstellung berechtigt die ungewöhnliche Art der Illustration. Sieben Aquarelle, von Kongstad gemalt, jedes eine volle Seite in Anspruch nehmend, schmücken das Buch, hinzu kommt noch eine passende Anwendung von Leisten und rot gedruckten Initialen. Über den künstlerischen Wert der Aquarelle kann ich nicht urteilen, sie gefallen mir nicht durchweg, sie sind nach meiner Meinung nicht alle technisch gut ausgeführt; aber es scheint mir, daß die Herstellung eines Buches in einem Exemplare ein Mißverständnis ist. Die Buchdruckerkunst ist eine Vervielfältigung, und die von Kongstad ausgeführte Idee ist deshalb an und für sich eine Absurdität. Soll ein einziges Exemplar angefertigt werden, so muß es geschrieben und nicht gedruckt sein. Dazu kommt noch, daß er beim Illustrieren einen großen Fehler gemacht hat. Die Aquarelle sind auf gewöhnlichem Papier, nicht auf dem dazu speziell geeigneten Aquarellpapier gemalt und dann aufgeklebt, und in einem Falle ist sogar dieses Papier auf der einen Seite bedruckt. Das sieht häßlich aus. Er hat nicht gewußt oder hat nicht daran gedacht, daß auch ein Buch ein Organismus ist und ein Ganzes bilden soll.

Viel glücklicher war dagegen Kongstad mit einem anderen Buche, das vor einigen Wochen erschienen ist: *Lauritz Petersen*, Helsingör, vom Gyldendalschen Verlage herausgegeben und in Bagges Königlicher Hof-Buchdruckerei gedruckt (vgl. Heft 4, Beiblatt, Seite 148). Hier tritt Kongstad nur als Illustrator auf und hat etwas Vorzügliches geleistet. Das Werk liegt in zwei Ausgaben vor, eine dänische zu 2 Kronen und eine deutsche zu 1½ Kronen, letztere in etwas verkürzter Form, aber mit demselben Illustrationsstoff. Es ist kein gewöhnlicher Reiseführer und ist doch für die Touristen bestimmt. Ich glaube freilich, daß die meisten Touristen die nach photographischen Aufnahmen reproduzierten Bilder vorziehen werden, aber für diejenigen, welche die kleine Stadt am Sunde nicht nur besucht, sondern auch gesehen haben, wird die Schrift ein schönes Andenken sein. Die Bilder sind teils in Ätzungen, teils in farbigen Holzschnitten wiedergegeben und voller Stimmung und Schönheit. Helsingör birgt noch viele Erinnerungen aus der Zeit, wo die Stadt der zweite Handelsplatz Dänemarks war, wo reiche Kaufleute ihre Häuser bauten, wo die Schiffer, aus allen Gegenden der Welt kommend, zusammentrafen, um den berüchtigten Sundzoll zu bezahlen. Von älteren Gebäuden sieht man noch die St. Olai-Kirche, das Karmeliterhaus und das Karmeliterkloster, die vor einigen Jahren beide restauriert worden sind, und jedermann kennt das Schloß Kronborg, wo der Sage nach Holger Danske (Ogier le Danois) schlafend an einer Tafel sitzt, um nur zu erwachen, wenn die größte Gefahr Dänemarks Existenz bedroht. Der Verfasser gibt kurz die wichtigsten Punkte der Stadtgeschichte und eine Beschreibung sämtlicher Gebäude, die von Interesse sind.

Zum ersten Male ist die *Sonette Michel Angelos* in dänischer Sprache herausgegeben worden. Der Rechtsanwalt *Johannes Dam*, der bisher nur Possen und Lieder geschrieben hat, zeigt sich hier als ein dichterisches Talent, indem er die schwierigen Gedichte in vorzüglichster Weise wiedergegeben hat. Das Buch ist gut gedruckt, einzelne Exemplare auf Japanpapier.

Während Deutschland, England, Schweden und andere Länder seit lange literarische Gesellschaften besitzen, die ältere Literaturwerke in mustergültigen Ausgaben veröffentlichen, hat Dänemark erst jetzt begonnen, diese verdienstvolle Arbeit vorzubereiten. Die beim Jubiläum der Universität im Jahre 1879 gestiftete Gesellschaft, die früher erwähnte „*Universitets-jubiläets danske Samfund*" hat sich bisweilen damit beschäftigt und ist zum Beispiel Herausgeber der



dänischen Werke von Petrus Palladius; die Geldmittel und damit die Tätigkeit dieser Gesellschaft sind aber eng begrenzt. Man muß deshalb die Gründung einer neuen rein literarischen Gesellschaft mit Freude begrüßen. Am 29. April 1911 trat ein Kreis von dänischen Historikern und Sprachforschern zusammen, um *„Det danske Sprog- og Litteraturselskab"* zu gründen, mit der Aufgabe, Dänemarks ältere und neuere wissenschaftliche, poetische und volkstümliche Literaturwerke in zeitmäßigen Ausgaben zu veröffentlichen. Bei der Herausgabe sollen diejenige, an welche dieselbe anvertraut ist, den genauesten philologischen Grundsätzen folgen. Jedes Werk wird von einem literarhistorischen, bibliographischen und sprachlichen Kommentar begleitet. Die Mitglieder, bei der Gründung 23, erhalten unentgeltlich ein Exemplar sämtlicher Publikationen. Wenn sie nicht selbst Herausgeber sind, sollen sie je nach ihren Studien die Arbeit kontrollieren, oder, wenn es nötig wird, die Herausgeber unterstützen. Die erste Publikation hat bereits das Licht erblickt. Es ist der erste Band einer Sammlung dänischer Lieder *„Danske Viser"* aus der Zeit 1530—1630, nach Adelshandschriften und Flugblättern vom Dr. *Grüner Nielsen* herausgegeben. Das zu diesem Bande gehörende Kommentarheft wird im Herbst folgen, und das ganze Werk mit einem Wörterbuch vom Dr. *Marius Christensen* abgeschlossen werden. Die Herausgabe wurde nur dadurch ermöglicht, daß der frühere Direktor der polytechnischen Lehranstalt, Geheimrat *G. A. Hagemann*, alle Kosten bezahlt hat. Der erste Band wurde denn auch am 21. Mai, dem Geburtstage Hagemanns, dem Spender feierlich überreicht. Die Ausgabe soll alle historischen und erzählenden Lieder, alle lyrischen Liebeslieder und moralisierenden Lieder aus dem oben genannten Zeitraume enthalten, und natürlich sind alle Volkslieder, die in der großen von *Svend Grundtvig* und *Axel Olrik* besorgten Ausgabe der Volkslieder erscheinen, ausgeschlossen. Der erste Band enthält nur historische Lieder, die keinen poetischen Wert haben, die aber doch von geschichtlicher, kultureller und sprachlicher Bedeutung sind. Das Buch ist schön gedruckt auf gutem Papier, das in allen Publikationen der Gesellschaft angewandt werden soll, nur in 235 Exemplaren hergestellt, von welchen 150 in den Handel kamen. Diese Anzahl war zu klein: nach drei Wochen war das Buch vergriffen und nur wenige Exemplare haben den Weg nach dem Auslande gefunden.

Die Aufgaben, die sich die Gesellschaft sonst gestellt hat, sind zahlreich. Die meisten haben selbstverständlich nur für Dänemark Wert. Mit Unterstützung des Carlsbergfonds, des Kultusministeriums, wissenschaftlicher Legate und Privatpersonen ist zum Beispiel eine Ausgabe der sämtlichen Schriften des von Lessing stark beeinflußten Dichters Johannes Ewald in Vorbereitung, auch eine vollständige Ausgabe der alten dänischen Gesetze. Aber auch für das Ausland von Interesse ist die auf Kosten des Geheimrats Hagemann geplante Ausgabe der sämtlichen Werke und Briefe *Tycho Brahes*, von welchen der erste Band 1913 erscheinen wird. Zu diesem Zwecke wurde an alle Bibliotheken Europas ein Rundschreiben gesandt, um unbekannte Briefe, Handschriften und dergleichen aufzuspüren. Eine gedruckte Schrift „Apologia contra Craigium de cometis. Uraniburgi 1571" hat man bisher nicht auffinden können, sie, existiert nur in einer Abschrift in der Königlichen Bibliothek.

Die Königliche Gesellschaft für nordische Altertumskunde *„Det kgl. Nordiske Oldskriftselskab"* hat ein erstes Heft des zweiten Bandes von „Nordiske Fortidsminder" herausgegeben. Die Herausgabe ist durch einen archäologischen Fund von höchstem Wert veranlaßt. In der Nähe des Schlosses Juellinge auf der Insel Lolland hat man vier Grabstätten, aus dem II. oder III. Jahrhundert herstammend, gefunden und die Fundreste mit größter Sorgfalt gesammelt, präpariert und im Nationalmuseum aufgestellt. Die Gräber enthielten vier Leichen von Weibern, die mit Halsketten, Goldnadeln, Hausgerät beerdigt waren. Diesen Fund, der schon von bedeutendem archäologischen Wert war, übertraf bei weitem ein anderer in Norwegen, der sogenannte *Osebergfund*, das Grabmal einer Königin aus der ersten Zeit der Vikings, gefunden bei Oseberg im südlichen Norwegen. Ein Hügel barg ein voll ausgerüstetes Schiff, in welchem die verstorbene Königin zum Reiche der Toten segeln sollte. Mit ihr war begraben ein Wagen mit Pferden, Schlitten, Kleidern, Stiefeln, allem Hausgerät, was zu einer Hofhaltung nötig ist, alles wohl bewahrt, vielfach sehr kunstfertig geschmückt, mit einem Geschmack verfertigt, der von der hohen Kulturstufe der Vikings spricht. Eine Publikation dieses herrlichen Fundes ist jetzt in Vorbereitung und wird im Herbst erscheinen. Da die norwegischen Verleger die Herausgabe des Werkes abgelehnt hatten, erklärte der dänische Gyldendalsche Verlag sich bereit, die Veröffentlichung zu übernehmen. Nach dem großen Erfolg der Ausstellung des Fundes im Reichsmuseum erwachte der nationale Sinn der Norweger, und nach kurzen Verhandlungen wurde man darüber einig, eine offizielle Publikation bei einem nationalen Verleger in Norwegen und eine populäre in dem Gyldendalschen Verlage herauszugeben.

Kopenhagen, Juli 1912. *Victor Madsen.*

Amsterdamer Brief.

Die Lieferungen des Nyhoffschen Werkes „L'art typographique dans les Pays-Bas" folgen einander jetzt in etwas schnellerem Tempo; erschienen ist kürzlich das vierzehnte Heft. Was die Zahl der Blätter betrifft, so kommt hier Antwerpen als Druckort an erster Stelle. Der Offizin des *Jan van Doesborch* in Antwerpen wird in dieser Lieferung das sechste Blatt gewidmet; auf demselben sind verschiedene Initialen, die in die Figuren verflochten sind, und eine gotische Schriftprobe reproduziert, die letztere ist dem 1520 veröffentlichten Werke „Der dieren palleys" entnommen. Ein anderer Antwerpener Buchdrucker, *Simon Cock*, tritt



mit zwei Blättern hier zum erstenmal auf den Plan; mit dem Titelholzschnitt und einer Holzschnittillustration aus der 1539 bei ihm verlegten „Cronycke van Vlaenderen", rohen Arbeiten, präsentiert er sich nicht vorteilhaft; schön ist dagegen die gotische Letter, mit der das Werk gedruckt ist. Beachtenswert als die Leistung eines sein Fach beherrschenden Künstlers ist ein kleiner Holzschnitt aus einer anderen Ausgabe von 1535, den Apostel Paulus mit Schwert und Buch darstellend. Der dritte hier vertretene Antwerpener ist *Jan van Ghelen*, sein Buchdruckerzeichen ist recht roh; ganz gut dagegen ist ein Holzschnitt, Christus mit den Marterinstrumenten; außerdem bringt das Blatt eine Schriftprobe in gotischen Lettern aus einer Taschenausgabe des „Nieuwe Testament". Von südniederländischen Druckorten kommt noch Gent zu Worte mit drei Arbeiten des *Pieter de Keyser*; reproduziert sind ein Titel mit zwei vertikalen Randleisten, ein derber Holzschnitt, eine weibliche Figur mit einem Löwen neben sich vorstellend, die Beschirmerin der Stadt Gent und eine schöne gotische Schriftprobe. Von nordniederländischen Städten finden wir Hertogenbosch als Druckort des *Laureus Hayen*, dessen Leistungen hier zwei neue Blätter zeigen: die beiden Holzschnitte aus dem Werk des Iuvencus Hispanus, Poema evangelicae legis — auf dem einen ist der Heilige Laurentius mit dem Rost, der Schutzheilige des Verlegers, und neben ihm knieend dieser selbst, auf dem andern der Heilige Lambertus dargestellt — sind, besonders der erstere, etwas nüchterne, aber sorgfältig geschnittene Arbeiten, die Köpfe sind besser als die Hände. Von ungefähr gleicher Qualität ist der kleine Holzschnitt aus dem „Wonderlyk leven der gesellen van S. Franciscus" von 1514 mit der Stigmatisation des Heiligen in einer Landschaft. Unbeholfener und archaischer sind zwei Holzschnitte aus der *Delfter* Offizin des *Hendrik Pieterszoon Lettersnyder*, Szenen aus der Passion, dem Werke „Die negen couden 1521" entnommen; dieselben sind Kopien nach den auf den Nyhoffschen Blättern auch reproduzierten Illustrationen zu dem von dem Amsterdamer Buchdrucker Hugo Jansz. van Woerden um 1510 herausgegebenen „Lyden Jesu dat der H. vrouwen S. Birgitten geopenbaert was". Dann kommen noch zwei Drucker aus Deventer, *Theodoricus de Borne* mit einer Antiqua-Schriftprobe und zwei Holzschnitten recht handwerksmäßigen Arbeiten, aus Hieronymus, Epistola de fructu laboris, und *Albert Paffraet*; das von letzterem abgebildete Titelblatt zu Erasmus, Stultitiae laus 1520, ist deshalb nicht uninteressant, weil es zeigt, eine wie lange Zeit hindurch fremde Verzierungsmotive in der Buchausstattung auf der Wanderschaft waren; die rechte Leiste der Titelumrahmung ist nämlich eine gegenseitige Kopie nach der Bordüre des Titels eines 1498 in Paris bei *Philippe Pigoucet* erschienenen Stundenbuches (Heures à l'usage de Rome). Endlich seien noch zwei Drucker aus Zwolle erwähnt, die hier zum erstenmal vertreten sind: *Simon Corver*, dessen durch häufigen Abdruck sehr verblaßte Titelumrahmung mit dem Renaissanceportal, in dem häßliche kahlköpfige Amoretten ihr Wesen treiben, weder von Geschmack noch von Können zeugt, und *Arnoldus Kempen* mit ganz schönen gotischen Schriftproben aus einer Reihe gelehrter Werke.

Die Universität von Amsterdam, die keine staatliche, sondern eine städtische Anstalt ist, hat jetzt endlich einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur errichtet; nach der 1908 erfolgten Ernennung des Dr. Frantzen, der hier jahrelang als Privatdozent für dieses Gebiet tätig gewesen war, zum Professor in Utrecht, bestand keine Gelegenheit zum Studium der deutschen Sprache an der hiesigen Universität; nicht besser war es hier aber mit der romanischen und englischen Philologie bestellt. Die einzige Universität des Landes, an der Lehrstühle für moderne Sprachen bestanden, war Groningen. Nachdem nun schon durch die Berufung von Frantzen nach Utrecht mit dem Groningenschen Monopol gebrochen war, ist jetzt Amsterdam dem Utrechter Beispiel gefolgt. Der neuernannte Professor für deutsche Sprache und Literatur, der Grimmelshausenforscher *J. H. Scholte*, ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder; Scholte ist 1875 in Vlagtwedde in der Provinz Groningen geboren, er studierte in Groningen und war zuletzt als Oberlehrer an einer hiesigen höheren Schule tätig. Hoffen wir, daß es dem jungen Professor gelingen wird, auch außerhalb des engeren Kreises seiner Schüler durch öffentliche Vorlesungen das Interesse für deutsches Geistesleben zu wecken.

Eine nette kleine Monatsschrift für Bücherfreunde gibt seit kurzem der Herr *J. Greshoff* in Apeldoorn heraus „*De witte mier*" (Die weiße Ameise). Das Programm, das dieselbe verfolgt, deckt sich ungefähr mit dem des deutschen „*Zwiebelfisch*". Die bisher erschienenen zwei Hefte (Mai und Juni) sind von einem handlichen schmalen Oktavformat; den weißen Umschlag ziert die Vignette einer stilisierten Ameise auf grün-, und auf dem zweiten Heft auf lila-gemustertem kleinem Spiegel, die jedoch nicht weiß, sondern schwarz ist, ein kleiner Scherz; darüber über drei Zeilen verteilt steht in schöner grüner, beziehungsweise lila Antiqua-Kapital-Letter der Titel: DE WITTE MIER. Druck und Aufmachung der Zeitschrift machen den angenehmsten Eindruck; die Firma G. van der Wiel & Co. in Arnheim hat den Druck besorgt, die verwendete Type ist die Nordische Antiqua der Schriftgießerei Genzsch & Heyse in Hamburg; das schöne Papier (Holland vergé) hat die Firma G. Loeber in Amsterdam verfertigt. Das Hauptziel der Zeitschrift ist, das Verständnis und die Liebe für das schöne Buch zu wecken und das Publikum über die neuesten Erscheinungen der Bücherwelt auf dem Laufenden zu halten, ohne literarisch-kritisch, pedantisch-dogmatisch und vor allen Dingen ohne langweilig zu werden. Die zwei bis jetzt erschienenen Hefte halten auch, was im Programm versprochen wird. Die Artikel, alle von geringem Umfang, sind flott und in einem angenehmen Plauderton geschrieben. Sie wollen nicht durch erschöpfende Behandlung irgendeines Gegenstandes nichts mehr zum Denken übrig lassen, sondern durch Knappheit und mehr bloß

andeutend und hinweisend gerade zum eignen Nachdenken anregen. Das Maiheft enthält unter anderem eine Besprechung der Richard M. Meyerschen Auswahl aus Goethes Briefen von Fr. A. Bemcke, einen Aufsatz über die typographische Ausstattung des „Niederländischen Staatsblattes" mit einer Druckprobe aus demselben und einer anderen Probe, nach dem Entwurfe des Verfassers, die zeigen soll, wie eine Seite mit den einfachsten Mitteln zu einem übersichtlichen und harmonischen Ganzen gestaltet werden kann. Ob aber die vorgeschlagene Anordnung und Typenwahl wirklich übersichtlicher ist, dürfte fraglich sein. — Das zweite Heft wird eröffnet mit einem kurzen Hinweis auf die Verdienste des holländischen Schauspielers Willem Royaards (desselben, der eine Aufführung der holländischen Faustübersetzung auf sein Programm gesetzt hat), dann folgen kleinere Artikel über Cruikshanks Aquarelle, über das bei Hans von Weber in München erschienene Werk „Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild", über die symptomatische Bedeutung einer Persönlichkeit, wie Emile Verhaeren, über Witkowski und sein neues Buch „Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830", über eine Ausstellung des Hagener Deutschen Museums in Rotterdam und noch manches Interessante mehr.

Die neue Jahresausgabe der *„Vereeniging tot bevordering van Beeldende Kunsten"* bringt sechs vorzügliche Photogravüren nach Gemälden des *Museums Boymans* in Rotterdam mit einem begleitenden Text von dem Direktor der Sammlung *F. Schmidt-Degener*; die Reproduktionen sind von der Berliner Firma Meisenbach, Riffarth & Co. ausgeführt; der Text ist auf Büttenpapier von van Gelder Zonen gedruckt. Aufgenommen sind das „Selbstbildnis" des Carel Fabritius, das „Kornfeld" von Jac. Ruysdael, der „Fischmarkt" von Em. de Witte, eine „Wirtshausszene mit einem Gitarrespieler" von D. Teniers und der einzige Rembrandt des Museums, die „Allegorie auf die Eintracht des Landes".

Eine hübsche kleine Publikation hat der Verein für die Geschichte der Stadt Amsterdam *„Amstelodamum"* herausgegeben: eine Sammlung Amsterdamer Stadtansichten in Lichtdrucken nach weniger bekannten Gemälden des *Jan van der Heyden* mit begleitendem Text von *C. G. 't Hooft*, dem Direktor des Museums Fodor in Amsterdam. Der Preis des geschmackvoll gedruckten und gebundenen Werkchens beträgt 1,50 Fl.; die Verleger sind ten Brink & de Vries in Amsterdam. — Die Aufsätze, die *Tutein Nolthenius* mit dem Titel *„Wat Goethe niet zag in Sicilie"* im *Gids* dieses Jahres veröffentlicht, haben mit Goethe so gut wie nichts zu tun. Goethe dient ihm nur als Einleitung und Anknüpfungspunkt, was bei einem Besuche Siciliens nicht Wunder nehmen darf, da der Reisende dort auf Schritt und Tritt an Goethes Aufenthalt erinnert wird. Wovon Tutein Nolthenius hier in seiner geistreichen und lebendigen Weise erzählt, das hat Goethe überhaupt nicht sehen können, weil es damals noch nicht bestand; näher angedeutet wird nämlich der Inhalt des Artikels in dem Untertitel „Der Zug nach dem Westen". Es sind die so eigenartigen volkswirtschaftlichen Zustände, die uns der Verfasser auf Grund eigener Beobachtungen und eines von dem Innsbrucker Professor *Giovanni Lorenzoni* zusammengestellten umfangreichen Werkes über die Lage der Landbewohner Siziliens hier schildert, noch spezieller die Auswanderung der Bauern nach Amerika mit leeren Taschen und die Rückwanderung mit gefüllten. Damit aber Goethe nicht ganz mit den Haaren herbeigezogen scheint, kommt der Verfasser gelegentlich noch einmal auf Goethe zurück. Was Goethe außerdem in Sizilien nicht gesehen hat, wofür ihm das Auge fehlte, das sind nämlich die „Wunderwerke arabischer und byzantinisch-normannischer Architektur, die noch unberührten Blumenfelder aus Mosaik, die in tausendjähriger Pracht glänzen; die Schöpfungen von Geistern, die uns so viel näher stehen als die attischen, die für uns zu einfach, zu erhaben, zu rein sind und die wir daher nur aus der Ferne bewundern, doch nicht begreifen können". Tutein Nolthenius hat die Gabe, einen so trockenen, nüchternen Gegenstand, wie das eine volkswirtschaftliche Studie in der Regel ist, zu einer nicht nur fesselnden, sondern auch amüsanten Lektüre zu machen, und er bleibt dabei immer gleich gründlich.

Vom 17.—19. Juni wurden von der Firma *Frederik Muller & Co.* verschiedene Bibliotheken versteigert. Von den 879 Nummern will ich die wichtigsten mit den erzielten Preisen aufzählen:

Nr. 2. *Eine holländische Handschrift der Imitatio des Thomas a Kempis*, aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, nur die zwei ersten Bücher: 300 Fl.

Nr. 3. *Holländisch geschriebenes Stundenbuch* mit Randeinfassungen, in schönem gotischen Band, XV. Jahrhundert: 180 Fl.

Nr. 4. *Lateinisch geschriebenes Stundenbuch*, mit Randverzierungen und gemalten Initialen, französische Arbeit, XV. Jahrhundert: 85 Fl.

Nr. 5. *Ein französisches Stundenbuch*, mit großen Initialen und Randverzierungen, aus dem Jahre 1432: 31 Fl.

Nr. 6. *Lateinisch geschriebenes Stundenbuch*, mit sechs Miniaturen und Randverzierungen, flämische Arbeit aus dem XV. Jahrhundert: 300 Fl.

Nr. 7. *Lateinisch geschriebenes Stundenbuch*, mit polychromen Randverzierungen in der Art des Geoffroy Tory 1520: 825 Fl.

Nr. 13. *Album mit 80 Autographen* berühmter Holländer von Wilhelm dem Schweiger bis Louis Napoleon: 425 Fl.

Dann kam eine Reihe Inkunabeln, Nr. 42—103; davon erzielte Nr. 44, *Chronike von Brabant*, Antwerpen Rolant van den Dorpe 1497, mit zahlreichen Holzschnitten, Ritterkämpfe darstellend: 160 Fl.

Nr. 46. *Hoveken van devocien*, Antwerpen, Jan Lettersnider, s. a., mit 20 großen Holzschnitten: 420 Fl.

Nr. 47. *Johannes de Turrecremata*, Expositio super toto psalterio; Augsburg, Johannes Schüssler, um 1471, besonders interessant, weil auf dem inneren



Deckel eins der ältesten deutschen *Exlibris* aufgeklebt ist, das bei Schreiber, Manuel Nr. 2038 beschriebene des Bibracher Priesters *Hildprand Brandenburg*: 320 Fl.

Nr. 50. *Bertholdus*, Horologium devotionis, Basel, Joh. de Amorbach, um 1490, mit 42 Holzschnitten: 300 Fl.

Nr. 56. *Die Duytsche Souter*, Delft, Jac. Jacs. van der Meer, 1480; erste holländische Ausgabe des Psalters, auf großem Papier, in altem Band: 240 Fl.

Nr. 59. *Jac. de Voragine*, Passionael, Winterstuc, Somerstuc. Delft, H. Eckert van Homberch, 1499/1500. Eine vollständige holländische Ausgabe der Legenda aurea mit 100 Holzschnitten: 400 Fl.

Nr. 65. *(Th. A. Hybernensis)*, Mensa philosophica, Leuven, Joh. de Westfalia, um 1480: 210 Fl.

Nr. 70. *Boethius*, De consolatione philosophiae, mit dem Kommentar des Thomas de Aquino, Nürnberg, Ant. Koberger: 200 Fl.

Nr. 72. *Henricus Herp*, Speculum aureum decem praeceptorum Dei, Nürnberg, Ant. Koberger, 1481: 200 Fl.

Nr. 84. *Bonifacius VIII.*, Liber sextus decretalium, Rome, Udalricus Gallus & Simon de Luca, 1472; charakteristischer Druck einer der ältesten italienischen Druckereien: 220 Fl.

Nr. 91. *Leonardus de Utino*, Sermones quadragesimales, Ulm, Joh. Zainer, 1478, mit eiserner Kette: 340 Fl.

Nr. 92. *Jacobus de Voragine*, Lombardica Hystoria. Ulm, Conr. Dinckmut, 1488: 260 Fl.

Nr. 93. *Robertus Caracciolus de Licio*, Quadragesimale de poenitentia, Fr. Renner aus Heilbronn, Venedig, 1472: 340 Fl.

Nr. 94. *Antoninus*, Confessionale, Venedig, Bartholomaeus de Cremona, 1473: 480 Fl.

Nr. 97. *Antoninus*, Summae theologicae secunda pars tertiae partis, Venedig, Nic. Jenson, 1477, in altem Einband: 250 Fl.

Nr. 98. *Richardus de Mediavilla*, Commentum super quartum Sententiarum, Venedig, Christ. Arnold, 1474: 260 Fl.

Nr. 102. *Dante Alighieri*, Divina Comedia col commento di Christofero Landini, Venetia, Matheo di Chodecha da Parma, 1493, mit einer Folge von 97 kleinen und drei großen Holzschnitten: 280 Fl.

Die illustrierten Bücher des XVI. Jahrhunderts standen in den aufgebrachten Preisen nicht hinter den Inkunabeln zurück. Nr. 107, die erste Ausgabe von *Freidanks Bescheidenheit*, 1508 in Straßburg bei Johannes Grüninger erschienen, mit 63 Holzschnitten, erzielte mit 470 Fl. den zweithöchsten Preis für ein gedrucktes Buch in dieser Auktion. — Nr. 104. *Das puch der Himlischen offenbarung der heiligen wittiben Birgitte* von dem künigreich Sweden, Nürnberg, Ant. Koberger, mit den 17 Holzschnitten von dem sogenannten Meister der Bergmannschen Offizin: 400 Fl. — Nr. 117. *Das Buch der Selen wurtzgarte(n)* genannt, Straßburg, Math. Hupfuff, 1515, mit 93 Holzschnitten: 300 Fl. — Nr. 139. *Gyron le Courtoys*, Paris, Jehan Petit & Michel le Noir, um 1510, mit Holzschnitten, nach Brunet die erste Ausgabe dieses berühmten Ritterromans: 300 Fl. — 141. *Hore in lande(m) gloriosissime virginis Marie*, Paris, Germanus Hardouyn um 1530, mit kolorierten Holzschnitten: 360 Fl. — Nr. 146. Zwei Drucke der Leidener Offizin des *Jan Seversen*, Vitas patrum en(de) is ghenoemt dat vaderboeck, 1511 und Hier beghint der byenboeck, 1515; das erste Werkchen enthält zwei große Holzschnitte aus dem *Chevalier délibéré* von de la Marche, der 1480 in Gouda zuerst erschienen war; die mit noch zwei andern späteren Werken zusammengebundenen Ausgaben brachten 226 Fl. auf. — Nr. 148. *(Jacques de Theramo)*, Een rechtelick gheding tusschen Belyal . . . ende Jhesu Cristo . . . Antwerpen, Henrick Eckert van Homberch, 1512; mit den Holzschnitten aus dem 1484 von *Bellaert* in Haarlem gedruckten Sonderentroest: 230 Fl. Von illustrierten Büchern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts seien erwähnt die reizenden Werkchen des *Crispin de Passe*: Nr. 156, Miroir des plus belles Courtisanes de ce temps, Amsterdam, um 1630: 275 Fl.; Nr. 157, Les vrais pourtraits de quelquesunes des plus grandes dames, Amsterdam, Joost Broersz., 1640: 275 Fl. und Nr. 158, Deliciarum juvenilium libellus: 250 Fl. — Nr. 159. *A. v. d. Venne*, Tafereel van de belacchende werelt. s'Gravenhage, 1635: 8 Fl. — Nr. 162. *J. Campo Weyerman*, De voornaamste gevallen van Don Quichot. s'Hage 1746, mit Stichen von *Picart* und anderen nach Coypel: 6 Fl. — Nr. 168. *Dorat*, Fables nouvelles, La Haye, 1773, mit den zahlreichen Illustrationen von *Marillier*: 220 Fl.

Von den folgenden Abteilungen will ich nur noch einiges aus dem Gebiete der Architektur, des Ornaments, der Sitten und Trachten herausgreifen: Nr. 262. *Tétrastiques* faictz sur les devises de *P. Jovio* et de *G. Simeon*, Lyon, G. Roville, 1560: 60 Fl. — Nr. 265. *Jac. Besson*, Theatrum instrumentorum, Lugduni, B. Vincentius, 1578, mit zwei Werken von Vredeman de Vriese: 90 Fl. — Nr. 268. *J. Siebmacher*, Modelbuch, Nürnberg (Michael Kuisner, 1601) 120 Fl. — Nr. 273. *Jean de Pautre*, Décoration intérieure, Paris 1659: 75 Fl. — Nr. 276. *Perelle et Aveline*, Recueil de diverses suites de vues en France etc., 184 Blätter: 120 Fl. — Nr. 280a. Vues de châteaux en France par *Israel Silvestre*, 1666—1680, zusammen mit Nr. 280b, Sammlung Ansichten von Versailles von *Silvestre, Le Pautre, Simonneau, Chastillon* etc.: 330 Fl. — Nr. 291. *S. Kleiner*, Abbildung aller Kirchen und Klöster in Wien, Augsburg, J. A. Pfeffel, 1724 57 Fl. — Nr. 297. *A. Hepplewhite & Co.*, The cabinet maker and upholsterer's guide. 3d. edition, London, 1794: 192 Fl. — Nr. 308. *J. Sambucus*, Icones veterum aliquot ac recentiorum medicorum, Antwerpen, Plantin: 60 Fl. — Nr. 317. *A. van Hulle*, Les hommes illustres, Amsterdam, Mortier, 1701 52 Fl. — Nr. 327. *M. Aitsinger*, De leone Belgico, Coloniae, 1559—1587: 85 Fl. — Nr. 353. *Journal des dames et des modes*, Année 1812, Frankfurter Ausgabe: 48 Fl. — Nr. 355. *D. Monten*,

Die Bayerische Armee, München, J. M. Herrmann, 1825: 45 Fl. — Nr. 357. *J. F. Teupken*, Beschryving hoedanig de Koninklyke Nederlandsche troepen . . . gekleed . . . zyn, s'Gravenhage & Amsterdam, 1823: 130 Fl. — Nr. 358. *Uniformes des volontaires . . . pendant la Révolution brabançonne*, 1787: 124 Fl. — Nr. 363. *Description des Festes* données par la ville de Paris à l'occasion du mariage de Louise Elisabeth de France et de Philippe, Infant . . . d'Espagne 1739. Paris 1740. Mit 13 Tafeln von J. F. Blondel: 120 Fl. — Nr. 368. *J. E. Ridinger*, Manège et Carroussel, Augspurg 1760: 130 Fl. — Nr. 375. *F. Alfiere*, L'arte di ben maneggiare la spada, Padova, S. Sardi, 1653: 61 Fl. — Nr. 380. *S. R. Baudouin*, Exercice de l'infanterie françoise, Paris 1757: 80 Fl.

Amsterdam, 14. Juni. *M. D. Henkel.*

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Die Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien.

Es war längst eine Ehrenpflicht der Stadt Wien, ihrem großen Sohne das seiner würdige literarische Ehrendenkmal zu errichten. Grillparzer ist heute endlich allseits als Nationalklassiker anerkannt, aber es bedurfte jahrzehntelanger Bemühungen, diese Ehrenschuld abzutragen. Großes Verdienst hieran gebührt unstreitig *August Sauer*, der nahezu ein halbes Leben sich in den Dienst des österreichischen Dichters gestellt. Was Sauer geleistet, kann man am besten an der Hand der seit dem Tode Grillparzers erschienenen Ausgaben abmessen. Grillparzer selbst hat sich bei Lebzeiten gegen eine Gesamtausgabe seiner Werke energisch gewehrt, auch die erste Gesamtausgabe seiner Schriften, die Josef v. Weilen und Heinrich Laube 1872 bei Cotta besorgten, ließ schon mit Rücksicht darauf, daß die Herausgeber in wenigen Monaten die Riesenarbeit zu bewältigen trachteten, trotz liebevoller Hingabe manches zu wünschen übrig. Erst als Sauer bei der 4. und 5. Ausgabe eingriff, konnte man von einer wirklichen Grillparzer-Ausgabe sprechen, zu der der Herausgeber auch eine zum ersten Male wirklich lebensvolle und alles Wesentliche zusammenfassende, wenn auch knappe Biographie des Dichters beisteuerte.

Seitdem hat die Grillparzer-Forschung nimmer geruht, fortgesetzt ist Neues aus der Werkstatt und dem Schreibtisch des großen Österreichers ans Licht gezogen worden. Wir besitzen heute die Tagebücher, die Gespräche Grillparzers, unveröffentlichte Jugendarbeiten, Fragmente, erste unbekannt gewesene Fassungen seiner Dichtungen usw., immer heller fällt das Licht auf das Leben und die Beziehungen des Dramatikers, kurz, der Mann und das Werk haben insbesondere in August Sauer ihren ausgezeichneten Schilderer, Darsteller und Erklärer gefunden. Jetzt erhält Grillparzer nun auch seine große historisch-kritische Ausgabe durch die Gemeinde seiner Wiener Heimatstadt, der gleichfalls, wie natürlich, August Sauer vorsteht und die in ihrer Art sich wohl ebenbürtig an die Seite der Weimarer Sophien-Ausgabe, der von Suphan besorgten Herder-Ausgabe und der von der Berliner Akademie geschaffenen Ausgabe von Wielands Schriften stellen kann.

Die Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien, von der bisher zwei Bände vorliegen, wird zwei getrennte Abteilungen umfassen und ist auf ungefähr 25 Bände berechnet. Für die erste Abteilung sind bestimmt: alle Dramen und dramatischen Fragmente, Gedichte und Epigramme, Erzählungen und Prosasatiren, Prosaaufsätze, soweit sie der Öffentlichkeit erschlossen werden sollten, die Selbstbiographie und andere autobiographische Schriften. In die zweite Abteilung sollen aufgenommen werden: Jugendwerke, Briefe, Tagebücher und literarische Studien, kleinere Arbeiten wie Lesefrüchte usw. Der kritische Apparat und die Lesarten sollen besonderen Bänden zugewiesen werden. Von den zwei bisher erschienenen Bänden enthält der *erste Band* den Text der *„Ahnfrau"* und der *„Sappho"*. Die „Ahnfrau" ist in zwei Fassungen abgedruckt, nämlich in der uns allgemein vertrauten und in der ersten, auf die Grillparzers weiser, bis vor kurzem noch viel zu wenig gewürdigter Berater, der Dramaturg Josef Schreyvogel, so starken Einfluß genommen hat. Dem Texte hat Sauer von gründlicher und erschöpfender Quellenuntersuchung zeugende Einleitungen vorangeschickt. Für die Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau" weist Sauer auf die Geschichte des Räubers Louis Mandrin hin (erschienen in einem Sammelwerk über berühmte Verbrecher, 1815 und 1816 in Wien nachgedruckt) und auf den Schauerroman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe" oder „Die Beschwörung im Schlosse Stern bei Prag". Grillparzer selbst war später diese letztgenannte zweite Quelle nicht mehr genau erinnerlich, erst Carl Glossy, der verdienstvolle Herausgeber des schon bis zum 22. Bande gediehenen Jahrbuches der Grillparzergesellschaft ist es gelungen, diese zweite Quelle gleichsam nochmals zu entdecken und genauer zu bestimmen. Allerdings stellte sich auch „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe" als eine Bearbeitung einiger Kapitel aus einem englischen Schauerroman heraus.

Mit dem kürzlich erschienenen *zweiten Bande* wurde die zweite Abteilung der Ausgabe eröffnet, die die Jugendwerke und Tagebücher umfassen wird. Er enthält die bisher unbekannten Entwürfe zu dem Jugenddrama *Blanka von Kastilien*, deren genaue Datierung dem Herausgeber im Vereine mit seinem Mitarbeiter Reinhold Backmann gelungen ist, was wieder einen Fortschritt in der Aufhellung der Jugendentwicklung Grillparzers bedeutet. Eine Reihe weiterer Bände ist bereits druckfertig und soll demnächst ausgegeben werden. — Zum Schlusse noch ein Wort über die Ausstattung, der ja alle Sorgfalt zugewendet wurde, die aber angesichts der Aufgabe und des Zweckes, dem großen Sohne der Stadt Wien das literarische Ehrendenkmal zu setzen, ein wenig splendider und vor allem auch im Einbande stilgemäßer hätte sein können.

Hans Feigl.



Eine Anzahl von Fortsetzungen früher schon besprochener Klassiker-Sammlungen und -Einzelausgaben sind zu verzeichnen. Die *Goldene Klassiker-Bibliothek* des Verlagshauses *Bong & Co.* in *Berlin* brachte in sechs Teilen (drei Bänden) *Immermanns Werke*, herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von *Werner Deetjen*. Nach Max Koch und Harry Maync liefert Deetjen die dritte Auswahl der Werke des Münchhausen-Dichters und er konnte an manchen Stellen, dank dem handschriftlichen Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archiv und der Berliner Königlichen Bibliothek sowie genauester Kenntnis des gesamten Zeitalters, in der Biographie und der Erläuterung, namentlich der satirischen Partien des „Münchhausen" die Vorgänger beträchtlich übertreffen. Ganz wird dieses Gewirr von literarischen und persönlichen Anspielungen ja nie aufzudröseln sein. Tiefer liegen die Schwierigkeiten des älteren Romans, der „Epigonen", die Immermann selbst (an Tieck 8. August 1836) „ein Buch von universeller Tendenz" nennt, und gerade hier kommt die außerordentliche Sachkenntnis Deetjens der Erläuterung zu statten, nicht minder bei den reizvollen autobiographischen Schriften und den allzu spärlichen Proben der dramatischen und epischen Dichtung Immermanns („Andreas Hofer", „Tulifäntchen", „Merlin", „Der Schwanenritter"). Mindestens hätten doch von den Gedichten Proben und wenigstens eines der Lustspiele sowie das schöne Fragment „Tristan und Isolde" hinzugefügt werden sollen, mochte auch der billige Preis der guten Ausgabe dadurch etwas erhöht werden.

Für *Meyers Klassiker-Ausgaben* besorgte *Friedrich Brie* eine neue Ausgabe von *Byrons Werken*, die der früheren des *Bibliographischen Instituts in Leipzig* wesentlich überlegen ist. Mit Recht hebt der Herausgeber als Vorzug die Aufnahme des fragmentarischen 17. Gesangs des „Don Juan", sowie der beiden wichtigen Gedichte „Harmodia" und das „Duell" hervor. Die Auswahl gibt ein völlig genügendes Bild von dem Schaffen des großen Weltschmerzdichters. Die Übersetzungen, teils verschiedenen älteren deutschen Ausgaben entlehnt, teils neu, sind geglättet, reichen jedoch nur selten an die Musterleistung Gildemeisters heran. Dagegen erscheint uns die Biographie in der Feststellung der Tatsachen und der feinen Zeichnung des komplizierten Charakterbildes allen Vorgängern überlegen. Die Fußnoten und Schlußanmerkungen verwerten die Vorarbeiten der englischen Byron-Erklärer vollständig. Vier Bildnisse und eine Handschriftprobe schmücken die vier hübschen, wohlfeilen Bände.

Eine Lücke der Meyerschen Sammlung füllt *Paul Zaunert* aus, indem er ihr eine Auswahl von *Freiligraths Gedichten und Übersetzungen* in zwei Bänden einreiht. Er beschränkt sich auf die von dem Dichter selbst in die gesammelten Dichtungen von 1870 aufgenommenen Stücke und bleibt damit allerdings so erheblich hinter der jüngst erschienenen Ausgabe Schwerings zurück, daß es zweifelhaft wird, ob der Titel „Freiligraths Werke" zu recht besteht. Als Entschädigung darf die Sorgfalt der Erläuterung und der Textkritik, daneben die sehr ausführliche Biographie gelten. Warum erhält der Dichter des Rheinliedes hier (Seite 37*) den Vornamen „Niklas"? Und warum wird der herrlichen starken Persönlichkeit der Gattin des Dichters nicht ein wärmeres Wort gegönnt, als das ungenügende „die klarsehende, treue Gefährtin seines geistigen Schaffens und Kämpfens"? Erfreulich ist der Widerspruch gegen die Kriegsgedichte von 1870, wie überhaupt das historische Gesamturteil am Schlusse der Biographie dem Dichter volle Gerechtigkeit gewährt. Das Hasencleversche Porträt und eine Handschriftprobe schmücken den ersten Band, den zweiten Jakob Beckers treffliches Bildnis Freiligraths von 1840.

Für die *Säkular-Ausgabe* von *Friedrich Hebbels sämtlichen Werken* (*Berlin, B. Behrs Verlag*) hat *Richard Maria Werner* mit seiner immer wieder überraschenden Arbeitskraft bereits den vierten Band, enthaltend „Die Nibelungen", geliefert und die früher schon so reiche Einleitung von neuem durchgefeilt. Für die Entstehung des Planes der „Nibelungen" werden jetzt neu die Gmundener Gespräche mit Wilhelm Gärtner während des Sommers 1855 herangezogen, und auch sonst sind vielfach Verbesserungen merkbar. Jedoch den größten Teil der neuen Arbeit birgt der gleichzeitig erschienene 13. Band der Ausgabe, der erste des Anhangs, in dem jetzt zu weit bequemerer Benutzung als früher die Lesarten und Anmerkungen zusammengestellt werden. Es wäre Sache einer lohnenden Einzelkritik, hier den Zuwachs im Quellennachweis und der Erläuterung nachzuweisen und im einzelnen zu bestätigen, was der bescheidene Herausgeber am Schlusse der Einleitung bekennt: „Im vorliegenden Bande steckt viel ehrliche Arbeit und manches Resultat ausgedehnter Lektüre". Wir sind dem Schicksal um seinet- und unsertwillen dankbar, daß es dem Manne, der sich um Hebbel das größte Verdienst erworben hat, Kraft und Mut zu dieser Krönung aller seiner Mühen um den vielgeliebten Dichter gewährte.

Eduard Castle brachte im *Insel-Verlag* in *Leipzig* den vierten Band seiner von uns schon gerühmten *Lenau-Ausgabe*, die in sechs Bänden die sämtlichen Werke und Briefe enthalten wird. Dieser zweite Teil der Briefe umfaßt die Jahre 1834—1840 und ist mit einem Porträt Sophie Löwenthals geschmückt. Das vierte Buch der Briefe enthält ausschließlich Gedichte und Prosaschreiben an diese Frau, die dem Dichter zum Verhängnis wurde. Die Gattin des Freundes war ihm heilig, und doch trieb ihn unwiderstehliches Verlangen zu ihr hin. So träumen sie sich beide (wie es in dem schön faksimilierten Briefe heißt) in eine Welt, wo ihre Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Der „Savonarola" ist die mystische Blüte dieses Verhältnisses. Das fünfte Buch der Briefe erzählt von seinem Werden; es trägt, ebenso wie das sechste, genannt „Liebeswirren", die Briefe an Sophie nach, die nicht

von Liebe sprechen. Ob für die Benutzer diese Teilung vorteilhaft ist, muß dahingestellt bleiben; Castle hat sie ja schon in seiner schönen früheren Publikation „Lenau und die Familie Löwenthal" (Leipzig 1906) vorgenommen. Ich benutze die Gelegenheit, einmal auf dieses ausgezeichnete und höchst lesenswerte Werk hinzuweisen, weil es, wie mir scheint, fast gar nicht beachtet worden ist, auch um festzustellen, daß es mit seinem weit reicheren Inhalt durch die neue Ausgabe keineswegs entbehrlich wird.

Eine höchst erfreuliche Gabe bescherte uns der Verlag *Albert Langen* in *München: Selma Lagerlöfs gesammelte Werke,* einzige autorisierte deutsche Originalausgabe in zehn Bänden. Jedermann kennt und liebt die schwedische Dichterin des „Gösta Berling", der „Wunder des Antichrist", der großartigen Epopöe „Jerusalem" und der zahlreichen kleineren Erzählungen, deren jede ein Stück nordisches Leben oder ein Märchen voll Tiefsinn oder eine Parabel in den leuchtenden Farbentönen romantischer Kunst aufs Papier gebannt hat. Vielleicht ist das Beste in ihr das stete Bewußtsein der Beziehung zum Übersinnlichen, die Religion im Sinne des jungen Schleiermacher. Ihr Gott strahlt von Weltlichkeit, ihre Welt ist durchstrahlt von göttlichem Lichte. Diese zehn Bände schließen sich zu einem poetischen Brevier zusammen, das immer wieder mit magnetischem Reize den lockt, der sich einmal hinein versenkt hat. Der von *Alphons Woelfle* gezeichnete Leinenband entbehrt nicht der Anmut; zu noch höherem Schmucke gereicht indessen der Ausgabe das vortreffliche Porträt der Dichterin von *Carl Larsson.* Schade, daß nicht auch das ausnehmend schöne Kinderbuch „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen" der Ausgabe einverleibt wurde, damit sie alles enthielte, was den Deutschen von der stammverwandten Dichterin wert geworden ist. G. W.

Alphonso Smith, Die amerikanische Literatur. *Berlin, Weidmannsche Buchhandlung* 1912. 388 Seiten, 5 M. (Bibliothek der amerikanischen Kulturgeschichte, herausgegeben von Nicholas Murray Butler und W. Paszkowski. Band II.)

So manchem in den Vereinigten Staaten, dem Lande der Monatsschriften und öffentlichen Vorträge, erscheinenden Bande sieht man an, daß da Einzelvorträge nachträglich aneinander gereiht sind. Hier gibt der Titel selber Auskunft; es sind Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität im Winter-Semester 1910/11 von dem damaligen Inhaber der Roosevelt-Professur. Aber über einzelne Kapitel haben wir den Verfasser auch anderswo sprechen hören, und der letzte Abschnitt ist von ihm auch einzeln, auf englisch, gedruckt worden. Das zeigt den strukturellen Charakter des Ganzen als einer wohlüberlegten Vorlesungsreihe, deren einzelne Glieder doch leidliche Selbständigkeit wahren; unterscheidet zugleich diese gesprochene Literaturgeschichte von andern letzthin in Deutschland erschienenen Behandlungen des gleichen Gegenstands. Der Redner (oder besser der Verfasser, denn der Stil ist nicht eigentlich rhetorisch) greift die ihm wichtigst scheinenden Gestalten heraus, wertet sie nach den charakteristischen Zügen, die sie zu dem Gesamtbild der heimischen Literatur beigetragen, und läßt von solchem Zentrum jeweils seine Blicke in die Nachbarschaft schweifen. Kapitel allgemeinerer Art („Idealismus in der amerikanischen Literatur", „Einfluß des Transzendentalismus", „Die amerikanische Short Story") bringen Ergänzung, während ein Gesamtüberblick die Hauptrichtlinien der Entwicklung nach Zeit und Ort zeichnet. Professor Smith ist sichtlich und mit Erfolg bemüht, dem auch deutschen Lesern Vertrauten unter Vermeidung übermäßiger Detailmalerei neue Seiten abzugewinnen, wozu ihm vor allem eine starke Berücksichtigung der Erzählertechnik hilft. Vor allem aber wird man ihm Dank wissen für eingehende Heranziehung uns weniger bekannter Dinge; hier kommt der Amerikaner zu seinem vollen Rechte, der der Ausbildung einer Nationalliteratur und eines Nationalgefühls unter dem Einflusse dieser Literatur nachspürt. Es verschlägt nichts, wenn die Gegenstände gelegentlich literarischen Maßstab kaum vertragen: so bespricht der Abschnitt über „Amerikanische Poesie bis zum Jahre 1832" im wesenlichen die Nationallieder, wie „Hail Columbia!" mit seiner angeblich einem preußischen Armeemarsch entnommenen Melodie, oder „America", dessen Worte ein Baptistengeistlicher der Melodie unsres „Heil Dir im Siegerkranz" unterlegte, ohne deren Identität mit der englischen Nationalmelodie zu kennen. (Noch 1909 erregte in Neuyork der Parademarsch unserer Seeleute zu dieser Melodie ungeheuren, mit schlechtem Gewissen quittierten Enthusiasmus.) Eine eigene, gern gehörte Note kommt durch des Verfassers Landeszugehörigkeit hinein. Professor an der von Jefferson gegründeten Universität von Virginien, zu deren ersten Studenten Edgar Allan Poe gehörte, sogar Inhaber des nach Poe genannten Lehrstuhls, hat Smith gerade die Südländer mit besonderer Liebe behandelt. Bei Poe ist das auch so in der Ordnung. Aber das Kapitel über Jefferson ist trefflich, den Vater der demokratischen Partei, den weitblickenden Gelehrten, dem Bibelkritik und Paläontologie, Angelsächsisch und moderne englische Metrik gleiches Interesse abgewann. Und gar erst der Abschnitt über den „Neger als literarisches Objekt", gipfelnd in der Würdigung von Joel Chandler Harris! Kaum ein Menschenalter ist es her, daß der unlängst Verstorbene begann, den Typ des alten Negers aus der Sklavenzeit literarisch auszunützen und in seinen köstlichen Geschichten vom Onkel Remus den Schatz alter, doch wohl noch aus Afrika mitgebrachter Tiersage der Neger zu heben. Und doch hat dies Kapitel nur in besonderem Maße die Wirkung, die von dem ganzen Bande wie von jeder guten Literaturgeschichte ausgeht: aufzumuntern zur Lektüre des Besprochenen selbst. — Die nicht leichte Übersetzung ist im ganzen gut gelungen; ihre Unebenheiten (besonders unbesehene Gleichsetzung von Fremdwörtern, wie *national, repräsentativ* usw., die dem Deutschen und Englischen



bei verschiedener Bedeutungssphäre gemeinsam sind) werden meist auf Rechnung des Deutsch-Amerikanischen kommen. *Hans Weyhe.*

G. J. Kern, Karl Blechen, sein Leben und sein Werk. *Bruno Cassirer Verlag, Berlin* 1911.

Neben Auberts Buch über Runge ist Kerns reich illustrierte Blechen-Biographie eine der erfreulichsten Erscheinungen, die die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung von 1906 gezeitigt hat. Es hat sich hier nicht wie bei so vielen anderen Malern, deren Bedeutung erst durch diese Ausstellung ins richtige Licht gerückt wurde, um einen gänzlich Verschollenen gehandelt. 1841, ein Jahr nach Blechens Tod, nennt Professor Toelken von der Berliner Akademie ihn in seinem Nekrolog den „genialen Erfinder einer neuen Gattung landschaftlicher Charakterbilder", findet aber gleichzeitig, seine Skizzen und Studien seien „nicht Kunstwerke, sondern nur Andeutungen". Vierzig Jahre später arrangiert die Berliner Nationalgalerie eine große Blechen-Ausstellung, und Fontane hat die Absicht, eine Lebensbeschreibung des Künstlers zu liefern. In seinem Nachlaß fanden sich aber nur Andeutungen, die später L. von Donop in seinem wenig brauchbaren Buch über Blechen verarbeitet hat.

Kern wirft zum erstenmal die Frage nach den Ursprüngen von Blechens Kunst auf. Der junge Blechen kommt 1823 in Dahls Atelier, und die Berührung mit diesem Norweger, mit dem sich an Intimität der Auffassung im damaligen kontinentalen Europa niemand messen konnte, hat Blechens künstlerische Kraft ausgelöst. Hinter Dahl steht Turner, dessen Bilder Blechen aber erst fünf Jahre später in Italien gesehen hat.

Goethes in Italien geschriebenes Wort, „ein neues Leben fängt an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, was man teilweise in- und auswendig kann", hat Blechen notiert und darf es auf sich anwenden, als er 1828 seine Reise nach Italien antritt. In seinen italienischen impressionistischen lockeren Studien, die ganz fern von der traditionellen Auffassung des heroischen Italiens waren, zeigt er sich als Gegner des zeichnerischen Stils, dem die Klassizisten so gut wie die Romantiker, ein Koch, Reinhardt, Horny, Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter und andere verfallen waren. — Blechens Bilder fanden, als er nach Deutschland zurückkam, keine Käufer, und Kugler schreibt voller Zorn über Blechens „Nachmittag auf Capri": „dies ist kein seelenvolles Antlitz der Natur und will es nicht sein; sondern seine Züge verhalten sich zu diesem wie die eines Hirnverbrannten zum gesunden Menschengesicht." Der Künstler starb als 42jähriger an den Folgen eines hitzigen Fiebers, das sich seiner Geisteskrankheit zugesellt hatte, in äußerster Not.

Blechen, eine Friedrich und Dahl verwandte Natur, macht sich die Elemente ihrer Kunst zu eigen, um ein Neues daraus zu schaffen. Er wurzelt in der Romantik, geht aber über sie hinaus und nimmt die Errungenschaften der Landschaftsmalerei um Jahrzehnte vorweg; es ist kein Zufall, daß Menzel, der Realist, und Böcklin, der Romantiker, das von Blechen Begonnene nach zwei verschiedenen Seiten ausbauen konnten.

Kerns Biographie fußt auf genauester Dokumentenkenntnis. Besonders interessant ist Blechens Brief an den Geheimen Finanzrat Beuth und der zum erstenmal veröffentlichte Brief von Bettina von Arnim über Blechen an den Minister von Bethmann Hollweg.

Dr. Rosa Schapire.

Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit von *Joseph Aug. Lux. Richard Bong,* Berlin.

Joseph Aug. Lux war mir immer ein lieber Landsmann. Gerne habe ich seine ästhetischen Schriften (wenn auch mit Vorbehalten), am liebsten seine gelegentlichen Plaudereien und Feuilletons gelesen, in denen er sich als prächtiger, nicht alltäglicher Stilist zeigte. Hier bei diesem Romane muß ich ihm aber die Gefolgschaft aufsagen. Die Kraft zur Gestaltung hat versagt oder überhaupt gemangelt. Grillparzer steht in diesem Romane als ein ganz gewöhnlicher Raunzer da, der er selbst im Allzumenschlichsten doch nicht ausschließlich gewesen ist. Vom großen Menschen und vom großen Dichter verspürt man kaum einen Hauch. Auch die übrigen Gestalten dieses Romanes ziehen ziemlich schattenhaft an uns vorüber. Dabei hat sich Lux einen merkwürdigen Stil zurechtgelegt, einen von oft unmöglichen Bildern übersättigten, der an die schlimmen Seiten Rudolf Hans Bartschs auffällig stark erinnert, die glücklicherweise jetzt schon, trotz dem Tribute, den man der großen poetischen Begabung Bartschs zollt, immer mehr gerügt werden. Jammerschade um den verunglückten Vorwurf, der in der Hand eines wirklichen Dichters zu einer prächtigen Gabe schöner Erzählungs- und Darstellungskunst hätte werden können. H. Fgl.

Karl Sudhoff, Graphische und typographische Erstlinge der Syphilisliteratur, zusammengetragen und ins Licht gestellt von X. Mit 28 Seiten in Groß-Folio mit 24 teils farbigen Tafeln in Lichtdruck. Verlag von *Karl Kuhn, München,* Hirtenstraße 15. Preis in Pergamentumschlag 25 M.

Dieses Werk bildet Band 4 der „Alten Meister der Medizin und Naturkunde in Faksimile-Ausgaben und Neudrucken" und ist von Herrn Geheimrat *Karl Sudhoff* herausgegeben worden.

Er enthält (Tafel II—IV) das Gotteslästerer-Edikt *Kaiser Maximilians* vom 7. August 1495, auf Tafel V und VI die astrologische Vision des Dichterarztes *Ulsenius* vom Hochsommer 1496, auf Tafel VII das Eulogium *Sebastian Brants* vom September 1496, auf Tafel VIII—XIII die Tractate *Joseph Grünspecks* vom Oktober und November 1496, auf Tafel XIV—XVII die Enarratio satyrica des *Giorgio Sommariva* vom Dezember 1496, auf Tafel XVIII *Konrad Schelligs* Syphilisregimen und *Konrad Wimphelings* Geleitsbrief und auf den Tafeln XIX—XXII religiöse Syphilisblätter (Gebete zu St. Minus, St. Dionysius usw.) zirka 1495—1497.

Sudhoff sagt selbst, nachdem er auf 24 Seiten eingehende Erläuterungen und Besprechungen zu den



Tafeln gegeben hat: „Der allgemein kulturgeschichtliche Wert der vorliegenden Sammlung ist zweifellos größer als der speziell medizinischhistorische". Von diesen Gesichtspunkten wollen die Tafeln auch betrachtet sein, wenn auch, wie *Sudhoff* in dem Nachwort (Seite 25—28) hinzufügt, sich darin „Beachtenswertes über die Herkunft der Syphilis findet".

Es werden neue Belege der Beziehungen der damaligen Medizin zur Astrologie gebracht, wie sie auch gleichzeitig *Stephan Steinlein* jüngst hervorgehoben hat.

Was die Ausstattung und Kolorierung der einzelnen Tafeln anlangt, so stehen sie auf der höchsten Höhe; und so wird auch das Werk in den Kreisen der Bibliophilen dem rührigen Verlage alle Ehre machen. Der Preis ist nur gering zu nennen. Die weiteren Bände sollen gleich dem ersten hier ihre Besprechung finden.

Erich Ebstein, Leipzig.

Gustav Pauli, Max Liebermann; *Paul Ganz*, Hans Holbein der Jüngere; *Heinrich Zimmermann*, Watteau. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Bd. XIX—XXI). *Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart 1911/12.*

Den Vorwurf, in die Klassiker der Kunst das noch nicht abgeschlossene Werk eines Lebenden aufzunehmen, sucht Pauli durch die Stellung, die Liebermann als dem Führenden gebührt, zurückzuweisen. Die Frage, ob Liebermanns Bedeutung innerhalb der heutigen Kunst wirklich so groß ist, wie Pauli annimmt, kann hier kaum gestreift werden, da sie weit über den Rahmen dieser Besprechung hinausführen würde. Es könnte sein, daß die Geschichte diese stark intellektueller Begabung von großer Anpassungsfähigkeit, der der schöpferische Funke fehlt, die aber zu geschmackvoll und klug ist, um je ganz zu entgleisen, und auch wieder zu geschmackvoll und klug, um jemals ein wirklich Ursprüngliches zu schaffen, anders einschätzen wird.

Noch steht Liebermann im Kampf, wenn auch nicht mehr in dem Maße, wie vor zehn und zwanzig Jahren, da heute neue künstlerische Probleme um Gestaltung ringen, aber es ist bezeichnend genug, daß die junge Generation trotz ihres anders gerichteten Wollens die Bedeutung der wirklich Großen aus Liebermanns Generation, eines Manet, Renoir und Leibl, nie in dem Maße angezweifelt hat, wie die Liebermanns.

Stellt man sich auf Paulis Standpunkt, so ist seine Einleitung geschmackvoll und gut, trotzdem Schefflers Buch über Liebermann Wesentlicheres über den Künstler aussagt. Die 304 Abbildungen, deren Auswahl von Liebermann überwacht wurde, sind ein willkommenes Studienmaterial.

Der Holbein dem Jüngeren gewidmete Band ist einer der interessantesten und wertvollsten der ganzen Folge der Klassiker der Kunst.

Seit Woltmanns grundlegendem Werk über Holbein, das 1876 in zweiter Auflage erschienen ist, fehlt ein zusammenfassendes deutsches Buch über den Künstler, während Schweizer Forscher — genannt seien nur Eduard His, Daniel Burckhardt, Heinrich Alfred Schmidt und Hans Koegler — sich mit Einzelfragen eingehend beschäftigt haben. Auch Holbeins neuester Biograph, Paul Ganz, der die Handzeichnungen des Künstlers publiziert, ist Schweizer und Konservator der Basler Sammlung, die ein so reiches Bild von Holbeins Schaffen gibt. Ganz hat sich infolge des Rahmens, in dem seine Arbeit erschienen ist, und infolge der gegen die 70er Jahre veränderten Problemstellung eine ganz andere Aufgabe gestellt, als Woltmann, aber die Forschung wird an seinem Holbein-Band nicht vorbeigehen können.

Das Hauptgewicht liegt auf den Abbildungen, und es ist besonders dankenswert, daß die untergegangenen Wandgemälde zum Teil nach Zeichnungen, zum Teil nach Kopien aus dem beginnenden XIX. Jahrhundert reproduziert sind. Man gewinnt auf diese Weise eine Vorstellung von Holbeins dekorativer Begabung und seiner Fähigkeit, eine große Wand zu gliedern. Wären die Wandgemälde des Hertensteinhauses, des Tanzhauses, des Großrat-Saales zu Basel auf uns gekommen, so würden Luzern und Basel für die deutsche Hochrenaissance nicht weniger bedeuten als Rom für die italienische. Heute gilt es, sich aus verwässerten Kopien ein Bild dieser verschwundenen Pracht zu rekonstruieren. Das Schwergewicht von Holbeins Schaffen liegt aber im Bildnis. Er war einer der größten, kühlsten, sachlichsten Menschendarsteller, nur Auge, es war ihm nicht darum zu tun, letzte menschliche Tiefen zu ergründen, aber innerhalb der selbstgezogenen Grenzen hat er eine Klarheit und Größe der Formenauffassung, in der ihm wenige gleichkommen.

Den Abbildungen ist eine knappe, aber alles Wesentliche enthaltende Einleitung vorangestellt. Neben den datierten Gemälden sind diejenigen abgebildet, die ihnen stilistisch nahestehen. Auf diese Weise ist die Frage der exakten Chronologie, die schon zu manchen unliebsamen Erörterungen Anlaß gegeben hat, umgangen und Zusammengehöriges nicht auseinandergerissen. Es wäre zu wünschen, daß sehr bald ein zweiter Band über Holbeins graphisches Werk folge und die Klassiker der Kunst sich mehr als dies bis jetzt der Fall der deutschen Kunst des XVI. Jahrhunderts zuwendeten.

Mit Watteau, auf dessen Bedeutung die Brüder Goncourt erst wieder hingewiesen haben, nachdem ihn das beginnende XIX. Jahrhundert gering geschätzt hat, wenden sich die Klassiker der Kunst zum erstenmal einem Künstler des XVIII. Jahrhunderts zu. Eine kurze, dankenswerte Einleitung von E. H. Zimmermann ist den Abbildungen vorangestellt. Leider ist ein großer Teil der Reproduktionen, besonders die Ausschnitte, so unscharf, daß sie für eine ernsthafte Beschäftigung wertlos sind.

Dr. Rosa Schapire.

Die Gastronomie oder der Gutsherr bei Tische Nach dem Französischen des Joseph Berchoux von *Werner von der Schulenburg*. 1912. Im *C. Erich Behrens* Verlag *Hamburg 6.* (Hoch 4°, 56 Seiten, Preis 2 M.)

Halb ärgerlich und halb vergnügt zeige ich dieses Buch an. Ursprünglich wohl als ein Gelegenheitsdruck veröffentlicht, worauf man aus der Widmung und dem Datum der Vorrede (15. Oktober 1905) schließen



möchte, ist die ausgezeichnete Übertragung mit einer ganz respektablen Anzahl von Druck- und Lesefehlern neugedruckt. Mit einem besonders in Anbetracht des niedrigen Preises bemerkenswerten Aufwande, der aber doch nicht befriedigen kann, weil er dem anmutigen Werke ein ihm nicht passendes Gewand gab: Speisekartenformat, Anlehnung an die Druckausstattung feinster Speisekarten durch Verwendung von starkem Glacépapier, doppelter Goldumrahmung und den bekannten Kleukens-Vignetten für Speise- und Weinzettel.

Auch die „Einführung in die Gastronomie, die man zum Verständnis lesen muß" und die in der Hauptsache ein Auszug aus der Biographie Michaud ist, wäre noch einmal der teilnehmenden Durchsicht des Herrn Übersetzers wert gewesen, der doch in seiner Übertragung selbst sehr große Sorgfalt beweist und mit ihr eine der klassischen französischen Schriften über die Tafelfreuden der keineswegs reichen deutschen gastrosophischen Literatur (im engeren Sinne, zu der die eigentlichen Fachwerke, die Kochbücher, nicht gerechnet werden sollten) gewonnen hat. Dafür gebührt ihm auch der Dank der Bibliophilen, die ja meist mit ihrem ausgebildeten Geschmack für gute und schöne Bücher einen für die sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens entwickelten Geschmack zu verbinden pflegen. Wenn manches an der inneren Ausstattung der „Gastronomie" hier getadelt worden ist, so entspringt dieser Tadel, das sei noch ausdrücklich hervorgehoben, mehr dem Bedauern darüber, daß ihre innere Buchform, die das Bestreben verrät, ohne Rücksicht auf die Herstellungskosten zu einem schönen Druck zu gelangen, nicht eben so vollendet ausgefallen ist wie ihr Inhalt. Aber auch so ist das durchaus nicht unansehnliche Werk seinen Preis wert und wird hoffentlich rasch vergriffen sein, um in erneuerter Gestalt als ein Kabinettstück der bibliophilen Gastrosophie und der gastrosophischen Bibliophilie die Liebhaber noch mehr zu erfreuen.

G. A. E. B.

Der Krieg der Fünfkäser und Bierhengste. Der Wild- und Rheingraf Karl Magnus. Vom *Magister Laukhard.* Herausgegeben von Dr. *Viktor Petersen.* Verlag von *Robert Lutz* in *Stuttgart.* Zwei Bände je 4.50 M., gebunden 6 M.

Der alte verbummelte Magister Laukhard ist in unsern Tagen zu unverhofften Ehren gekommen. Seine Lebensgeschichte wurde als ein sehr unterhaltendes Buch erkannt; sein Eulerkapper stellt sich nun in einer Reihe höchst humoristischer Bilder aus dem Studentenleben des XVIII. Jahrhunderts als ein Bursch vom echten Schrot und Korn daneben. Schon früher hat ein hübscher Gießener Faksimiledruck Eulerkappers Leben und Leiden erneuert; jetzt lernen wir in diesem Ausschnitt aus den dickleibigen „Annalen der Universität Schilda" die Gießener durch ihre Roheit berüchtigten Musensöhne noch näher kennen, und nicht zu unserm Schaden. Denn diese versunkene Welt des alten Burschentums wirkt in der lebensvollen Darstellung des Magisters mit allen Unglaublichkeiten doch echt und wahrhaft erheiternd.

Weit höheres Interesse erweckt aber der Wild- und Rheingraf Karl Magnus. Hier leuchtet Laukhard in die Kleinstaaterei des lieben heiligen Römischen Reichs tief hinein. Ein unfähiger Potentat verschwendet in wüstem Leben die Unsummen, die er seinen armen Untertanen mit List und Gewalt abschröpft, bis das Schicksal über ihn hereinbricht und sein Ländchen der Konkursverwaltung in Gestalt einer kaiserlichen Kommission verfällt, er selbst auf die Festung gesetzt wird. Die frische und knappe Zustandszeichnung, die immanente Tragikomik fürstlicher Gottähnlichkeit und unablässiger Geldnot machen dieses Buch zu einem unterhaltenden Geles und sichern dem Herausgeber wie für das an erster Stelle genannte auch für dieses den Dank seiner Leser. Der Preis beider könnte aber wohl niedriger sein.

A-s.

Max Bach, Die Stammburg Wirtenberg. *Stuttgart*, Druck und Verlag von *A. Bonz' Erben.* 1912. (1 M.).

Wer alte Burgen liebt, wird gewiß gern von ihrer Geschichte hören. Im schwäbischen Lande besonders wird man sich für dieses kleine Heftchen interessieren, das lange, mühsame Studien zur Voraussetzung hat, um alles das zusammenzutragen, was sich noch in der Überlieferung gerettet hat. Schwerlich wird man einen Fehler finden, und doch wäre eins zu wünschen gewesen: es hätte weniger trocken sein sollen. Die Geschichte besteht ja nicht aus lauter Namen und Zahlen. Dann hätte die Schrift auch jedem Laien eine Freude bereiten können, der sich um die Authentizität der verschiedenen Abbildungen doch recht wenig kümmert.

-o-

Ludwig Uhlands Sammelband fliegender Blätter aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. 73 Titelfaksimiles in Originalgröße mit 68 Abbildungen. Mit Einleitung, Beschreibungen und Nachweisen herausgegeben von *Emil Karl Blümml.* (Lieder und Reime in fliegenden Blättern des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Erster Teil.) *Straßburg* 1911. *J. H. Ed. Heitz* (*Heitz u. Mündel*).

Der schönen Publikation von volkstümlichen Drucken Thiebold Bergers, die uns Paul Heitz bescherte (vgl. Beiblatt 1911, S. 21 f.), folgt als eine ebenso verdienstliche Publikation jetzt die vorliegende. Sie bringt Bestimmung der Drucker jener Liedertexte, die der große Uhlandsche Sammelband von 77 Flugblättern enthält, eine Hauptquelle seiner Volksliedersammlung. Eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Bearbeitung dieses Bandes, wie die vorliegende, muß in erster Linie der deutschen Druckgeschichte nutzbar werden. Auf Grund der Holzschnitte und der Typenvergleichung sind die unsignierten Stücke den Schweizern Samuel und Siegfried Apiarius und dem vorhin genannten Straßburger Thiebold Berger zugewiesen. Andere gehören Wilhelm Bergk aus Köln, der später in Frankfurt a. M. druckte, Hans Burger in Eger, Johannes Frisch in Schweinfurt, Johann Ulhart in Ulm, sämtlich in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts tätig. Eine vollständige bibliographische Beschreibung der Flugblätter und ein Abdruck aller Texte, die in irgendeiner Art bedeutsam

sind, mit Verzeichnis der Kontrafakte und der Dichter macht das Buch dem Literarhistoriker wertvoll. Die Nachbildung aller erhaltenen Titel (der bei Heitz, Thiebold Berger schon reproduzierte von Nr. 2 hätte hier wohl wiederholt werden sollen) erstreckt das Bereich der Benutzung des Buches in das Gebiet der Geschichte des Holzschnitts hinein, während die zur Feststellung der Herkunft wichtigen Schlußstücke ein nützliches Hilfsmittel für die Typographie des XVI. Jahrhunderts bedeuten. Der Preis beträgt 20 M.

A-s.

Oswald Herzog, Die stilistische Entwicklung der bildenden Künste. *Berlin*, 1912. *Carl Hause*.

Das Buch will eine Einführung in die Gesetzmäßigkeit der Kunst und in das Wesen des Stils sein und es dem Kunstinteressenten ermöglichen, der Kunst früherer Zeiten und auch den neueren Kunstrichtungen Verständnis entgegen zu bringen. Nicht nur der Laie soll in die Lage versetzt werden, sich ein selbständiges Urteil zu bilden über die ihn umgebende Kunst, auch der Künstler und Kunsthandwerker soll aus dem Wesen der Kunst heraus den wirklichen Wert derselben und neue Wege für sein Schaffen finden. Für den letzteren Zweck ein Buch zu schreiben, halten wir wirklich für überflüssig, da unserer Meinung nach aus ihm nimmermehr der Künstler das Wesen der Kunst verstehen lernt. In dem für Laien bestimmten didaktischen Teil gibt der Verfasser nicht mehr, sondern eher weniger als so manches gute Handbuch der Kunstgeschichte. Zudem ist die Ausstattung, sind vor allem die Bilder so minderwertig, daß wir diese Publikation ablehnen müssen.

F. E. W.

Heinrich von Schoeler, Rafael von Urbino. Kunstgeschichtlicher Roman. *Leipzig*, *Schulze & Co.* Mit zehn Kunstblättern, geheftet 3.50, in Leinen 4.50 M.

Zu dem historischen Roman, der nicht recht leben und sterben kann, gesellt sich als später geborenes und nicht eben lebenskräftiges Kindlein der kunsthistorische Roman, zu der Chronik in Novellenform der romanhaft zurechtgestutzte Vasari und die fleischgewordene Bilderkritik. Wer möchte zweifeln, daß sie ihr Publikum finden, daß mancher Leser und vielleicht noch mehr manche Leserin mit Freuden es willkommen heißt, wenn man Kunstgeschichte in so freundlichem Gewande präsentiert — wie man jetzt ja auch seine historisch-biographisch-literargeschichtlichen Kenntnisse so überaus billig und angenehm aus Bongschen Bilderbüchern beziehen kann. Die „interessante" Persönlichkeit, in einem so interessanten Milieu, wie es das Florenz des werdenden XVI. Jahrhunderts und das Rom Leos X. bieten, auf sich wirken, alle Sensationen einer schönheitstrunkenen Atmosphäre in sich aufnehmen und schlürfend genießen zu lassen, dazu konnte ein solch romanhaft stilisiertes Künstlerleben um so eher dienen, als sich zu dem angenehmen Kitzel des Miterlebens eines hochgesteigerten über das Gemeine weit hinausgehobenen Daseins bei der Lektüre des Schoelerschen Romans die Freude an einer ruhigen und anschaulichen Sachlichkeit der Schilderung und mancher gut gesehenen Einzelszene gesellt, und als dem Autor ein gründliches kunsthistorisches Wissen unbedenklich zugesprochen werden darf.

A. D.

Dr. Bruno Busse, Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. 2. Auflage. Verlag von *Wilhelm Violet, Stuttgart*. 1912. (2.50 M.).

Mit großem Interesse las ich jetzt das Buch, das ich nach seinem ersten Erscheinen als Mulus mit einiger Verwirrung las. Für ihn ist's ja auch nicht allein bestimmt, sondern, und das ist das Wertvolle daran, es kann während des ganzen Studiums ein vortrefflicher Führer sein. Das Kapitel, in dem Busse das wissenschaftliche Studium im engeren Sinne behandelt, besitzt den Wert eines dreistündigen einführenden Kollegs. Die Bibliographie ist für jüngere Semester ein unersetzliches Nachschlagewerk. Die Schrift ist zugleich eine indirekte Warnung, unser Studium für eines der billigen und leichten hinzustellen, wie es noch oft geschieht. Auf die gegenwärtige Überfüllung des höheren Lehrberufs hätte in der neuen Auflage, die im allgemeinen den Veränderungen angepaßt ist, vielleicht nachdrücklicher hingewiesen werden können. Einzelheiten lassen sich natürlich anders auffassen. 50 M. Vorlesungsgelder für das Semester dürften zumal im Anfang nicht genügen, und zu dem aufgestellten Studienplan ist zu bemerken, daß es keinen gibt, der ihn je hätte einhalten können. Selbst wer nur an einer Universität studiert, findet nicht eine so systematische Reihenfolge der Kollegs vor. Das sei kein Tadel gegen den Verfasser, der das selbst weiß, nur ein Rat an den „Fuchs", der drum keine Sorge tragen soll.

-o-

Undine. Eine Erzählung von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. Mit 15 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von *Arthur Rackham*. (Dietrichs Münchener Künstler-Bilderbücher 19). *München*, verlegt bei *Georg W. Dietrich*.

Mag auch der Baron Friedrich de la Motte Fouqué neuerdings der Ehren des Klassikers gewürdigt werden, am Leben geblieben ist doch von allen seinen Geisteskindern nur die kleine „Undine". In ihr hat sich der Geist der alten Volksbücher mit der Romantik des beginnenden XIX. Jahrhunderts vermählt. Musiker und Maler werden durch Fouqués Dichtung immer wieder angelockt, mit ihren Mitteln das Elementare der Stimmung, die in dem kleinen Buche lebt, aufzufangen und verstärkt wiederzugeben. Für Rackham war der Anreiz gewiß besonders stark; seine Kunst leistet ihr bestes im Bereich der Kobolde und Nixen, der Elfen und Feen. Die vorherrschenden grauen, grünen und braunen Töne tauchen alles in den Schimmer monddurchstrahlter Nebel, aus denen über Wald und Heide die nächtlichen Spukgestalten emporschweben. An solchen Werken wie „Rip van Winkel" und Shakespeares „Sommernachtstraum" hat er sich am besten bewährt, und ihnen tritt jetzt würdig seine

„Undine“ zur Seite. Der Reiz der guten Dreifarbendrucke wird Erwachsenen und Kindern gleich fühlbar werden und diesem Bande der wertvollen Münchener Künstler-Bilderbücher (vgl. Beiblatt November 1911, Seite 280) besonderen Dank eintragen. Auch die leichte Modernisierung des Textes kann nur vorteilhaft wirken.

P-e.

Arthur W. Unger, Die Herstellung von Büchern, Illustrationen, Akzidenzen usw. Mit 178 Figuren, 12 Beilagen und 74 Tafeln. *Halle (Saale),* 1910. *Wilhelm Knapp.*

Der Zweck dieses vornehmlich für Fachleute und für den Unterricht bestimmten Buches ist, das Wesen der Technik aller graphischen Verfahren, die zur Herstellung von Büchern oder Bilderreproduktionen dienen, nach dem heutigen Stande in knappen Umrissen darzustellen. Der an der Wiener graphischen Lehr- und Versuchsanstalt tätige Verfasser hat den reichen, vielgestaltigen Stoff methodisch entwickelt und aufgebaut, um ihn auch jenen zu übermitteln, die dem Gebiete der graphischen Reproduktion sonst ferner stehen. Die Gliederung wurde deshalb nicht nach den Produkten, welche die verschiedenen Methoden ergeben, vorgenommen, sondern der Stoff wurde so angeordnet, daß die zahlreichen Verfahren in Gruppen zusammengefaßt werden konnten, welche die wesensverwandten Prozesse leicht übersehbar vereinigen. Dort, wo es notwendig erschien, ist auf die besondere Verwendung der unterschiedlichen Techniken hingewiesen. So finden sich denn auch zusammenhängende Schilderungen der Herstellung von Büchern, Illustrationen usw. Dem Buchdruck ist eine breitere Darstellung zuteil geworden, weil die Beziehungen zu ihm wohl am häufigsten sind. Die technische Ausstattung des umfänglichen Buches ist sehr gut; auf die sorgfältige Herstellung der vielen illustrativen Beilagen ist besonderer Wert gelegt, so daß sich das Werk sehr vorteilhaft repräsentiert.

-ill-

Teekeningen van Vincent van Gogh. (XI. Reproducties naar het procédé van Meurs). Amsterdam, L. J. Veen, fol.

Man kennt van Gogh nur halb, wenn man ihn nur als Koloristen feiert; er war auch ein ganz außerordentlicher Zeichner. Daß sich van Gogh als solcher keiner haarscharfen Linien, keiner feinen Strichelung bedient haben wird, das leuchtet jedem ein, der Gemälde von ihm gesehen hat. Aus energischen, kräftigen Linien von einer erstaunlichen Treffsicherheit bauen sich seine Zeichnungen auf, besonders die aus seiner Arles-Periode. Ewig zu bedauern bleibt es, daß ein so großzügiger Zeichner, wie van Gogh, nicht die Kunst des Holzschnittes erlernt hat, denn viele seiner Zeichnungen sind wie dazu geschaffen, durch diese Technik vervielfältigt zu werden. Eine Auswahl von 12 Reproduktionen nach van Goghschen Zeichnungen hat die Firma L. J. Veen herausgegeben; erschienen sind sie zwar schon vor längerer Zeit, aber da sie hier noch nicht besprochen sind und sie es wirklich verdienen, daß die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sie gelenkt wird, möchte ich sie hier kurz aufzählen. Die Reproduktionen sind nach dem Procédé van Meurs angefertigt und können als das Beste bezeichnet werden, was auf diesem Gebiete heute geleistet wird; besonders die Reproduktionen der breiten Tuschezeichnungen kommen den Originalen ganz nahe. Ein Teil der Zeichnungen sind Figurenstudien, meistens aus seiner früheren Brabanter Zeit, aus der die berühmten „Kartoffelesser“ stammen; es sind dieselben Typen wie auf dem eben genannten Werke, die Frauen mit den abgemagerten Gesichtern, mit den vorspringenden Mund- und Nasenpartien und dem idiotischen Ausdruck; eine sitzt am Herd und schürt mit einer Kohlenzange das Feuer, über dem ein Kessel hängt; wie die große starkknochige Hand das Eisen hält und wie der schwere Körper mit den breiten Hüften auf der Bank sitzt, das ist meisterhaft wiedergegeben. Auf einer andern Zeichnung ist eine Frau mit dem Enthülsen von Erbsen beschäftigt („Ecosseuse de pois“), auch hier sehen wir wieder das richtige Arbeitstier mit großen Händen, schwerem Unterkörper und kleinem Kopf. Dann zwei Darstellungen schuftender Menschen im Freien, ein Bauer, der auf seinem Hof Holz hackt, und ein Trupp Bergarbeiter aus der Borinage, die unter einem grauen Himmel bei einbrechender Dämmerung, gekrümmt unter der Last der Kohlensäcke, die sie über die Schultern tragen, von der Arbeit kommen. Deutlich sieht man hier in den Gesichtern, in dem Gang und in der Haltung, welche Anstrengung es ihnen kostet, diese Säcke im Gleichgewicht zu halten und fortzuschreiten; merkwürdig sind hier wieder die großen Hände mit den dicken starken Fingern. Die Hand ist ihr wichtigster und daher am meisten ausgebildeter Körperteil. Es ist ein trostloser Anblick. Dazu trägt auch der landschaftliche Hintergrund sein Teil bei: kahle Felder, die sich bis zu einer Ortschaft mit Kirche im Hintergrund ausstrecken, und über diesen Feldern, auf hohen Pfeilern in der Luft schwebend, ein Viadukt mit ein paar Laternen, und der trübe Himmel. — Die Porträtstudie einer älteren Frau mit Haube von sehr sorgsamer Ausführung ist um die feine, natürliche Wiedergabe des kummer- und ergebungsvollen, nachdenklichen Ausdrucks ein schönes Werk. Von den Landschaften ist eine, Fischerhäuschen in Scheveningen mit den auf dem Hof zum Trocknen aufgehängten Schollen, noch aus seiner holländischen Zeit; die Ausführung, die uns den Raum und die Entfernungen so deutlich fühlen läßt, ist hier trotz dem stark Persönlichen darin doch noch etwas konventionell, im Vergleich wenigstens mit den vier andern reproduzierten Landschaften, in denen man den erregten Pulsschlag des Menschen van Gogh unmittelbarer spürt; sein leidenschaftliches, Nietzsche verwandtes Temperament hat in diesen energisch hingehauenen Zeichnungen den ihm gemäßesten Linienrhythmus gefunden; sie wirken auf den andächtigen Beschauer auch wie leidenschaftliche, mit sich fortreißende Musik. Erstaunlich ist, wie auf der Ansicht von Arles mit den Feldern im Vordergrund und dem Bilde des Friedhofes des Saintes Maries der Blick in die Tiefe gezogen wird; in dem „Sämann“

ist dann alles, ähnlich wie bei dem „Mäher" (einem *Gemälde* des Ryksmuseums) in eine fluktuierende Bewegung aufgelöst. Van Gogh betrachtet die Natur eben nicht als etwas Totes und Festes, sondern als einen lebendigen Organismus. Nicht nur die Felder und die Bäume leben bei ihm, sondern auch der Grund und Boden der Erde selbst, wie er ihn sich zum Beispiel zu einem terrassenförmigen Bergabhang auftürmen läßt in der Zeichnung der Felsenlandschaft mit den Bäumen. Auch in dem Garten des Irrenhauses, der letzten Zeichnung, ist die Wiedergabe des üppigen Pflanzenlebens, das Sprossen und Treiben einer südlichen Vegetation grandios zu nennen.

Der Preis der ganzen Serie in einer von Ch. Lebeau entworfenen Mappe beträgt 125 fl. *M. D. Henkel.*

Oskar Klaußmann, Oberschlesien vor 55 Jahren und wie ich es wiederfand. *Phönix-Verlag, Kattowitz.* (4 M., gebunden 5 M.).

Ein halbes Jahrhundert bedeutet für ein Industriegebiet bei dem rasenden Tempo der modernen Entwicklung geradezu die Verkehrung ins Gegenteil. Als der Verfasser in seine Heimat zurückkehrte, fand er sich fast in ein anderes Land versetzt, und durch seine Schilderung der Zustände von ehedem geht das Gefühl der Verwunderung hindurch, daß es hier einmal so hat aussehen können. Es ist ein sehr reichhaltiges Buch. Was Oberschlesien an trüben und heiteren Tagen erlebt hat, von Schulen und Schmuggelei, von Gendarmen und Gerichten, vom Sofa in der guten Stube, von kleinen schmutzigen Kindern und Arbeiterelend, von Volksfreuden und all den Dingen wird mit der Liebe des Eingeborenen berichtet, sine ira et studio, wie sich der Verfasser vorgenommen hat. Herbe Kritik ist vermieden, und die Oberschlesier werden es dankbar lesen, wie herrlich weit sie es nun gebracht haben, und an Winterabenden werden sie sich über die Kuriosa amüsieren, von denen ihr Landsmann so hübsch zu erzählen weiß. Ein reicher Schatz von Bildern, die nach alten Stichen und Lithographien gemacht sind, wird die Freude an dem Buche noch erhöhen. —o—

Deutsche Schrifttafeln des IX. bis XVI. Jahrhunderts aus Handschriften der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München. Herausgegeben von *Erich Petzet* und *Otto Glauning.* II. Abteilung. Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des XI. bis XIV. Jahrhunderts. *München* 1911. Druck und Verlag von *Karl Kuhn.* Folio, 15 Lichtdrucktafeln (42×32 cm) mit erläuterndem Text.

Wir haben die erste Abteilung dieses schönen und wohlfeilen Unternehmens im zweiten Jahrgang, Beiblatt Seite 360, angezeigt. Die Fortsetzung bewährt dieselbe, durch Sachkenntnis der Herausgeber und musterhafte Reproduktion der Vorlagen bedingte Nutzbarkeit, die der überaus billige Preis noch erhöht. Wieder ist der Reichtum der Münchener Hof- und Staatsbibliothek an deutschen Handschriften dem Unternehmen zugute gekommen. An erster Stelle stehen zwei der berühmtesten Stücke: der Liebesgruß aus dem „Ruodlieb" und das Blatt mit dem lieblichen „Du bist min ich bin din". Es folgt aus der Bamberger Handschrift Cod. lat. 4460 die Beichte und die Schilderung von Himmel und Hölle und ein paar ähnliche kleinere Stücke, dann Proben der Windberger Interlinearversion der Psalmen, aus St. Ulrichs Leben und dem geistlichen Lied an die Seele, das dieselbe Handschrift Cod. germ. 94 enthält. Aus Benediktbeuren stammt das Speculum ecclesiae, ein Meßgesang, Heinrich von Rugges Leich vom heiligen Grabe und die berühmten Carmina burana, von denen bekanntlich eine kritische und eine Faksimileausgabe bevorsteht. Den Schluß bilden Proben der Nibelungenhandschriften A und D. Die sorgsamen Transskriptionen mit ihrer Aufhellung aller Dunkelheiten der Handschriften machen diese Sammlung zur ersten Einführung in die deutsche Paläographie geeignet und die vollständigen Literaturangaben erhöhen die Brauchbarkeit für germanistische Seminarübungen, denen dieses neue Hilfsmittel bald als unentbehrlich gelten wird. Der Kunstanstalt gebührt für die vollendete Wiedergabe in zum Teil zweifarbigem Lichtdruck hohes Lob.

Eine Auswahl von zwölf besonders gelungenen Tafeln seiner Verlagswerke betitelt „Aus berühmten Handschriften und seltenen Drucken in bayerischen Bibliotheken" hat Karl Kuhn den Teilnehmern des Münchener Bibliothekartages vom 29. Mai bis 1. Juni 1912 gewidmet. P-e.

Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften von *Josef Nadler.* Bd. I. Die Altstämme (800—1600) mit 5 Karten und 91 Abbildungen auf 50 Beilagen. *J. Habbel,* Regensburg, geb. M. 10.—.

Die Marx-Engels'sche Geschichtsauffassung ist oft mißverstanden worden, von solchen, die sich zu ihr bekannten und sie zu begreifen wähnten, wie von ihren Gegnern. Ihr Wesentlichstes bleibt immer der Satz, daß die ökonomische Struktur eines Geschichtsabschnittes, der materielle Unterbau, die Grundlage bildet, auf der sich der ideelle Überbau, Philosophie, Kunst, Literatur usw. erhebt. Aber wie einseitig sich auch diese sogenannte materialistische Geschichtsauffassung gegeben und wie einseitig sie insbesondere auch fortgebildet worden sein mag, ihr Einfluß auf die Geisteswissenschaften (von der Politik ganz abzusehen) war und ist ein bedeutender, dessen ganzen Umfang erst eine sehr viel spätere Zeit wird abmessen können. Ohne sie wäre unter anderem auch Karl Lamprecht nicht denkbar, welche Sonderstellung dieser große Geschichtsschreiber auch sonst einnehmen mag. Ob Josef Nadler, der Verfasser der oben bezeichneten Literaturgeschichte, jemals Marx oder Friedrich Engels zu Gesichte bekam, weiß ich nicht, aber die seinem Werke vorgeschickte „Worte der Rechtfertigung und des Dankes" überschriebene Einleitung verrät starken geschichtsmaterialistischen Unterton. „Unter harten Kämpfen", heißt es dort, „wurde die allgemeine Geschichte der wirtschaftlichen Betrachtung erobert, ein Bekenntnis, dem sich heute, da Hunger, Haß und Liebe mehr als je das Leben bewegen, keiner mehr entziehen kann. Das wirtschaftliche Problem steht im innigsten



Zusammenhange mit den einzelnen Landschaften, mit dem Boden und seinen Gaben und den Stämmen, die von ihrer Heimat erzogen wurden". Und dann führt Nadler, noch schärfer seinen Standpunkt hervorkehrend, fort: „Literatur und Kunst, als ein Überschuß wirtschaftlicher Kräfte, mitbewegt von den Bedingungen und Erträgnissen materieller Arbeit (man bemerke hier fast den Wortanklang an die geschichtsmaterialistische These) können nur dort erklärt und begriffen werden, wo der Mensch mit tausend Fasern an einem bestimmten Erdfleck festgewachsen ist, wieder nur aus der Gesammtheit aller Wirkungen, die zwischen Heimat und Abkunft spielen".

Die Betonung des wirtschaftlichen Momentes ist freilich bei Nadler nicht Ausgangspunkt, sondern Folge seiner Betrachtungsweise. August Sauer, Nadlers Lehrer in Prag, dem auch das schöne Werk gewidmet ist, habe immer auf die deutschen Landschaften hingewiesen, der allgemeinen Literaturgeschichte habe an die Seite zu treten, was man etwa eine provinzielle Stammesliteraturgeschichte nennen könnte. Und die wollte Nadler schreiben, wollte also damit nichts geringeres als die deutsche Literatur in die deutschen Literaturen auflösen. „Erkennt man an, daß nationale Literaturen nicht ein Internationales sind, lediglich differenziert durch verschiedenen sprachlichen Ausdruck, so muß man nach der ganzen Vergangenheit unseres Volkes den Begriff der Stammesliteratur anerkennen. Seine Verneinung leugnet auch das innere Wesen aller Nationalliteraturen. Dann gibt es nur ein Schrifttum, das sich deutscher, französischer, englischer Zunge bedient. Denn was im Einzelnen nicht ist, wird auch im Produkte nicht erscheinen".

Unter diesem Gesichtspunkte ist das alles in allem höchst verdienstvolle Werk des Verfassers entstanden, der jetzt schon in jungen Jahren zu einer Hochschulprofessur berufen worden ist. Überflüssig zu sagen, daß die folgerichtige Durchführung einer solchen Idee nicht ohne grobe Gewaltsamkeiten abgehen kann und abgeht, daß dem Partikularismus, der a priori feststehenden Betrachtungsweise zuliebe manches, ja vieles in eine Landschaft hineingestellt, vieles aus ihr herauskommandiert wird, was nicht hineingehört, beziehungsweise darin Platz finden durfte. Das hindert nicht, anzuerkennen, daß die Lektüre des Werkes, in dem auch der katholische Standpunkt des Verfassers warme Fürsprache findet, hohen Genuß bereitet, nicht zum wenigsten auch durch die bilderreiche schwung- und kraftvolle Sprache Nadlers, der nach dem schönen Worte Scherers den Mut zu irren besitzt, ein Mut, der unter Umständen hundertmal mehr wert ist, als die langweilige Wiederholung und Breittretung tausendmal schon Gedachten und Bewiesenen, denn solche Irrtümer zeitigen oft prächtige Blüten und führen zu neuen Wahrheiten. — Anerkennenswert ist die Druck-Ausstattung des Buches, weniger der Pergamentrücken und die buntgestreifte und getupfte himmelblaue Farbe der Einbanddecke, die für ein im Grunde doch wissenschaftliches Werk weder praktisch noch schön sind.

H. Fgl.

Nachdem voriges Jahr der erste Band von *Anton Springers* altbewährtem Handbuch der Kunstgeschichte (Verlag von *E. A. Seemann* in *Leipzig)* als letzte Gabe des verstorbenen Michaelis erschienen ist, liegen jetzt zwei weitere Bände in neuen Auflagen vor. Den dritten, der die Renaissance in Italien behandelt, hat *Adolf Philippi* in neunter Auflage bearbeitet. Sehr wertvoll ist seine historische Darlegung, wie der Begriff der Renaissance, den erst das XIX. Jahrhundert prägte, sich entwickelt hat (Seite 32ff.), in dessen heutiger Auffassung nicht mehr die Wiederbelebung der Antike, sondern der erwachende Individualismus das ausschlaggebende Element ist. Den fünften Band, der das XIX. Jahrhundert umfaßt, bearbeitete wieder in der neuen sechsten Auflage *Max Osborn*, auch er mit Erfolg bestrebt überall zu bessern und zu mehren. Sicheres und maßvolles Urteil, klare Darstellung und gute Stoffverteilung zeichnen beide Bände ebenso aus wie die immer wieder vermehrte und durch neue, namentlich farbige Bilder anregender und lehrreicher gestaltete Illustration. So behauptet der „Springer" unbestritten seine alte hohe Stelle unter den deutschen Kunstgeschichten.

G. W.

Norbert Hanrieder in seinen Dichtungen. Studie von *Georg Prader*. Verlag der *Preßvereinsdruckerei St. Pölten*. 1912.

Norbert Hanrieder ist Pfarrherr in Putzleinsdorf in Oberösterreich, zwischen Inn und Enns. Ein Kind der Heimat, ist er ihr Dichter geworden, einer von den Dialektdichtern, die über ihr Land hinaus wenig bekannt werden. Dort aber trägt Liebe und Verehrung den nun Siebzigjährigen. Seine hochdeutschen Dichtungen sind weniger bedeutend, seine Roseggergegnerschaft hat dem Steirer nicht geschadet. Als Dialektdichter, der die Treue und Ehrlichkeit und den Gerechtigkeitssinn seines Volkes besingt, verdient er weitere Beachtung. Er ist vor allem Epiker, und daß der katholische Priester in seinem „Bauernkriag" den protestantischen Heldenkämpfen gerecht geworden ist, zeugt für ihn als Menschen, wie die Behandlung des Stoffes für den Dichter. Seine „Mühlviertler Mahrln", in denen Jesus und Petrus eine Reise durch das Land machen, sind eine tüchtige Leistung.

Praders Studie ist eine Werbeschrift für den edlen Greis, etwas zu breit durch die erzählende Methode, büßt sie dadurch an Wirksamkeit ein.

Dr. N.

Samuel Heinickes gesammelte Schriften, herausgegeben von *Georg* und *Paul Schumann*. Mit Porträts und Faksimilebeilagen. *Leipzig*, 1912. *Ernst Wiegandt*.

Samuel Heinicke ist Autodidakt gewesen, wie so mancher große Mann der Tat, und wurde nach einem wechselvollen Leben als Bauer, Soldat, Student und Musikus, erst Hofmeister, dann Küster und Organist, schließlich Schulhalter und Lehrer von Taubstummen in Eppendorf bei Hamburg. Er ist der Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts geworden und hat auch die vorbildlich gewordene Leipziger Taubstummenanstalt ins Leben gerufen, als deren Direktor er

63 Jahre alt im Jahre 1790 starb. Es ist deshalb nur berechtigt, wenn seine Nachfolger im Amte ihm durch Herausgabe seiner Schriften ein bleibendes Denkmal setzen. Die reiche literarische Lebensarbeit Heinickes wird in drei Abteilungen vorgeführt. Die erste umfaßt die wichtigsten Quellenschriften zur Begründung des Taubstummenberufes, darunter zum Teil noch nie gedruckte Werke. Die weite Serie bringt die allgemeinpädagogischen Schriften, zeitlich geordnet, darunter Kabinettstücke deutschen Humors, die Schulmeisterbriefe und Schulmeistergespräche, die an Jean Paul erinnern. Die dritte Abteilung enthält eine kleine, charakteristische Auswahl aus Heinickes literarischen und philosophischen Schriften. Sie sind in der ursprünglichen Form und Fassung wiedergegeben, um die Eigenart der Heinickeschen Schreibart deutlich werden zu lassen. Er hat nicht nur die Methodik des Taubstummenunterrichtes begründet, sondern auch die allgemeine Pädagogik befruchtet, indem er die Schule seiner Zeit einer scharfen Kritik unterzog und neue Lehrweisen schuf. Deshalb gehört er mit seinen Werken der Kulturgeschichte an. Die Ausstattung dieser sehr verdienstlichen Ausgabe seiner Schriften ist einwandfrei zu nennen. Ein klarer Druck und gute Satzanordnung, treffliche Abbildungen und ein geschmackvoller Einband in Halbpergament zeichnen dies Buch aus. F. E. W.

Im vorigen Jahrgang, Beiblatt Seite 279, würdigten wir verdientermaßen die neue Ausgabe von Goethes Gesprächen, die dank der pietätvollen Sorgfalt des Freiherrn *Flodoard von Biedermann* zu einem völlig neuen Werke geworden ist. Inzwischen ging die große Sammlung sämtlicher mündlichen Äußerungen des Dichters in den Verlag *Hesse & Becker* in *Leipzig* über, und dieser ergänzt sie nun durch eine Volksausgabe, die in einem stattlichen Bande von 575 Seiten das Wertvollste aus den fünf Teilen heraushebt. Knappe Notizen, sehr gewandt dem Texte einverleibt, unterrichten über Persönlichkeiten und Dinge ohne die Aufdringlichkeit kleinlichen Kommentierens jeder gleichgültigen Einzelheit, und ein sehr ausführliches Register bringt eine große Anzahl biographischer Angaben nach. Aus den nicht aufgenommenen Stücken sind am Schlusse noch 221 Stellen von besonderem Weisheitsgehalt herausgehoben. Da hier, wie überall, die Nummern der großen Ausgabe beigefügt werden, kann jeder leicht diese Sätze in ihrem Zusammenhang aufsuchen. Das Fehlen der Gespräche mit Eckermann bedeutet keinen Nachteil, sogar einen entschiedenen Vorzug des schönen Buches. Wer besäße sie nicht und wer wüßte nicht, daß dieses Gesamtbild des letzten Goethe als Ganzes aufgenommen werden muß?

In demselben Verlag hat der Freiherr *Flodoard von Biedermann* eine zweite, noch willkommenere Gabe dargebracht: *Heinrich v. Kleists Gespräche.* Nachrichten und Überlieferungen aus seinem Umgange, zum erstenmal gesammelt und herausgegeben. Entsprechend der erweiterten Bedeutung, die der Bezeichnung „Gespräche“ zum Beispiel von Morris in seinem „Jungen Goethe“ gegeben worden ist, wird alles zusammengefaßt, was als zeitgenössisches Dokument zur Biographie und Charakteristik des Dichters gelten darf, beginnend mit dem Eintrag in das Geburtsregister der Garnison Frankfurt a. d. O. und fortgeführt bis zu den zahlreichen Äußerungen, die den tiefen Eindruck des tragischen Endes bekunden. In einer geschlossenen Folge überblickt man so 157 bisher zerstreute Zeugnisse, und das widerspruchsvolle Gesamtbild, das sich aus ihnen ergibt, erklärt es, weshalb die Gegenwart noch weniger als die Mitlebenden zu diesem in jeder Bedeutung unvergleichlichen Dichter einen festen Standpunkt gewinnen kann. Wieder sind Sorgfalt, Wissen und Diskretion des Freiherrn von Biedermann zu rühmen. Es dürfte schwerlich ein in den Kreis des Buches fallendes Dokument übersehen sein, die Anmerkungen bringen nur das Notwendige, dies aber zuverlässig, hinzu kommen die wertvollen Nachweise am Schlusse. Neben und über den trefflichen Kleist-Biographien, die uns gerade das letzte Jahr beschert hat, wird dieses Buch allen Freunden des Dichters den Zugang zu seinem Innersten eröffnen, bis zu jenen dunklen Pforten, die das Allerheiligste für immer verschließen.

Der Preis der beiden Bücher beträgt broschiert 2.50 M., in Leinen- oder Pappband 3 M., in Liebhaber-Halbfranzband 5 M. Druck und Papier sind sehr gut, aber die Einbände —! G. W.

Franz Stelzhammers ausgewählte Werke, herausgegeben und mit Einleitung versehen von *Leopold Hörmann.* Sonderausgabe der Deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek, *Karl Prochaska,* Tetschen. 2 Bände.

Der oberösterreichische Dichter Franz Stelzhammer ist jetzt in einer Auswahl neu herausgegeben worden und zwar in zwei kleinen schmalen Bändchen. Ich kann mich leider mit dieser Ausgabe nicht recht befreunden. Stelzhammer galt und gilt heute noch in weiten Kreisen vornehmlich als Vertreter der Dialektdichtung, in der er ja auch Bleibendes und Großes geschaffen. Aber man tat sehr unrecht daran, über den Mundartenpoeten den Prosadichter zu vergessen, der ohne Zweifel Stelzhammer war. Stelzhammer hat viel geschrieben, innerhalb zweier Jahre hat er eine ganze Reihe von Prosabänden veröffentlicht, darunter manches, was heute schon der Form nach ganz veraltet ist. Aber vieles ist darunter, was heute noch durch die realistische Kraft der Darstellung und des Ausdruckes starke Wirkung zu erzielen vermag. Das für mich und viele andere Allerbeste und Allerschönste seiner Prosaschriften, die Perle seines Schaffens, fand sich in seinem Nachlasse und betitelt sich: „Aus meiner Studienzeit“. Und gerade dieses wunderbare Stück Prosa, das alle Stelzhammerkenner bisher bewunderten, das, wie ich weiß, Gerhart Hauptmann nicht genug hoch einschätzen konnte, das sich ebenbürtig an die Seite Gottfried Kellerscher Dichtungen stellen darf, gerade das fehlt in der Auswahlausgabe Hörmanns, obwohl es gar nicht besonders umfangreich ist und mit einigem guten Willen unter Verzichtleistung auf anderes in dem zweiten, die Prosadichtungen enthaltenden



Bändchen untergebracht hätte werden können. Max Burkhard hat seinem vor Jahren erschienenen Auswahlbande Stelzhammerscher Prosa dieses köstliche Juwel eingereiht. Er wußte, was er tat. Um so bedauerlicher ist es, daß es diesmal bei Hörmann, dessen Dialektkennerschaft wohl bekannt ist, fehlt. Auch gegen die von Hörmann selbständig vorgenommene Unterteilung der mundartlichen Gedichte ließe sich manche Einwendung erheben. Freude macht einem die Ausstattung der Bändchen, die sich im Einbande von den übrigen Nummern der Deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek zu ihrem Vorteile unterscheiden. Ich möchte dem Verlage dringend anraten, später einmal sämtliche Bände der Deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek nach dem Muster der Stelzhammerschen Ausgabe herstellen zu lassen. Den Preis der zwei Bändchen, K. 2.40, finde ich schon angesichts der geschmackvollen Gewandung recht gering. H. Fgl.

Blinde Liebe. Eine Geschichte aus den höchsten Kreisen, sehr frei nach dem Englischen des Laurence Housman von *Richard Dehmel*. Berlin im *Verlag Neues Leben Wilhelm Borngräber*.

So harmlos ist Richard Dehmel uns noch nie gekommen, wie in diesem lustigen kleinen Künstlerscherz. Stünde kein Name auf dem Titelblatt, so würde man am ehesten auf Felix Salten raten, weil es sich auch hier wie in der graziösen „Gedenktafel der Prinzessin Anna" um feinste, ins Bereich ästhetischen Spiels erhobenen Erotik handelt. Wie die böse Fee den überedlen König Ammibauba an seinem Kinde straft, weil er ihrer Verführung widerstand, und wie doch noch alles zu gutem Ende gedeiht, das erzählt uns Dehmel mit köstlicher Laune und seltenem Wohllaut. Die Ausstattung des kleinen Buches entspricht dem Reiz des Inhalts; die Zeichnungen *O. W. H. Hadanks* bezeugen, daß Walser und Woelfle nicht vergebens leben. A-s.

Karl Bachem, Josef Bachem und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland. Band 1. Bis 1848 Verlag *J. P. Bachem, Köln a. Rhein*. Broschiert 5 M., gebunden 6 M.

Wenn Katholiken von sich oder ihren Vorfahren erzählen, so können sie bei uns in Deutschland gewiß sein, daß außer ihren Glaubensgenossen nicht nur die Kulturpsychologen ihnen ihr Ohr leihen. Es ist für uns andere so schwer, uns völlig in die moderne katholische Seele einzufühlen, in der sich die idealen Traditionen mit dem Opportunismus und Utilitarismus des XX. Jahrhunderts so seltsam mischen. Man ist schnell fertig, wenn man von innerer Verlogenheit spricht. Jedoch dem Vorurteilslosen drängt der tiefe sittliche Ernst so vieler Katholiken immer wieder die Frage auf, ob das äußerlich Widerspruchsvolle nicht doch von innerer Einheit beherrscht wird. Die Katholiken selbst freilich geben uns darauf nur selten eine befriedigende Antwort. Es gibt nur wenige Bücher, die wirklich Ernst machen mit dem Bestreben, namentlich ihr politisches Handeln verständlich zu machen — wenige, deren Zahl auch das vorliegende nicht zu mehren vermag.

Eines ist dem Verfasser ja ganz sicher gelungen: den scharfen Gegensatz herauszuarbeiten, in den die frohlebige, freiheitliche rheinische Bevölkerung nach dem Wiener Kongreß zur preußischen Bureaukratie geraten mußte. Diese hat das Land wirtschaftlich wohl vorwärtsgebracht, aber ohne Verständnis für fremde Volksindividualitäten seine kulturellen Bedürfnisse nicht ebenso zu befriedigen vermocht. Prächtig ist an dieser Stelle Bachems Diktion. Das vierte Kapitel ist darum auch das Beste am ganzen Buche.

Nimmt man aber dann den Verfasser beim Vorworte und sucht nach der Darstellung „des allmählichen Werdens und Wachsens dessen, was man später den Zentrumsgedanken nannte", so erlebt man eine herbe Enttäuschung. Da im XIX. Jahrhundert die allgemeine Entfaltung der Ideen eng mit der Tätigkeit der Presse verknüpft sei, will Bachem das Entstehen der leitenden Gedanken katholischer Politik an der Entwickelung des katholischen Zeitungswesens (zunächst bis 1848) vorführen. Aber mag es sich nun um Görres' „Rheinischen Merkur" oder Fr. Schlegels „Deutsches Museum" und seine „Concordia" oder um irgend ein anderes untergeordneteres Organ handeln, so wird doch immer nur an einigen Zitaten ganz äußerlich ihre Übereinstimmung mit der landläufigen katholischen Weltanschauung nachgewiesen. Die Romantik, die Geburtsstätte klerikal-politischen Denkens im XIX. Jahrhundert, glaubt der Verfasser mit der verschwommenen Phrase als „merkwürdige (!), dichterisch verklärte Zusammenstrahlung von Religion und Natur, Kunst und Kultur des Vaterlandes im Lichte (sic!) der großen Vergangenheit des deutschen Volkes" irgendwie charakterisiert zu haben — statt ihr Wesen scharf zu analysieren und dann an der Hand der Presseäußerungen zu zeigen, wie sich allmählich aus ihr das entwickelte, „was man später den Zentrumsgedanken nannte". Große Teile des Werkes können darum nur als erste Quellensammlung angesehen werden, die der eigentlichen Bearbeitung noch harrt.

Den äußeren Rahmen des Buches bildet die Geschichte des Bachemschen Geschlechts bis 1848. Sie läßt jedoch oft die organische Verbindung mit den allgemeingeschichtlichen Teilen des Werkes vermissen, so daß diesem noch obendrein der geschlossene Charakter fehlt. F. K.

Im Jahre 1809 begannen Büsching und von der Hagen eine Sammlung der alten deutschen Volksromane und gaben ihr den Titel der ältesten, schon 1587 erschienenen Reihe solcher Bücher, „Buch der Liebe". Trotz der damals eben durch die Heidelberger Romantiker neuerweckten Teilnahme an deutscher Art und Kunst vergangener Zeiten kam das Unternehmen nicht über den ersten Band hinaus. Jetzt versucht es, wieder unter dem alten Titel, der Verlag *Georg Müller* in *München* von neuem, die Teilnahme für diese Literatur der erotischen Volksbücher zu wecken, und der Herausgeber *Paul Ernst* behält

dafür den alten Namen bei, indem er die ursprüngliche Form „Das Buch der Liebe" wieder aufnimmt. Aber in der kurzen gutgeschriebenen Einleitung vermissen wir den Hinweis auf die Vorgänger. Er wäre um so mehr am Platze gewesen, weil Ernst die Erzählungen, die er von ihnen übernimmt, wörtlich in ihrer Redaktion abdruckt, nur hier und da klug kürzend. Diese Gemeinschaft gilt von dem Inhalt seines ersten Teils, der „Tristan und Isalde" und „Pontus und Sidonia" bringt. Der zweite Teil enthält „Melusina", „Magelona", „Genovefa" und den unbekanntesten dieser Ritterromane „Lother und Maller", schon 1805 von Dorothea Schlegel herausgegeben. Wir wünschen der gefälligen, in einem hübschen Pappband für 8 M. käuflichen Sammlung besseren Erfolg als der älteren, damit die Reihe der deutschen Volksbücher, dier hier eröffnet wird, fortgesetzt werden könne. G. W.

Bernhard von Breydenbach and his journey to the Holy Land 1483–4. *A. Bibliography compiled by Hugh Wm. Davies. London J. and J. Leighton. 40 Brewer Street, Golden Square London W.* 1911. *XXXII und 47 Seiten mit 65 Vollseiten Reproduktionen.*

Bernhard von Breydenbach, der Mainzer Domdekan, hat seine Pilgerfahrt in einer der im XV. Jahrhundert häufigen „Peregrinationes in terram sanctam" geschildert, welche, wenn man die Zahl der erschienenen Ausgaben betrachtet, eine der beliebtesten und berühmtesten Schilderungen einer Pilgerfahrt ins Heilige Land geworden ist. Es ist daher kein Wunder, daß die Bibliographie sich der Breydenbach'schen „Peregrinationes" schon früher angenommen hat (Hain, Tobler, Moser im Serapeum) und sich weiter annimmt; und so ist vor kurzem eine sorgfältige und ausführliche Bibliographie des berühmten Buches von William Davies in London bei J. und J. Leighthon (London 1911, Quarto; Auflage von 200 numerierten Exemplaren) veröffentlicht worden. Breydenbach scheint Oppenheim bei Mainz am 25. April 1483 verlassen zu haben und zwar mit dem auf der Reise zu Alexandria gestorbenen und dort begrabenen Graf Johann von Solms-Mintzerberg und dem Ritter Philipp von Bicken; das Titelblatt trägt ihre drei Wappen. Im Januar 1484 ist er dahin zurückgekehrt. Sein gedruckter Reisebericht beginnt jedoch erst mit Venedig. Unter seinen Reisegefährten war der Künstler Erhard Reuwich aus Utrecht; und Illustrationen des Buches, die nach dessen Zeichnungen geschnitten sind, sind jetzt seine interessantesten Eigenschaften. Sind sie doch auch das erste Beispiel davon, daß ein einzelner Maler als Illustrator eines gedruckten Buches ausdrücklich bekannt ist. Zu Venedig wurde die Reisegesellschaft stark vergrößert, und Davies hat aus verschiedenen Quellen die Namen von nicht weniger als 53 Personen, zumeist Süddeutsche und Elsässer, zusammengetragen, welche Breydenbach von Venedig nach Jerusalem begleitet haben. Zwei dieser Mitpilger Frater Felix Fabri, später deutscher Dominikaner-Provinzial, und Pater Paul Walther haben ebenfalls Reisebeschreibungen hinterlassen, die noch im Manuskript existieren, und erst in der allerneuesten Zeit gedruckt worden sind; auch die Beschreibungen der mitreisenden Georg von Gumppenberg-Pöttmes und Maximilian von Rappoltstein sind gedruckt. Von den Reisenden gingen 25 nur mit bis Jerusalem; die andern zogen noch nach dem Sinai und kehrten über Alexandria heim. — Breydenbach ist in dem „Itinerarium" als der hauptsächlichste Verfasser der „Peregrinationes" (hujus operis auctor principalis) genannt, aber aus Fabris Erzählungen schließt Davies mit anderen vor ihm, daß Martin Roth, ein Dominikaner aus Pforzheim und Schulrektor in Heidelberg (wahrscheinlich der „Rencz" der Heidelberger Matrikeln!) den lateinischen Text verfaßt hat. Das Kolophon der ersten Ausgabe ist datiert: Mainz, den 11. Februar 1486, eine zweite Ausgabe mit deutschem Text ist vom 21. Juni 1486 datiert. Beide Ausgaben, wie auch eine dritte in niederländischer Sprache, sind unter den Augen von Breydenbach selbst herausgebracht worden. Sie haben alle die gleichen Typen, und die Kolophons der drei Ausgaben geben den Namen des Künstlers Erhard Reuwich als den des Druckers an; die deutsche Ausgabe behauptet sogar, daß sie in Reuwichs eigenem Hause gedruckt worden ist („und die truckerey yn synem huss volfüret"). Aber da man sonst kein Buch als aus einer Offizin des Reuwich hervorgegangen kennt, so darf man eher annehmen, daß er die Typen für eine gewisse Zeit zum Druck dieser Bücher geborgt hat; sie mögen Schöffer gehört haben, dessen Lettern die Breydenbachdrucke stark ähneln, und höchst warscheinlich hat dieser die Bücher selbst gedruckt. Der Verfertiger der Holzschnitte ist nicht identifiziert, möglicherweise hat sie Reuwich selbst geschnitten. — Von größtem Interesse sind die großen Panoramen; sie sind die ersten ihrer Art und unterscheiden sich von anderen im XV. Jahrhundert veröffentlichten Holzschnittansichten durch ihre Lebhaftigkeit und ihr Streben nach Wirklichkeit. Sie sind unzweifelhaft authentisch und künstlerisch, daher von großem Wert als exakte Gemälde dieser berühmten Stätten, wie sie im Jahre 1483 aussahen. Rumohr feiert die Ausführung in Holzschnitt als eine ganz ungewöhnliche technische Leistung. Die Wanderungen der Originalholzstöcke sind ebenfalls von Interesse. Nachdem sie in den drei Mainzer Ausgaben von 1486 und 1488 gebraucht waren, kamen sie im Jahre 1489 nach Lyon und erscheinen 1498 in einer spanischen zu Saragossa gedruckten Ausgabe. Die Bibliographie, die Davies ausgestellt hat, ist von größter Akkuratesse; in der Tat sind nur die zwischen 1486 und 1522 (alle von Holzschnitten begleitet) publizierten 12 Ausgaben beschrieben, aber mit allen Details, was das Arrangement und Textkollation betrifft, sowie über Papiermarken, Wasserzeichen, Aufenthaltsort der Exemplare. Von diesen Ausgaben sind drei in lateinischer, drei in deutscher, eine in niederländischer, vier in französischer und eine in spanischer Sprache verfaßt. Später ist der Text allein noch in verschiedenen Sprachen nachgedruckt worden. In einer Einleitung von 32 Seiten ist die Geschichte des Buches und seines Verfassers erzählt. 65 Vollseiten-Reproduktionen von Titelblättern, Dedikationen und Ansichts- sowie figürlichen Holzschnitten sind angefügt. Die sämtlichen beschriebenen Bücher sind im Besitz



des Bibliophilen C. Fairfax Murray; darunter sind zwei Exemplare der spanischen Ausgabe (Saragossa 1498), von denen eines der Bibliothek des Christoph Columbus zu Sevilla angehört hatte, wie aus der eigenhändigen Einschrift des Sohnes und Biographen seines großen Vaters, des Hernando Colombo, hervorgeht. — Die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt ungefähr 20 Exemplare der in der Davies'schen Bibliographie beschriebenen Ausgaben von 1486, 1488, 1490 und 1502, jedoch nur solche in lateinischer und deutscher Sprache, keine der niederländischen, französischen und der spanischen Ausgabe. M.

Unter allen geistigen Volkskrankheiten hat keine die Aufmerksamkeit so erregt wie der Jahrhunderte lange Wahnsinn der Hexenverfolgungen. Nach einer Reihe von Ansätzen hat *Soldans* mit Recht berühmte *„Geschichte der Hexenprozesse"* im Jahre 1843 das Material in relativer Vollständigkeit zusammengestellt und vom Standpunkt des objektiven Kulturhistorikers erläutert. Er brachte die Forschung in Fluß und mit Hilfe ihrer inzwischen sehr bereicherten Ergebnisse hat 1879 *Heinrich Heppe*, der Schwiegersohn Soldans, das Werk von Grund aus erneuert und den Hexenwahn bis zu seinen Wurzeln im antiken Orient zurückverfolgt. Seitdem ist wieder viel neues Material hinzugekommen, auch die Fähigkeit unparteiischer Auffassung religionsgeschichtlicher Tatsachen erheblich gewachsen. So tritt die dritte Auflage des berühmten Werkes unter weit günstigeren Auspizien als die beiden früheren ans Licht, wozu noch als ergänzender vorteilhafter Umstand die klare Erkenntnis des neuen Herausgebers *Max Bauer* tritt, welche formalen Anforderungen jetzt an eine Darstellung solcher Art zu stellen sind. Der neue Titel lautet: *Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. München, verlegt bei Georg Müller. Zwei Bände.*

Die einleitenden Abschnitte, die von der Herkunft des Hexenwahns handeln, und der Schluß, der, gewiß für manchen überraschend, das Fortleben in der Gegenwart erweist, werden für die Mehrzahl der Leser am anziehendsten erscheinen. Denn das große Mittelstück bringt vornehmlich Belege aus Akten und zeitgenössischen Schriften uns damit doch nur den Beweis, wie arm die Phantasie der hysterischen Weiber war, die freiwillig von ihrem Verkehr mit dem Teufel zeugten, wie vergeblich die weit zahlreicheren Unglücklichen, die durch irgendeinen Zufall in den Verdacht der Hexerei gerieten, sich bemühten, auf der Folter der Neugier ihrer Peiniger genugzutun. Wer die *Practica nova imperialis* des Leipziger Hexenrichters *Carpzov* durchliest, wie es zum Beispiel Goethe für seine Walpurgisnacht im „Faust" tat, findet dort nur sehr geringe Abwechslung in den Aussagen, und nicht besser steht es mit allen ähnlich gearteten Büchern. Nur selten regt sich etwas wie ein tieferes menschliches Interesse bei diesen Geschichten, etwa bei der von Urbain Grandier und den Nonnen von Loudun, die ja schon von Willibald Alexis und neuerdings von H. H. Evers literarisch verwertet worden ist. Auffallend kurz ist die Frage des Teufelsbundes behandelt, vielleicht weil gerade darüber schon besonders viel geschrieben worden ist, ebenso die Walpurgisnacht, für die als einzige Quelle die Blocksbergs-Verrichtung des Prätorius, noch dazu mit ungenauem Titel, zitiert wird. Freilich gehören diese Punkte nicht in den eigentlichen Kreis einer Geschichte der Hexenprozesse, aber sie spielen in diesen eine so wichtige Rolle, daß sie ausführlicher zu erörtern waren, um die Herkunft und Verbreitung der in Frage kommenden abergläubischen Vorstellungen darzulegen.

Nach dieser Seite hin wünschen wir dem ausgezeichneten Werke in späteren Auflagen noch eine Erweiterung und meinen, daß zu ihren Gunsten die eigentlichen Prozeßberichte hier und da gekürzt werden könnten.

Hohes Lob verdient der schöne Druck und das große, gut reproduzierte Bildermaterial, ebenso die geschmackvollen und soliden Halbpergamentbände.

P-e.

Julius Voigt, Goethe und Ilmenau. Mit sieben Handzeichnungen Goethes, einer Karte, einem Faksimile und einundzwanzig Bildbeilagen. Im *Xenien-Verlag* zu *Leipzig*. 1912.

Johannes Kiessner, Beziehungen Goethes zu Hamburg. Verlag von *C. Boysen, Hamburg*. 1912. (2.40 M.).

Bisher mag wohl noch niemand das Charakterbild Goethes für unvollständig gehalten haben, weil nicht jedes Aktenstück seiner amtlichen Tätigkeit in Ilmenau exzerpiert ist. Und daß die Bedeutung, die das Städtchen in Goethes Leben besitzt, „nicht leicht zu hoch angeschlagen werden" könne, bleibt ebenfalls unbewiesen. Vorausgenommene Rechtfertigungen geben stets dem Verdachte Raum, daß dem Verfasser selbst Zweifel an der unumgänglichen Notwendigkeit seines Werkes aufgestiegen sind.

Die amtliche Tätigkeit Goethes zeichnet sich in Ilmenau durch dieselbe Gewissenhaftigkeit aus wie anderwärts, und wen kein lokales oder besonderes Interesse treibt, dürfte sich die hundertfünfundsiebzig Seiten darüber schenken können. Neues für den Menschen Goethe bringen sie nicht. Die persönlichen Beziehungen, die er zu der kleinen Bergstadt hatte, sind uns bekannt. Einige Einzelheiten, deren philologischer Wert unbestritten sein soll, mögen ja noch hinzukommen, aber was will das besagen. Das genialische Treiben, das in den siebziger Jahren der junge Herzog mit seinem Freunde in Ilmenau entfaltete, deutet der Verfasser immer nur allzu vorsichtig an und verweist auf Berichte und Aktenfaszikel, die kein Mensch liest. Er hat nicht mitempfinden können. Im letzten Kapitel sind die Schilderungen des Rentamtmanns Mahr, die dieser 1855 über Goethes letzten Besuch in Ilmenau veröffentlichte, auch weitaus lebendiger und ergreifender als der Text Voigts. Daß er aber den vollständigeren ersten Entwurf der Mahrschen Aufzeichnungen abdruckt, soll mit Dank anerkannt sein. Verdienstlich sind auch die Charakteristiken Baumgartens und Kraffts, der beiden Schützlinge Goethes. Selten kann ein Freundschaftsverhältnis

mehr verklären wie das mit Krafft, weil es sich auf einer beispiellosen Selbstlosigkeit und reinen Menschlichkeit aufbaut, die auf Goethes Seite zu finden sind.

Die Bildbeigaben des geschmackvoll ausgestatteten Buches sind geschickt und passend ausgewählt, auch die Reproduktion ist einwandsfrei.

Die Beziehungen Goethes zu Hamburg belaufen sich in Wahrheit darauf, daß er ein paar wenig belangreiche Ansichten über die Stadt, die er nicht kannte, geäußert hat. Doch nein, Goethe hat auch einmal Wein von dort bezogen und in der Hamburger Stadtlotterie — verloren! Diese sinnigen Neuigkeiten tischt uns Herr Kießner mit oberlehrerlicher Genauigkeit auf. So wird jede Speditionsfirma der Nachwelt vor Augen gerückt, die sich in einem Goetheschen Notizbuch findet, und die vielleicht einmal einen Auftrag erhalten haben könnte, und weil Basedow, mit dem er, was uns als große Neuigkeit berichtet wird, die Lahn- und Rheinreise gemacht hat, geborener Hamburger ist, hat Goethe eben auch Beziehungen zu Hamburg. Sela. Ein Beitrag zur Goethe-Makulatur. Dr. N.

Der größte humoristische Roman aller Zeiten, „*Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Rittertaten*" wird in unserer neuromantischen Zeit wieder zum Modebuch. Die Übersetzungen Ludwig Tiecks und Ludwig Braunfels' sind in den letzten Jahren neu gedruckt worden, und daneben erschienen manche andere Bearbeitungen. Als eine der glücklichsten darf diejenige gelten, die *Wolfgang Sorge* für *Wilhelm Borngräber*, *Verlag Neues Leben* in *Berlin*, besorgt hat. Der Ton ist frisch mit leichter altertümlicher Färbung, die Kürzungen entsprechen den Bedürfnissen von Lesern ohne literarische Ambition. Für solche bietet die knappe Einleitung von *Paul Friedrich* gerade das Nötige. Den Hauptreiz verleiht dieser Ausgabe eine Reihe der Don Quixote-Illustrationen Gustav Dorés. Zu ihrem Lobe braucht nichts gesagt zu werden, wohl aber verdient es besondere Erwähnung, daß den alten Holzschnitten dank der ausgezeichneten Reproduktion das verkleinerte Format eher genützt als geschadet hat.

Derselbe Verlag bringt in ähnlicher Ausstattung und zu gleichem Preise (broschiert 4 M., gebunden in Halbleder 6 M.) von demselben Bearbeiter den galantesten aller Romane des französischen XVIII. Jahrhunderts, „*Die Abenteuer des Chevaliers von Faublas*". Warum verschweigt der Titel den Namen des Autors Louvet de Couvray und erweckt die falsche Vorstellung, als handle es sich um ein Memoirenwerk? Und warum sagt das Geleitwort Sorges nichts über die Persönlichkeit des Verfassers, die literarischen Voraussetzungen und die Geschichte des Buches? Leicht wird dem unkundigen Leser die Vorstellung entstehen, als sei Faublas eine historische Gestalt und seine Geschichte wirklich erlebt. Doch wir wollen mit solchen Bedenken nicht die Abneigung des Herausgebers gegen die Philologen vergrößern und nur noch die Hoffnung aussprechen, daß seine Bearbeitung nicht in Hände gerate, die den Inhalt und die Bilder von Bayros (was brauchte man über sie noch zu sagen?) allzu grob anfassen. A-s.

Das Buch des Lappen *Johan Turi*. Erzählung aus dem Leben der Lappen. Herausgegeben von *Emilie Demant*. Verlag der Literarischen Anstalt *Rütten & Loening, Frankfurt a. M.* (6 M., gebunden 7,50 M.).

Das Buch Johan Olafson Turis ist schlicht und einfältig wie etwa die Bibel, und wie diese lebendig und beredt. Kein Forscher, der mit allem seinen Rüstzeug es unternähme, die Kultur der Lappen zu schildern, böte soviel wie dieser alte Berglappe, der nur die Renntiere hüten und Wölfe jagen gelernt hat. Ein Einsamer, ohne Weib, hat er jahrzehntelang über sein Volk nachgedacht und über seines Volkes Not. Die natürlichen Bedrängnisse überwinden diese rauhen Menschen oder umgehen sie; das Gesetz aber, in dem der Begriff des Grundbesitzes und der Grenze vorkommt, droht sie zu erwürgen. Das Lappenvolk beginnt schon zu resignieren. Sie wagen nicht mehr zu heiraten, sagt Turi einmal. Er glaubt aber nicht an Böswilligkeit der Gesetzgeber, er glaubt, daß sie anders handeln würden, wenn sie von seinem Volke nur etwas wüßten. Darum schrieb er dies Buch. Und er besitzt, was fast das Wichtigste ist, die Gesinnung zur Objektivität. Mit dem lapidaren Satze: Ich bin ein Lappe . . . beginnt er, in der heiligen Überzeugung, daß nur er, nur ein Lappe selbst sagen kann, was ihnen vonnöten ist. Berichte achtet er gering, er weiß zu gut, daß durch Ausfragen eben das erfahren wird, was der Frager erfahren will. Und zwischen festen Wänden gar können einem Lappen die Gedanken nicht „rinnen", wie er sagt.

Der ungewöhnlich hohe Intellekt dieses doch zugleich primitiven Menschen macht erstaunen; davon zeugen auch seine Handzeichnungen, deren Wert besonders die Psychologen und Kulturhistoriker anerkennen werden. Mit der Kindhaftigkeit der Technik ist eine erstaunliche Beobachtungsgabe verbunden. Das Geweih der Renntiere sieht auf einer Herbstraide ganz anders aus als im Frühjahr, einen alten Lappen zeichnet Turi gebückt, und ein ermüdetes Renntier kann man deutlich an der heraushängenden Zunge erkennen.

Eine inhaltliche oder gar künstlerische Einheit ist natürlich nicht in dem Buche; was Turi einfiel, schrieb er auf. Wenn er anhebt, von den Wanderzügen zu berichten, so denkt er plötzlich an einen bestimmten Vorfall, und wenn er von den mythologischen Vorstellungen seines Volkes reden will, kann er nicht unterlassen, eine Geschichte von den bösen Uldas einzuschieben, die sich irgendwo zugetragen hat. Leichtlich geschieht es ihm, daß er Sätze nicht vollendet, daß er ein ganz anderes Subjekt voraussetzt, als der Leser erwartet. Darum aber besitzen diese Geschichten lebendige Kraft, man liest mit Interesse auch vom Renntierkalben und vom Melken und von der Heilkunst.

Aber noch ist der Herausgeberin zu gedenken, einer jungen Dänin, die zugleich den lappischen Urtext in ihre Muttersprache übersetzt hat. Ihr danken wir





es, daß Turis Buch zur Wirklichkeit geworden ist. Sie hat ihm in dem Jahre der Entstehung die Sorgen der Haushaltführung abgenommen und den Ermüdenden ermuntert, noch von diesem und jenem zu erzählen. Es ist ein sonderbares Gefühl, jetzt auf Van Gelder Bütten gedruckt, in Pergament gebunden ein sorgfältiges Buch in der Hand halten zu können, das hoch oben im Norden eine des Schreibens ungewohnte Hand mühsam zustande brachte, von einem Schriftsteller, der aus reinem Herzen heraus sich dazu entschloß. C. N.

Der deutsche Roman von *Hellmuth Mielke.* Vierte umgearbeitete und stark erweiterte Auflage von „Der deutsche Roman des XIX. Jahrhunderts". *Dresden,* Verlag von *Carl Reißner,* 1912.

Wer sich mit dem deutschen Roman des XIX. Jahrhunderts eingehender befaßt hat, der weiß, daß Mielkes Buch der einzige Führer durch dieses ungeheure und schwer wegsame Dickicht ist. Der Verfasser hat es verstanden, ohne allzu gewaltsame Einschachtelungen Gruppen zu bilden und sie so anzuordnen, daß in ihrer Folge der historische Verlauf richtig abgespiegelt wird. Seine Fähigkeit der Einfühlung läßt ihn Künstlern der verschiedensten Art gerecht werden. Er charakterisiert sie mit solidem Urteil, ohne sich auf irgendeinen Parteistandpunkt festzulegen und doch auch ohne in farblose Inhaltsangaben des Schulbuchs zu verfallen. Freilich wird die Bewährung dieser guten Eigenschaften immer schwieriger. Die erste Auflage erschien im Jahre 1890 und damals wurden 1731 Dichtungswerke in Deutschland veröffentlicht; das Jahr 1909 brachte dagegen auf demselben Gebiete 4297 Publikationen. Noch stärker als die Zahl steigerte sich die innere Mannigfaltigkeit der neuen Romanproduktion, so daß man wohl heute von einer unübersehbaren Masse und Farbenskala sprechen darf. Von der grellen Tagesklarheit des Naturalismus, den Mielke etwas vorschnell als erstorben bezeichnet, bis zu der ultravioletten Mystik werden alle Zwischentöne des Regenbogens künstlerischer Möglichkeiten vom modernen Roman durchlaufen, und sie alle erscheinen in dem Spektrum des Mielkeschen Buches. Der Leser empfängt den Eindruck, daß Mielke die Mehrzahl der besprochenen Romane wirklich gelesen hat. Kleine Versehen, zum Beispiel Seite 316 der immer wiederholte Fehler „Bruck" statt „Truck", Seite 318 „Kai Lans" statt „Jans", können diesen Gesamtseindruck nicht erschüttern. Selbstverständlich wird niemand allen Werturteilen eines andern über die Dichter der Gegenwart zustimmen. So glaube ich nicht, daß Cäsar Flaischlens „Jost Seyfried" unausgeglichen und unkünstlerisch in der Form sei, oder daß Otto Ernsts „Asmus Semper" die Kunst gemüt- und humorvoller Genremalerei unbestreitbar bezeuge. Solche Beispiele ließen sich leicht mehren. Aber der Verfasser beansprucht in seinem bescheiden-selbstbewußten Vorwort keine Unfehlbarkeit. Deshalb braucht im einzelnen nicht mit ihm abgerechnet zu werden. Danken wir ihm vielmehr für dieses Buch, das nicht den Literaten dienen will und um so mehr, wie schon seit 22 Jahren, auch fernerhin von den gebildeten Deutschen benutzt werden wird. Man fühlt heraus, daß es nicht in der Atmosphäre der Literatur-Cafés, fern von Berlin, München und Wien geworden und gewachsen ist. Wir geben ihm auf seinen ferneren Lebensweg den Wunsch mit, daß dem Verfasser die Kraft zur Bewältigung der immer mühseligeren Pflege seines Geisteskindes noch recht lange erhalten bleibe.

G. Witkowski.

Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise von *Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart* 1912, Verlag *Julius Hoffmann.*

Der Geschichtschreiber der Geselligkeit mußte dazu kommen, sich als Geschichtschreiber der Freundschaft zu versuchen. Das Problem ist reizvoller, aber auch schwerer, drum gräbt diese Arbeit auch tiefer als die früheren. Aber doch auch in der alten Art, die durch die Fülle der Lesefrüchte manchmal etwas erdrückend wirkt. Eine psychologische Forschungsreise nennt der Verfasser diesen interessanten Versuch; nicht immer ist sie eine Lustfahrt; sie geht manchmal durch öde Strecken, auch gelingt es ihr nicht immer, das Gelände hinreichend aufzuklären, es mag auch vorkommen, daß sie an ungeahnt ertragreichen Gebieten achtlos vorbeigeht. Aber viele feine Bemerkungen und manch weiter Ausblick fördern, und vom ersten Hauptteile „Freundschaft oder Liebe" bis zum letzten „Freundschaft und Liebe" ist der vielerfahrene und klug beobachtende Verfasser zu erkennen. Die Trennung der Liebe, des unedleren Affektes, der den Mann minderwertiger macht, von der Freundschaft ist nicht immer leicht, und gar die Freundschaft zwischen Mann und Weib ist ein Problem, das immer neu erlebt werden muß. Die philosophischen Grundlagen zeichnet der Verfasser im Anschluß an das klassische Altertum, an Platon und Aristoteles; Cicero, Augustinus und Boethius, der heilige Franziskus und die heilige Klara ziehen an uns vorüber, Waffenbrüderschaft und Minne, Kumpanei, Kameradschaft, Saufbrüder und Orden, bis zu Emfindsamkeit und Romantik. Der Praxis und der Theorie wird nachgegangen, der knabenhaften Freundschaft mittelalterlicher Recken, der Treue im Zeitalter der Vasallität, der Gemeinsamkeit des Schwärmens. Sehr rasch ist der Übergang zum ersten neueren Klassiker der Freundschaft, zu Montaigne. Mit Recht wird ein großer Umschwung darin erkannt, daß die Frauen freundschaftsfähig wurden. Der Angelpunkt aller Freundschaft ist das Bedürfnis nach Vertrauen, dem darbenden Herzen soll der Luxus verschafft werden, der Vertrauen heißt. Aber: Une des choses qui nous rend plus malheureuses, c'est que nous comptons trop sur les hommes. C'est aussi la source de nos injustices, nous leur faisons des querelles, non sur ce qu'ils nous doivent, ni sur ce qu'ils nous ont promis, mais sur ce que nous avons espéré d'eux. Nous nous faisons un droit de nos espérances. So sagt die Marquise von Lambert — wer hätte es nicht empfinden müssen?! Zwei Wege gehen von hier aus: Wilhelm von Humboldt meinte im Gespräche mit Schiller, ein Lebenskünstler könne von niemand getäuscht werden,

da er von keinem etwas erwarte — Schopenhauer rief aus: „Woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn nicht Hunde wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann!" — Vertrauen darf nicht verwechselt werden mit geschwätziger Vertrauensseligkeit, mit unmanierlicher Vertraulichkeit. Die Freundschaft moderner Art möchte der Verfasser „verschämt" nennen, niedergehalten durch Erziehung, Disziplin, Angst, zu weich oder weibisch zu erscheinen. Am lebhaftesten und fruchtbarsten wird er, wenn er sich nicht mehr als „Historiker" an Beispiele und Ausführungen der Vergangenheit klammert, sondern der Gegenwart und Zukunft mit ihren Zuständen und Aufgaben gegenübersteht, als scharfsichtiger, warmfühlender und im besten Sinne pädagogischer Freund nicht vieler, auch nicht weniger, sondern derer, die ihn brauchen und wollen. Freundschaft und Liebe haben die Lösung zu geben des Problems, das sich jedem bietet, und das er in die Worte faßt: „Wir müssen allein sein, aber wir können nicht allein sein". Jeder muß diese Aufgabe für sich selbst lösen, da hilft keine Eselsbrücke. Aber was einer dabei für Erfahrungen macht, das wird er in Gleichen-Rußwurms Buch manchmal mit treffender Sicherheit ausgesprochen finden. H. S.

Das Schlafzimmer. Herausgegeben von *Alexander Koch, Darmstadt*, 1912. *Alexander Koch, Verlag.*

In der bekannten Verlagsanstalt Alexander Koch erscheint seit neuester Zeit eine Serie von Handbüchern neuzeitlicher Wohnkultur, die eine Übersicht über die wertvollsten Errungenschaften der Einrichtungs- und Raumkunst der letzten Jahre geben wollen. Der erste Band behandelt die grundlegenden Prinzipien, die für die Gestaltung des modernen Schlafzimmers und seiner Nebenräume gelten. Als solche sind zu nennen: Geräumigkeit, viel Licht, gute Ventilation und künstlerische und zugleich zweckmäßige Raumdisposition. Besser als alle Worte und Erklärungen vermögen gute Vorbilder zu wirken, von denen das vorliegende Buch eine reiche Zahl vereinigt. Die ersten Architekten und Firmen unserer deutschen Innendekoration und Möbelbranche sind hieran beteiligt. Dargestellt sind Schlafzimmer in einfacherer und kostspieligerer Ausführung, Ankleidezimmer, Fremdenzimmer, Tochter- und Kinderzimmer, Badezimmer, Studentenzimmer, Junggesellenzimmer und einzelne Möbel. Heitere, freundliche Wohnlichkeit und Merkmale kultivierter Lebensführung weisen sie auf, in den Materialien und der Ausführung den verschiedensten Lebenshaltungen entsprechend. Bestimmend für den Gesamteindruck ist die Wandgestaltung, für die die Wahl der Tapete ausschlaggebend ist. Das Fremdenzimmer darf mehr Wohnzimmercharakter tragen. Das Bett soll nach Möglichkeit freistehend angeordnet werden, unnötige Möbelstücke vermieden werden. Nach Maßgabe der Verhältnisse und Ansprüche kann dann die Erweiterung des Schlafgemachs zur Raumgruppe eintreten mit der Dreiteilung in Schlafraum, Toilettenzimmer und Bad. Die wertvolle Publikation ist, wie alle Werke des bekannten Verlags, sehr gut ausgestattet, das Bildermaterial beruht durchweg auf klaren, richtig belichteten photographischen Aufnahmen. Fr. E. W.

Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky geborene Freiin von Schleich. Herausgegeben von *M. Rottmanner.* Zwei Bände. (Schriften des Literarischen Vereins in Wien. VII. und XVI.) Wien 1907 und 1911. Verlag des *Literarischen Vereins in Wien.*

Schon öfters haben wir auf die verdienstvollen, aber noch immer viel zu wenig beachteten Schriften des Literarischen Vereins in Wien hingewiesen. Die vorliegenden zwei Bände schließen sich den übrigen insofern an, als auch sie ein Stück österreichischen Literaturlebens an der Hand wertvoller, bisher unbekannter Zeugnisse überblicken lassen. Es ist die Periode von den Freiheitskriegen bis zur Juli-Revolution, die uns einer der berufensten Schilderer miterleben läßt. Der katholisch gewordene Friedrich Schlegel wurde, gleich so vielen Renegaten, in Wien mit offenen Armen empfangen, stellte seine Feder und sein Gewissen ganz in den Dienst Metternichs und vertrat von nun an mit glühendem Eifer die Sache der katholischen Kirche und der altüberlieferten österreichischen Staatsräson. Der neue Hofsekretär wurde der Freund des Arztes Franz Otto von Stransky und seiner begabten und frommen Gattin Christine. Stransky hatte schon als Student sich für die Anschauungen erklärt, die im „Athenäum", dem Organ der Romantischen Schule, vertreten wurden. Nun trat das Ehepaar zu allen den Romantikern, die nach Wien kamen, in Beziehung: zu August Wilhelm Schlegel, zu Ludwig Tieck und seiner Schwester Sophie, zu dem Bruder des verstorbenen Novalis Karl Friedrich und endlich auch zu Friedrich Schlegel, als dieser 1808 nach Wien kam. Ein Jahr später verließen die Stranskys die Kaiserstadt, weil der Gatte als Arzt in den bayerischen Staatsdienst trat. Mit Christine hatte Friedrich Schlegel sogleich nach der ersten Bekanntschaft im Sommer 1808 eine sogenannte Seelenverbindung geschlossen. Sie waren zu der Überzeugung gelangt, daß ihre Seelen „Schwestern" und somit zu mystischer Vereinigung für Zeit und Ewigkeit bestimmt seien. Ein sehr inniger und häufiger Briefwechsel begann mit dem Jahre 1821. Christine litt unter einer nervösen Krankheit und Schlegel glaubte, sie durch Magnetismus heilen zu können; denn solche Gabe sollte nach seiner Ansicht der Reine den Frommen durch Segnen und Händeauflegen zu spenden vermögen. Da er zunächst nicht nach Augsburg, wo die Stranskys wohnten, reisen konnte, behandelte er die Freundin brieflich durch gemeinsame Gebete, aber das blieb ebenso erfolglos wie die späteren wiederholten magnetischen Sitzungen, die er an der armen Frau vornahm. Ihr Leiden ähnelte dem der frommen Katharina Emmerich, die ein anderer Romantiker, Clemens Brentano, fast gleichzeitig zum Gegenstand jahrelanger Beobachtung machte. Auch hier Visionen und Stigmen, auch hier der Glaube an Offenbarungen Christi in dem leiden-



den Körper. Blödester Aberglaube mischt sich ein, wenn zum Beispiel Schlegel der Freundin alte graue Haare von sich schickt, damit sie dieselben in ein Päckchen nähe und sie aufs Herz lege „oder wo sonst Leiden ist". Bessere Hilfe gewährte er ihr dann, als sie im Jahre 1824 durch die Scheidung von ihrem Gatten in bittere Not geriet, und stand ihr mit Geld und Rat bis zu seinem Tode treu zur Seite. In den letzten Jahren spielen die Vorlesungen über die christliche „Philosophie des Lebens" in den Briefen eine Rolle, sonst ist von literarischen Dingen kaum darin die Rede und, was doch sehr bezeichnend erscheint, der Name Goethe wird nicht ein einziges Mal darin genannt. Trotzdem wird die Sammlung auch dem Literarhistoriker wertvoll sein, nicht nur als Selbstzeugnis des gealterten Friedrich Schlegel, mehr noch als ein Bild jenes leidenschaftlichen Katholikentums, das den eigentlichen Nährboden der Vordergrundskultur der Reaktionszeit bedeutet. Eine Anzahl wertvoller Beigaben erhöhen das Verdienst des Herausgebers um die Publikation. *G. Witkowski.*

Oskar Kresse, Die Überwinder des Todes. *Berlin*, 1911. *John Schwerins Verlag.*

Ein Roman aus dem okkultistischen Lager, einer von denen, die vielen Menschen mit leicht reizbaren Nerven gefährlich werden können. Eines der sensationellsten und phantastischsten Bücher, die seit langem erschienen sind. Wie Jules Verne führt uns der Verfasser weltab in weite Fernen auf andere Himmelskörper und zeigt uns die von der Welt Geschiedenen in anderen Formen und unter anderen Lebensbedingungen als Überwinder des Todes. Der Verfasser legt eine Begebenheit zugrunde, die Stoff genug zu einem Kriminalroman geben würde, und läßt die beiden Hauptpersonen zwischen den einzelnen Phasen der Handlung in einen Traumzustand verfallen, in dem dieselben mit der Blitzesschnelle des Gedankens auf einen Stern namens Midgard versetzt werden. Dort werden sie mit dem Sein und Leben einer Menschheit bekannt, die unserer irdischen Entwicklung weit voran ist in geistiger wie körperlicher Hinsicht. In zweifellos genialer und phatasievoller Weise hat hier der Verfasser der Erdenwelt in ihrer Unvollkommenheit eine Idealwelt gegenübergestellt, einen Versuch in anderer Form wiederholend, wie ihn wohl am besten bisher Bellamy in seinem Zukunftsphantasiestaat entwickelt hat. Wenn er jedoch mit seinem Verleger glaubt, daß „mit diesem Kulturwerk eine neue Epoche der Gedankenwelt beginnen wird", so wird ein nüchterner Beurteiler dieser Phatasien ihm darin nicht beipflichten können. Wir sehen in diesem Buche nicht mehr als eine okkultistische Spielerei, wie uns solche schon öfters von dieser Seite beschert wurden.

W-nn.

Schaidenreissers Odyssea. Augsburg 1537. Neudruck herausgegeben von *Friedrich Weidling.* Mit Abbildungen. (Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie. Herausgegeben von ***Wilhelm Uhl.*** 13. Heft.) ***Leipzig.*** In Kommission bei ***Eduard Avenarius*** 1911.

Die älteste deutsche Homer-Übersetzung hat hier den verdienten und bei der Seltenheit des Buches notwendigen Neudruck erhalten, nachdem Reinhardstöttner 1887 im ersen Bande des Jahrbuchs für Münchener Geschichte die erreichbaren Daten über ihren Verfasser, den Münchener Stadtpoeten, Stadtschreiber und Unterrichter, zusammengestellt hatte. Seine Homerübersetzung, die einzige des XVI. Jahrhunderts, erschien wiederholt nach der ersten Ausgabe in einer Titelauflage des folgenden Jahres 1538 und einem Frankfurter Nachdruck von 1570. Die Vorlage war die lateinische Odyssee des Raffaello de Volterra, der auch die Argumente entnommen sind. Zahlreiche eigene Randbemerkungen bezeugen die antiquarischen Kenntnisse Schaidenreissers. Eine tüchtige volkstümliche deutsche Prosa, nur in der Anrufung zu Beginn und an einigen andern Stellen durch vierhebige Reimverse ersetzt, leiht dem antiken Epos das Gewand eines echten Volksbuchs. Als Probe diene der Anfang des 14. Gesanges:

„VLysses gieng auß dem hafen oder port hin durch den wald über die hôhe der gebürgten zû der wonung des sewhirten, wie jhm Minerua gezaigt, fand den inn dem vorhoff sitzen, darinn ain weiter platz mit aichen pfälen in die rund vmbfangen vnnd mit stainen gepflästert war, welchen gemelter sawhirt Eumeus in abwesen seines herren on ainige seiner herrschafft kosten gebauwet vnd zwölff ställ an ainander stossend gemacht, in deren yedem fünfftzig fasel oder mor lagen, vngerechnet die eber, deren auch über hundert vnd sechtzig waren, daruon die Werber täglich schlempten. Näben yetzgemelten ställen lagen vier hund. Er der sawhirt saß also (wie vorgemelt) in dem vorhoff inn schônen roten- stiffeln angelegt. Drey seiner knecht hûtteten der sew auff dem feld, den vierdten het er in die statt geschickt, den Werbern ain saw hinein zûtragen, damit sy zûopffern vnnd weiter zûprassen hetten. Die hund alsbald sy den Vlyssem ansichtig worden, lieffen pellend vnd grimmig zû, als wolten sy jhn zerreissen. Vlysses satzte sich auß gescheidigkait gemach nider. legte den stab näben sich. Eumeus eilet jn zuerretten, vnd mit geschray vnnd stainen jaget er ainen hund da, den andern dort hinaus, kôrt sich nachmals mit red zû Vlyssi sprechend. O alter, wie gar wenig hatts gefält, dich hetten die hund zerzerret, vnnd darnach wer der argkwon vnd die schuld auff mir bliben ligen zû allem dem das ich sunst vnglücks gnûg hab. Dann ich sitz betrûbt, hûtte vnnd môste frembden abessern die sew, klag darbey meinen Herrn, welcher (so er villeicht noch in leben ist) etwan in der frembde hunger vnd not leidet. Aber alter gee her in mein hütlin, laß mich dir mit speiß vnd tranck gûtlich thûn. Vnnd wann du ersättigt worden, so bericht mich wer vnd auß was land du seyest, auch wie du in dise not kummen bist. Gieng also voran, fûrt Vlyssem hinein, satzte jn auff ain grûnes laub vnd auff ain gempsenhaut darnider."

Man wird zugeben, daß diese Übersetzung auch für den heutigen Leser noch von hohem Reiz ist und sich zum Beispiel neben der weit über-



schätzten von Johann Heinrich Voß wohl behaupten kann. Freilich gehört zu der vollen Wirkung auch der Eindruck der alten Originalausgabe von 1537. Wer sie einmal in der Hand gehabt hat, der vergißt nicht den prächtigen Titel des alten Folianten, wo auf schönem, mit einem Dürerschen Putto geschmücktem Thronsitz der blinde Sängervater sitzt, ein Genius ihn mit dem Lorbeer krönt und ein anderer ihm die Harfe reicht, während der Hauch des Genius aus seinem Munde in den Mund der vor ihm stehenden Nachfolger Virgilius, Ouidius, Horacius sichtbar hinüberfließt. Dieser Holzschnitt ist gleich den anderen 18 des Buches am Schlusse des Neudrucks verkleinert wiedergegeben. Der unbekannte Künstler erweist sich als Angehöriger der Schule des Hans Burgkmair. Wir sind dem sorgsamen Herausgeber und Herrn Professor Uhl für diese schöne Gabe um so dankbarer, da ihr Preis (5 M.) im Vergleich zu dem heute üblichen solcher Neudrucke auffallend niedrig erscheint.

G. Witkowski.

Helene Scharfenstein, Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin. *Stuttgart*, 1912. *Robert Lutz.*

Trotzdem in einigen Tageszeitungen bekannte Schriftsteller sich für dies Buch begeistert haben und der Verleger in seinen Ankündigungen den dauernden Wert dieses Tagebuchs anpreist, kann ich den Eindruck nicht loswerden, als ob es sich hier um ein echtes Machwerk handele, das zu günstiger Zeit erschienen, die Sensation der Misere unserer weiblichen Bühnenmitglieder ausnützt. Was der Reichstagsabgeordnete Maximilian Pfeiffer in seiner auffallenden knappen Broschüre „Theaterelend" mitteilte, was neuerdings in wissenschaftlich leidenschaftsloser Form Charlotte Engel-Reimers in ihrem Buche „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen" verkündet, das ist hier in der Form eines Tagebuchs mitgeteilt. Selbst wenn man glauben wollte, daß es wirklich Erlebtes gibt und nicht wie die nie geschriebenen „Briefe, die ihn nie erreichten" eine bloße Fiktion ist, grenzt es in der Art, wie dies Erlebte hier vorgetragen und der Öffentlichkeit preisgegeben wird, doch stark an die mehr berüchtigte als berühmte Memoirenliteratur, die mehr Sensation als Kunst bringt, und sich weniger an den Geschmack als die Sensationslüsternheit des Publikums wendet, zumal wenn wie hier sexuelle Probleme die Hauptrolle spielen. Vom ästhetischen Gesichtspunkt aus erschien mir das Buch sofort in hohem Grade minderwertig und etwa auf dem Niveau von Bilses „Aus einer kleinen Garnison" stehend, das zweifellos wahre Begebnisse in einer Art schildert, die aller Kunst bar, lediglich auf Lüsternheit spekuliert. Eine ernsthafte Veranlassung zur Veröffentlichung dieser Publikation lag jedenfalls nicht vor, da ein gewisses Maß von literarischem Niveau gefordert werden muß, und das um so mehr, wenn eine so heikle Sache behandelt werden soll. *Fr. E. W-n.*

Die helvetische Revolution im Lichte der deutsch-schweizerischen Dichtung von *Dr. Ernst Trösch.* (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Oskar F. Walzel. Neue Folge. Zehntes Heft.) *H. Haessel* Verlag in *Leipzig* 1911.

Es ist eine lohnende Aufgabe, die Meinungen, die in einer bestimmt umrissenen Zeit lebendig und wirksam gewesen sind, in ihrem literarischen Niederschlag aufzusammeln und vorzulegen. Die kurze Zeit der Helvetik, der helvetischen einen und unteilbaren Republik von 1798 mit ihren fest ausgebildeten Parteigegensätzen ist ein dankbarer Gegenstand dafür, und die Arbeit wird auch für größere Zusammenhänge fruchtbar, wenn dadurch aufgezeigt wird, daß die Auffassung der Schweiz vor 1798, des idyllischen freien Hirtenlandes, mit den wirklichen Zuständen nichts gemein hat. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich erst mit den beiden literarisch bedeutendsten Wortführern der Zeit, mit Johann Kaspar Lavater und Heinrich Zschokke, dann geht sie, etwas umständlich, auf die Stellung der Literatur zu bestimmten Thematen ein, Freiheit und Gleichheit, Invasion, Kampf der Parteien. Zugrunde liegt eine erfreuliche Sammelarbeit, die wohl nicht viele Lücken im Erreichbaren offen gelassen haben wird. Themen aus der Helvetik werden bis in das neueste Schaffen verfolgt, ausgeschöpft ist sie nicht.

H. M.

Nordische Dichtungen. Übersetzt und eingeleitet von *Hermann Neumann.* Band 7 der Pandora. (Herausgeber: *Oskar Walzel.*) *München*, 1912. *Eugen Rentsch, Verlag.*

Zu den verschiedenen Versuchen, nordische Kunst und Kultur in Deutschland heimisch zu machen, gesellt sich nun auch Neumann, ein feiner Kenner Skandinaviens, mit einer geschmackvollen Auswahl nordischer Lyrik, mit deren Übersetzung er sich, wie in seinen eigenen früher erschienenen Gedichtbänden, als Beherrscher der sprachlichen Kunst erweist. Die Auswahl bringt Dichtungen der bekannteren Skandinavier, wie Björnson, Ibsen, Runeberg, Welhaven und Wergeland, und auch der minder bekannten, wie Birkedal, Bjerregaard, Dybeck, Fryxell, Munck, Quanten und Wolff. Die Sage und geschichtliche Vergangenheit des Nordens, der geheimnisvolle Zauber der Berge, die stolze Majestät der Fjorde und Fjelde, alles spiegelt sich in den Liedern wieder. Die Eigenart nordischen Empfindens wird uns klar, wenn wir die Schilderungen ihrer Natur und Landschaft vernehmen, die wie ein Lied der Sehnsucht klingen. Man kann den ganzen uns in dieser Auswahl vermittelten Eindruck nicht besser wiedergeben, als mit den Worten, die der Übersetzer einem Gedicht Wehlhavens widmet: „Da ist nichts von der schwülen, müden Luft des Südens und einem dolce far niente auf staubigen Straßen, sondern Morgenluft, Meergeruch und Bergsteigerstimmung".

W-n.

Altfränkische Bilder 1912. Mit erläuterndem Text von *Dr. Theodor Henner, Würzburg.*

Unter den landschaftlichen Kunstkalendern, die eine wichtige Sendung zu erfüllen haben, geht der vorliegende schon in den 18. Jahrgang, ein Beweis, daß er einem Bedürfnis nachkommt. Nicht umfang-



reich, gibt er appetitliche Kostproben und weckt Interesse und Verlangen nach mehr. Diesmal sind es Kulmbach, Kronach und Rothenburg o. d. T., die im Bilde erscheinen (Autotypien nach Photographie), dazu allerlei Werke der Plastik. Die Vorderseite des Umschlags gibt in farbiger Nachbildung einen Deckel vom Evangeliar Kaiser Heinrichs II. in München (Clm. 4453), die Rückseite eine Elfenbeintafel eines Gebetbuches desselben Kaisers in Bamberg. -hz-

Carl Horst, Barockprobleme. *München*, 1912. *Eugen Rentsch Verlag*.

Die Bemühung des Verfassers geht dahin, auf rein ideologischem Wege ganz abseits von kultur- und kunstpsychologischer Gewißheit und Voreiligkeit hinzuführen zu der Überzeugung: unsere eilfertige, nimmersatte Zeit täte nur gut daran, sich etwas gründlicherer Einsicht und Durcharbeitung der letzten wirklich originär und kraftvoll weiterbildenden Kunsttendenzen zurückzuwenden und dabei aufzuhalten, ehe sie schon weiter hastet zu Japaner- und Chinesentum, um ihre Ausdrucksformen zu bereichern. Er hebt nachdrücklich hervor, daß der Barock in Italien im nationalen wie im Sinne ästhetischer Notwendigkeit originär ist. Das ganze Buch macht jedoch den Eindruck des Steckengebliebenseins in den Barockproblemen. Wir haben keinen Grund, dem Verfasser dahin zu folgen, und halten es durchaus für gut, den Kunstauffassungen der ältesten Kulturnationen, zu denen die Japaner zu rechnen sind, nachzugehen, um das Wesen der Kunst, das wir bisher immer nur nach unseren europäischen Begriffen definiert haben, tiefer zu erfassen und unsere Anschauungen nachzuprüfen. *-ann.*

Georg von der Gabelentz, Das glückhafte Schiff. *Leipzig*, 1912. *L. Staackmann*.

Der durch seine letzten Bücher „Das Auge des Schlafenden" und „Tage des Teufels" besonders bekannt gewordene Georg von der Gabelentz schildert in dem neusten Roman „Das glückhafte Schiff", das Leben und Treiben der Dresdener Hofgesellschaft, wie er es seit langen Jahren aus eigenem Miterleben kennt. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen zwei Vertreterinnen der großen Welt, die Witwe eines fremden und die junge Gattin eines sächsischen Diplomaten, zwischen beiden ein junger Reiteroffizier. Dieser, durch Begabung und künstlerische Interessen über die Mehrzahl seiner Kameraden hinausragend, gerät zuerst in den Bann der reiferen, temperamentvolleren, lebensklügeren der beiden Frauen, bis der Rausch der Leidenschaft vor dem Gefühle tieferer Liebe entschwindet, das, anfänglich unbewußt, in ihm für die andere, stillere und weniger glänzende Frau emporkeimt. Diese selbst, ihrem Gatten, dem nüchternen Beamten, völlig wesensfremd, trennt sich von diesem, um endlich ihr Leben mit dem des Offiziers zu vereinen. Nach langer, unwirtlicher Fahrt läuft das stets dem Glücke nachsegelnde Schiff der beiden von vornherein für einander bestimmten Menschen in den Hafen der Ruhe ein. Das Werk blendet durch die glänzenden Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens, die aber über die ziemlich mangelhafte psychologische Vertiefung nicht hinwegtäuschen können. Die Ausstattung ist gut; den geschmackvollen Umschlag zeichnete Professor G. Belwe-Leipzig. *-nn.*

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Josef Viktor Widmann, Gedichte. Mit einem Bildnis des Verfassers. *Frauenfeld, Huber & Co.* Gebunden 5 M.

Als ein Vermächtnis des verstorbenen Dichters wurde dieser Band von seinem Sohn Max der Öffentlichkeit übergeben. Widmann hatte die Absicht, seine „Gesammelten Gedichte" zu seinem 70. Geburtstag (20. Februar 1912) erscheinen zu lassen. Dem Herausgeber fiel es daher, da die Hälfte der Arbeit bereits geleistet war, nicht zu schwer, den schönen Plan zu verwirklichen. Lyrik war nicht die stärkste Seite des formvollendeten Schweizer Epigonen. Und so fragt es sich, ob diese Gedichtsammlung seine literarische Stellung bei der Nachwelt wird stärken können. Gleichwohl werden Perlen wie das „Lied der Blaudrossel" (aus seinem Hauptwerk „Der Heilige und die Tiere") oder „Heinrich Leuthold" oder „Hie Bern" (Widmanns volkstümlichstes Gedicht) immerdar unverloren bleiben. Der Nachruf auf Bismarck aber, „Der Telegraph des 31. Juli 1898", mag noch künftigen Geschlechtern Zeugnis geben von dem innigen Verhältnis, in das die alte Schweiz zum jungen Reich getreten ist. Österreich wieder bekommt sein Gastgeschenk in dem köstlichen Scherzgedicht „Die Mehlspeis", einer Erinnerung an Freund Brahms. Verse in dramatischer Form und Sinngedichte machen den Beschluß. Der schmucklose braune Leinenband mit den goldklaren Lettern in Antiqua schmiegt sich dem Inhalt des feierabendstillen Nachlaßbandes zwanglos an.

Gottfried Bohnenblust. Gedichte. Frauenfeld, Huber & Co. 4 M.

Ein Jünger Leutholds und C. F. Meyers bietet uns in kristallenen Schalen gesättigte Lebensweisheit. Bohnenblust ist mehr Reflexionspoet als Dichter der Anschauung. Fast hart sind seine immer ernsten Züge, lächeln kann er höchstens als Satiriker. Durchaus gewinnend ist seine Persönlichkeit. Den modischen Fortschritt betrachtet er mit kritischen Augen. Still, sinnig, in sich gekehrt, manchmal feierlich, niemals aber trivial wirkt seine Kunst, der wir wünschen, sie möge den jungen Zürcher auch außerhalb seiner Heimat bekannt machen. Die Ausstattung ist vornehm edel gehalten, die Einbanddecke repräsentiert sich in lilla Leinen.

Heinrich Federer, Lachweiler Geschichten. Berlin, G. Grote. Gebunden 4.50 M.

Ein glücklicher Titel, der viel zum raschen Siegeszug der vorliegenden Novellensammlung beigetragen haben mag! Freilich sie hätte ihn auch ohne diesen angetreten, früher oder später. Es ist zunächst erfreulich, feststellen zu können, die „Lachweiler Geschichten" konnte nur Heinrich Federer schreiben, sonst niemand.



In ihnen nämlich findet sich keine Spur von Epigonentum. Ein originelles großes Kindergemüt spricht aus jeder Zeile zu uns. Und wir schöpfen vergnügt aus dem dargebotenen Schatz vom goldnen Überfluß der Jugend solange, bis wir selber jung geworden sind, auch wenn schon weiße Haare unsern Scheitel decken. Ob man „Unserm Nachtwächter Prometheus" oder „Dem gestohlenen König von Belgien" oder „Dem Erzengel Michael" oder „Den Manövern" oder „Vater und Sohn im Examen" — so heißen die einzelnen Geschichten — den Vorzug vor den andern geben soll, mag unentschieden bleiben. Jede ist ein Kabinettstück und wirkt durch die Frische des Tons, die bodenständige Kraft und Fülle des geschilderten Lebens in gleicher Weise bezaubernd. Die Einbanddecke aus grauer Sackleinwand zeigt einen sinnenden Wanderer, der an einer Hügellehne ausruht, tief versenkt in den Anblick eines Dorfes, vielleicht seiner Heimat, dessen schlanker Kirchturm lustig und kühn sich verliert im heitern Himmelblau. Das Bild trifft glücklich Farbe und Stimmung des ganzen Buches.

Hermann Kurz, Fortunatus. Roman. *Heilbronn, Eugen Salzer.* Gebunden 3.50 M.

Der Baseler Hermann Kurz ist keiner von denen, die Worte machen. Sein jüngster Roman hat den Umfang einer Novelle. Seine Sätze bestehen aus ein paar Worten. Und fast jeder Satz bildet einen Abschnitt. Konstruktionen liebt er nicht. Und so schlicht und einfach wie das Gewand ist auch die Seele dieses Mannes. „Fortunatus" heißt nach seinem Helden der vorliegende Erziehungsroman, der die Entwicklung eines Menschen vom Lande, aus dem Volke schildert. Druck und Einband (Gelbleinen mit einer Dorflandschaft als Titelblatt) zeugen von dem gediegenen Kunstsinn des Verlags.

Johannes Jegerlehner, Marignano. Eine Erzählung. *Berlin, G. Grote.* Gebunden 4 M.

Die Schlacht bei Marignano, in der am 13. und 14. September 1515 die Schweizer mit dem heldenmütigen Kardinal Schinner, ihrem Landsmann, von Franz I. von Frankreich besiegt wurden, infolgedessen dieser das Herzogtum Mailand besetzen konnte, wurde erst kürzlich von dem Zürcher Professor Wiegand erfolgreich dramatisiert. Fast gleichzeitig schloß der junge Walliser Jegerlehner eine epische Darstellung des gleichen Stoffes ab. Die eigentliche Fabel der Erzählung, die Rache einer Mailänderin an dem Schweizer Landsknecht, der sie verlassen hat, nimmt keinen großen Raum ein. Aber groß und reich ist der Hintergrund, von dem sich das Schicksal des bejammernswert sühnenden Eidgenossen abhebt. Prachtvolle Gestalten erscheinen scharf herausgearbeitet und beleben das kriegerische Renaissancegemälde so sehr, daß ein starker Eindruck in jedem, der es einmal genossen hat, zurückbleiben muß. Die einfache scharf konturierte Einbanddecke zeigt das Schweizer Kreuz im roten Felde von einem Totenkopf beschattet.

Aus Zürichs Vergangenheit. Zweites Bändchen. Rückblicke und Schilderungen von *F. Schultheß-Meyer, J. Hardmeyer-Jenny, Konrad Escher* und *Olga Amberger. Zürich, Orell Füßli.* Gebunden 3.60 Fr.

Das erste Bändchen ist im Beiblatt unserer Zeitschrift 1911, I, 202 empfohlen worden, das vorliegende gleich gut ausgestattete zweite verdient denselben Beifall. Olga Amberger entwirft ein lebendiges Bild aus dem alten Zürich „Damals auf und bey der untern Brügk" und steuert „Schipfe-plätzli-Erinnerungen" bei, Konrad Escher berichtet von Heinrich Keller, dem „Landkarten- oder Panorama-Keller" (1778—1862), Friedrich Schultheß-Meyer schildert einen „Gang durch Stadelhofen in alter und neuer Zeit", J. Hardmeyer-Jenny läßt „Die mittlere Bahnhofstraße vor vierzig Jahren" wieder aufleben. Lehrreiche Bilder, zumeist nach zeitgenössischen Originalen, erhöhen den Wert der kleinen Sammlung.

Jonas Fränkel. J. V. Widmann. München, Eugen Rentsch. Festkartoniert 1 M., Vorzugsausgabe in wenigen Exemplaren 2.50 M.

Einer der jüngeren Freunde des im Vorjahr verstorbenen führenden Schweizer Literaten Widmann, der Berner Privatdozent Jonas Fränkel, veröffentlicht hiermit einen in der Aula der heimischen Universität gehaltenen Nachruf in erweiterter Form. Was in dieser Rede über die Jugendfreundschaft zwischen Widmann und Spitteler nur eben angedeutet werden konnte, soll bald in einem biographischen Werk über den Dichter des „Olympischen Frühlings" ausführlich dargelegt werden. Die warmherzige Würdigung des Dahingeschiedenen verliert sich kaum irgendwo in einer den Widerspruch herausfordernden Hyperbel. Könnte man das doch von jedem Nekrolog sagen!

Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst. Herausgegeben von Konrad Falke. *Zürich, Rascher & Co.* Erster bis dritter Jahrgang 1910—1912. Gebunden 6.70, 8.70 und 8.70 Fr.

Das ausgezeichnete Unternehmen, das erst im dritten Band den charakteristischen Untertitel „für Schweizer Art und Kunst" angenommen hat, steht sowohl was den Text, als auch was die Bildbeilagen anlangt, vollkommen auf der Höhe bibliophilen Geschmacks. Unter den Mitarbeitern bereits des ersten Jahrgangs finden wir J. V. Widmann und C. Spitteler, jenen mit einem schalkhaften „Berner Gschichtli", diesen mit einer zur ersten Fassung des „Olympischen Frühlings" neu hinzugedichteten Partie „Die Giganten" vertreten, C. A. Bernoulli entwirrt „Nietzsches Lou-Erlebnis", Konrad Falke berichtet über „Das Gordon-Bennet-Wtettfliegen in Zürich", von kulturhistorisch-interessanten Abbildungen unterstützt, C. Fr. Wiegand, der Schweizer Dramatiker, feiert in einer Skizze — auch ein Zeichen der Zeit — den norddeutschen „Detlev von Liliencron", Robert Fraesi beschäftigt sich mit „Alfred Kerrs Theaterkritik" usw. Überhaupt merken wir von allem Anfang an das Bestreben des

Jahrbuchs, zwischen der Schweiz und der übrigen Welt, vor allem des Deutschen Reichs, kulturell einen innigen Zusammenhang herzustellen. — Den zweiten Band eröffnet die wunderschöne Bauerngeschichte „Der kalte Brand" von Meinrad Lienert, der glänzende Novellist Alexander Castell folgt mit dem mondänen „Hohen Tag", der unter den jungen Schweizern vielleicht die schönsten lyrischen Hoffnungen erweckende Fridolin Hofer kommt mit einem fein abgetönten „Alpenmärchen" voll romantischer Stimmung, Karl Moser zeigt uns „Das Züricher Kunsthaus" und Walter Wyßling setzt gar „Die Elektrifikation der schweizerischen Bahnen" auseinander. So stark wie das Leben der Eidgenossen offenbart auch ihr Jahrbuch den Trieb, die nackte nützliche Wirklichkeit von den schönen aber unpraktischen Mächten der Literatur und Kunst nicht verdrängen zu lassen. — Im dritten Band lesen wir unter anderem die reizende Pariser Künstlergeschichte „Der Gorilla" von J. V. Widmann, die ausdrucksvolle Novelle „Der Fuchs" des hochbegabten Jakob Schaffner, Gedichte von Fridolin Hofer, Robert Faesi, Charlot Strasser, das Fragment einer Dante-Übersetzung von Konrad Falke, dem sorgsamen Herausgeber des Jahrbuchs, Essais wie den über Widmann von Eduard Korrodi. „Die schweizerische Adriabahn", behandelt von Traugott Geering. Der bekannte Erzähler Hermann Kurz überrascht mit einem volkswirtschaftlichen Beitrag „Kapitalanlagen im Ausland". Kunstbeilagen erschließen uns das Fextal im Oberengadin, Ausblicke auf den Thuner- und Genfersee, auf Eiger, Mönch und Jungfrau. Jeder der stattlichen Jahrgänge ist in Lila-Leinen gebunden. Die Antiqua des Textes wirkt kräftig, aber unaufdringlich.

Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Begründet von Dr. Carl Hilty, fortgesetzt von Dr. W. Burckhardt. 25. Jahrgang. *Bern, K. J. Wyß.* 1911.

Das verdienstvolle Staatshandbuch der Schweizer, in dem Jahr um Jahr über das gegenwärtige und vergangene öffentliche Leben der Eidgenossenschaft Rückschau gehalten wird, feiert mit diesem Band sein silbernes Jubelfest. Aus dem reichen Jnhalt hebe ich besonders hervor den Beitrag Alexander Pfisters „Aus den Berichten des preußischen Gesandten Chr. K. J. von Bunsen 1839—1891", ferner „Eine politische Korrespondenz aus der Regenerationszeit: Bürgermeister J. J. Heß von Zürich und Karl Schnell von Bern", erste Hälfte, herausgegeben von Hans Blaesch; sie führt uns in die Dreißigerjahre des vorigen für die Verfassung und Kultur der Schweiz so hochbedeutsamen Jahrhunderts. Die Julirevolution hatte die Gemüter auch in Zürich und Bern in Aufregung gebracht und die Hoffnungen auf eine Wiedergeburt der Schweiz neu geweckt. Heß, der in dem kritischen Jahr zu Baden im Aargau den Burgdorfer Notar Schnell kennen gelernt hatte, fühlte sich durch die Gemeinsamkeit der Gesinnung, Hoffnungen und Pläne mit diesem bald innig verbunden. Erst der Tod konnte das Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden lösen. Der Umschwung der Dreißigerjahre hatte sie zu den höchsten Ehrenstellen emporgehoben, Heß war mit M. Hirzel Bürgermeister in Zürich geworden, Schnell Führer und Seele der neuen Regierung in Bern, der wir die dortige Universität verdanken. — Dem vorliegenden sauber gedruckten Band ist ein alphabetisches Generalregister der 25 Jahrgänge des Politischen Jahrbuchs beigegeben.

Eduard Bähler. Lebenserinnerungen, herausgegeben und ergänzt von Eduard Bähler (Sohn). Mit zwei Bildnissen. *Bern, A. Francke.* 4 Fr.

Seit den Tagen der beiden Platter verdanken wir den Eidgenossen eine Reihe kulturhistorisch wertvoller Selbstbiographien. Die vorliegende ist die jüngste der uns im Druck bekannt gewordenen. Der 1910 zu Biel im Kanton Bern verstorbene Nationalrat Eduard Bähler erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung, die 1832 beginnt, ein gut Stück Schweizergeschichte des XIX. Jahrhunderts. Viele Partien hat er nicht im Zusammenhang niedergeschrieben. Da führt dann der Sohn die Feder, indem er Notizen aus einer intimen Hauschronik in die Darstellung verarbeitet. Auf geschichtlicher Grundlage beruht jedoch alles. Das Elternhaus zu Neuenegg am Fuß der Freiburger Alpen läßt Gedanken an das Revolutionszeitalter und Napoleon lebendig werden. Wir begleiten die Entwicklung des Knaben zum Jüngling und Mann, sehen Jeremias Gotthelf und machen den Sonderbundskrieg mit, der gerade zwischen Bern und Freiburg sehr lebhaft tobt. Bähler schließt an den medizinischen Fakultäten im damals noch französischen Straßburg und in Bern seine Studien ab, bereist Österreich und Süddeutschland und läßt sich dann in Laupen an der Grenze seines Heimatkantons nieder, später in Biel. Der Deutsch-Französische Krieg wirft seine blutigen Schatten auch dahin. Die Ereignisse von 1870 und 1871 bilden ein besonderes Kapitel des Buches. Der Kulturkampf und das ganze politische Leben der Eidgenossen bis ins neue Jahrhundert werden eifrig verfolgt.

Bähler war feuriger Protestant und aufrichtiger Freisinniger, aber schonte und achtete eben deshalb auch die Gesinnung des Nächsten. Zahlreiche historisch-politische Aufsätze und Abhandlungen bezeugen seine literarische Ader. Dabei blieb er immer ein Volksmann. Rührend ist das alte Volkslied aus dem Freiburgischen: „Es hatt' ein König drei Töchterlein", dessen Kenntnis er uns übermittelt. Von seiner öffentlichen Stellung abgesehen verdient er als das Ideal eines Schweizerbürgers auch vom Ausland beachtet zu werden. Der anheimelnde Stil und Inhalt seiner Lebensbeschreibung sichern ihm noch ein spätes Andenken. Der Verlag hat ihr ein würdig-schönes Gewand mit auf den Weg gegeben. *Wilhelm Kosch.*

Berichtigung.

Da infolge eines Versehens der Druckerei die Korrektur meiner in dem vorigen Hefte, Seite 145 ff. erschienenen Besprechung des „Catalogus van boeken in Noord-Nederland . . . s'Gravenhage 1911" nicht in



meine Hände gelangt ist und diese Besprechung unkorrigiert abgedruckt wurde, enthält dieselbe eine Reihe der störendsten Druckfehler, deren Berichtigungen ich hier folgen lasse:

In Zeile 9 muß stehen Greve für Greeve. Die Titel der unten auf der Spalte aufgezählten Werke seien wegen der besonders zahlreichen Ungenauigkeiten hier noch einmal ganz wiederholt:

Kunstwereld — De — Amsterdam 1894—96, 4°.

Magazyn voor schilder- en toonkunst. Dordrecht, 1828—29, 8°.

Oud en Nieuws op het gebied van kunst- en kunstnyverheid . . . door *Taurel* . . . 1889, gr. 4°.

Nederlandsch Kunstblad, s'Gravenhage, 1844/45, 4°.

Bakker (J. A.), Voorlezingen over de geschiedenis der Beeldende Kunsten by de oude volken. Rotterdam, 1832, 8°.

Passo (Cr. del), Luce del depingere. Amsterdam, 1645—48, fol.

Episcopius, Paradigmata graphices, Hagae 1671, fol.

Maaskamp (E.), Handleiding voor jonge kunstenaars. Amsterdam, 1823, 8°.

Auf der ersten Spalte von Seite 146:

Lairesse (G. de), Tafereelen . . . in de Raadkamer van den Hove van Justitie . . . Amsterdam, 1737, fol., einige Zeilen weiter:

Meulen (R. J. van der), De Kerkgebouwen van Protestantsch Nederland. Amsterdam, 1909—. . . 8°.

Pool (Mattys), Cabinet de l'art de sculpture par . . . Francis van Bossuit . . . Amsterdam 1727, 4°.

Roelands (D.), t'Magazyn oft' Pac-huys der Lofdelycker Pennconst . . . Vlissingen, 1616, 4° obl.

Zeile 20 muß es heißen: kursorisch statt kurzsichtig.

Zeile 39/40: scripturarum statt scripturarumq.

Zeile 41 muß es heißen: Brugghen (G. ter), Verlichtery-kunstboeck.

Zeile 42 muß es heißen: Bidloo für Bidlov, und Ontleding für Ontleeding.

Zeile 47: Grondlegginge für Grondleginge.

Zeile 58: van Biema für Biema.

Zeile 69: Rysewyk für Ryswyck und Boijmans für Boymans.

Auf der zweiten Spalte auf Zeile 2: Steenhoff für Steentoff,

auf Zeile 3: Hensbroek für Hensbroeck,

auf Zeile 25: Josi für Jost.

M. D. Henkel.

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Berlin-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Albers, D. B., Le Codex Casinensis 230.
Revue Bénédictine. 29. 1912. S. 348—356.

Baillet, L., Les miniatures du „Scivias" de sainte Hildegarde conservé à la Bibliothèque de Wiesbaden.
Monuments et mémoires p. p. l'Académie des inscriptions. T. 19. Fasc. 1. 1912. 103 S., 32 Abbild.

Behrend, F., Die Deutsche Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 374—376.

Burgerstein, A., Materielle Untersuchung der von den Chinesen vor der Erfindung des Papiers als Beschreibstoff benutzten Holztäfelchen.
Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften. (Wien.) Philos.-histor. Klasse Bd. 170. Abh. 8. 1912. 6 S.

Courty, G., Les origines de l'écriture.
Nouvelle Revue. 33. 1912. S. 314—320.

Durrieu, Comte P., Le musée Jacquemont-André. Les manuscrits à peintures.
Gazette des beaux-arts. 1912. August. S. 85—96 mit 3 Abbild., 1 Taf.

Libaert, P., Miniature spagnuole.
L'Arte (Adolfo Venturi). 15. 1912. S. 183—189 mit 4 Abbild.

Loewenberg, V., Aus der Geschichte des althebräischen Buchwesens.
Bibliothekar. 4. 1912. S. 453—456.

Omont, H., Le Livre des fontaines de Rouen.
Journal des Savants. N. S. 10. 1912. S. 241—248.

Petrie, W. M. Flinders, The formation of the alphabet.
British school of archaeology in Egypt studies series. 3. 1912. IV, 30 S., 9 Taf.

Spagnolo, A., La scrittura minuscola e le scuole calligrafiche veronesi del VI e XI secolo.
Atti e memorie dell'Accademia d'agricoltura scienze, lettere, arti e commercio di Verona. Ser. 4. Vol. 12. 1912. S. 31—50.

Bibliophilie. Exlibris.

Bouland, L., L'Ex-libris de J. F. Parguez prêtre familier. (Geb. 1733.)
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 276—279 mit 2 Abbild.

Das Jubiläum N. M. Lisowskijs. (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 48—50.

Schinnerer, J., Die alten Exlibris im Buchgewerbemuseum.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 182—185 mit 8 Abbild.

Schlotke, O., Dichter als Bibliophilen.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 9093—9094.

Witkowski, G., Schöne teure Bücher.
Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 412 vom 14. August.



Bibliothekswesen.

Anemüller, E., Die einheitliche Regelung des Volksbibliothekswesens im Fürstentum Lippe.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 111—113.

Askew, S. B., Public libraries and school libraries.
Library Journal. 37. 1912. S. 363—366.

Bericht über die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig während des Jahres 1911.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8461—8465.

Besse, J. M., Saint-André-de-Villeneuve. Catalogue de la Bibliothèque. (1307.)
Revue Mabillon. 8. 1912. S. 148—158.

La Bibliothèque d'Angers. (1813.)
L'Anjou historique. 13. 1912. S. 76—79.

Bogdanow, P., Der Normalplan auf dem 1. allrussischen Kongreß für Bibliothekswesen. (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 19—41.

Bollert, M., Die aus den Mitteln der Emil vom-Rath-Stiftung i. J. 1911 von der Universitätsbibliothek zu Bonn erworbenen Handschriften.
Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. 30. 1911/12. S. 505—510.

Bonatto, F., I primi due anni di vita della Biblioteca popolare di Bologna. (Fine.)
L'Archiginnasio. 7. 1912. S. 157—179.

Chavkina, L., Das Jubiläum der öffentlichen Bibliothek zu Charkov. (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 8—18.

Dedication of library building. (Harper Memorial Library, University of Chicago.)
Public Libraries. 17. 1912. S. 269—271 mit 3 Abbild.

Diephuis, A., The library and the wage-earner.
Library Journal. 37. 1912. S. 366—370.

Egger-Möllwald, F. Ritter von, Das Referatssystem in der Diensteinteilung der k. k. Hofbibliothek in Wien.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 303—310.

Elmendorf, H. L., The public library. „A leavend and prepared choice."
Library Journal. 37. 1912. S. 419—422.

Evers, G. A., Fotografische Bibliotheek-Expedities.
Het Boek. 1. 1912. S. 218—220.

Fick, R. und Riedner, W., Das Gesamtverzeichnis der an den deutschen Bibliotheken laufend gehaltenen Zeitschriften.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 364—374.

A Form of work sheet for libraries of medium size.
Library World. 15. 1912/13. S. 5—7.

Fortescue, G. K., The Library of the British Museum.
Library Assistant. 1912, Mai.

Fragen des Bibliothekswesens auf dem Moskauer Stadtkongreß für Volksbildung (29. Jan. bis 8. Febr. 1912.) (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 42—47.

Fry, G., Summer interchange of assistants: a suggestion.
Library World. 15. 1912/13. S. 8—10.

Glauning, O., Der preußische Gesamtkatalog und der Münchener Katalog.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 349—359.

Harper Memorial Library. University of Chicago.
Library Journal. 37. 1912. S. 386—388 mit 3 Abbild. und 3 Grundrissen.

Heidenhain, A., Zur Frage der Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Bibliotheken.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 113—118. (Schluß folgt.)

Hilsenbeck, A., Crüwell, G. A., Escher, H., Zur Frage einheitlicher Katalogisierungsregeln.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 310—332.

Isenkrahe, C., Von der Trierer Jugendbibliothek.
Bücherwelt. 3. 1911/12. S. 203—206.

Kirby, S., Enquiry assistants: a suggestion.
Library World. 14. 1911/12. S. 354—358.

Ladewig, P., Eine Reichsbücherei in Leipzig?
Der Tag. 1912. Nr. vom 19. Juli, Ausgabe B.

Leidinger, G., Aus der Geschichte der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 339—349.

The new Library and Art Gallery, Manchester.
Museums Journal. 1912, April. 6 S., 4 Taf.

De Louw, J., Leeszalen in het Zuiden.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 239—246.

Macdonald, H., A Vicar's Library. (Zu Marlborough, gegründet 1678.)
The Library. 3. Ser. 3. 1912. S. 277—282.

Mc Lennegan, Ch. E., The open door, through the book and the library; opportunity for comparison and choice; unhampered freedom of choice.
Library Journal. 37. 1912. S. 429—433.

Marx, J., Handschriftenverzeichnis der Seminar-Bibliothek zu Trier. 4. Veröffentlichung der Gesellschaft für Trierische Geschichte und Denkmalspflege.
Trierisches Archiv. Ergänzungsheft 13. 1912. 136 S.

Mattern, J., National and international coöperation in the field of analytical cataloging.
Library Journal. 37. 1912. S. 370—376.

American Library Association. 34th annual Meeting, Ottawa, Canada, June 26 — July 2, 1912.
Library Journal. 37. 1912. S. 438—464.

Mohlberg, C., Nachrichten von belgischen Sammelkatalogen des 15./16. Jahrhunderts.
Historisches Jahrbuch (Görres-Gesellschaft). 33. 1912. S. 365—375.

Neystrom, P. H., Advertising the Public Library.
Public Libraries. 17. 1912. Nr. 5. 6.

Noé, A. C. von, The new classification of languages and literatures by the Library of Congreß.
Bibliographical Society of America. Papers. 6. 1911 (1912). S. 59—65.



Parker, W., Procedure in changing from a closed to an open library. *Library Assistant.* 1912, April.

Perrot, G., Notice sur la vie et les travaux de Léopold - Victor Delisle.
Bibliothèque de l'école des chartes. 73. 1912. S. 1—72, 1 Portr.

Putnam, H., Address.
Library Journal. 37. 1912. S. 423—429.

Relazione del Bibliotecario al signor Assessore per la pubblica istruzione. (Biblioteca comunale di Bologna.) *L'Archiginnasio.* 7. 1912. S. 117—136.

La Réorganisation de la Bibliothèque Nationale (zu Paris).
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 6. 1912. S. 45—48 mit 1 Abbild.

Safroneev, N., Russische Bibliotheksgebäude 4. Die öffentliche Stadtbibliothek zu Kiev. (Russisch.)
Bibliotekar. 3. 1912. S. 1—7.

Sayers, W. C. B., The card catalogue. (Forts.)
Library World. 14. 1911/12. S. 358—364. (Wird fortges.)

Schiff, O., Die Frankfurter Sammelkataloge.
Frankfurter Zeitung. 1912. Nr. 176 vom 27. Juni.

Schmidt, A., Eine Reichsbibliothek.
Frankfurter Zeitung. 1912. Nr. 228 vom 18. August, Literaturblatt.

Smit, D., Opleidingsschool voor Kinderbibliotheekbibliothekaressen.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 192—195.

Straus, E., Recent tendencies in children's literature.
Public Libraris. 17. 1912. S. 252—256.

Tamburini, G. M., I manoscritti della R. Biblioteca Ventimiliana di Catania.
Archivio storico per la Sicilia Orientale. Ann. 8. 1911. Fasc. 1. 2. Ann. 9. 1912. Fasc. 2. (Wird fortges.)

Dreizehnte Versammlung Deutscher Bibliothekare in München am 30. und 31. Mai 1912. Zugleich erste Versammlung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 297—385.

Zimmer, H. O., Die öffentlichen Büchereien im Kampfe gegen den Schund.
Die Hochwacht. 2. 1912. S. 233—236.

Zimmer, H. O., Krankenhausbüchereien.
Zeitschrift für Krankenpflege. 1912. Juni.

Zimmer, H. O., Wie richte ich eine Bücherei ein? Von der Aufstellung und den Katalogen.
Blätter für Volkskultur. 1912. S. 311—314.

Buchdruck und -Gewerbe.

Haebler, K., Die Merseburger Druckerei von 1479 und ihr Meister.
Beiträge zur Inkunabelkunde. 5. (1912.) 5 S.

Knuttel-Fabius, E., Over oude Kindenboeken en prenten.
De Boekzaal. 6. 1912. S. 175—191 mit 8 Abbild.

Leonhardt, K. F. und Bossert, H. Th., Studien zur Hausbuchmeisterfrage. (Schluß.)
Zeitschrift für bildende Kunst. 47. 1912. S. 198—203. 239—252 mit Abbild. 34—56.

Löffler, Kl., Eine vermeintliche Schrift Johann Westermanns und die Lippstädter Frühdrucke. (16. Jahrh.)
Westfälisches Magazin. N. F. 3. 1912/13. S. 284—285 mit 1 Abbild.

Loubier, J., Bericht der Kommission für Einbandstoffe.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 29. 1912. S. 337—339.

Morin, L., L'Imprimerie à Troyes pendant la Ligue.
Bulletin du bibliophile. 1912. S. 268—275 mit 1 Abbild. (Wird fortges.)

Roth, F., Zur Lebensgeschichte des Augsburger Formschneiders David Denecker und seines Freundes, des Dichters Martin Schrot. Ihr anonym hrsg. „Schmachbuch" von der erschröcklichen Zerstörung und Niederlag des gantzen Bapstumbs.
Archiv für Reformationsgeschichte. 9. 1912. S. 189—230.

Scholderer, V., Michael Wenssler and his press at Basel. *The Library.* 3. Ser. 3. 1912. S. 283—321.

Unger, A. W., Die Buchdruckerei während der letzten fünfundzwanzig Jahre. II.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 178—181.

Westheim, P., Berliner Graphik.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 162—166 mit 12 Abbild.

Windisch, A., Die Drucke der Ernst Ludwig Presse.
Kunst unserer Heimat. 6. 1912. H. 6 u. 7. S. 3—21, 13 Taf.

Wolff, H., Die Baseler Buchornamentik. II.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 193—203 mit Abbild. 22—45 u. 2 Taf.

Buchhandel.

Bowes, R., Cambridge bookshops and booksellers 1846—1858.
Publishers' Circular. 97. 1912. S. 7 ff. 127 ff.

Der Buchhandel im Lichte der Prüfungsausschüsse. Von Th.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8931—8935.

Corwegh, R., Johannes Cotta. Zum 50. Geburtstag.
Xenien. 5. 1912. S. 387—388.

Die Ergebnisse der Versteigerungen Hoe und Huth. Von B. P.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8903—8906.

Leicht, P. S., I prezzi delle edizioni aldine al principio dell' 500.
Il Libro e la Stampa. N. S. 6. 1912. S. 77—84.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Elster, A., Zur Praxis des Verlagsrechts. I. Die Klippen des Verlagsgesetzes und die Praxis. II. Die Umstände des Falles im Verlagsverhältnis. III. Das Gesetz des Umsatznutzens im Urheber- und Verlagsrecht.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8076—8079. 8113—8115. 8148—8150.

Garr, M., Die wirtschaftlichen Grundlagen des modernen Zeitungswesens.
Wiener Staatswissenschaftliche Studien. 10, 3. 1912. 79 S.

Dänisches Gesetz vom 1. April 1912 betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Kunst.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 7465—7470.

Hartung, W., Abriß einer Geschichte des Magdeburgischen Zeitungswesens nebst einer vollständigen Bibliographie.
Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 47. 1912. S. 92—168.

Jenkins, R., Paper and publishing at the beginning of the eighteenth century.
Library Association Record. 14. 1912. S. 249—254.

Aus der Jugendzeit der katholischen Presse.
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 150. 1912. S. 149—158.

Mori, G., Die Entwicklung des Zeitungswesens in Frankfurt a. M. II. III.
Archiv für Buchgewerbe. 49. 1912. S. 166—170. 203—206 mit 2 Abbild.

Prager, R. L., Urheberrechtliches, Bibliographisches und Verwandtes.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8000—8003.

Röthlisberger, E., Das neue dänische Urheberrechtsgesetz.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 7578—7580.

Röthlisberger, E., Die Urheberrechtsform in Holland.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8349—8353.

Schmidt, Gg., Rezensionsexemplare.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 7473—7476.

Bibliographie.

Clapp, J. M., A bibliography of English fiction in the eighteenth century.
Bibliographical Society of America. Papers. 6. 1911. (1912.) S. 37—56.

Corns, A. R., Bibliotheca imperfecta.
Book-Auction Records. (Karslake.) 9. 1912. S. VIII—XX.

Hortzschansky, A., Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. Jahrgang 8. 1911.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. Beiheft 40. 1912. V. 152 S.

Sepp, H., Bibliographie der bayerischen Kunstgeschichte. Nachtrag für 1906—1910.
Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. H. 155. 1912.

Literaturgeschichte. Allgemeines.

Arnold, F., Fremde Literaturgeschichten. Ein bibliographischer Versuch.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 449—458.

Burchinal, M. C., Hans Sachs and Goethe. A study in meter.
Hesperia. Schriften zur germanischen Philologie. 2. 1912. III, 52 S.

Challier, E, Die Lieblingsdichter der deutschen Komponisten. Mit einem Anhange: Vergessene Dichter unserer beliebtesten Lieder. Statistische Skizze.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1912. S. 8836—8839.

Farinelli, A., Marinismus und Gongorismus.
Deutsche Literaturzeitung. 33. 1912. Sp. 1143—1422.

Fick, H. H., Die deutsch-amerikanische Dichtung.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 193, 194 und 195 vom 17., 19., 20. August.

Geißler, F. A., Lyrik und Komposition.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 406—411.

Grudzinski, H., Immermann, Heine und Platen. Psychologische und literarische Bedeutung ihrer Fehde.
Jahresbericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 1911 (1912). 24 S.

Guzmány Gallo, J. P. de, La Literatura española en Dinamarca.
Boletin de la r. Academia de la Historia. 60. 1912. S. 456—459.

Hauck, P., Die naturwissenschaftliche Weltanschauung als Schöpferin der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.
Grenzboten. 1912. Nr. 29. S. 102—115.

Hochdorf, M., Les poètes de la jeune Allemagne. (Fin).
La Revue. 1912. Juli 15. S. 234—242.

Liesegang, E., Vergessene Robinsonaden.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 13. 1912. S. 118—123.

Literaturberichte 1911. Das sechzehnte Jahrhundert. Von Dr. A. M. Wagner. — Die Vorklassiker. 2. Klopstock und Wieland. Die Goettinger und Claudius. Herder und die Originalgenies. Von Theodor Matthias. — Kunstgenossenschaft und Kunsterziehung. Von Prof. Dr. Julius Sahr. — Geschichte und Geschichtsunterricht. Von Prof. Dr. Gustav Rosenhagen.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. August. S. 261—292.



Literaturberichte 1911. Lyrik. Von Wilhelm Peper. — Das sechzehnte Jahrhundert. Von Dr. A. M. Wagner. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 26. 1912. S. 495—525.

Metzeler, H., Die literarischen Wandlungen Don Juans. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 504—510.

Prinsen, J., De oude en de nieuwe historische roman in Nederland. 2. *De Gids.* 1912. Juli. S. 56—103.

Riedl, F., Attila und die gotische Dichtkunst. *Ungarische Rundschau.* 1. 1912. S. 704—706.

Scherillo, M., Verdi, Shakespeare, Manzoni. Spigolature nelle lettere di Verdi (con 11 illustr.) *Nuova Antologia.* 1912. Juli 16. S. 199—225.

Scriba, C., Die amerikanische Literatur. *Deutsche Literaturzeitung.* 33. 1912. Sp. 1925—1933.

Einzelne Schriftsteller.

Annunzio: Collison-Morley, L., D'Annunzio as a national poet. *Contemporary Review.* 1912. Juli. S. 38—48.

Browning: Stegemann, H., Elizabeth Barrett Browning. *Deutsche Rundschau.* 38. 1912. H. 10. S. 147—51.

Byron: Moll, O. E. E., Der Stil von Byron's Child Harold's pilgrimage. *Normannia.* 10. 1912. VII, 96 S.

Carducci: Bauer, J., Carduccis religiöse Stellung. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 542—546.

—: Canevazzi, G., Ancora ricordi sul Carducci a Modena. *L'Archigimnasio.* 7. 1912. S. 144—157.

Casanova: Poppenberg, F., Casanova im Spiegel der Frauen. *Der Zeitgeist.* Beiblatt z. Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 34 vom 19. August.

Conscience: Ridder, A. de, Hendrik Conscience. *Nieuwe Gids.* 1912. August. S. 186—196.

Dante: Besso, M., La fortuna di Dante fuori d'Italia. *Nuovo Antologia.* 1912. August. 1. S. 361—383.

Droste: Gotthard, J., Neues über Annette von Droste und ihren Freundeskreis. Mit ungedrucktem Material. 9. Annettes Beziehungen zu Heinrich Straube. (Forts.) *Westfälisches Magazin.* N. F. 3. 1912. S. 286—290 m. 2 Abb. (Wird fortges.)

—: Pinthus, K., Die Briefe Annettens von Droste Hülshoff an Elise Rüdiger. (Schluß). *Deutsche Rundschau.* 38. 1912. H. 10. S. 103—30.

Flaubert: Dumesnil, R., Flaubert et le théâtre. *Mercure de France.* 1912. Juli 16. S. 225—251.

—: Reik, Th., Andere Tagebücher des jungen Flaubert. *Pan.* 2. 1912. S. 772—779.

Fontane: Herwig, F., Ein Schuß, der nicht traf. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 374—382.

Freytag: Freymond, R., Der Einfluß Charles Dickens auf Gustav Freytag. Mit besonderer Berücksichtigung der Romane „David Copperfield" und „Soll und Haben." *Prager Deutsche Studien.* 19. 1912. 98 S.

Gide: Wiegler, P., André Gide. *Literarisches Echo.* 14. 1912. H. 21. Sp. 1467—1474 mit 1 Portr.

Goethe: Aron, Goethes Stellung zum Aberglauben. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 42—66.

—: Barabás, A. von, Goethe. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 27—30.

—: Bibliographie. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 239—261.

—: Geerling, H., Goethes Faust-Epilog. *Pan.* 2. 1912. S. 746—752.

—: Geiger, L., Seydelmann als Goethe-Darsteller. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 128—141.

—: Gragger, R., Goethe in ungarisch-deutscher Kleidung. *Ungarische Rundschau.* 1. 1912. S. 569—573.

—: Grunwald, M., Goethe und die Arbeiter. Anhang: 1. Goethe-Chronik. 2. Goethe-Literatur. 3. Marx über Goethe. *Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung.* H. 3. 1912. 23 S.

—: Haertel, E., Einiges aus Alexander Herzens Memoiren über Goethe. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 158—173.

—: Hofmiller, J., Der Ur-Meister. *Schweizer Jahrbuch der Süddeutschen Monatshefte.* 1912. S. 652—659.

—: Kekule von Stradonitz, St., Neue Beiträge zur Kenntnis von Goethes Rittertafel und dem Orden des Übergangs zu Wetzlar. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 142—151.

—: Kilian, E., Zur Bühnengeschichte des Egmont. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 67—72.

—: Lucerna, C., Der morphologische Grundriß und die religiöse Entwicklungsidee des Goetheschen Dramas „Iphigenie auf Tauris". *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 97—112.

—: Schiff, J., Goethes chemische Berater und Freunde. *Deutsche Rundschau.* 1912. Juni.

—: Schneidereit, G., Der individualistische Grundzug in Goethes Weltanschauung. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 31—41.

—: Warnecke, J., Goethes Harzreise im Winter. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 113—127.

—: Woltereck, K., Goethe-Fragen in Amerika. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 174—185.

Gotthelf: Korrodi, E., Der Homer der Bauern. *Grenzboten.* 1912. Nr. 27. S. 33—37.

Greif: Reuschel, K., Martin Greifs „Goethe und Therese". *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 26. 1912. S. 465—78.

Grünwald: Götze, A., Jörg Grünwald. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 26. 1912. S. 369—380.

Günther: Eulenberg, H., Johann Christian Günther. *Pan.* 2. 1912. S. 605—613.

Hallström: Nielsen, H., Per Hallström. Ein schwedischer Dichter. Deutsch von Richard Guttmann. *Xenien.* 1912. Juli. S. 394—402.



Hauptmann: Gabriel Schillings und Gerhart Hauptmanns Flucht. Von K. St.
Der Türmer. 14. 1912. H. 11. S. 689—963.

—: Düsel, F., Gerhard Hauptmann im Goethetheater in Lauchstedt.
Westermanns Monatshefte. 56. 1912. H. 12. S. 938—40.

—: Höcker, P. O., Gerhart Hauptmann in Goethes Theater zu Lauchstedt.
Velhagen und Klasings Monatshefte. 26. 1912. H. 12. S. 549—52.

—: Willmann, F. E., Das Gerhart Hauptmann-Spiel in Lauchstedt.
Die schöne Literatur. Beilage zum Literar. Zentralblatt für Deutschland. 1912. Sp. 241—243.

Hebbel: Werner, R. M., Ein unbekannter Jugendaufsatz Friedrich Hebbels.
Grenzboten. 1912. Nr. 26. S. 628—632.

Heine: Blanck, K., Heine und die Frau. Ausgewählte Bekenntnisse und Betrachtungen des Dichters.
Pandora. 1. 1911. 195 S.

—: Deetjen, Heinrich Heine nach ungedruckten Briefen seines Verlegers.
Grenzboten. 1912. Nr. 22. S. 422—437.

—: Hirschberg, L., Heinrich Heine als Poltergeist.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 33 vom 12. August.

—: Launay, R., Henri Heine et son „Nationalisme".
Mercure de France. 1912. August. 1. S. 449—479.

Huggenberger: Heine, A., Der Bauerndichter Alfred Huggenberger.
Literarisches Echo. 14. 1912. H. 20. Sp. 1399—1405 mit 1 Portr.

Hugo: Berret, P., Le „Satyre" et le panthéisme de Victor Hugo.
Revue d'histoire littéraire de la France. 1912. Nr. 2. S. 376—381.

Keyserling: Glock, E., Eduard von Keyserling. Eine Darstellung. *Eckart.* 6. 1911/12. S. 623—37.

Kleist: Bayer, J., „Käthchen von Heilbronn" auf der ungarischen Bühne.
Ungarische Rundschau. 1. 1912. S. 709—712.

—: Mathias, Heinrich von Kleist.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. August. S. 536—47.

Klingemann: Merbach, E. A., Vier Briefe August Klingemanns an Fr. L. Schmidt.
Braunschweigisches Magazin. 1912. S. 69—70.

Lessing: Bocksch, R., Die Pistolen in Minna von Barnhelm I, 10.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 486—490.

—: Petoch, R., Zur Psychologie der Emilia Galotti.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. August. S. 529—36.

—: Schacht, R., Die Probleme der Emilia Galotti in literarhistorischer Beleuchtung.
Zeitschrift für den deutschen Untericht. 26. 1912. S. 380—405.

—: Todt, W., Lessing in England. 1767—1850.
Anglistische Arbeiten. 1. 1912. V, 67 S.

Maeterlinck: Wien, A., Maurice Maeterlinck. Zum 50. Geburtstage des Dichters am 29. August 1912.
Konservative Monatsschrift. 1912. August. S. 1156—1164.

Molière: Berneburg, E., Charakterkomik bei Molière.
Marburger Beiträge zur romanischen Philologie. 10. 1912. V, 88 S.

Musset: Giraud, J., Alfred de Musset et trois romantiques allemands. II.
Revue d'histoire littéraire de la France. 1912. Nr. 2. S. 341—375.

Niese: Binder, H., Charlotte Niese.
Bücherwelt. 9. 1911/12. S. 206—212.

Raabe: Brandes, W., Aus Wilhelm Raabes Werkstatt. 1. Der Entwurf zum „Hungerpastor".
Eckart. 6. 1911/12. S. 611—22.

—: Everth, E., Wilhelm Raabe. (Forts.)
Xenien. 1912. Juli. S. 427—434.

—: Schultz, H. M., Die Literatur zu Raabes 70. Geburtstage. I.
Mitteilungen f. d. Gesellsch. d. Freunde Wilhelm Raabes. 1912. Nr. 2. S. 30—44.

Rousseau: Jean-Jacques Rousseau.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 149 und 150 vom 27. 28. Juni.

—: Bazaillas, A., Rousseau créateur. Les sources intérieures de son génie.
Mercure de France. 1912. Juni 16. S. 673—710.

—: Groeper, R., Rousseau und die deutsche Literatur.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1912. S. 458—65.

—: Gosse, Rousseau in England in the nineteenth century. *Fortnightly Review.* 1912. Juni. S. 22—38.

—: Kühlhorn, W., Rousseau der Gottsucher.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1912. Nr. 26 vom 24. Juni.

Schiller: Nover, J., Zur Lösung des Rätsels in Schillers Gedicht: „Das verschleierte Bild zu Sais".
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. S. 411—417.

—: Rathgeber, W., Schillers Jägerliedchen. Eine Untersuchung über die beste Fassung.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 26. 1912. August. S. 558—61.

—: Rosalewski, W., Schillers Ästhetik im Verhältnis zur Kantischen.
Beiträge zur Philosophie. 1. 1912. VIII, 129 S.

Schlegel: Bieber, H., Johann Adolf Schlegels poetische Theorie in ihrem historischen Zusammenhange untersucht. *Palaestra.* 114. 1912. IV, 190 S.

Schnitzler: Reick, Th., Arthur Schnitzler vor dem „Anatol". *Pan.* 2. 1912. S. 899—905

Schulze: Reinhold, C. F., Neues von Ernst Schulze, dem Dichter der Bezauberten Rose.
Vossische Zeitung. 1912. Sonntagsbeilage Nr. 26 vom 30. Juni.

Shakespeare: Berzeviczy, A. von, Das übernatürliche Element in Shakespeares Dramen. V. (Schluß).
Ungarische Rundschau. 1. 1912. S. 573—607.



Shakespeare: Daffis, H., Shakespeare-Bibliographie 1911. Mit Nachträgen zur Bibliographie früherer Bände des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.
Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 48. 1912. S. 355—400.

—: Wilson, J. D., Martin Marprelate and Shakespeare's Fluellen. *The Library.* 1912. Juli. S. 241—276.

Sophocles: Reinach, Th., Un drame inédit de Sophocle. *Revue de Paris.* 1912. August 1. S. 455—467.

Stelzhamer: Hammer, W. A., Franz Stelzhamer. *Literarisches Echo.* 14. 1912. Sp. 1477—1481.

Stolz: Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. *Historisch-politische Blätter für das Katholische Deutschland.* 150. 1912. S. 308—317.

Strauß: Strauß und Torney, L. von, Viktor von Strauß. Ein Gedenkblatt.
Tägliche Rundschau. 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 189 und 190 vom 13. und 14. August.

Strindberg: Franck, H., August Strindberg. II. Strindbergs Werk. *Eckart.* 6. 1911/12. S. 637—49.

—: Holzer, R., August Strindberg. *Deutsche Rundschau.* 38. 1912. H. 10. S. 94—101.

—: Philipp, B., August Strindberg. *Grenzboten.* 1912. Nr. 21. S. 379—385.

—: Willmann, F. E., August Strindberg †. *Die schöne Literatur.* Beilage zum Literar. Zentralblatt für Deutschland. 1912. Sp. 209—211.

Swinburne: Kado, M., Swinburne's Verskunst. *Normannia.* 9. 1912. X, 132 S.

Trojan: Trojan, J., Selbstporträt. *Tägliche Rundschau.* 1912. Unterhaltungsbeilage Nr. 183 und 184 vom 6. und 7. August.

Verhaeren: Herrmann, H., Emile Verhaeren. *Über den Wassern.* 5. 1912. S. 531—535.

Vigny: Lange, M., Encore les sources d'Alfred de Vigny. *Revue d'histoire littéraire de la France.* 1912. Nr. 2. S. 382—398.

Wedekind: Kayser, R., Wedekinds Franziska. *Pan.* 2. 1912. S. 547—551.

—: Salten, F., Wedekind-Porträt. *Berliner Tageblatt.* 1912. Nr. 316 vom 24. Juni.

Widmann: Bartscherer, A., Theophrastus Paracelsus und Widmanns Faust. *Goethe-Jahrbuch.* 33. 1912. S. 73—84.

Wieland: Marinig, L., Der Einfluß von Ariost's Orlando Furioso auf Wieland. I, II. *Studi di Filologia moderna.* 5. 1912. S. 1—38.

Zedlitz: Stein, O. Th., Der Dichter der „Totenkränze". (Zu seinem 50. Todestage am 16. März.) *Wanderer im Riesengebirge.* 1912. S. 93—97. 106—109 mit 3 Abbild.

Zesen: Körnchen, H., Zesens Romane. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 17. Jahrhundert. *Palaestra.* 115. 1912. III, 167 S.

Von den Auktionen.

Die Firma *Joseph Baer & Co.* in *Frankfurt a. M.*, die seit der Auktion Denecke keine größere Versteigerung veranstaltet hat, kündigt für den Herbst dieses Jahres wiederum eine *außerordentlich bedeutende Bücherauktion* an. Es handelt sich um die Sammlung des Herrn K. W. in Leipzig, der seit einigen Jahren als eifriger Bibliophile bekannt ist. Seine Bibliothek enthält in erster Linie deutsche Literatur der Klassikerperiode, besonders eine *fast vollständige Sammlung von Goethes Werken in Erstausgaben,* die *Wertherliteratur* und eine wertvolle *Faustbibliothek.* Die Standardwerke der deutschen Literatur, Goethes Faust, Stella, Götz von Berlichingen, Götter, Helden und Wieland (die vier Abdrücke der ersten Ausgabe) und anderes, sind in vorzüglichen Exemplaren vertreten. Außerordentliche Seltenheiten sind Goethes „Von Deutscher Baukunst, 1773", das, soweit es uns bekannt ist, überhaupt in den letzten 20 Jahren nicht auf den Markt vorgekommen ist, der „Brief des Pastors" aus demselben Jahr, die „Epigramme 1790", Schlossers „Poematia, 1775" und anderes. Heines „Buch der Lieder, 1827" ist in einem reizenden Halbmaroquin-Einbande der Zeit vorhanden. Näheres wird der in Vorbereitung befindliche Katalog bringen. Erwähnen möchten wir noch eine große Sammlung von Originalstudien zu Lavaters Physiognomik mit sehr schönen Aquarellzeichnungen und Porträts berühmter Zeitgenossen aus dem Besitze Lavaters.

Kleine Mitteilungen.

Der Bibelkatalog der „British and Foreign Bible Society". Im Jahre 1899, kurz nach dem sie die berühmte, allein aus 1200 englischen und vielen gaelischen, irischen und angelsächsischen Ausgaben bestehende Bibelsammlung des Herrn Francis Fry in Bristol erworben hatte, begann die „British and Foreign Bible Society" die Vorbereitung eines neuen Katalogs ihrer Sammlung von Ausgaben der Heiligen Schrift. Der im Jahre 1903 erschienene erste Band von allein 428 Seiten beschrieb Ausgaben der Bibel oder von Teilen der Bibel in englischer Sprache, in welcher die Bibelgesellschaft eine der vollständigsten existierenden Sammlungen besitzt (zum Beispiel 28 Ausgaben von Tindals Neuem Testament). Es war eine maßgebende Arbeit. In der Vorrede dieses ersten Bandes stellte man die Publikation des zweiten Bandes, der die Ausgaben der Bibel in anderen Sprachen als der englischen bringen sollte, für das 1904 bereits in Aussicht. Er ist jedoch erst jetzt im Jahre 1912 fertig geworden und statt eines Bandes macht dieser zweite Teil drei Bände von zusammen 1750 Seiten abgesehen von den Einleitungen aus, und er beschreibt in mehr als 600 Sprachen und Dialekten gedruckte Heilige Schriften. Die drei Bände umfassen, um möglichste Vollständigkeit zu erreichen und um den Bibelforschern den weitesten Gebrauch zu ermöglichen, sämtliche bekannte Ausgaben, daher



auch solche, welche nicht in der eigenen Bibliothek der englischen Bibelgesellschaft vertreten sind. Solche Einträge in den Katalog sind durch gerade Klammern gekennzeichnet. — In den vier Banden zusammen sind insgesamt 9848 Bücher, die in 628 Sprachen und Dialekten gedruckt sind, beschrieben. Einige dieser Sprachen und Dialekte sind jetzt tot und nur durch gedruckte Texte nach früheren Manuskriptübersetzungen vertreten, andere (nicht weniger als 65) sind moderne Dialekte, in welchen die Übersetzungen nur aus philologischen Zwecken gemacht wurden. 57, darunter 33 in englischen Dialekten, dieser philologischen Bibeln wurden seinerzeit auf Kosten des Prinzen Louis Lucien Bonaparte in wenigstens je 250 Exemplaren gedruckt. — Der zweite Band beginnt mit den Polyglott-Bibeln und zwar verstehen die — natürlich von zahlreichen Mitarbeitern unterstützten — Herausgeber T. H. Darlow und H. F. Moule, welcher letztere viele Jahre sich ausschließlich dieser Arbeit gewidmet hatte, unter Polyglotten nur solche Bibeln, welche in drei oder mehr Sprachen gedruckt sind. Das Buch erscheint dann wieder unter jeder der in der Polyglott-Bibel gebrauchten Sprachen, worunter auch die Diglotten eingereiht sind, so daß die historische Entwicklung des Textes auch in jeder einzelnen Sprache gezeigt werden kann. Die Polyglottübersetzungen nehmen nur 36 Seiten ein. Den übrigen Raum der drei dicken Bände füllen die Beschreibungen der in fast allen bekannten Sprachen oder Dialekten der Welt gedruckten Heiligen Schriften. Die Sprachen sind alphabetisch aneinandergereiht (beginnend mit der indianischen Acawoio-Sprache in Guiana bis zur Zulusprache), wobei die Dialekte im allgemeinen Unterabteilungen der Sprachen bilden. Einer der Indices am Schlusse des Werkes führt alle vorkommenden Dialekte auf und zwar in verschiedenen Aussprachen und mit Hinweis auf die Hauptsprache, wodurch man die einzelnen Einträge leicht aufschlagen kann. Ein großer Teil dieser Sprachen und Dialekte gehören Asien, Afrika oder den Südsee-Inseln an, in welche Teile der Heiligen Schriften übersetzt und zu dem Gebrauch der Missionäre gedruckt worden sind. — Der Index enthält auch die Beschreibung der im Besitz der Gesellschaft befindlichen Bibelmanuskripte, worunter ein wertvolles griechisches Palimpsest. — Die früher gedruckten Ausgaben nehmen großen Raum ein und die Kollationen und Beschreibungen geben Antwort auf fast alle einschlägige Fragen. Zum Beispiel fordert der Bericht über die lateinischen Bibeln — die den lappländischen folgen — 101 Seiten, auf denen 241 Ausgaben (Nr. 6076 bis Nr. 6316), manche davon auf zwei bis drei Seiten Raum beschrieben sind. Während Copinger in seinen „Incunabula Biblica" (1892) 124 lateinische, vor 1500 gedruckte Ausgaben aufzählt, wird diese Zahl in dem neuen Katalog auf nur ungefähr 100 reduziert, da alle Ausgaben, deren Authentizität nicht genügend festgestellt wurde, hinausgeworfen wurden. Auch von den 438 von Copinger erwähnten lateinischen Bibeln des XVI. Jahrhunderts sind viele abgelehnt. Selbstverständlich muß eine bedeutende Anzahl solcher Wiegendruckausgaben in der Sammlung der Bibel-Gesellschaft fehlen, die auch von der Gutenbergbibel nicht ein einziges Blatt besitzt. — Die Bibliothek der „British and Foreign Bible Society" im Bible-House besteht seit 17. Dezember 1804; damals wurde ein Aufruf, der Beiträge von Bibeln, Neuen Testamenten usw. verlangte, hinausgesandt. Einer der ersten Schenker für diese Bibliothek, Granville Sharp, sandte zwischen 30 und 40 Bände ein, darunter ein Exemplar der zweiten Ausgabe von Eliots Virginia-Indianer- (zur Algonquian-Sprachfamilie gehörigen) Bibel, die zwischen 1680 und 1685 zu Cambridge (Massachusetts) gedruckt worden ist. Die Gesellschaft besitzt kein komplettes Exemplar der ersten Ausgabe dieser berühmten Übersetzung, dagegen das im Jahre 1661 separat gedruckte und herausgegebene Neue Testament (Nr. 6736 des Katalogs), das zwei Jahre vor dem Alten Testament fertig geworden war. Die Gesellschaft besitzt auch den noch viel selteneren „Massachusets Psalter"; der zum Gebrauch der Indianer im Jahre 1709 von B. Green und J. Printer in Boston gedruckt worden ist (Nr. 6739). Ducker J. Printer war ein Indianer, der bei früheren Ausgaben der indischen Bibeln beim Druck mitgeholfen hatte. — Dieser sorgfältigst ausgearbeitete und prächtig gedruckte Katalog der Bibel-Gesellschaft, ein Werk, das die Herausgeber als in majorem gloriam Dei unternommen mit Recht bezeichnen dürfen, wird ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle abgeben, die mit der Bibliographie der Heiligen Schriften zu tun haben. Er ist nur in 500 numerierten Exemplaren gedruckt; der Haupttitel lautet: „Historical Catalogue of the printed Editions of Holy Scripture in the Library of the british and foreign Bible Society", die sowohl Drucker wie Verleger des jetzt vierbändigen Werkes ist. M.

Unter den Namen *Maximilian-Gesellschaft E. V.* ist in Berlin eine neue bibliophile Vereinigung begründet worden. Sie will alle Bestrebungen fördern, die der Pflege des deutschen Buches nach Inhalt und Ausstattung gelten.

Die Veröffentlichungen werden als ordentliche, nur für die Mitglieder bestimmte, und als außerordentliche erscheinen. Die Gesellschaft richtet ihr Augenmerk in erster Linie auf Hauptwerke deutscher Literatur und Kultur aus Vergangenheit und Gegenwart. Diese sollen unter Mitwirkung hervorragender Künstler und unter Verwendung besten Materials auf das sorgfältigste gedruckt werden. Doch soll die alte deutsche Tugend, Verständnis für fremde Eigenart zu hegen, sich darin bewähren, daß auch Werke aus fremden Literaturen in den Kreis der Veröffentlichungen mit einbezogen werden. Kleinere Drucke werden den Mitgliedern als Neujahrsgeschenke oder als Festgaben überreicht werden. Wegen der ordentlichen Veröffentlichungen werden Wünsche und Vorschläge der Mitglieder zu hören sein. Als außerordentliche Veröffentlichungen sollen Drucke erscheinen, deren Herstellungskosten die laufenden Mittel der Gesellschaft übersteigen; sie werden von den Mitgliedern auf Grund besonderer Zeichnung erworben.

Um ihre Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen, beabsichtigt die Gesellschaft ferner, Schriften heraus-



zugeben, die die Wissenschaft vom Buche zu fördern bestimmt sind, sowie einen oder den anderen ihrer Drucke, unter Aufwendung entsprechender Mittel, in einer gut ausgestatteten Volksausgabe zu verbreiten. Denselben Zweck verfolgt der von der begründenden Versammlung gefaßte Beschluß, die Veröffentlichungen der Gesellschaft einigen öffentlichen Bibliotheken als Geschenk zu überweisen.

Endlich gedenkt die Maximilian-Gesellschaft in besonderen, mit ihren Zwecken übereinstimmenden Fällen die von anderen unternommene Herausgabe wertvoller und kostspieliger Werke zu unterstützen.

Den Interessen der Mitglieder soll eine Auskunftsstelle und eine Fachbibliothek nebst buchgewerblicher Materialiensammlung dienen.

Die Jahresversammlungen der Maximilian-Gesellschaft werden den Mitgliedern und deren Gästen Gelegenheit zu persönlicher Aussprache über die verschiedenen Gegenstände ihres Interessenkreises bieten. Diese Versammlungen sind weiter dazu bestimmt, durch Ausstellungen aus dem Besitz der Mitglieder wechselseitige Kenntnis von alten und neuen Werken der deutschen und fremden Buchkunst zu vermitteln und dadurch der deutschen Buchkunst neue Anregungen zu geben. Schließlich hofft man zuversichtlich, daß der Gemeinsinn der Mitglieder in absehbarer Zeit der Gesellschaft einen geselligen Mittelpunkt in eigenen Räumen schaffen wird. Die Zahl der Mitglieder ist auf dreihundert beschränkt, der jährliche Beitrag beträgt hundert Mark. Mitglied der Gesellschaft kann nur werden, wer durch den Vorstand dazu eingeladen wird.

Als erste ordentliche Veröffentlichung hat die Maximilian-Gesellschaft die früheste bedeutsame Urkunde deutscher Geschichte, die „Germania" des Tacitus, in lateinischem und deutschem Text, von Joseph Sattler illustriert und von Poeschel & Trepte gedruckt, in Aussicht genommen. Die erste Jahresversammlung soll im November 1912 in Berlin stattfinden. In der begründenden Versammlung vom 22. Dezember 1911 ist ein bis zur Mitgliederversammlung amtierender Vorstand gewählt worden, bestehend aus Landrat Dr. *Walter von Brüning*, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Stolp i. P., als erstem Vorsitzenden; Geheimer Regierungsrat Dr. *Paul Schwenke*, Direktor der Königlichen Bibliothek in Berlin, als zweitem Vorsitzenden; Prof. Dr. *Jean Loubier* in Berlin als erstem Schriftführer; Dr. *G. A. E. Bogeng* in Berlin als zweitem Schriftführer; Verlagsbuchhändler Dr. *Walter de Gruyter* in Berlin als Schatzmeister.

Der „Zeitungsverlag" bringt die Nachricht, daß der Umsatz, der im Jahre 1910/11 in Deutschland mit *Schundliteratur* erzielt wurde, beträchtlich zurückgegangen ist. Während im Jahre 1908/09 ein Gesamtumsatz von 60 Millionen Mark erzielt wurde, ging der Verkauf an Schundliteratur aller Art im Jahre 1909/10 auf rund 55 Millionen Mark zurück. Überall, wo durch Organisation und behördliche Maßnahmen der Verbreitung der Schundliteratur entgegengewirkt wurde, hat sich deutlich ein Nachlassen des Umsatzes gezeigt. Eine große Zahl von Buchhändlern hat sich geweigert, derartige Literatur zu führen und zu verkaufen. Dafür wurden gute Volksschriften zu billigen Preisen abgesetzt. Nach oberflächlichen Berechnungen, die sich bereits jetzt für das letzte Jahr anstellen lassen, kann man einen weiteren Rückgang von rund 10 Millionen Mark als sicher annehmen. Bezeichnend dafür, in welchem Maße der Umsatz nachgelassen hat, ist der Umstand, daß die Schundromane bei weitem nicht mehr ihre märchenhaften Auflagen erreichen. Die durchschnittlichen Auflagen der im letzten Jahre erschienenen Schundromane sind auf 10000 Exemplare zurückgegangen. Nur ein Roman, der eine Fliegertragödie behandelt, hat eine stärkere Auflage erlebt.

Woher kommt dem „Zeitungsverlag" solche Wissenschaft? Sollte nicht der (gewiß berechtigte) Wunsch der Vater dieser Statistik sein?

Bibliophiliana. Obschon Richard de Bury in seiner Schrift über die Liebe zu den Büchern solcher Liebe als einer beherrschten Leidenschaft mit richtiger Anwendung der griechischen Sprache einen Namen gegeben hatte (Philobiblon wie Philosophia), konnte sich des englischen Humanisten Bezeichnung in Frankreich, dessen Geschmack auch für die Büchersammler lange Zeit tonangebend gewesen ist, nicht einbürgern. Indem man hier, wohl an den philosophe denkend, daneben einen Gegensatz zur unbeherrschten Büchersucht, zur bibliomania beachtend, nicht von einem philobible, sondern von einem bibliophile redete, erfand man die auch in den anderen Ländern üblich gewordene Etikette für alle Bücherherzen. So muß dieses Wort Bibliophilie, dessen Nachbildungen in anderen Sprachen meist seinen Begriff nicht erschöpfen können (wie denn ein Bibliophile mehr und weniger als ein Bücherfreund oder Bücherliebhaber ist), mag es nun richtig oder falsch gebildet sein, was die Philologen zu ihrer Ergötzung unter sich ausmachen mögen, dieser kleinen Sammlung von allerlei Geschichten über die Bücherlust, als welche man in der Bücherliebe, in der Bücherforschung, im Büchersammeln findet, zur Überschrift gegeben werden. —

Des Sammlers Schatten sind die Fälscher. Und wofern man ihnen eine gute Seite abgewinnen möchte, soll man sagen: sie wissen wenigstens die Illusion eines ersehnten Besitzes zu verschaffen, wenn sie auch ein erträumtes Sammlerstück selbst nicht schaffen können. Denn es hat Künstler unter den Fälschern gegeben, die sich nicht damit begnügten, irgendeine Nachahmung oder Nachbildung, eine Veränderung des Wertlosen zum scheinbar Wertvollen an den Mann zu bringen, um sich dessen Enttäuschung und ihrer Entdeckung durch rasche Flucht zu entziehen. Künstler, die nach langer Übung, manchen gelehrten Untersuchungen, vielen Vorbereitungen einen Liebhaberwert auf dem Sammelmarkt entdecken ließen, der ganz und gar ihr Werk war, sowohl was seine schwierige Herstellung wie seine noch schwierigere Bekanntmachung unter den Kennern betraf.

Als einen solchen Meister seines Faches muß man Herrn Hagué nennen, eine, wie das zu seinem Geschäfte gehörte, etwas geheimnisvolle Persönlichkeit, die in der Zeit des zweiten Kaiserreiches, als die großen Preise für die historischen Einbände und Provenienzen entstanden, von London nach Paris übergesiedelt war, nachdem ihm in der englischen Hauptstadt das Unglück passiert war, in einer Feuersbrunst eine ziemliche Anzahl echter Raritäten, die ihm der Herzog von Aumale anvertraut hatte, verschwinden zu sehen. Während die kleinen Fälscher mit geschickten oder ungeschickten Federstrichen auf dem Titelblatte das Datum einer schlechten in das der guten Ausgabe verwandelten, mit neuen Wappenstempeln aus alten Maroquins Du Barry- und Marie Antoinette-Bände machten, um der großen Nachfrage ein wenig entgegenzukommen, dichtete dieser große Fälscher seine bibliophilen Wunder, ohne dafür eine andere Anerkennung als die gute, runde Summe zu erhoffen. So geschickt er war, so wenig eitel war er, ein Vorzug, den unter allen Virtuosen vielleicht nur die Virtuosen der Fälscherkünste haben. Schon 1862, bei der berühmten Versteigerung der Sammlung des Baron Double, hatten seine Leistungen eine klingende Anerkennung gefunden. In dem Verzeichnisse dieser Versteigerung (Catalogue de la bibliothèque du baron L. Double. Paris, Techener, 1862) betrafen die Nummern 389, 390, 391 drei handschriftliche Sammlungen von Chansons et Motets, deren prachtvolle Einbände die Wappen der Diane de Poitiers schmückten. Der sehr erfahrene Leiter der Versteigerung hatte sich begeistert so über diese Prachtstücke geäußert: Ces volumes sont surtout précieux pour les reliures qui les recouvrent et qui varient selon les volumes, de couleurs et de dessins. Elles sont d'une exécution, d'un goût et d'une richesse vraiment royales. Une d'elle a été très habilement restaurée dans quelques petits endroits. Der hohe Preis (13825 francs) wurde von der illustren Versammlung, die der Auktion Double beiwohnte, als angemessen betrachtet und der neue Besitzer war einige Jahre recht glücklich, bis es allmählich immer bekannter wurde, daß sich die Bände „vor den Wappen und den königlichen Verzierungen" im Atelier Hagué befunden hatten. (Einer der Bände ist dann auf der dritten Hoe-Versteigerung [The Library of Robert Hoe. Part III No. 2085, wo angemerkt wird: From the collection of L. Double and sold at the dispersion of his library as having belonged to Diane de Poitiers, though doubts have since been expressed in regard of the genuineness of the arms and monograms] für 250 $ versteigert worden.)

Inzwischen war auch die Geschichte des Meisterstückes dieses Ateliers bekannt geworden, die der mit ihr verknüpfte Pariser Bibliophile E. Quentin-Bauchart selbst später erzählt hat (A travers les livres. Souvenirs d'outre-tombe. Paris 1895, Seite 30 ff). Er hatte ein eben aufgetauchtes Gebetbuch Karls V. für 20000 Francs von Bachelin-Deflorenne gekauft, nachdem dieser sich für die zweifellose Echtheit der Heures verbürgt hatte. Und in der Tat: die kleine, mit schönen Malereien verzierte Handschrift auf einem wundervollen Pergamente hatte einen vortrefflich erhaltenen reichen Einband mit dem bekannten Zeichen der Herkulessäulen nebst der Inschrift: plvs vltra. Ein altes mit Samt gefüttertes Lederfutteral hatte den Einband so frisch erhalten, dessen in der Weise des XVII. Jahrhunderts ziselierte Silberschließen ein verschlungenes Doppel-C erraten ließen, wie wenigstens Potier meinte. Nichts fehlte, nur etwas war zu viel. Als der vielbeneidete Besitzer (sollte doch Spitzer 40000 Francs geboten haben, dieser damals als Kenner und heute als Mäcen der Fächerkünste berühmte Sammler) in einem Kreise neugieriger Damen seinen Fund erklärte, da fragte ihn eine der Wißbegierigen, es war nicht zum Vorteil seiner Autorität, seine Gemahlin: „Mon ami, on cousait donc à la mécanique du temps de Charles-Quint"? Da blieb kein Zweifel: bei der Herstellung des Futterals war eine Nähmaschine gebraucht worden. Immerhin: das Futteral konnte neu, das Buch selbst konnte alt und echt sein. Aber Lefèvre, der Bücherwiederhersteller bei der Bibliothèque Impériale, nahm dem unglücklichen Bibliophilen auch diese Hoffnung. Er zeigte ihm, daß der Einband neu war. Man hatte das Maroquin künstlich alt gemacht, die Einbandverzierung nach den besten Vorlagen hergestellt, das Super Ex Libris einem anderen Bande entnommen. Die vortrefflich gewählte Handschrift war alt und hatte ihren alten Goldschnitt. Die zweimal in ihren Text eingefügte Devise Karls V. stand so am richtigen Platze, fügte sich so genau dem anderen Texte ein, daß erst die Zweifel auch an ihrer Echtheit zur Entdeckung führten. Dem selbst getäuschten Buchhändler erbrachte die Handschrift (die Hagué gegen einen bekannten Finanzmannn, Paradis, hergestellt hatte, der mit dem Glauben an ihre Echtheit gestorben war) auf einer späteren Versteigerung 3000 Francs. Und dieser Preis, der wohl ihrem wirklichen Werte entsprach, zeigt, wie die Summen, die ein Meisterfälscher in sein Geschäft stecken muß, gar nicht so unbeträchtlich sind. Wenn aus anonymen Stücken Provenienzen, aus unberühmten Sachen Namen von Liebhaberwert gemacht werden sollen, so muß man sich auf diese Aufgabe konzentrieren. Nicht neu herstellen, nicht nur verändern, sondern aus allerlei altem etwas ganz neues zustandebringen, das ist das Geheimnis der Erfolge des Herrn Hagué und seiner Spießgesellen, ein Geheimnis, das auch dem prüfenden Sammler nicht unbekannt sein sollte. Denn wenn der Bibliophile auch die schönen Illusionen sucht, die ihm historischer Einband und Provenienz verschaffen, so will er doch deshalb nicht seine falschen Illusionen wie die echten bezahlen. —

La Bruyère hat die Tannerie verspottet, die kostspielig gebundene, repräsentativ aufgestellte, unbenutzte Bibliothek, die vornehme und wohlhabende Leute besitzen mußten, weil es die Mode verlangte (die Saura schon vor ihm lächerlich machte und der den Büchersammlern wenig holde Pope nach ihm). Er hat auch an die gemalten Büchersammlungen gedacht, an die perspektivischen Aussichten auf lange Büchergalerien, an die mit naturgetreuen Bänderücken gefüllten Bücherschränke, die in einer Zeit, in der die Wandmaler die Zimmer erweitern, die Türen maskieren mußten, zu den beliebtesten Vorwürfen dieser architektonisch-



pittoresken Spielereien gehören (von denen sich noch manche Beispiele, so in der Bibliothek des Arsenal, in Chantilly usw. erhalten haben). Die Bibliothèques fictives mit ihren livres de bois waren dann ein beliebtes Gesellschaftsspiel des XVIII. Jahrhunderts, in dem man noch dem gelegentlichen Witz mit umständlichen Aufwand eine monumentale Form geben durfte. (Die Beispiele ließen sich hier häufen, um nur an in deutschen Landen bekannteste zu erinnern, seien die Salzburger Wasserkünste, die Tiefurter kalte Küche, die Voltaire-Zimmer in Sanssouci genannt). In unseren Tagen ist man nüchterner, hält das für Geld- und Zeitverschwendung und empfindet das Andauern eines aus der gelegentlichen guten Laune entstandenen Scherzes als seine Verwandlung in Langeweile. Allenfalls gestattet hier der moderne Geschmack den spielenden Kindern, den Meistern der Reklame, den routinierten Theaterleuten Vorbereitung und Wiederholung, sonst aber gilt die Improvisation, die Ausnutzung des Augenblicks, als das Kennzeichen des guten Witzes, eine Geschmackswandlung, die man nicht übersehen darf, wenn man nicht die berühmtesten Bibliothèques fictives als unverständliche Fadheit geistreicher Männer ansehen will. Die hölzernen Büchersammlungen sind nur eine besondere Form des Gebrauches erdichteter Büchertitel, der besonders Bücherliste und Büchereiverzeichnis benutzend, zu den beliebtesten Hilfsmitteln der literarischen Satire gehört hat und noch gehört. Unter ihnen ist die Bibliothèque Turgot am bekanntesten geworden, wohl wegen des staatsmännischen und wissenschaftlichen Ansehens des Nationalökonomen und Generalkontrolleurs der Finanzen unter Ludwig XVI., Anne Robert Jacques Turgot B[on] de l'Aulne (1727—1781). Als Turgot 1761 das Amt des Intendanten von Limoges erhielt, schmückte er in seinem Arbeitszimmer als Fortsetzung der echten Bücherständer eine Geheimtür mit Bücherbrettern, die er mit Buchatrappen füllte, um auf ihnen lustige Büchertitel anzubringen. Tenant de Latour hat im elften Brief seiner Mémoires d'un bibliophile (Paris 1861) mit aller Ausführlichkeit darüber berichtet.

Die Unica, die Turgot zu besitzen vorgab, schienen in der Tat ausgezeichnete Bücher zu sein. Da gab es eine l'Art de compliquer les questions simples des abbé Galliani" (der dem Physiokraten Turgot nicht gefallen konnte), eine dicke Dissertation über die „Véritable utilité de la guerre", deren Verfasser, die Brüder Pâris als Armeelieferanten ein großes Vermögen erworben hatten. (Einer von ihnen war übrigens auch ein bekannter Büchersammler.) Weiterhin eine Abhandlung des Herrn Sedaine: „Du pouvoir de la musique" (denn seine Erfolge als Dichter gründeten sich auf die Kompositionen Grétrys und de Monsignys) und eine andere des Herrn Dorat, „De l'emploi des images en poésie" (weil Dorats Ruhm der seiner Buchkünstler war). Ihr reihte sich ein „Traité des ornements de la poésie moderne par M. Eisen", dem Dorats Baisers ihre Erfolge verdankten, an. Anzahl und Größe der Bände gaben den Büchertiteln und Epigrammen Turgots oft ihr Salz. So umfaßte der „Cours complet de Morale extraite de romans" zwei schmächtige Duodezbändchen und der „Corps complet des découvertes des trente-une Sociétés d'Agriculture" war ein Zwergbuch wie der „Esprit des discours prononcés à l'Académie Française depuis son établissement". Jeux d'esprit eines Gelehrten im Schlafrock, bei denen nun hin und wieder so gelacht wurde, wie Voltaire lachte, der diese Titel geschrieben haben könnte: „Histoire complette des coiffures religeuses"; „Traité du droit de conquête, ouvrage posthume de Cartouche"; „Histoire des Pénitents avec la chronologie de leurs prieurs". (Es ist ja eine Eigenschaft fast aller langen Aufzählungen erdichteter Bücher, daß neben einigen originellen Titeln viele erquälte oder vom engsten örtlichen und zeitlichen Interesse stehen. Das könnte für jemanden, der Lust und Muße hat, sich durch verstaubte Scharteken zu arbeiten, die Anregung geben, neben einem Verzeichnis der Listen erdichteter Bücher eine Auslese der besten Titelscherze zu versuchen. Manche Vorarbeiten für dieses durchaus nicht reizlose Unternehmen sind schon veröffentlicht.)

Eugène Scribes (1791—1861) „bibliothèque fictive" (die Charles de Boigne in seinen „Petits Mémoires de l'Opéra" beschreibt) war, wie es scheint, nur das kurze Spiel einer liebenswürdigen Laune. Neben manchem Späßchen, wie den „Discours des muets célèbres", die ein ganz kleines Bändchen füllten, standen zwanzig große Bände „Crimes des jésuites" und fünfundzwanzig noch größere „Critiques sur Mademoiselle Mars". Die Darstellerin der Valérie wird, wenn sie den Dichter der „Valérie" besuchte, einmal die vor ihnen anmutig Überraschte gespielt haben, so daß der Poet den Wandschmuck seiner erfundenen Bücher als das Denkmal des Lächelns einer schönen Frau noch lange seinen Freunden zeigen wollte.

Auch Ferdinand IV., König von Neapel (1751 bis 1825), berühmt als Gemahl der Maria Luisa, hatte eine Sammlung von Büchertiteln auf Bücherrücken, aber eine Sammlung, die ernst genommen sein wollte. In seinem Schlafzimmer repräsentierten, durch hohe Glasscheiben eines schönen Schrankes wohl verwahrt, lange Bandreihen, eine Auswahl des italienischen Schrifttums, die seinem Geschmack und seiner Gelehrsamkeit das vorzüglichste Zeugnis gaben. Diese kostbaren Bände waren indessen nur Holzstücke in Buchform mit einem prächtigen Lederrücken. Wie man weiß, sind diese Büchertapeten für praktische Zwecke, von denen viele Meter wenig kosten, zuerst in Amerika der Gegenstand einer besonderen Tapezierer-Industrie geworden, die preiswerte Wohnungsausstattungen liefert.

Daß Bücher-Atrappen, der einzelne ein Buch vortäuschende Band zu allerlei vortrefflichen Scherzen dienen können, braucht hier nur der Vollständigkeit wegen vermerkt zu werden. Von der blechernen Frühstückskapsel mit der schönen Aufschrift „Bäckers Werke", bis zu dem in der Kirche vergessenen englischen Gebetbuche, das beim Öffnen zwei Abteilungen zeigte, von denen die eine allerlei Süßigkeiten aufgenommen hatte, die andere aber einen flüssigen Magentrost, zu dem die vergeßliche Besitzerin leicht durch anhaltendes Küssen ihres Buches gelangen konnte, gibt es so viele Abarten (unter denen die Möbelstücke, besonders die geheimsten



noch eine besondere Gruppe bilden), daß ihre Aufzählung aus den bekannten Rücksichten auf den Raum füglich unterbleiben darf. Nur daran sei am Ende noch erinnert, daß die Töpferkunst früherer Jahrhunderte, die sich gern in grotesken und satirischen Anspielungen gefiel, auch die Buchform für ihre Zwecke ausgenutzt und Ofenkacheln das Aussehen und die Inschriften von Buchrücken gegeben hat. G. A. E. B.

Der *Verein der Plakatfreunde* veranstaltet einen Wettbewerb zur Erlangung einer künstlerischen *Briefverschlußmarke* (Siegelmarke). Teilnahmeberechtigt sind alle, die bis zum 1. September 1912 als Mitglieder des Vereins angemeldet sind. An Preisen stehen 250 Mark zur Verfügung, Einlieferung ist am 1. September 1912. Der Jury gehören außer dem Vorstande an: die Herren *Lucian Bernhard, Julius Klinger, Ernst Neumann* und Regierungsrat *von Zur Westen.* Nähere Bedingungen durch den Vorsitzenden Dr. *Hans Sachs, Charlottenburg, Schillerstr. 2.*

Hauptversammlung der Gutenberg-Gesellschaft. Ein dauerndes und lebendes Andenken an den großen Johannistag des Jahres 1900, da sich die gesamte Kulturwelt in Mainz vereinigte, um den 500. Geburtstag des großen Lichtbringer zu feiern, bildet die damals begründete Gutenberg-Gesellschaft, die ihre Mitglieder in allen Kreisen der Welt zählt und sich alljährlich am Sonntage nach der Sonnenwende versammelt. Auch gestern hatte der Ruf der Mainzer Bürgermeisterei wieder eine stattliche Anzahl von Gästen angelockt, die aufmerksam den Verhandlungen und Vorträgen folgten. Den elften Jahresbericht trug Herr Professor Dr. Binz, Oberbibliothekar der Stadt Mainz, vor. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft hat sich leider verringert. Zu dieser unwillkommenen Erscheinung trägt wohl in erster Linie die verspätete Ausgabe der Veröffentlichungen bei, die das einzige sind, was die Gesellschaft ihren auswärtigen Mitgliedern bietet. So sind diese Druckschriften für die Jahre 1908, 1909 und 1910 erst gemeinsam im Jahre 1911 erschienen und versandt worden. Der auf dem Gebiete der Buchdruckforschung wohlbekannte Hans Koegler-Basel bot eine neue Arbeit zur Veröffentlichung an: „Ein vollständiger, kritischer Katalog der in Basler Drucken von Einführung der Druckkunst bis Mitte des XVI. Jahrhunderts gebrauchten Zierinitialen". Bei der hervorragenden Stellung, die Basel gerade in dieser Hinsicht in der Geschichte der Druckkunst einnimmt, ist die Veröffentlichung eines solchen Werkes, das nicht nur der Kunstgeschichte, sondern auch der Bibliographie und Geschichte des Buchdrucks zu dienen bestimmt ist, erwünscht und zweifellos eine dankbare Aufgabe für die Gesellschaft. Diese entschloß sich denn auch zur Drucklegung des Werks. Das Gutenberg-Museum legte seinen ganzen Eifer auf den Erwerb wichtiger druckgeschtlichtlicher Werke und älterer Fachzeitschriften. Schriftgießereien und Buchdruckereien, so die Reichsdruckerei haben das Ausstellungsmaterial wieder bedeutend vermehrt. Den Glanzpunkt des Tages bildete der Vortrag des Direktors des Buchgewerbemuseums in Leipzig, des Herrn Dr. *Schinnerer.*

Die neueste Publikation der englischen bibliographischen Gesellschaft. Der jüngst herausgegebene neueste Band der „Bibliographical Society of England" ist — gemäß „The Nation", deren ausgezeichnete „News for Bibliophiles" auch den europäischen Bücherfreunden stets Interessantes bringen — eine Liste englischer Ausgaben und Übersetzungen griechischer und lateinischer, vor dem Jahre 1641 gedruckter Klassiker. Der Titel sagt bereits, wie wichtig dieser Band für das Studium der klassischen Philologie, nicht allein Englands sondern auch der übrigen Länder, ist; und so ist es sehr zu bedauern, daß durch die beschränkte Zirkulation des Bandes im Kreise der Mitglieder der Gesellschaft so viele wirkliche Interessenten davon ausgeschlossen sind. Eine Amerikanerin, Miß Henrieta Palmer, hat den Band zusammengestellt, Victor Scholderer hat eine ausgezeichnete Einleitung dazu geschrieben. Die Autoren sind alphabetisch, griechische und lateinische zusammen, geordnet und auch die Pseudoklassiker sind eingeschlossen. Zum Beispiel erscheint „The Hystorie Sege and Dystruccyon of Troye by Dares Phrygius, which was a souldier while the Siege lasted" in drei englischen um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gemachten Übersetzungen; auch die im Jahre 1598 gedruckten „The Riddles of Heraclitus and Democritus", gleichfalls ein Werk der Phantasie, stehen unter den wirklichen Klassikern. Man nimmt an, daß „The Historical, Treatise of the Travals of Noah into Europe" von dem Chaldäer Berosus, einem Autor, der nur in wenigen Fragmenten uns überliefert ist, nur das enthält, was Berosus über diesen Gegenstand geschrieben haben mag. Um strikt und akkurat zu sein, hätte das Wort „klassische" (Autoren) von dem Titel wegbleiben müssen. In der Liste ist von auffallendem Interesse, daß Äschylus vollständig fehlt, was aber dann nicht zu verwundern ist, wenn man sich daran erinnert, daß noch viele Generationen nach der Publizierung der Aldina der Text bis zur Unverständlichkeit korrupt war. Von Aristophanes war 1593 nur eine Komödie, die Ritter, veröffentlicht und kein Stück übersetzt. Sophokles ist durch eine Ausgabe der „Antigone" aus dem Jahre 1581 und durch eine Art Adaptierung des Ödipus Rex in drei „Cantoes" repräsentiert; die letzteren wurden 1615 publiziert, existieren aber nicht mehr. Euripides kommt mit drei Einträgen am besten weg, einer freien Übersetzung der Phoenissen, einer Ausgabe der „Troades" und der lateinischen Übersetzung der Aulischen „Iphigenie". — Der Dramatiker, der dem Geschmack des Zeitalters am meisten nahekam, war Seneca, von dem mehr Einträge in dieser Bibliographie existieren als von jedem anderen Autor, abgesehen von Virgil und Horaz. Plato war weder übersetzt, noch griechisch ediert, aber zwei Ausgaben des schon im Altertum als unecht erkannten Axiochus erschienen im Jahre 1592 und 1607. Unter den Übersetzern steht Chapman mit Homer, Hesiod und teilweiser Übertragung von Hero



und Leander (Ovids „Epistulae") kopfhoch über den übrigen. Männer, welche die für eine Übersetzung notwendige Gelehrsamkeit besaßen, waren mit der Rekonstruktion verdorbener Texte beschäftigt und hätten das Übersetzen als eine ihrer unwürdigen Arbeit betrachtet. Übersetzungen wurden hauptsächlich zur moralischen Erbauung gemacht und dann durch wenig anspruchsvolle Gelehrte. — Viele Kuriositäten der Literatur sind in diese Liste aufgenommen, zum Beispiel die Martialübersetzung in gälische Sprache aus dem Jahre 1571 und die Drantsche Übersetzung der horazischen Satiren aus dem Jahre 1566, der in seiner Vorrede sagt, daß er „Horaz die langen Haare geschnitten habe, seine Nägel gerichtet und all seine Eitelkeiten und überflüssigen Redensarten entfernt habe". Ein anderes exzentrisches Werk ist Stanyhursts Übersetzung der vier ersten Bücher der Äneide, die man als das absurdeste Buch in der gesamten Weltliteratur charakterisiert hat. Es ist in englischen Hexametern geschrieben, die auf der klassischen Quantitäts- statt der Akzentbasis aufgebaut sind. Diese Art Verse nannte man damals Reformverse und außer Stanyhurst exzellierte auch zum Beispiel Abraham France in ihnen. — Im Jahre 1585 erhob die reformierte Aussprache ihr Haupt. Darauf beruht eine Ausgabe des Äsop „Esops Fablz in tru Ortography with Grammar-notz". — Mit den wenigen Ausnahmen solcher Bücher, die englische Klassiker geworden sind wie zum Beispiel Chapmans Übersetzungen und Norths „Plutarch", sind diese Ausgaben und Übersetzungen nur in solchen Bibliotheken wie British Museum, Boldeana und der Universitäts-Bibliothek von Cambridge zugänglich. Von mehreren kann man nicht einmal bestimmt sagen, daß sie anders als in der Absicht des Autors existiert haben, der sich eine, irgendwo registrierte, Lizenz für ihre Publizierung verschafft hatte, aber möglicherweise gar nicht weiter damit gekommen ist. M.

Die *Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik* 1914 wird, wie nunmehr endgültig beschlossen ist, auch eine *Historische Abteilung* enthalten. Während die buchgewerblich-graphischen Sondergruppen mit ihren technisch-belehrenden Ausstellungen größtenteils retrospektive Ausstellungen ihres Spezialstoffes enthalten werden (zum Beispiel Entwicklung der Schrift, der Schreibstoffe, der Farbenbereitung, der Photographie, der Photomechanik, des Schriftschnittes, des Druckes, der Buchbinderei), handelt es sich hier um die Errichtung einer Halle der Kultur, in der in einheitlich-geschlossenem chronologisch-universalgeschichtlichem Zusammenhang die Entwicklung der Kultur dargestellt werden wird, wie sie sich in Entstehung, Entwicklung und Wandlung buchgewerblich-graphischer Betätigung im weitesten Sinne niedergeschlagen hat; angefangen bei den Resten vorgeschichtlicher Zeit und der Veranschaulichung der einschlägigen Verhältnisse bei den primitiven Völkern über die Kulturvölker des alten Orients und der griechisch-römischen Welt hinweg durch das Mittelalter hindurch bis in unsere Gegenwart, ja in zukünftige Bildungen hinein, vor deren Keimen unsere Gegenwart steht. Die geschichtliche Abteilung wird also keine Bücher-, Handschriften- oder Bilderausstellung sein. Es handelt sich vielmehr einmal um die Entwicklung der Mittel und Werkzeuge, mit denen geistige Werte über Raum und Zeit hin vermittelt werden; und sodann darum, wie die Herstellung und das Erzeugnis, der Vertrieb und die Lektüre in den verschiedenen Zeiten gestaltet war, und um die Veranschaulichung dessen in einheitlichen Kulturbildern.

Die Organisation der geschichtlichen Abteilung ist in die Hand eines Ausschusses gelegt, dem bisher folgende Herren angehören: Geheimrat Professor Dr. *Lamprecht* (Vorsitzender), Professor Dr. *Witkowski* (stellvertretender Vorsitzender), Geheimrat Professor Dr. *Sudhoff*, Professor Dr. *Weule*, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig und Dr. *J. Goldfriedrich*.

Der 60. Jahresbericht der Bostoner öffentlichen Bibliothek berichtet, daß diese Bibliothek nunmehr eine Million Bände enthält und daß sie im vorigen Jahre nicht weniger als 1612270 Bände außer dem Hause verliehen hat. Jeden Tag wurden von diesen Ausleihbüchern 400 durch eigene Wagen nach Filialbibliotheken, Schulen und öffentlichen Instituten verbracht. Das Budget zur Erhaltung dieser großen Bibliothek erforderte im verflossenen Jahre 400000 Dollars (1700000 M.), von denen die Stadt alles, bis auf 45000 Dollars, beitrug, während der Rest als Zinsen aus vorhandenen Stiftungsfonds einging. Die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Arbeit in der Bibliothek geht aus dem Faktum hervor, daß ungefähr 20000 Studenten ihre Studien entweder in unmittelbarer Nähe der Bibliothek oder doch so, daß sie das Zentralbibliothekgebäude leicht erreichen können, treiben. Der Wert der in der Bibliothek enthaltenen Spezialbücher-Sammlungen ist so bedeutend, daß man die Bostoner öffentliche Bibliothek das amerikanische Mekka für Männer und Frauen, die wissenschaftlichem Studium ergeben sind, nennen kann. Der Bericht fordert diesmal zur Errichtung eines Pensionsfonds für wegen Alters oder Krankheit sich zurückziehende Beamte der Bibliothek auf, da, wie es scheint, die Stadt Boston dafür bis jetzt noch nicht gesorgt hatte. M.

Im Mai-Heft unserer Zeitschrift (Beiblatt Seite 77) berichteten wir über die Gründung der neuen *Gesellschaft für elsässische Literatur*. Da die Notiz über die Faksimile-Ausgaben des *Narrenschiffs* von *Sebastian Brant*, die von der Gesellschaft der Bibliophilen und von der Gesellschaft für Elsässische Literatur vorbereitet werden, vielleicht mißverstanden werden könnte, so sei dazu noch Folgendes gesagt. Der Gedanke, das „Narrenschiff" in Faksimile-Ausgabe zu veröffentlichen, ist gleichzeitig und vollkommen selbständig entstanden. Beide Ausgaben verfolgen verschiedene Ziele. Die Ausgabe der Gesellschaft der Bibliophilen legt den Hauptwert auf die Frage der Entstehung der Holzschnitte, die so sehr umstritten ist und in einer kritischen Abhandlung dieser Ausgabe eingehend behandelt werden soll, während die Publi-



kation der Gesellschaft für Elsässische Literatur durch eine allgemeine Einleitung und ein Glossar das Werk dem Verständnis weiterer Kreise erschließen will. Beide Gesellschaften haben sich in freundschaftlicher Weise, sogleich nachdem die Pläne bekannt wurden und die Selbständigkeit der Ideen ersichtlich war, verständigt.

Der neue Cohen. Das Buch der gotischen Zeit und das Buch der italienischen Renaissance bezeichnen mit dem französizchen Buche des XVIII. Jahrhunderts die drei Höhepunkte der Buchkunst der alten Meister. Noch in der Wiegendruckzeit entstand das klassische Buch der italienischen Renaissance, in Venedig war der Mittelpunkt der neuen, der gotischen Art sogleich ebenbürtigen Buchausstattung und wenn die Blütezeit des mit Holzschnitten geschmückten venetianischen Buches auch nur ein Menschenalter hindurch (etwa von 1470 bis 1500) währte, so hinterließ sie doch so zahlreiche köstliche Stücke, daß die vier großen Folianten der vortrefflichen Bibliographie des prince d'Essling, duc de Rivoli (der leider den Abschluß seines großartigen bibliographischen Unternehmens nicht mehr erleben durfte) noch in den Erzeugnissen der Nachreife die Vollendung der venetianischen Renaissancebuchkunst zeigen können.

Auch die Blütezeit des Rokoko-Buches dauerte nur ein Menschenalter lang. Oder richtiger die des Pariser mit Kupferstichen geschmückten Buches der Zeit von etwa 1760 an, die ihr gewaltsames Ende mit der Revolution fand. In der Epoche Ludwigs XV. dominierte noch das offizielle Prachtwerk, der sauber in Kupfer gestochene, vornehme Foliant, dessen Blätter den Glanz des Thrones von Versailles wiederspiegeln sollten. Um 1750 setzten dann die Bemühungen ein, einen eigenen Pariser Buch-Stil zu gewinnen, der Louis Seize ist. Ein Geschlecht von Zeichnern und Stechern arbeitete für die Verleger, die die Liebhaberausgaben von Werken alter und neuer Zeit der immer mehr verwöhnten galanten Gesellschaft lieferten. Aber trotz aller Prunkentfaltung, trotzdem das Ensemble des Pariser Prachtwerks jener Tage alle Elemente des schönen Buches repräsentiert, bleibt im Gegensatz zu der künstlerischen Gesinnung, aus der die klassischen venetianischen Holzschnittbücher einheitlich entstanden, des disharmonischen genug: der Druck ist sauber aber nüchtern, der Einband aus kostspieligem Maroquin zeigt im Vergleiche zur französischen Einbandkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts viele Zeichen des Verfalles der Buchbinderkunst und der Leser muß sich (wie bei Dorat) „de planche en planche“ über die Buchstabenwellen retten, weil die Tonwerte des Buchdruckes und des Kupferstiches unvermittelt gegeneinanderprallen. Wenn trotzdem die Charme dieser Pariser Bücher jeden entzückt, der sie betrachtet, der sie mit den in der Anlage ähnlichen Büchern, die in gleicher Zeit in anderen Ländern entstanden, vergleicht, wenn diese Bücher, trotzdem sie die ästhetischen Gesetze der Kunst im Buchdruck verletzen, trotzdem ihr Inhalt oft nicht ihre Ausstattung wert ist, allgemeine Anerkennung als Buchkunstwerke finden konnten, so muß ihr Reiz noch auf Wirkungen beruhen, die nicht mehr von dem Buche selbst ausgehen, sondern von der Zeit, in der es entstand. Das Rokoko ist das Ende der Renaissance; am Anfang und am Ende dieser Kulturepoche stehen für den Bücherfreund zwei Gruppen dekorierter und illustrierter Bücher. Da liegt es nahe, zunächst einmal nach Gleichem und Unterscheidendem zu suchen, um Richtungslinien einer Entwicklung zu finden. Nur eine sei hier angedeutet: Das klassische venetianische Buch mit Holzschnitten war im XV. Jahrhundert ein Gebrauchsbuch, ein Buch schlechthin wie andere auch, das Pariser Prachtwerk mit Kupferstichen im XVIII. Jahrhundert das Ergebnis einer Luxusbücherindustrie, die Autoren, Buchkünstler, Verleger nährte und für den Bedarf der modernen Welt in Europa produzierte, eine Pariser Mode war, wie andere Pariser Moden auch. Darin aber lag seine Schwäche und liegt seine Stärke. Ein Erzeugnis des Überflusses, künstlich gepflegt, ist es rasch untergegangen, weil seiner Art die Gesundheit fehlte, sich veränderten Lebensgewohnheiten anzupassen. Die Pariser Buchkunst hat sich nicht gewandelt wie die venetianische, sondern verschwand mit einem Male. Aber was von ihr übrig blieb, war ein Extrakt von Extrakten jener seltsamen Luft, die die Menschen, die in ihr lebten, nach tollen Räuschen erstickte und die heute den der Parfüme Entwöhnten in gelegentlichen Stunden alle Raffinements einer verschwundenen Zeit vermitteln kann.

Die französischen Amateure des XVIII. Jahrhunderts haben die Prachtausgaben des XVIII. Jahrhunderts gesammelt, wie man die schönen Bücher seiner Zeit zu sammeln pflegt, ohne allzu große Rücksichten auf ihren Liebhaberwert und die diesen beeinflussenden besonderen Umstände. Sie stellten das mit einem Prachtbande geschmückte Prachtwerk in seiner besten Ausgabe in ihren Bücherschrank. Nur gelegentlich betrachtete der eine oder der andere Bücherfreund diese Kabinetstücke der heutigen Bibliophilie auch noch von anderen Gesichtspunkten, als denen des Nur-Bücherkäufers. So auch *A. A. Renouard*, der Altbuchhändler und Verleger war und sich mit Erfolg in diesen Berufen bewähren konnte, weil er zu ihnen als ein passionierter Bibliophile gekommen ist. Und er, der als Verleger auch an der Entstehungsgeschichte einzelner berühmter Prachtausgaben ein besonderes Interesse nahm, der für seine späteren eigenen geschäftlichen Zwecke sich alles zusammenstellte, was ihn die Geschichte dieses oder jenes Buches deutlich übersehen ließ, hat mit vereinzelten Beschreibungen in seinem vierbändigen *„Catalogue de la bibliothèque d'un amateur“* (Paris, 1819) recht eigentlich die Bibliographie des französischen Kupferstichbuches des XVIII. Jahrhunderts begründet, die mit dem „Cohen“ ein halbes Jahrhundert später autoritative Bedeutung gewann. Die Bibliophilengeneration, der Renouard angehörte, sah in den Rokokobüchern noch nicht große Liebhaberwerte, die Kenner sammelten sie, aber nicht als unerhörte Kostbarkeiten. Und als der Kern der wundervollen Bücherei Renouards 1854 versteigert wurde, als schon die Brunet und Nodier für den „amateur impeccable“



die Beispiele gegeben hatten, waren die Preise auch für die erlesenen Proben französischer Buchkunst noch immer so niedrig, daß niemand vermuten konnte, in wie kurzer Zeit ein neues Sammelgebiet entdeckt werden würde, das zu betreten nur den mit Reisegeld nicht Sparenden erlaubt sein würde. Die tonangebenden Bibliophilen des zweiten Kaiserreichs haben das neue Gebiet entdeckt. Sie, die noch überall Funde machen konnten, stellten an die Bücher mit Kupferstichen, die aus dem XVIII. Jahrhundert kamen, die allerhöchsten Ansprüche. Berühmte Provenienz und alter Maroquinband aus berühmter Werkstätte, die originalen Handzeichnungen, die als Vorlagen für die Stecher gedient hatten, Probedrucke und unterdrückte Stiche, das alles mußte ein Großpapier haben, wenn es der „amateur impeccable" in seine Bibliothek ließ. Der schönen Bibliophilen-Phantasie entsprachen die Phantasiepreise, die zu steigern das bibliographische System der „*Livres à gravures du XVIIIe siècle*", das Henri Cohen in seinem 1870 zuerst veröffentlichten Handbuch aufstellte, fortgesetzt beitrug. Mit dem letzten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts kam dann nicht die Entnüchterung, aber die Entspannung auf dem Altbüchermarkte wie für andere große Liebhaberwerte der Bibliophilen des zweiten Kaiserreiches auch für die Kupferstichbücher des XVIII. Jahrhunderts. Die kostbarsten Stücke waren allmählich vom Markte verschwunden, die Sensationen auf den Auktionen wurden seltener, weil viele dieser kostbarsten Stücke in festem Besitz waren und wenn sie einmal auftauchten, öffentlich ausgeboten wurden, nicht à l'amiable die Besitzer wechselten, ihre hohen Preise neben denen anderer ihnen ähnlicher Kostbarkeiten des Rokoko, wie sie noch letzthin die „Vente Doucet" brachte, nicht mehr besonders merkwürdig erscheinen. An die Stelle der Auslese war das Mittelgut getreten, mit dem sich nun allzuoft auch die eifrigsten und reichsten Sammler begnügen müssen. Und wie sich die Perspektive zum XVIII. Jahrhundert überhaupt immer weiter vertieft, so auch die zu seinen Büchern, auch für sie weicht der bibliophile Enthusiasmus allmählich der bibliographischen Kritik. Nunmehr erscheint: „*Henri Cohen, Guide de l'amateur de livres à gravures du XVIIIe siècle. Sixième édition, revue, corrigée et considérablement augmentée par Seymour de Ricci. Paris, Librairie A. Rouquette.* 1912. (XXVI und 1247 Seiten mit 12 Tafeln). Der Lexikonoktavband in 1050 Abzügen ausgegeben, ist der Ersatz der letzten, von Bon R. Portalis besorgten Ausgabe des Cohen, die ihrerseits zu einer gesuchten und teueren Seltenheit geworden war. Bei der äußeren Abgrenzung des Stoffes einer bedeutenden Liste der mit Kupferstichen geschmückten Bücher des XVIII. Jahrhunderts konnte und sollte nicht insofern Vollständigkeit erreicht werden, als ein Verzeichnis aller im XVIII. Jahrhundert erschienenen, mit Kupferstichen illustrierten Bücher gegeben werden sollte. Die nur dokumentierende Illustration, die vor dem photomechanischen Reproduktionsverfahren auf Holzschnitt und Kupferstich angewiesen war, mußte von vornherein ausgeschlossen werden. Und an die aufgenommenen Bücher durfte kein in künstlerischen Dingen zu nachgiebiger Maß-



stab gelegt werden. Das entsprach durchaus der Anlage des „Cohen“, dessen erste Auflage nur eine Auslese der allerschönsten Bücher enthalten sollte, die sich dann immer mehr erweiternd (zumal seit der dritten von Chr. Mehl besorgten Auflage, auch das bibliographisch-kritische Element stärker hervortrat), in der letzten Auflage einen Umfang erreicht hat, den ihr Bearbeiter selbst eher zu vermindern als zu vergrößern für nötig hält. Manche neuerdings viel mehr als früher beachtete Büchergruppen, wie die zierlichen Almanache und die großen Ornamentstichwerke waren gebührendermaßen zu berücksichtigen, die umständliche Kleinarbeit genauer bibliographischer Beschreibung, die für den Gebrauchswert eines jeden bibliographischen Handbuches entscheidend ist und soviel Mühe und Zeit kostet, die nur der richtig einschätzen kann, der sich in ihr versuchte, geduldig zu beenden. Den allgemeinen Liebhaberwert der verzeichneten Bücher hat Herr Seymour de Ricci nach den mittleren Exemplaren in Kalbleder oder Kartonnagen der Zeit und dem Stande von 1912 eingeschätzt, aus den schon oben angedeuteten Gründen die einzige Möglichkeit, zu einer einigermaßen richtigen Angabe des mittleren Preises zu gelangen. Die kostbaren Exemplare in alten Maroquinbänden, aus berühmten Vorbesitz, mit den Handzeichnungen und Vorzugsdrucken werden auf ihren Wanderungen durch die Auktionen und Bibliotheken genau verfolgt. Hier kam dem Herrn Herausgeber seine bekannten Kenntnisse der alten Kataloglitteratur sehr zu statten und er hebt mit Recht die Vollständigkeit solcher Angaben, die für viele überflüssig erscheinen könnten, als bestes Abwehrmittel gegen die Fälscher und ihre Künste hervor. In diesen ganz genauen, die Katalognummern nennenden Angaben und in der Kollation wenigstens der Hauptwerke und sehr vieler Nebenwerke liegen die Vorteile der neuen Auflage gegenüber den früheren, für die wir dem Herrn Herausgeber besonders dankbar sein müssen und die er mit Recht in der Vorrede als sein Verdienst in Anspruch nehmen kann. Daß ihm die Autopsie als die selbstverständliche Tugend des Bibliographen erschienen ist und daß er sich mit Erfolg in allen bekannten bedeutenden Sammlungen von illustrierten Büchern des XVIII. Jahrhunderts umgesehen hat, beweisen die 12 beigegebenen Tafeln, die Handzeichnungen berühmter Buchillustrationen zeigen und damit erkennen lassen, inwieweit die Stecher den Intentionen der einzelnen Künstler folgen konnten. Die aufgefrischte Vorrede der B[on] R. Portalis aus der fünften Auflage eröffnet die sechste mit einer ausgezeichneten kurzen Übersicht des Werkes jener Buchkünstler, das der Cohen verzeichnet. Für „Addenda et Corrigenda“ bleibt auch in seiner neuesten Auflage noch mancher Raum. Das kann aber kein Vorwurf sein. Umfassende biliographische Nachschlagewerke können Genauigkeit und Vollständigkeit nur durch die Mitarbeit vieler gewinnen. Immerhin sind doch manche unschwer zugängliche Quellen unbenutzt geblieben, so z. B. die für die deutschen illustrierten Bücher der Zopfzeit. Es genügt zum Beweise dieser Behauptung auf die Stichworte Goethe (der berühmte Druckfehler: Die Lenden des

jungen Werther ist diesmal glücklich vermieden) und Frédéric II. hinzuweisen. Wenn die Benutzer des unentbehrlichen Guide Cohen ihre Mitarbeit dem neuen Herrn Herausgeber, wie es im allgemeinen Interesse wünschenswert ist, zuteil werden lassen, wird in absehbarer Zeit ein Nachtragsband Ausgelassenes ergänzen, kleine Fehler berichtigen können. Und damit ein Werk zum Abschluß bringen, dessen Inhalt sich für seine ferneren Auflagen nur insoweit noch verändern kann, als die Entwicklung des Altbüchermarktes und der Bücherliebhaberei solche Veränderungen bedingen wird. G. A. E. B.

Literatur und Justiz.

Im Laufe der letzten Wochen wurden folgende Beschlagnahmen verfügt, bezw. durch Gerichtsurteil bestätigt:

Jean qui rit Nr. 587;

Ein origineller Liebesbrief;

Miß Rod, John Bulls Erzieherin. Eine Sammlung von Briefkasten-Korrespondenzen aus englischen Zeitungen entnommen. Übersetzt von Erna Neumann. 1912. Triest, Korrespondenz-Verlag H. Dorn;

Die G'schamige, Simplizissimuspostkarten;

Tagebuch eines Flohs. O. J. Dresden, Weltreformverlag;

Richard Ungewitter, Kultur und Nacktheit. Stuttgart, Strecker & Schröder:

Altra, Brennus: Le Journal d'une Flagelée. 1909. Seine, Select-Bibliothèque;

R. Bröhmek, Gefährliche Buße. O. J. Leipzig, Leipziger Verlag;

Irene Brug, Amor Imperator. 1907. Leipzig, Leipziger Verlag.

Dolorosa (Jean de Villiot), Ihr Herr. 1904. Dresden, H. R. Dohrn;

Feodor Essée, Birkentee und Rohrstockpflaster. 1909. Privatdruck;

Waldemar Fröse, Liebe und Schönheit. O. J. Königsberg, Selbstverlag;

Madonna Nero von R. B. Privatdruck;

Im „Preußischen Verwaltungsblatt" finden wir die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts abgedruckt, die am 29. Februar dieses Jahres in der Klage wegen eines Aufführungsverbots von *Wedekinds „Frühlingserwachen"* gefällt wurde. Das vom Regierungspräsidenten erlassene Verbot wurde aufgehoben, weil gegenüber dem ernsten Inhalt und der ernsten Wirkung des ganzen Stückes die anstößigen Stellen weit zurücktreten „und somit die Grenzen des im polizeilichen Sinne Zulässigen nicht überschreiten". Das ist gerecht und verständig geurteilt und schafft Vertrauen zum Oberverwaltungsgericht. Noch besser gefällt uns aber die Art, wie in der Begründung des Urteils der Inhalt dieses Stückes erzählt wird, das auch gebildete Menschen mitunter noch anfeinden. Wir halten es für richtig, diese amtliche Darstellung in weiterem Gesichtskreis bekannt zu machen. Hier ist sie: „Der Inhalt



des Stückes läßt sich dahin zusammenfassen: Es wird dargestellt, wie auf junge, in dem Alter der beginnenden Geschlechtsreife stehende naive Personen die realen Mächte des Daseins einwirken; vornehmlich ihr eigener, erwachender Geschlechtssinn und die Anforderungen des Lebens, insbesondere der Schule. Sie erliegen in dem sich entwickelnden Kampfe vor allem deshalb, weil ihre berufenen Leiter, die Eltern und Lehrer, nach der Auffassung des Dichters in weltfremdem Unverstand und aus Prüderie es unterlassen, sie zu belehren und ihnen verständnisvoll helfend die Wege zu weisen. Wendla Bergmann geht unter, weil trotz ihrer Bitte die Mutter es unterläßt, sie über die menschlichen Geschlechtsverhältnisse aufzuklären. Moritz Stiefel, in Verwirrung gebracht durch die Regungen seiner beginnenden Pubertät, durch seine Zweifel über Entstehung und Zweck der Menschen und nicht zuletzt durch die sexuellen Belehrungen seines Freundes, wird erdrückt durch die Aufgaben der Schule, die er nicht erfüllen kann, deren Erfüllung aber der nur hierauf gerichtete strenge Sinn seines Vaters von ihm fordert. Melchior Gabor geht nur deshalb nicht zugrunde, weil er Verständnis für das, in einer Personifikation, als vermummter Herr auftretende reale Leben gewinnt und sich von diesem mitziehen läßt. So aufgefaßt, läßt sich dem Stück im ganzen nach seiner Tendenz und seinem Inhalt der Charakter eines ernsten Stückes nicht absprechen; es behandelt ernste, vielfach im Vordergrunde des Interesses stehende Erziehungsprobleme und sucht zu diesen Stellung zu nehmen. Es ist nicht erkennbar, daß da, wo sittenwidrige Handlungen dargestellt werden, dies geschieht, um sie als etwas Erlaubtes oder Nachahmenswertes hinzustellen oder gar um die Lüsternheit der Zuschauer anzuregen oder zu befriedigen. Das Theaterpublikum wird sich dem rein menschlichen Mitgefühl für das tragische Geschick der Hauptpersonen und dem Interesse für den Gang der Handlung und die darin behandelten Probleme nicht entziehen können. Jedenfalls ist nicht abzusehen, inwiefern die Zuhörer daraus eine Anregung zu eigenem sitten- oder polizeiwidrigen Verhalten empfangen sollten."



Drugulin-Drucke

VORZUGS-AUSGABEN

Goethe, Tasso

Fünf Exemplare auf bestes englisches Pergament gedruckt und von *Carl Sonntag jun.* in Ganz-Maroquin gebunden (Vergriffen) . . . . je M 350.—

Goethe, Iphigenie

Sechs Exemplare auf bestes englisches Pergament gedruckt und von *Carl Sonntag jun.* in Ganz-Maroquin gebunden . . . . je M 350.—

Anakreontische Oden und Lieder

Vorzugsausgabe, gebunden in handvergoldetem Ganzlederband von *Carl Sonntag jun.* . . . . . . M 15.—

Shakespeare, Sonnets

Fünf Exemplare auf bestes englisches Pergament gedruckt und von *Carl Sonntag jun.* in Ganz-Maroquin gebunden . . . . je M 250.—

Baudelaire, Les Fleurs du Mal

Edité par Georges A. Tournoux. Ausgabe auf Strathmore in 100 Exemplaren. Gebunden in Ganz-Maroquin von *Carl Sonntag jun.* . . . . M 50.—

Verlaine, Vers

Edité par Georges A. Tournoux. Ausgabe auf Strathmore in 100 Exemplaren. Gebunden in Ganz-Maroquin von *Carl Sonntag jun.* . . . . M 50.—

Prévost, Manon Lescaut

Vorzugsausgabe auf holländischem Van Geldern-Bütten in reich mit der Hand vergoldetem Ganzlederband von *Carl Sonntag jun.* . . . . M 25.—

Über die Drugulin-Drucke wolle man Sonderprospekte verlangen in den Buchhandlungen oder von

ERNST ROWOHLT VERLAG · LEIPZIG

G. RAGOCZY'S UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG (KARL NICK) FREIBURG I. BR., SALZSTRASSE 13

Großes Lager vergriffener und gesuchter Ausgaben, unter anderem:

GOETHE, FAUST. Numerierte Luxusausgabe in Leder mit Schließen (Diederichs) . . . . . M. 80.—

GOETHE, DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den 18 Stichen v. Chodowiecki. 400 Exempl. In Kalbsleder . . . . M. 32.—

GOETHE, IPHIGENIE AUF TAURIS. Doves Press. In Pergament . . . . M. 50.—

HAUPTMANN, DER ARME HEINRICH. 1. Auflage. broschiert . . . . M. 6.50

HEBEL, SCHATZKÄSTLEIN DES RHEINLÄND. HAUSFREUNDES. (Delphinverlag). Luxusausgabe in Ganzleder . . . . M. 40.—

HEINE, BUCH DER LIEDER. Faksimile-Neudruck nach der 1. Ausgabe von 1827, in Ganzled. M. 28.—

E. TH. A. HOFFMANN, KLEIN ZACHES, GENANNT ZINNOBER. Mit Zeichnungen von Divéky. Auf Japan in Pergament . . . . M. 45.—

DIE KÜSSE DES JOHANNES SEKUNDUS. In rotem Ganzlederband . . . . M. 50.—

BAIN, F. W., DER MONDESPFEIL. Eine Hindu-Liebesgeschichte. Buchausstattung von O. Starke. Privatdruck . . . . M. 20.—

BEARDSLEY, A., THE EARLY WORK. Geb. M. 22.—

HOFMANNSTHAL, DER TOR UND DER TOD. 10. Aufl. mit 3 radierten Vignetten v. E. R. Weiss. In Kalbleder (Handband) . . . . M. 32.— Dasselbe in Ganzleder . . . . M. 20.—

RATH, HANNS WOLFGANG, DER BUNTE FALTER. Lieder aus der Verklärung. Erste (Privat-) Ausgabe. In Seide gebunden . . . . . M. 20.—

—„— —„— PIERROTS SONDERBARE EHE UND ABSTERBEN. Ein tragigroteskpikanter Roman. Mit 1 farbig. u. signierten Originalradier. v. W. Geiger. Luxusausg M. 40.—, einfache Ausgabe M. 12.—

SHAKESPEARE, HAMLET. In Pergament. (Reichsdruckerei.) . . . . M. 45.—

STRAPAROLA, G. F., DIE ERGÖTZLICHEN NÄCHTE. (Perlen älterer roman. Prosa.) 2 Bände in Pergament . . . . M. 36.—

WESSELSKI, A., DIE SCHWÄNKE UND SCHNURREN DES PFARRERS ARLOTTO. Mit mehreren Bildern u. Faksimilien. 2 Bde. In Perg. gbd. M. 28.—

—„—, DER HODSCHA NASREDDIN. Türkische, arabische etc. Märlein u. Schwänke. 2 Bände. In Pergament gebd. . . . . M. 28.—

GIOVANI BOCCACCIO, DER DEKAMERONE. Deutsch von H. Conrad. In 5 Bänden mit den Kupfern und Vignetten von G. Boucher d. Ausgabe von 1757. Ausg. in Pappe pro Band M. 12.50, in Halbfranz M. 15.— Luxusausgabe in Ganzleder . . . . M. 40.—

Unsere nach Entwürfen von W. Jaecker geschnittene

Jaecker-Schrift

hat sich schon kurz nach ihrem Erscheinen bei einer großen Anzahl hervorragender Druckereien eingeführt. Ihr interessanter Charakter, ihre klare Form und leichte Lesbarkeit lassen sie auf den ersten Blick für den Druck von Werken, Zeitschriften, Prospekten etc. geeignet erscheinen. Die Probe zeigt die Schrift in zahlreichen Beispielen im Werk- und Akzidenzsatz, auch der halbfette Schnitt ist in Anwendungen vorgeführt. An Interessenten geben wir die Probe gratis

Grand Prix: Brüssel und Turin

Schriftgießerei D. Stempel / A.G Frankfurt a. M.


Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE



1912-13

HEFT 1

VIERTER JAHRGANG

VERLAG VON W. DRUGULIN / LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen (e. V.), der Deutschen Buchgewerbekünstler (e. V.) und der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

Begründet von Fedor von Zobeltitz

NEUE FOLGE

1912/1913

Vierter Jahrgang, Heft 5/6

Herausgegeben von

Professor Dr. CARL SCHÜDDEKOPF, Weimar, Cranachstraße 38

Professor Dr. GEORG WITKOWSKI, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20

REDAKTIONEN in

AMSTERDAM: M. D. Henkel, Rijksmuseum,
KOPENHAGEN: Victor Madsen, Königl. Bibliothek,
LONDON: Professor Freiherr Otto von Schleinitz, 7, Redcliffe Road,
MOSKAU: Dr. Arthur Luther, Syromiatniki, Haus Loewenthal,
NEW YORK: Ernst Eisele, 225,5th avenue,
PARIS: Otto Grautoff, 11 Quai Bourbon,
ROM: C. E. Rappaport, Via Bocca di Leone 13,
WIEN: Hans Feigl, IV, Johann Straußgasse 38.

ABONNEMENTSPREIS:

für den Jahrgang (12 Hefte) . .	M.	36.—
für den Jahrgang in zwei Bde. geb.	„	44.—
für ein Quartal (3 Hefte) . . .	„	9.—
Einzelne Hefte	„	3.50

